Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

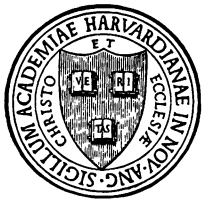
Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

WIDENER LIBRARY
HX 796C +

KPH 9001

Harvard College Library



FROM THE BEQUEST OF

EDWIN CONANT

(Class of 1829)

OF WORCESTER, MASS.

A fund established in 1892, the income thereof to be applied to the benefit and increase of the College Library.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Die Gegenwart.

Wochenschrift

für

Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Fünfundachtzigster Band.

(Nr. 1–26)

Künstler-Verein.
Bibliothek:
Eb 14
BREMEN

Berlin 1914.
Hellmuth Johnke, Verlag.

Digitized by Google

P-Germ 193.8
~~KPH 154~~
KPH 9001

Digitized by Google

Register.

Fünfundachtzigster Band.

Seite

Politisches, Sozialpolitisches und Volkswirtschaftliches.

Adler, Max, Die irische Operettenrevolution . 209
— Fanatismus 401
Askevold, Ingolf, Chauvinismus 385
Bab, Julius, Am Ende der Feste 1
— Zwei Welten 81
Gaulke, Johannes, Sport und Volksverwilderung 241
Gopčević, Spiridion, Albanien 353
Igenstein, Heinrich, Krieg dem Kriege . . . 17
— Kriminalstatistik und Alkoholfrage 113
— Banausen 337
Kersten, Kurt, Mütterchen Rußland 257
Klötzel, C. J., Das Bevölkerungsproblem der Großstadt 369
Lublinski, Samuel, Die Umwertung der Nationalität 358
Lund, C., Folgen des Niedergangs der großen Segelschiffahrt 195
Mackay, Dr., Freiherr von, Deutschland, England, Amerika 97
Michaelis, Fritz, Der Fall Jastrow 289
Naumann, Friedrich, Qualitätsarbeit 33
Schwab, Johannes, Der Dollar rollt 65
Wantoch, Dr., Hans, Schwarz-gelber Patriotismus 177

Medizinisches.

Adler, Max, Die eugenische Ehe 35
— Das Leben für die Lebenden 225
Ewald, Dr., Oscar, Pansexualismus 67
Spier, Dr. med., Materialisationsphänomene! . 51
Wachter, Dr., Wilhelm, Die Menschwerdung 324, 338

Astronomie.

Marcuse, Prof. Dr., Adolf, Neues vom Himmel und von der Erde 11, 100, 243, 307, 388
— Die Beherrschung der Luft 147
— Das Weltenbild im Wandel der Zeiten und seine Beziehungen zur menschlichen Kultur 179

Erziehungs- und Unterrichtswesen.

Elgard, Georg, Die deutsche Einheitskurzschrift 245
Harlan, Walter, Das Deutsch der Gymnasialdirektoren 321
Offe, Dr., Hans, Ein verkanntes Unterrichtsfach 69

Philosophie.

Bab, Julius, Mechanik des Geistes 55
Goldschmidt, Kurt Walter, „Geschlecht und Uebergeschlecht" 182

Seite

Marcus, Hugo, Die Weisheit der Langenweile 4
— „Halbmaske" 291
Ritter, Prof. Dr., Otto, Vom Fortschritt in der Philosophie 163
Steudel, Friedrich, Der Große von Jena . . 129

Juristisches.

Adler, Max, Die Keilinge 145
— Das Schicksal der Witwe Hamm 161
Igenstein, Heinrich, Bayreuther Witwenzauber 305
— Die Schank- und Kinonovelle 273

Kulturgeschichtliches.

Adler, Max, Berlin und die Siebzehnjährigen 19
— Arbeit und Dogma 84
— Der König von Myslowitz 131
— Die zerschnittene Venus 193
Bolze, Wilhelm, Universalpersönlichkeit . . . 362
Igenstein, Heinrich, Von der neuesten Kirchenbildung 49
Pieth, Dr., Willy, Die Bugra 403
Spier, Dr. med., Aus dem Heimatlande der „Abstinenz" 227

Literaturgeschichtliches.

Bab, Julius, Ernst Lissauer 122
— Der Dichter des Mandelhauses 151
— Schauspielernotizen 167
— Rabindranath Tagore 278
Badt, Dr., Bertha, Ein Leben 372
Bolze, Wilhelm, Herbert Eulenberg als Essayist 115
— Christian Morgenstern 230
— Neue Romane 253
— Die deutsche Shakespeare-Gesellschaft 300
— Neue Novellenbücher 326
— Otto Erich Hartleben 344
Eulenberg, Herbert, Oskar Wilde 120
Frank, Hans, Jakob Lenz 44
Graetzer, Franz, Der Logiker als Literatur-Idyll 104
— Adolf Grabowsky 248
— Zwei Nachlaßwerke 309
Harbeck, Hans, Vom linken Ufer der Literatur 7
Hes, Dr., Else, Cäsar Flaischlen 293
Katscher, Leopold, Briefe einer Berühmtheit 259
Scheller, Will, William Makepeace Thackeray 86
Wall, Viktor, Tolstois Briefwechsel mit seiner Tante Alexandrine 377
Wolf-Cirian, Francis, Als wär' es nie gewesen 58

Digitized by Google

Seite

Novellen, Erzählungen und Skizzen.

Baum, Vicki, Barabbas 234
Chinesischen, Aus dem, Blumenmärchen . . 394
Ernst, Paul, Eine Liebe in Rom 329
Felden, Emil, Fabeln und Aphorismen . . . 48
Flaischlen, Cäsar, Morgenwanderung . . . 297
Freyer, Walter, Das Eisen stirbt 267
Guthmann, Johannes, Prüfung 346
Harbeck, Hans, Auer Dult 95
Holitscher, Arthur, Eine Begegnung mit Herrn Howard Curle 379
Huch, Friedrich, Christels Verpflichtungen . . . 312
Jerome, Jerome K., Der Mann, der auf Abwege geriet 75
Kayßler, Friedrich, Vorfrühling 169
Manasse, Waldeck, Aphorismen . . . 288, 303
Marcus, Hugo, Aphorismen 96, 111
Michaelis, Fritz, Erasmus macht Besuche . 46
Münzer, Kurt, Kräfte und Wirkungen . . . 203
Natteroth, Friedrich, Der kranke Bauherr . 111
Rieß, Richard, Der Ausflug ins große Leben . 142
Schneider, J. B., Die Novelle vom Grauen . 23
Stehr, Hermann, Geschichten aus dem Mandelhaus 153
Wrobel, Ignaz, Der Zeitsparer 13

Bildende Kunst, Musik und Kunstgeschichte.

Bab, Julius, Rembrandts letztes Gesicht . . . 374
Behne, Dr., Adolf, Der Maler Munch . . . 127
— Das Ende der Berliner National-Galerie . . 201
— Die erste Ausstellung der Freien Sezession . 261
— Die Neue Sezession 390
Bolze, Wilhelm, Adorée Villany 172
— Aus dem Kunstsalon Fritz Gurlitt 187
— Ferruccio Busoni 188
— Geistliche Musik 219
— Gurlitts neue Kunstausstellung 239
— Monsieur Bonaparte 303
— Gluckfeier 410
Essigmann, Alois, Drehströme im Kunstbetrieb 156
Funke, Max R., Wesen und Geschichte der japanischen Kunst 37
Gaulke, Johannes, Der Staat als Mäzen der Toten 133
Harbeck, Hans, Wohnungskunst 414
Michaelis, Fritz, William Lossow 365
Vultur, Die Musik der Geräusche 110

Gedichte.

Grabowsky, Adolf, Das Brautlied 252
— Große Stadt 253
— Mitternacht 253
— Selige Stunde 253
Lissauer, Ernst, Erde und Pflug 124
— Seele 124
— Schlachtgebet des alten Dessauers 124
— Die Totenwacht 125
Morgenstern, Christian, Ein Rosenzweig . . 232
— Bei der Pyramide des Cestius 232
— Der Lattenzaun 233
— Der Aromat 233
— Die Mausefalle 233
— Die Nähe 233
Rabindranath Tagore, Dichtungen . . 281
Quandt, Bruno, Zwei Gedichte 27
Wegner, Armin T., Gesang von den Straßen der Stadt 61

Seite

Theater.

Bab, Julius, Berliner Theater . . . 21, 135, 301
— Giampietro † 30
— Der neue Hauptmann 73
— Snobismus 103
— Theaterhimmel und Dichterhölle 184
— Was ihr wollt 197
— Iphigenie 222
— Die gelbe Jacke 237
— Mirakel 315
— Arthur Vollmer 334
— Paul Ernsts Première 363
— Sommerluft 393
— Reinhardt und Shakespeare 408
Bolze, Wilhelm, Wedekinds „Simson“ . . . 89
— Cafard 186
— Erziehung zur Liebe 238
— Scheiterhaufen 255
— Nach Damaskus 266
Igenstein, Heinrich, Marys großes Herz . 286
— Jeppe vom Berge 398
Kienzl, Hermann, Das verbotene Hohenzollerndrama 211
— Eine Bibliographie für Theatergeschichte . . 275
Landsberg, Dr., Hans, Intendant Dingelstedt 406
Unruh, Fritz von, Louis Ferdinand, Prinz von Preußen 215

Aus der Reichshauptstadt.

Jagow, der Unschätzbare 28
Ausrufer 125
Die Berliner Börse 189
Tollhaus 350

Randbemerkungen.

Jagow als Symptom 8
Reformgasthäuser 12
Scherbengericht 62
Doktorfabriken 91
Die Prämie 92
„Fräulein Hausassistentin“ 93
Die modernsten Dichter 94
Anzeigen und Anzeichen! 107
Deutsche Mode? 109
Ein deutsches Heine-Denkmal 138
Von der Preisstellung des Buches 140
Der Stationsvorstand in F. 141
Die Ueberwindung der Berge 157
Graf Mielczynski 158
Welche Mittel wenden Sie zur Durchführung der Abstinenz an? 173
Die farbigen Perücken 174
Der Zorn des Enttäuschten 224
Die Zukunft der Königlichen Bibliothek 264
Berlin ohne Simmel 283
Das pensionierte Genie 284
Andersens Weltzentrale G. m. b. H. 287
Die amerikanische Prohibitionsbewegung 317
„Menu“ 318
Zweite Hypotheken 351
„Hausbesitzer“ 366
Abbitte an die sechs Gymnasialdirektoren . . . 412

Neue Bücher.

15, 30, 79, 111, 160, 175, 191, 207, 240, 256, 271, 304, 319, 335, 352, 368, 399, 416.

Digitized by Google

Die Gegenwart

Nr. 1 . Berlin, den 3. Januar 1914 43. Jahrgang Band 84.

Am Ende der Feste.

Von

Julius Bab.

Das Jahr der unendlichen Jubiläen ist vorüber, und aus der Summe glänzender Erinnerungsreden auf hundert Jahre alte Dinge und minder glänzender Wirklichkeiten des letztvergangenen Jahres selber gilt es nun, den Sinn zu begreifen für den Weg, den das deutsche Leben im neuen Jahr und in weiterer Zukunft machen soll. — Ueberschlagen wir vorerst einmal den Sinn der Festreden. Wie viel völkisch Großartiges, menschlich Begeisterndes und strategisch Kluges, historisch Naives und psychologisch Feines ist nicht über die Leipziger Schlacht, über die große „Völkerschlacht" geredet, geschrieben und gedruckt worden. Aber so viel man auch das Wort von der Völkerschlacht im Munde führte, nirgends fand ich die wirklich einzige, welthistorische Größe dieser Schlacht klar betont, die doch schon im Namen liegt. Denn es war wirklich eine Schlacht der Völker; aller Völker, und zwar nicht so, daß, statt wie bei den meisten Schlachten zwei Völker gegeneinander, so hier viele verschiedene Völker als „Verbündete" gegen die Franzosen standen. Die erschütternd großartige Wahrheit ist vielmehr, daß hier auf beiden Seiten Menschen nahezu aller europäischen Nationen fochten. Napoleons Heer war nicht mehr ein französisches Heer, als das seiner Gegner ein preußisches oder deutsches war. Iren waren es, die Blücher in die Katzbach jagte, Württemberger und Sachsen wurden von Bülows Regimentern bei Großbeeren erschlagen, Polen und Italiener ertranken mit den Franzosen beim Rückzug aus Leipzig in den Wassern der Elster. Ein Teil beinahe aller europäischen Völker focht hier für, ein anderer Teil gegen Napoleon. Wenn es also hier gerade nicht der Unterschied zweier verschiedener Nationen war, der in letzter, entscheidender Instanz die beiden mächtigen Heere bildete, was war es dann? Was rief ganz Europa für oder gegen diesen Mann Napoleon zu den Fahnen? — Die marxistische Geschichtserklärung bemüht sich mit wahrhaft verzweifelten Verrenkungen ganz vergebens, hier das Wirtschafts- und Klasseninteresse als Grund der großen historischen Gruppierung aufzuzeigen. Aber die naive Heldenverehrung, die die ganze riesige Bewegung jener Jahre als Begeisterung für oder gegen eine bestimmte Einzelperson deutet, ist doch noch minder möglich. Alle Suggestionskraft der Persönlichkeit, aller Glanz des Namens sind schließlich doch nur Mittel, mit denen ein großer Mann Menschen für einen Zweck in Bewegung setzt — einen Zweck, den er seinen Anhängern als ihren eigenen zu suggerieren vermag. Was aber waren die Ziele, die Napoleon den Völkern anbot? Gewiß, er hatte auch Länder und Gut und Ehren zu vergeben, aber das galt doch nur für einen sehr kleinen Teil seiner Anhänger, für die oberste Schicht seines Gefolges. Er führte nicht, wie Attila oder Tamerlan, ganze Völker zur Beute. All dies waren nur Hilfsmomente. Aber was diesen Korsen zum Kaiser der Franzosen machte, und was dann Italiener und Polen, Iren und Deutsche zu ihm hinriß, das war: er kam im Namen einer Idee. Wie bedeutsam oder ernst ihm selber diese Ideen waren, die er beständig im Munde führte, das ist eine künstlerisch interessante, geschichtlich aber fast gleichgültige Frage seiner Privatpsychologie. Entscheidend ist, daß die Ideen, in deren Namen er kam, ihm die Völker warben. Und er kam als der Vollstrecker der französischen Revolution in Europa, er war das letzte Wort dieser

Digitized by Google

großen Bewegung, und die französische Revolution wiederum war das letzte Wort jener großen Geistesbewegung, die als Aufklärung seit dem Untergange des mittelalterlichen Katholizismus um die Herrschaft in Europa kämpfte. Im Namen jener ausgleichenden Menschheitsgedanken, die als Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit die Vorurteile der Konfessionen, der Stände, der Klassen und der Nationen zu überwinden trachteten, im Namen solcher Menschheitsideale liefen die Völker dem Napoleon zu. Und es wäre ungerecht, zu leugnen, daß, soviel Unterdrückung, Beraubung, Unterwerfung der geniale Tyrann auch in die unterworfenen Länder getragen hat, doch die Völker am Rhein und in Illyrien, wie in Italien und in Frankreich, noch bis auf den heutigen Tag eine gewaltige Zahl höchst heilsamer, vernünftig befreiender Ordnungen der napoleonischen Verfassung verdanken. Auch hätte Bismarck schwerlich ein Deutsches Reich zustande gebracht, wenn nicht Napoleons radikale Rationalisierung so gewaltig im Lande der vierhundert Souveräne vorgearbeitet hätte. Was aber noch wichtiger ist, die Deutschen, und nicht nur die Deutschen der damaligen Zeit, haben zu einem großen Teil Napoleon wirklich als den Träger und Vollender des Zeitgeistes empfunden. Goethe, in seinem Zorn wider die Leute, denen der Mann „zu groß" sei, ist berühmt, für Hegel war er die Inkarnation des „Weltgeistes" schlechthin, und in einem süddeutschen Manuskript der zwanziger Jahre, dessen Autor man in der nächsten Nähe des Königs von Württemberg zu suchen hat, heißt es ausdrücklich: „Nicht als Werkzeuge blinder Willkür folgten wir Napoleon, sondern wir dienten dem Geiste des Jahrhunderts." Und auch der Hohn, mit dem die großen literarischen Widersacher Napoleons in Deutschland wider ihn arbeiteten, zeigt ganz deutlich die ideelle Bedeutung, die der Mann doch in den Köpfen auch ihrer deutschen Gegner hatte. „Ihr müßig gelehrtes Volk hat all seine hohlen Gespinnste in mich hineingetragen," höhnt Goerres in Napoleons Maske, und zeigt dadurch an, mit welchem Ernst immerhin die napoleonische Idee von einer Partei empfunden wurde, die man doch schon deshalb nicht etwa mit geringschätzigem Achselzucken abtun darf, weil Männer wie Goethe und Hegel, zu ihr gehörten.

Das also war es, was Menschen aller Nationen damals für Napoleon zu den Waffen trieb. Was aber war es nun, was Menschen aller Völker damals gegen ihn entflammte, was dem genialen Publizisten Goerres seinen höhnischen Zorn, dem großen Redner Arndt sein stürmendes Pathos, dem hohen Staatsmann vom Stein seine schöpferische Energie einhauchte? Es war der große europäische Gegenschlag wider den Rationalismus, es war jene höchst überliterarische Bewegung, die in der Literatur die „Romantik" heißt. Es war der Aufstand all der Instinkte, die sich dem Mittelalter noch verwandt fühlten, in denen aber auch selbständiges neues Leben war. Es war die Erneuerung und Vertiefung all der konfessionellen und nationalen, klassen- und rassenmäßigen Unterschiede, die die Aufklärung verwischen wollte, es war ein Aufruhr des gefühlsmäßigen Individualismus gegen die französische Vernunft, und darum ging Deutschland voran. — Wenn Arndt die Deutschen auf Napoleons Seite charakterisiert: „Die Deutschen sind Kosmopoliten geworden und verachten die elende Eitelkeit, ein Volk zu sein. Feine, leichte und aufgeklärte Gesellen sind es, ohne Vaterland, Religion und Zorn, die nur von Barbaren für etwas Großes gehalten werden," so gibt er in parteiischer Uebertreibung — (auch ein Goethe gehört zu den hier Geschmähten!) — aber doch dem Sinne nach richtig, den großen Unterschied, um den es sich hier handelt. Wenn man es ein wenig paradox, nämlich mit den zu engen Ausdrücken der Literaturgeschichte ausdrücken will, so muß man sagen: die Schlacht bei Leipzig ist zwischen der Aufklärung und der Romantik geschlagen worden. Quer durch alle Nationen hindurch standen die Träger des alten, des Vernunftideals, zu den Fahnen Napoleons, die Anhänger des neuen, des Bluts- und Gefühlskults fochten gegen ihn. Daß es wirklich eine internationale Schlacht der Geister war, das ist das geschichtlich Einzige, das Ungeheure im Wesen dieser Völkerschlacht.

Die Romantiker siegten, aber es ist nicht nur deshalb, daß uns ihre Sache heute als die

Digitized by Google

gerechte erscheint. Was uns an der gefährdeten Nationalität am deutlichsten wird, das Tödliche im Uebermaß des Rationalismus, der alles lebendig begrenzte Leben auslöscht, das war auch als Gefahr auf vielen Gebieten gegeben. Und weil die Welt für jenes wunderbare Gleichmaß von Form und Freiheit, Geist und Gefühl, das Goethe vorlebte, noch nicht reif war, mußte auf jene französische Unbedingtheit der Vernunft die deutsche Unbedingtheit des Gefühls antworten. Die Romantik mußte siegen, und mit Recht haben wir jetzt Männer wie Arndt und Stein und Gneisenau als Helden gefeiert. Es war ein großes, geistiges Prinzip, für das sie — von Denkern wie Fichte und Schleiermacher geweckt und gespornt — ihre Kräfte einsetzten, und das sie — nicht die egoistischen und zu jedem praktischen Kompromis bereiten Träger der offiziellen Macht! — zum Siege führten. Dies waren wirklich Helden. Aber auch Goethe, der höchste Träger jener Gesinnung, die vom romantischen Freiheitskrieg nichts wissen wollte, hat im Laufe der Geschichte sein Recht bekommen; denn auf die Befreiungskriege folgte die heilige Alliance, die Demagogenriecherei, das Muckertum, kurz die völlige Reaktion, nicht gegen die Auswüchse, sondern gegen die Errungenschaften der Aufklärungszeit. Und von den Stein und Arndt, den Trägern eines neuen Geistes, glitt die Gewalt zurück in die Hände der geistlosen Machthaber, die 1803 und 5 und 6 so gründlich versagt hatten, nun aber den Sieg der großen Bewegung für die Festigung ihrer mittelalterlichen Besitztümer ausnutzten. — Seitdem ist Deutschland wieder zerrissen, und so sehr der Rationalismus auch heute noch bei Marxisten und Monisten und anderen feierlichen Philistern exzedieren mag, die eigentliche Gefahr liegt heute auf der anderen Seite, unser Feind ist jene mißbrauchte Romantik, die nicht die lebendige Kraft bedrohter und unentbehrlicher Formen erneuern will, sondern die höchst zufällig übrig gebliebenen mittelalterlichen Formalitäten in ihrem ganzen lebenswidrigen Bestand verewigen möchte. Wir ehren die Sieger von 1813, ohne deren Verdienst wir heute vielleicht in einem farblos grauen Vernunftbrei ertränken, aber wir müssen heut im Namen der heiligen Vernunft wider die ungewollten Folgen ihres Werkes kämpfen. Wir danken ihnen, daß wir noch Deutsche sind; aber wir müssen vor allem um das kämpfen, was ihnen, den Söhnen der großen klassischen Kultur, selbstverständlicher Besitz war: daß wir Menschen sind, freie, vom Gefühl unverletzlicher Geistes- und Körperwürde gehobene Menschen. — Nicht der Wille, aber die Folge der Siege von 1813 war es, daß wir z. B. noch heute, und heute besonders, wieder eine adlige Soldatenkaste in Deutschland haben, die „ihre" Armee nicht als dienendes Glied der Nation, sondern als herrlichen Selbstzweck empfindet, und die, wo sie ihre Spezialehre bedroht sieht, straflos die Gesetze der bürgerlichen Sozietät in Stücke schlagen darf. Die Stein und Gneisenau hätten die Junker von Zabern verabscheut; aber im Wiener Kongreß ward die Macht, die ihr edler Geist für die Menschheit befreit hatte, in die Hände geistloser Machthaber ältesten Stils zurückgeschoben. Letzte, wenn auch wahrlich nicht geahnte Folge der großen geistigen Bewegung von 1813 ist die unerhörte Geistlosigkeit, mit der heute ein hochgestellter Wächter der öffentlichen Ordnung erklären darf, daß ein adliger Offizier zur Wahrung seiner Spezialehre gegen einen nicht „satisfaktionsfähigen" Schuster die Waffe zu grober Körperverletzung schwingen dürfe. — Vielleicht sind das unter vielen anderen die Dinge, die Goethe kommen sah, als er die Freude jener deutschen Freiheitsbewegung zu teilen ablehnte. Freilich war es damals nötig, gegen den alles niederstampfenden Begriff der gemeinsamen Menschenrechte, die Ideen der Nation und der Religion, der Rasse und der Klasse wieder zu erhöhen. Aber daß es heute an der Zeit ist, recht eigentlich „Vernunft" zu predigen, und nach dem Rechte, das mit uns Menschen allen geboren ist, sehr energisch zu fragen — das ist nun kein Zweifel mehr. — Wenn wir uns durchdringen mit dem hohen geistigen Ernst, der die deutschen Napoleongegner von 1813 zu ihrem gerechten Werk beseelte, dann gerade werden wir erkennen, daß der Fortschritt der Menschheit heute wieder die entgegengesetzte, die antiromantische Parteinahme erfordert. Uebermächtig sind gerade bei uns in Deutschland heute die

Digitized by Google

höchst unvernünftigen Zufallsgewalten der Geschichte. Es gilt den menschlichen Willen, es gilt die freie Vernunft einzusetzen. Und am Ende der Feste wenden wir uns mit einem ehrfurchtsvollen Gruß vor den Siegern von Leipzig neuen und anderen Zielen zu.

Die Weisheit der Langenweile*).

Von

Hugo Marcus.

Kurt Hiller ist einer der Führer der jüngsten Literaturbewegung und ist ihr eigentlicher Organisator. Denn er schuf im „Neuen Klub" und im „Gnu" Veranstaltungen, durch die jene Jüngsten mit der Oeffentlichkeit in Berührung kamen, und er gab für sie den Sammelband „Der Kondor" heraus. Wenn Hiller nun mit einem eigenen Bekenntnisbuch „Die Weisheit der Langenweile" das Wort ergreift, so erwartet man, darin die Anschauungen der Allerjüngsten auf eine theoretische Formel gebracht zu finden. Und dies ist tatsächlich die eine Seite jenes seltsam großwürfigen Buches mit den vielen Gesichtern, dessen Inhalt oft zu höchster Freude, ja, Dankbarkeit, oft zu erbitterter Abwehr, stachelt. „Dieses Buches Verfasser ist unwichtig," bekennt Hiller; „wichtig ist der Typus, den zu vertreten er . . . minder das Glück hat, als die Ehre." Doch neben dem Typischen kommt auch eine ganz eigentümliche und höchst synthetisierte Einzelpersönlichkeit zum Ausdruck, deren Diagnose und Prognose den Leser unausgesetzt beschäftigt, und die vermutlich auch im eigenen Kreise gewissermaßen abseits steht; denn seine juristischen und philosophischen Interessen fallen weit aus dem Gesichtskreis des Nur-Literarischen. Endlich aber heißt, sich mit Hiller auseinandersetzen auch, sich mit einer Reihe letzter Probleme auseinandersetzen. Und dabei gilt es dann nur, der Gefahr aus dem Wege zu gehen, daß man über ein unglaublich lebendiges Buch einen sehr trockenen Diskurs eröffne. (Während es doch Aufgabe eines Aufsatzes wäre, selbst aus trockenen Büchern noch das Lebendige zu ziehen.)

Doch bevor ich auf das Problem Hiller und auf Hillers Probleme im einzelnen eingehe, möchte ich noch ein Wort über den Gesamteindruck des Buches sagen. Eigentlich freilich hat man überhaupt nicht das Gefühl, einem Buche gegenüberzustehen, sondern einem Menschen, wenn man Hillers zwei Bände liest. Ich bin mir wohl bewußt, damit ein äußerstes Lob auszusprechen. Aber ich kann nicht umhin, zu bekennen: Lange hat mich kein Buch mehr so in Aufregung versetzt (obwohl ich mich eigentlich gar nicht mehr aufregen lassen mag). Auch fühlte ich mich bei der Lektüre eigentümlich verjüngt. Ich wußte wieder, woran ich zuweilen vergesse: daß ich lebe. Und sogar, wer und was ich bin, sah ich wieder deutlicher. Hiller zwingt uns nämlich durch seine Angriffe, alle hundert Verhaltungen und Stellungnahmen, die wir seit langem unbewußt üben, wieder einmal nach ihren Gründen zu fragen. Und indem alles aufs neue problematisch wird, wird alles wieder neu. Gestehe ich es aber offen: als junger Mensch wäre ich bei der Lektüre dieses Buches nicht von der Versuchung losgekommen, zu dem Autor hinzulaufen, ihm erst das Schönste zuzurufen, was ich weiß, nämlich: Mensch!, und mich dann mit ihm zu boxen. Denn die Welt, die jungen Leuten zuweilen sehr leer vorkommt, muß ihnen plötzlich wieder voll großer, wichtiger, das Ich von sich selbst befreiender Fragen erscheinen bei diesem Buche. Und insofern bewährt sich „Die Weisheit der Langenweile" auf jeden Fall. Heute aber, bei vorgerückteren Jahren, möchte ich die Wirkung Hillers auf mich dahin zusammenfassen: Obwohl ich und mein Typus, ja, was noch schlimmer ist, mancher, den ich liebe, sich in der „Weisheit der Langenweile" wiederholt eine recht handgreifliche Behandlung gefallen lassen muß, und manches Wort gegen mich fällt, das ich meinem Sexta-Ordinarius noch immer nicht verzeihe, ist das Singende und Beschwingende in dem Buche doch so stark, daß ich dem Autor herzlich zugetan bleibe, selbst auf die Gefahr hin, daß ihn das sehr gegen mich einnimmt.

*) 2 Bände Leipzig 1913. Kurt Wolff Verlag.

Digitized by Google

Denn er könnte auf Masochismus schließen. Ich aber schließe nur auf die Stärke der lyrischen Essenzen in seiner Prosa, der so unglaublich viel gelingt, und auf den Grad künstlerischer und persönlicher Impetuosität seiner Ideen und Theorien.

*

Es kommt nicht darauf an zu schreiben, sondern zu leben und zu handeln! Nach einer Periode der Abkehr und des Aesthetizismus wünscht Hiller eine neue Zeit des Naturalismus und Ethizismus heraufzuführen, und sollte sein Manifest die Gesinnungen (nur von Gesinnungen spreche ich) der Jüngsten in den nächsten Jahren nach dieser Richtung hin beeinflussen, so würde er damit zum Werkzeug der in Antithesen pendelnden, ihm übrigens höchst verhaßten Geschichte geworden sein. Aber nicht zum blinden Werkzeug. Denn gerade an ihm zeigt sich, wie die Geschichte sich stets solcher Persönlichkeiten bedient, die nicht erst aus dem Pendelverlauf der Geschichte, sondern aus sich selbst jene Grundsätze schöpfen, deren die neue Wendung bedarf. Hiller ist nämlich zuerst (wenn auch keineswegs nur) eine auf das Handeln angelegte Natur. Er möchte dereinst nicht durch die Welt gegangen sein, ohne sie zum Besseren verändert zurückzulassen. Deshalb fragt er: Was ist das Bessere? Nicht ausschließlich, aber vor allem aus dem Wunsche zum Handeln fließt also sein Erkenntnisverlangen. Und nur, wem es sehr ernst um das Handeln ist, sieht sich zu diesem Umweg über das Erkennen veranlaßt. Die Erkenntnis verweigert ihm nun aber jene allgemeingültigen Leitsätze für sein Handeln, die er sucht, ja, sie lehrt ihn, daß es solche Sätze nicht wohl geben kann. Aber was brauchen wir denn Erkenntnissätze zum Handeln! ruft er da. Handeln läßt sich auch ohne letzte Erkenntnisse. Und es ist ein Uebergriff des Erkennens, für das Handeln letztbestimmend sein zu wollen. Handeln ist Willenssache; tatsächlich handeln wir ja auch täglich ohne letzte Erkenntnisse. Mit diesem Hinweis aber verfällt der scharfsinnigste und waffenkundigste Gegner aller Empirie selbst einen Satz lang in Empirie. Und das deckt einen Trugschluß auf. Gewiß können wir nämlich auch ohne letzte Erkenntnisse über den Wert unseres Handelns handeln. Aber Hiller wollte ja ursprünglich nicht nur handeln, sondern „recht" handeln, „besser" handeln, bessern. Und nicht zum Handeln, wohl aber zum Besser-Handeln brauchen wir letzterdings jene allgemeingültigen Sätze, da das Handeln an sich sowohl gutes wie schlechtes Handeln umfaßt. Nicht im Handeln, wohl aber im Recht-Handeln liegt ein intellektuelles Moment, das den Intellekt in Soll-Fragen ewig rechtfertigen wird, während er doch zugleich nach unerforschlichem Ratschluß für diese Fragen ewig unzulänglich bleibt.

Aber wir brauchen nicht weiter in so theoretische Erörterungen emporzusteigen. Einig sind wir mit Hiller darin, daß die letzten Gründe und Ziele der Welt unserem Blick verborgen sind. Und Hiller macht uns diesen Tatbestand mit aller Vehemenz aufs neue lebendig. Denn bei wenigen ist der Zweifel in solche Tiefen gegangen wie bei ihm. Und sein Antithesenspiel vom Eth und Aesthet führt die letzten Widersprüche im Eudämonistischen selber auf eine Höhe, Klarheit und Schärfe der Formulation, daß man nur wünschte, er bearbeitete dieses Gebiet einmal systematisch. Denn so sehr wir seine Zweifel verstehen, die Folgerungen, die er aus ihnen für die Bewertung des Erkennens zieht, können und brauchen wir nicht mitzumachen. Er sagt nämlich: Taugt die Erkenntnis dem Handeln nicht, so ist sie überhaupt wertlos. Und Spezialerkenntnisse, die gar nicht prätendieren, das Handeln zu beeinflussen, lehnt er von vornherein ab. Tatsächlich aber gehen wir alle ursprünglich an die Erkenntnis und besonders an die Philosophie heran mit der Erwartung, letzte Offenbarungen zu erhalten. Und da uns diese vorenthalten bleiben, stehen wir im Begriffe, am Wert der Erkenntnis überhaupt zu verzweifeln. Doch zugleich geschieht es, daß sich uns allmählich die Schönheiten des Erkennens und des erkennenden Zustandes auftun. Geheime Zusammenhänge, Symmetrien, Kontraste, Architekturen der Welt werden sichtbar, Antithesen beginnen zu leben; selbst Enttäuschungen werden heilig und verändern, vertiefen unsere Weltansicht. Soldatisches, Unverzagtes erwacht in uns im Anblick von Ewig-

Digitized by Google

Tragischem. Kurz, wir geraten über alle Ernüchterung hinweg in eine seltsame, noch ungekannte Entzückung. Und dieses, unser Erkenntnisglück läßt sich mitteilen, wenn auch nur einem kleinen Kreise. Versagt sich die Erkenntnis uns also als Mittel, so wirkt sie doch immer noch unmittelbar; gibt sie uns nicht ethische Hilfen, so schenkt sie uns doch ästhetische Güter, der Kunst verwandte, nur aktivierendere; hilft sie uns nicht Unglück stillen, so gibt sie doch selbst Befeuerungen; und in ihrem Dienste können wir das Glück der Welt, wenn auch nur in bescheidenem Umfang, so doch in einer sehr hohen Richtung mehren. Hat also jemand nur geringe Fähigkeiten zu anderen, gewiß wichtigeren, dringlicheren Leistungen für die Welt, aber einen starken Erkenntnisdrang, so ist er, meine ich, wohl gerechtfertigt, wenn er sich dem Erkenntnisdienst ganz verschreibt.

Die ästhetischen Reize des Erkennens weiß Hiller denn auch selbst mit nicht zu überbietendem Elan zu schildern, denn er, der die Aktion doch auch als Auskunftsmittel gegen die Langeweile empfiehlt, ist bei allem Ethizismus ja in Wahrheit auch eine stark ästhetisch unterströmte Natur. Die Entzündung der Köpfe entzückt ihn. Und er weiß aus eigener Erfahrung, was heute nur wenige wissen, daß Denken nicht eine kalte und gefühllose, sondern eine leidenschaftliche, von Gefühlen aufs höchste erhitzte Sache ist, gar nicht anders wie das künstlerische Schaffen. Ja, Hiller fordert geradezu, daß der Künstler von heute unsere großen Denkerlebnisse schildere, weil sie die eigentlichen Erlebnisse des heutigen Menschen sind. Diese Forderung trifft ein Letztes. Und so wenig mir manche der von ihm gepriesenen Autoren sie bereits zu erfüllen scheinen, er selbst erfüllt sie in seinem Buche häufig. So, wenn er mit äußerster Ehrlichkeit gegen sich selbst, gegen uns alle, Kunst, Wissenschaft und selbst Skepsis als Mittel zu persönlicher Macht bezichtigt und zeigt, wie die Ohnmacht des Zweifels, die sich erkennt, „immer noch weniger Ohnmacht ist als jene blinde, die sich Macht glaubt."

*

Wenn es — wenigstens vom rationalen Standpunkt aus — keine objektiv unangreifbaren Ideen gibt, denen die Welt entgegenzubessern wäre, so gibt es doch subjektive. Was jeder als sein Bestes in sich fühlt, darf er sich selbst, seinem Werk und der Welt zum Ziel setzen. Dies gilt vor allem für den Dichter, in dessen Werk wir uns selbst „gereinigt und erhöht" wiederfinden wollen. Hiller wird nicht müde, diese Forderung zu erheben; die wiederum ein Letztes trifft. Aber sie veranlaßt ihn auch zu mancher Ungerechtigkeit. „Sich selbst gereinigt und erhöht", daraus folgert er, daß es Selbstverachtung sei, wenn jemand seinen Gegen- und Ergänzungstypus liebt und Dinge, die mit diesem zu tun haben. Und Selbverachtung ist ihm verächtlich. Nun ist die Misautie eines der kompliziertesten psychologisch-ethischen Phänomene. Wer für eigene Unzulänglichkeiten nicht blind ist, nur weil es die eigenen sind, wird leicht seines Gegentypus Bewunderer und Verfechter werden; und in der objektiven Anerkennung eigener Mängel, fremder Vorzüge liegt ein Moment des über sich selbst Stehens, das den Misauten weitgehend rechtfertigt und ihn zugleich als einen reich auseinandergespaltenen, differenzierten Typus kennzeichnet. Man könnte also eine Apologie des Misauten schreiben. Aber davon abgesehen: Für Hiller bestimmt sich der Typus eines Menschen gelegentlich doch allzu sehr nach dem Stande seines Vaters, nach Rasse, Religion, kurz nach dem Nationale. Und das geht natürlich nicht an. Denn man gehört nicht dem Typus an, in dessen Hütte man geboren ist, sondern demjenigen, dem man zustrebt. Nicht der Körper, sondern die Seele bestimmt den seelischen Habitus eines Menschen. Trotz dieses Einwandes und trotzdem Hiller sicher unrecht hat, Dichtungen nach dem Charakter des Verfassers statt nach ihrem eigenen zu beurteilen, ist es eine Freude, ihn den Krieg erklären und führen zu sehen gegen diejenigen (Lublinski und Lissauer gehören für mich nicht zu ihnen), die als komplizierte Menschen zu einer Einfachheit zurückrufen, die nicht über, sondern unter der Differenzierung liegt. Denn eine solche Einfachheit bedeutet nicht einen Aufstieg, sondern eine Preisgabe unseres Besten. Hiller weist mit großer Bravour auf das Künstliche, Gewollte einer Bewegung hin, die selbst

Digitized by Google

immer nur von freiem Wachsen und ungewolltem Werden spricht, die also das Ungewollte, Freie mit Gewalt erzwingen will.

*

Die Fülle der Probleme, die Hiller in die Diskussion zieht, und für deren Polaritäten und Diskrepanzen er einen unheimlichen Blick hat, läßt sich in einer Besprechung ebenso wenig ausschöpfen, wie der Reichtum an zarten, tiefen, erlebten Bemerkungen, die ihm bei den verschiedenen Anlässen zu Gebote stehen. Nur über Hiller als polemischen Charakter soll hier zum Schluß noch etwas gesagt sein. Hiller ist nicht ein Meditations-, sondern ein Diskussions- und Debattentypus, und als solcher keinem Geringeren verwandt als Schlegel. Seine weder sich noch andere schonende Kritik versöhnt, auch wo sie fehl geht, dadurch, daß sie die Personen nur zum Vorwand nimmt, um sich mit Prinzipien auseinanderzusetzen. Angreifbar sind seine vielfach einseitigen Gründe, nicht seine Motive. Er scheut sich nicht, auch dort Gegner zu sein, wo die Fortgeschrittensten zur Stunde bewundern. Seine Feindschaften gehen nach allen Seiten. Er ist ein unabhängiger Feind. Wo er aber liebt — mit Elan und glänzenden Mitteln —, da erhält seine Liebe ihren besonderen Reiz davon, daß es die Liebe eines ist, der auch zu hassen versteht. Daß er sich selbst voll erkannt hat, glaubt er selbst nicht; er beruft sich auf Wilde: „Nur die Seichten kennen sich gründlich." Deshalb aber wünsche ich, daß die Jugend ihm keineswegs blind folge, sondern daß sie sich mit ihm in schönen Kämpfen auseinandersetze. Er selbst wird diesen Wunsch, wenn ich recht sehe, teilen!

Vom linken Ufer der Literatur.

Von

Hans Harbeck (München).

In den geweihten Räumen des Café Stefanie (München: Ecke Theresienstraße und Amalienstraße) brodelt und gewittert es. Man steckt die langhaarigen Köpfe zusammen, ballt die Fäuste, flüstert erregt und zückt Manuskripte wie blitzende Dolche. Es ist was am Werke. Eine neue Zeitschrift soll gegründet werden. „Revolution" soll sie heißen. Name ist alles. Gefühl — pah!

Die erste Nummer erscheint. Nein, die erste Nummer taucht mit einem von Schlangen umwundenen Haupt zornschnaubend aus den trüben Wassern der Alltäglichkeit empor und scheucht die schlaftrunkenen Philister aus den Faulbetten. Der Name ist der Zeitschrift mit flammend roten Lettern auf die Stirn geschrieben, und ein Titelholzschnitt zeigt eine schwarze Horde von Aufrührern im Ansturm gegen eine Linie von feuerspeienden Gewehrläufen, dazu ein paar wackelnde Wolkenkratzer, ein paar Fahnen und im Hintergrund ein paar groteske Gebilde, die wie hüpfende Känguruhs ausschauen.

Zunächst wird dann der (immerhin anerkennenswerte) Versuch gemacht, den Begriff „Revolution" zu erläutern. Erich Mühsam klärt die wissensdurstige Jugend auf. Er sagt, daß Revolution die Bewegung zwischen zwei Zuständlichkeiten sei, und empfiehlt, sich hierbei nicht das Bild einer sich langsam drehenden Rolle, sondern lieber das — einer sich entkleidenden Nonne vorzustellen. Als einige Formen der Revolution gibt er an: Tyrannenmord, Absetzung einer Herrschergewalt, Etablierung (!) einer Religion, Zerbrechen alter Tafeln in Konvention und Kunst, Schaffen eines Kunstwerks und — der Geschlechtsakt. (Ich begreife nicht recht, inwiefern sowohl die sich entkleidende Nonne als auch der Geschlechtsakt als solcher für die Revolution in Anspruch genommen werden, und die Nebeneinanderstellung von Konvention und Kunst scheint mir mehr als merkwürdig zu sein!) Weiterhin zählt er einige Synonyma für Revolution auf, nämlich: Gott, Leben, Brunst, Rausch, Chaos. Und schließlich richtet er an die ergriffen lauschenden Jünger die pompöse Aufforderung: „Laßt uns chaotisch sein!"

Der Tanz beginnt. Johannes R. Becher versetzt seinem störrischen Gehirn ein paar kräftige Peitschenhiebe und produziert ein „Freiheitlied". (Wer etwa „Freiheitslied" sagt, mißversteht den Sinn der jüngstdeutschen Literatur-

Digitized by Google

bewegung und beweist, daß er ein Banause ist!) Die Worte rasen nur so dahin. Dem Leser wird grün und gelb vor Augen. Johannes R. Becher verläßt schweißtriefend und gebrochen den Schauplatz, und andere Jünglinge lösen ihn ab. Einer schreit: „Mein Haar ein Sturm, mein Gehirn ein Zunder . . .“ Ein anderer schildert die vertrackten Seelenzustände eines Erotomanen. Ein dritter berichtet von dem Ingenieur Waldmann, der erst an einer Wolke hängen bleibt, und nachher seinen Pintscher verschlucken will. Ein vierter hebt Alfred Kerr in den Himmel der Unsterblichkeit. Ein fünfter bringt dem Herzen der Lasker eine gefühlvolle Huldigung dar. Ein sechster geht dem „Vortragsreisenden“ Roda Roda zu Leibe. Ein siebenter erbost sich über die katholischen „Gegenfüßler“. . .

Nach einigen Tagen banger Erwartung wird die erste Nummer der „Revolution“ polizeilich beschlagnahmt. Endlich. Der Herausgeber jubelt. Aber in seinen Freudenbecher schüttet alsbald ein Brief eines Berliner Gesinnungsgenossen ein paar bittere Tropfen. Dem Berliner ist die erste Nummer nicht „revolutionär“ genug. Er vermißt das Zündende, das Aufstachelnde, das Fiebererzeugende und fragt verwundert: „Wo bleibt der Impetus gegen das Seiende?“ Er macht Reformvorschläge: „Lassen Sie Ihr Blatt zu einer Pamphletfolge avancieren! Veranstalten Sie fortgesetzt Duelle zwischen den Mitarbeitern; veröffentlichen Sie Zuschriften . . . Leben! Radau!! Klamauk!!!“

Dem Münchener imponiert die grobe Tatze des Berliners. Die zweite Nummer der „Revolution“ steht im Zeichen der Raufluft und ist doch eigentlich — „limonadlicher“ als die erste. Das „Programm“ sieht freilich blutrünstig genug aus. „Adam“ fordert auf zum Kampf gegen Kunstportiere (?), Kulturportiere (?), Avenariusse, Scharrelmänner, Obskuranten, Schwärzlinge, Hertlinge, Hohlwege, Panteutschisten, Stagnaten, Kastraten, literaturbehaftete Oberlehrer, „kunstsinnige“ Kritiker, allgemeine Rundschauer und schwelgt in Kraftworten wie: „Ihr Oberbonzen!“ und „Schlösser vom Maul!“ Nachher werden der „frische, eigenwillige“ Eulenberg, die Welfenfrage und die von staatlicher Seite vorgeschlagenen Mittel gegen die zunehmende Kinderlosigkeit höhnisch glossiert. Klabund und Katherina Godwin („die Braut ihrer selbst“) werden von zärtlichen Literatenfingern von oben bis unten betastet und — für gut befunden. Aber Ulrich Rauscher, der vor einiger Zeit (im Feuilleton der Frankfurter Zeitung) den „neuen“ Lyrikern einige unangenehme Wahrheiten gesagt hat, wird in Stücke gerissen. Folgendermaßen beginnt der betreffende rachgierige Glossist: „Ulrich Rauscher ist als Theaterreferent ganz sympathisch . . . und ich erkenne ihm im Prinzip das Recht zu, sich über Literarisches zu äußern. Aber nur, bitte, mit Ehrlichkeit und Geschmack.“

Dieser gönnerhaft überlegene Ton wirkt peinlich, und wenn ein feuchtohriger Jüngling einem an Können und Erfahrung turmhoch über ihm stehenden Autor „Kindlichkeit, absolute Verständnislosigkeit, Verworrenheit, Albernheit und vieles mehr (!)“ vorwirft, ohne überdies für diese ungeheuerlichen Beschuldigungen auch nur den Schatten eines Beweises beizubringen, so ist das entweder lächerlich oder empörend und jedenfalls darnach angetan, Münchens neueste Zeitschrift bei vielen (urteilsfähigen) Leuten von vornherein rettungslos zu diskreditieren.

Ich billige die Tendenz der „Revolution“, die sicherlich die ernsthafte Absicht hat, zur Entphilisterung des deutschen Geisteslebens beizutragen. Aber sie möge sich nicht dazu verleiten lassen, ihr löbliches Ziel mit unlöblichen Mitteln erreichen zu wollen. Sie richte ihre Angriffe getrost gegen den größenwahnsinnigen Monismus, gegen asthmatische Nietzsche-Zermalmer und gegen reaktionäre „Zuständlichkeiten“, aber sie sei stets, wie der oben erwähnte Berliner es fordert, eine Stätte des klaren Kampfes. Sie werfe Bomben, aber keine Stinkbomben!

Randbemerkungen.

Jagow als Symptom.

Bei den Zaberndebatten kursierte im Reichstag der Witz, Jagow, d. h. der Polizeipräsident von Berlin, sollte zum Statthalter

Digitized by Google

von Elsaß-Lothringen ernannt werden. Jetzt hat es Herr von Jagow wirklich für seine Aufgabe gehalten, eine Rolle in der Angelegenheit zu spielen, und ist in der Presse unter Nennung seines Namens gegen das Kriegsgerichtsurteil über den Leutnant von Forstner aufgetreten, das noch nicht einmal rechtskräftig ist, sondern sich noch im schwebenden Verfahren befindet. Wir wollen uns nicht bei dem Detail aufhalten, daß der Herr Polizeipräsident in diesem Falle seinen Namen mit Dr. iur. unterzeichnete, vielleicht um als Privatperson zu sprechen, vielleicht aber auch, um darzutun, warum er seine Rechtskenntnis glaubte über die des Gerichts stellen zu dürfen. Wir nehmen den Fall nur als Beispiel: denn hier scheint die Verwirrung der Begriffe und die Verirrung der Urteile, von der wir in den letzten Wochen manches gewohnt geworden sind, einen gewissen Höhepunkt erreicht zu haben. Hier tritt irgendein hoher Zivilbeamter, den die Sache gar nichts angeht, sozusagen gegen die ganze amtliche Behandlung der Sache auf, und glaubt, den „vornehmsten Beruf" — worunter dieser Zivilbeamte keinen Zivilberuf versteht — schützen zu sollen vor einem Kriegsgericht. Ist das noch preußisch? Man hörte die Meinung aussprechen, es werde dem Herrn Präsidenten von höherer Stelle aus begreiflich gemacht werden, was preußische Beamtentradition ist, und wie weit seine Kompetenzen und die Bedeutung seiner Person reichen und nicht reichen. Bismarck hätte in einem solchen Falle sehr ungemütlich werden können. In diesem Falle müßte wohl vor allem der Kriegsminister Worte finden, um das Kriegsgericht gegen derartige wirklich unzulässige Angriffe in Schutz zu nehmen.

Dem Kriegsgericht ist freilich schon vorher in der rechtsstehenden und alldeutschen Presse genug nachgesagt worden, „Weltfremdheit, ein Untergraben der deutschen Offiziersehre" und dergleichen mehr, also gerade von den Blättern, die sonst niemals gegen ein Kriegsgerichtsurteil, auch ein rechtskräftiges nicht, auftreten; kaum ist aber ein Leutnant in erster Instanz zu Gefängnis verurteilt, da spricht man von diesen Seiten gegen das Kriegsgericht ebenso scharf, wie es bei anderen Anlässen nur von der demokratischen Seite geschieht. Ein Schauspiel, das nicht geeignet ist, die Schlagkraft jener Presse für große nationale Aufgaben, bei denen es wirklich auf sie ankommt, zu erhöhen. Die nationale Presse sollte durchweg, gerade im nationalen Interesse, soviel Takt besitzen, nicht jeden, auch geringfügigen militärischen Mißstand oder gar Mißgriff zu verteidigen; damit büßt sie nur an Autorität ein und schadet den Institutionen, die sie in solcher Art verteidigt. Es schadet dem Heere weniger, wenn ein Leutnant zu Gefängnis verurteilt wird, als wenn ein Kriegsgerichtsurteil herausgekommen wäre, das nicht wie dieses dem alten Glauben neue Kraft zugeführt hätte, daß es „noch Richter gibt" und nicht bloß in Berlin, auch nicht bloß bei Zivilgerichten. Man überlege sich einmal im Hinblick auf die großen heeresfeindlichen Kreise, die es doch auch bei uns gibt, und nicht zuletzt im Hinblick auf Elsaß-Lothringen, wieviel ein anderes Urteil hätte schaden können. Das Kriegsgericht hat dies gewiß nicht überlegt, sondern ist rein sachlich nach bestem Wissen und Gewissen vorgegangen, und leicht wird ihm dieses Vorgehen nicht einmal geworden sein; aber es hat in der Tat dem Lande und dem Heere einen Dienst geleistet. Man mag mit dem Leutnant Mitgefühl haben, man mag wünschen, daß er begnadigt werde, aber man kann kaum wünschen (geschweige fordern), daß dieses Urteil vom Obergericht umgestoßen werde. Es handelt sich doch weiß Gott längst nicht mehr bloß um den jungen Leutnant in Zabern, dessen Fehlgriffe zum großen Teil durch seinen Obersten begreiflich werden; es handelt sich jetzt nicht einmal mehr um die Stellung, die die Reichsregierung zu den Dingen eingenommen hat; denn die Maßnahmen des Kanzlers und vor allem des Kaisers sind gut und sind auch den bürgerlichen Parteien des Reichstags ausreichend erschienen, sobald sie sie, leider zu spät, erfahren haben. Es handelt sich vielmehr um größere Zusammenhänge, die in unheilvoller Kurzsichtigkeit von einem Teil der öffentlichen Meinung nicht beachtet werden. Es ist ja allenfalls verständlich, daß die Reichstagsvorgänge den Leuten im Lande draußen in einer vereinfachten, man kann auch sagen „reduzierten" Form erscheinen, die etwa

Digitized by Google

auf die Formel zu bringen ist: Hier Franzosen und Sozialdemokraten, dort das Heer und die Hohenzollern. Diese — alberne — Formulierung hat freilich erst eine Presse verbreitet, die die unzulängliche Kenntnis im Lande ausnutzt. Wir haben in diesen Presseäußerungen plötzlich einen Geist mitten unter uns lebendig gesehen, an den wir eigentlich seit Jahrzehnten nicht mehr recht glaubten, und müssen uns jetzt sagen: so also sieht es heute noch in vielen bürgerlichen, nichtmilitärischen Köpfen aus. Wenn z. B. eine Zuschrift, die die Kreuzzeitung abdruckt, sagt: „die Regierung soll sich klar sein, ob sie mit dem Reichstag die Ordnung im Reiche aufrecht erhalten will *oder* mit dem Heere", so kann die Antwort doch nur sein: Weder mit dem einen noch mit dem andern, sondern mit *beiden*, d. h. jedenfalls mit der Verfassung; es handelt sich gar nicht darum, daß die Regierung hier eine Wahl zu treffen hätte nach Gesichtspunkten der Nützlichkeit, sondern es handelt sich um Gesetz und Recht. Aber so sieht es heute noch in vielen Köpfen aus, nachdem wir in Preußen seit 60 Jahren die Verfassung haben. Vor mehr als hundert Jahren aber erließ König Friedrich Wilhelm III. folgende Kabinettsorder:

„Ich habe sehr mißfällig vernehmen müssen, wie besonders junge Offiziere Vorzüge ihres Standes vor dem Zivilstande behaupten wollen. Ich werde dem Militär sein Ansehen geltend zu machen wissen, wenn es ihm wesentliche Vortheile zu Wege bringt, und das ist auf dem Schauplatz des Krieges, wo sie ihre Mitbürger mit Leib und Leben zu vertheidigen haben; allein im übrigen darf sich kein Soldat unterstehen, wes Standes und Ranges er auch sei, einen Meiner Bürger zu brüsquiren. Sie sind es, nicht Ich, die die Armee unterhalten; in ihrem Brodte steht das Heer der Meinem Befehle anvertrauten Truppen, und Arrest, Cassation und Todesstrafe werden die Folge sein, die jeder Contravenient von Meiner unbeweglichen Strenge zu gewärtigen hat."

Warum klingt uns das heute wie eine Stimme aus einer andern Welt? Würde ein König heute solche Ausdrücke wählen? Das liegt aber nicht an dem Träger der Krone, sondern an dem Geist der Zeit. Man sieht, der Geist der Zeit hängt nicht von der Verfassung allein ab. Der militaristische Geist in unserer Zeit — der nicht zu verwechseln ist mit dem militärfreundlichen oder militärischen Geist, den unser Volk *braucht* — ist vielleicht eine Reaktion auf die politische Bewegung des neunzehnten Jahrhunderts, namentlich auf die konstitutionelle Bewegung und weiterhin auf die demokratische; er ist somit zwar historisch begreiflich, aber man sieht auch, daß man immer noch auf der Hut vor ihm sein muß. An Erscheinungen wie sie — nicht aus dem Heere heraus, sondern in gewissen Teilen der öffentlichen Meinung — sich zeigten, können auch Leute bedenklich werden, die in diesem Jahre noch die Bewegung für die letzte und größte Militärvorlage selber mit Eifer mitgemacht haben. Die Gegner dieser Vorlage haben vor allem über die Kosten geklagt, allein diese Kosten müssen nun einmal aufgebracht werden um unserer äußeren Sicherheit willen; es wäre aber bedauerlich, wenn wir diese äußere Sicherheit mit noch *andern* Einbußen erkaufen müßten, d. h. wenn im Innern bei uns in gewissen Schichten neben dem berechtigten militärischen der militaristische Geist immer weiter um sich griffe. Das wäre um so mehr zu bedauern, je mehr dadurch die Gefahr einer Kluft zwischen Heer und Volk wüchse. Diese Kluft wird durch Dinge wie das Kriegsgerichtsurteil *nicht* vertieft, wohl aber durch den Kampf gegen dieses Urteil, der der Natur der Sache nach nicht von militärischer, sondern nur von bürgerlicher Seite geführt wird. Jene Kluft wird überhaupt — abgesehen von antimilitärischen Strömungen, die jeder Verständige bekämpfen wird — mehr durch die einseitig militaristische Presse als durch das Heer selber erweitert, dessen gelegentliche Stimmungen wenigstens dank der ausgezeichneten Disziplin nicht in die Oeffentlichkeit dringen. Und man weiß ziemlich sicher, was Herrn von Jagow passierte, wenn er dem „vornehmsten" Berufe angehörte, d. h. wenn er aktiver Offizier wäre.

...th.

Digitized by Google

Neues vom Himmel und von der Erde.

Unter den vielen interessanten Problemen der Astronomie, die Bewegung und Beschaffenheit der Himmelskörper beschreibt und zugleich Nutzanwendungen aus den wechselnden Stellungen der Gestirne für die Orientierung auf der Erde lehrt, hat keins den Verstand und die Phantasie der Menschen so sehr bewegt, wie die Vorstellung über Entstehung und Zukunft der Welten. Unser Denken über Vergangenheit und Zukunft des Universums ist leider nicht nur qualitativ, sondern zugleich auch quantitativ dadurch als beschränkt anzusehen, daß wissenschaftliche Erfahrungen vom Menschengeschlecht erst in der verhältnismäßig kleinen Zeitdauer von wenigen Jahrtausenden gesammelt werden konnten. Was sind einige tausend Jahre im Vergleich mit den vielen Jahrmillionen, in denen sich die Entwicklung, z. B. unseres Sonnensystems, abgespielt hat, oder im Vergleich zu den rund 250 Millionen Jahren, die die Sonne mitsamt dem ganzen Planetensystem, also auch die Erde, gebraucht, um mit der für das Sonnensystem nunmehr festgestellten Geschwindigkeit von rund 20 Kilometer in der Sekunde den ganzen, unserer Durchforschung mit den größten Fernrohren vermutlich zugänglichen Weltenraum zu durchlaufen? In den wenigen Jahrtausenden, die bisher das Menschengeschlecht beobachtend und denkend durchlebt hat, konnten weder Erde noch Sonne oder gar die Sternenwelten sich wesentlich verändern. Wenn wir Menschen uns daher auf Grund einer so beschränkten Erfahrung vorwärts oder rückwärts in die Unendlichkeit versetzen wollen, so geht es uns, wie Fr. Meisel richtig sagt, etwa wie einem Manne, der nur aus dem Bogenstück einer Kurve schon auf ihren ganzen Verlauf schließen möchte. Die wirkliche Entstehung der Welt ist und bleibt uns verhüllt, ebenso wie der erste Anstoß in den Bewegungen der Himmelskörper, auf Grund dessen man alle übrigen Bewegungen vorausberechnen kann, wohl für immer als ein Welträtsel der astronomischen Wissenschaft gelten kann. Von den Vorstellungen, die man sich in der Blütenlese der Kosmogonien bisher gemacht hat, beansprucht noch immer die sogenannte Laplacesche Hypothese, die als Verbesserung der Kantschen Idee aufzufassen ist, das größte Interesse, wenn auch manche davon abweichende astronomische Vorstellungen in die Wissenschaft eingedrungen sind. Nach der Laplaceschen Theorie mit den neueren von Chamberlin und Moulton gegebenen Ergänzungen nimmt man die Rotation eines Urnebels, eine Ablösung von Ringen daraus und dadurch die Bildung neuer Himmelskörper an. Und wahrlich, wer die neuerdings in großen Spiegelteleskopen, die zum Erfassen feinster Einzelheiten in Nebelgebilden am geeignetsten sind, so wunderbar aufgenommenen rotierenden Nebelflecken (z. B. den Spiralnebel in den „Jagdhunden") aufmerksam betrachtet, und in Gegensatz zu dem noch im Chaos befindlichen Urnebel im „Orion" bringt, muß der Laplaceschen Theorie noch immer eine große Wahrscheinlichkeit zuschreiben. Allerdings dürfte es richtig sein, daß wir, ebenso wenig wie wir mit mehr als einiger Wahrscheinlichkeit das Werden des Weltganzen oder auch nur unseres Sonnensystems, also eines verschwindend kleinen Teils des Universums, vor dem geistigen Auge wiederholen können, wir noch viel weniger über die Zukunft der Welten, die sämtlich auch ein Werden und Vergehen durchmachen, mehr als Vermutungen äußern können. Allerdings soll man in der exakten Naturwissenschaft nie für ein noch ungelöstes Problem das berühmte Wort „Ignorabimus", sondern höchstens den tröstenden Ausspruch „Ignoramus" gebrauchen, da die Grenzen unseres Wissens immer nur relative, niemals absolute sind und der vor uns liegende Ozean der unerforschten Wahrheit immer kühner von „Vernunft und Wissenschaft, des Menschen allerhöchster Kraft" durchforscht wird. Denken wir doch an ein noch vor wenigen Jahrzehnten zu den unerfüllbaren Träumen gerechnetes Problem der Astronomie, das jetzt der Lösung sehr nahe gebracht werden konnte, nämlich die Bestimmung der Richtung und Geschwindigkeit von Bewegungen der Fixsterne (im Altertum als stellae fixae, feste Sterne, bezeichnet). Die moderne Astronomie hat aus Messungen der Verschiebung der Spektrallinien nach dem

Digitized by Google

Dopplerschen Prinzip, woraus man auf die Art der Bewegung der Lichtquelle schließen kann, auf spektrophotographischem Wege bestimmte Sternströme im Universum festgestellt. Auch über die physische und chemische Beschaffenheit der Sterne, jener Sonnen fernster Weltensysteme, hat man wichtige Aufschlüsse gewonnen und konnte so in überzeugender Weise die exakte Vorstellung gewinnen, daß im wesentlichen alle Gestirne aus mehr oder weniger gleichen Stoffen wie Erde und Sonne bestehen. Nur der verschiedene Zustand jener kosmischen Stoffe, entsprechend einer verschiedenen, jetzt auch feststellbaren Temperatur, bedingt noch die mehr oder weniger auffälligen Unterschiede zwischen den einzelnen Himmelskörpern, die sämtlich einem Urstoff entstammen dürften, eine mit den neueren biologischen Vorstellungen zusammentreffende kosmologische Wahrheit. Im Anschluß an diese Betrachtungen kommt man in Uebereinstimmung mit dem berühmten Münchener Astronomen, Prof. Seeliger, auf bestimmte kosmogonische Vorstellungen über die Zukunft des Weltalls, besonders auch unseres Sonnensystems, die auf der letzten Wiener Naturforscherversammlung in einem Vortrage jenes Astronomen so großes Aufsehen erregten. Man kann sich tatsächlich nach Jahrmillionen im Weltall einen Endzustand völliger Ausgeglichenheit denken, wo alle Geschwindigkeiten und jegliche Temperaturunterschiede verschwunden sind und wo das ganze Universum schließlich in eisiger Ruhe erstarrt daliegen muß. Der Gedanke, so drückt sich Prof. Seeliger etwa aus, daß nicht nur der einzelne Mensch, sondern auch die ganze Gattung und alles, was auf Erden lebt, der Vernichtung verfallen ist, wirkt sogar auf denjenigen, der dem eigenen Leben keinen ungebührlich hohen Wert beimißt, tief erschütternd. So kann es nicht zweifelhaft sein, daß z. B. die Wärmestrahlung der Sonne, die alles Leben auf der Erde erhält, allmählich aufhören wird, und daß schließlich die Lebensbedingungen für höher organisierte Wesen verloren gehen werden. Das Ende des Menschengeschlechtes muß also langsam, aber unaufhaltsam, herannahen. Diese sehr pessimistischen Betrachtungen stimmen mit Ausführungen überein, die vor etwa dreißig Jahren der berühmte Berliner Naturforscher Du Bois-Reymond über das Aufhören der Sonnenwärme anstellte und dabei zu der kühnen Redewendung kam, daß schließlich der letzte Mensch auf Erden als Eskimo am Aequator erfrieren müsse. Prof. Dr. Marcuse.

Reformgasthäuser.

In Schlesien soll es ganze Landstriche geben, in denen der Genuß jenes konzentrierten Fusels, der als Arbeiterschnaps leider viel mehr ausgeschenkt wird, als das gesundheitlich viel bekömmlichere Bier, recht bedenkliche Dimensionen annimmt. Das ist ein Mißstand. Wer zweifelt daran? Es ist ein kulturelles Verdienst, gegen den Schnapsteufel vorzugehen. Die Frage ist nur: Wie läßt sich der Schnapsteufel am besten bekämpfen?

Jedenfalls nicht dadurch, daß man sich dem Heerbann der prinzipiellen Abstinenzler kritiklos anschließt. Denn es ist offenes Geheimnis, daß gerade die Heimatländer dieser Bewegung, England und Amerika, im Verbrauch heimlich genossenen, aber durch den Mangel an öffentlicher Kontrolle um so schädlicheren Fusels obenan stehen.

Aber wie bekämpft man gewohnheitsgemäßen Schnapsgenuß? Echt preußisch. Man ruft vor allen Dingen nach der Polizei. Wir haben zwar schon längst wie jedes Kulturland die Polizeistunde, über die hinaus der Gastwirt seinen Betrieb nicht ausdehnen darf. Aber in den neuen „Reformgasthäusern", die den oberschlesischen Menschenerziehern vorschweben, soll die Polizeibehörde auch darüber zu bestimmen haben, wieviel der Bürger zu sich nehmen darf oder nicht. Selbstverständlich muß diese Maßregel, wenn sie Gesetz wird, für alle Bürger ohne Rücksicht auf Stand und Rang gelten. „Noch ein Glas, Herr Wirt . . . !" — „Tut mir leid, Herr Geheimrat. Ueber drei Schoppen strengstens verboten . ." Daß es geradezu etwas Unwürdiges ist, wenn der ausgewachsene Mensch und Preuße solchermaßen nach noch weiterer Ausgestaltung der ihm heute schon reichlich zuteil werdenden Bevormundung ruft, dafür haben diese „Gasthausreformer" kein Gefühl.

Digitized by Google

Aber es kommt noch besser. Auf der einen Seite sagen diese Gasthausreformer: „Im Prinzip ist der Alkohol in jeder Form als durchaus entbehrliches Gift zu betrachten..“ Die Konsequenz so düsterer Erkenntnis? Man höre und staune: Die Gemeinden sollen die privaten Gasthäuser allmählich ablösen oder kassieren und den Verschleiß des — Giftes selbst übernehmen!! Das soll das Reformgasthaus sein: Der Wirt oder Pächter darf am Alkoholausschank fürderhin keinen Verdienst mehr haben. Wenn er nur Mühe davon hat, wird anders wie heute — das ist doch alles so klar — der durstigste Gast der verhaßteste sein. Die Gasthausreformer sind nicht von gestern. Selbstverständlich sind sie bei aller Enge ihres Horizonts weitsichtig genug, um nicht zu übersehen, daß der Wirt oder Pächter auch verdienen muß. Er soll eben — das nennt sich „Reform“ — den bisherigen Verdienst an Getränken dreist und gottesfürchtig auf das Essen schlagen!

Selbstverständlich kann man mit Geld alles machen. Und so sind auch im Oberschlesischen einige Reformgasthäuser im Entstehen begriffen, wo die Arbeiter also für ihr schwer verdientes Geld aus moralischen Gründen weniger zu trinken und aus wirtschaftlichen Gründen weniger zu essen bekommen dürften als bisher. Aber man bilde sich doch nicht ein, daß mit dieser Karikatur einer Gasthausreform, in dem der Mißbrauch des Fusels nur durch den Mißbrauch einer durch höhere Essenspreise bedingten Unterernährung abgelöst werden kann, ernstlich irgendwie Schule zu machen sei. Auch die Gastwirte noch verstaatlichen und ihnen die Befugnisse eines bessern Schutzmanns übertragen... Das ist wirklich eine Reformidee, die nur im Lande Preußen geboren werden konnte, das da heißen sollte Uniformien.

Nicht reglementieren, nicht verstaatlichen, nicht bevormunden! Das ist ebenso verfehlt, wie der Versuch der ganz Radikalen, die uns Hopfen und Malz ebenso verekeln wollen wie die Traube, die in der Sonne reift, und die nur noch Limonade zulassen wollen. Statt die gewohnheitsmäßigen Schnapstrinker dazu zu verführen, den im „Reformgasthaus“ nicht mehr erreichbaren Fuselgenuß womöglich zur Sache des häuslichen Familientisches zu machen, wäre es wirklich angebrachter, mit demselben Kapital an Aufklärungsarbeit die Anhänger des Schnapses darüber zu orientieren, daß wir bei maßvollem Genuß in Bier und Wein gesundheitlich viel bekömmlichere Getränke haben, und daß der Genuß von Bier dem Anregung suchenden Arbeiter für die Dauer sogar billiger kommt, als der Schnaps.

Der Zeitsparer.

Von

Ignaz Wrobel.*)

Am 27. Februar 1926 war es so weit. Die Herren in weißen Laboratoriumsmänteln erfüllten den großen Raum, bewegten sich unruhig, lachten, gestikulierten und sprachen aufgeregt durcheinander. Denn sie hatten zwei Stunden regungslos gehorcht, abwechselnd auf den ungefügen Apparat gestiert, der in der Mitte des Hörsaales stand, und auf den kleinen Mann, der leichenblaß auf einem Stühlchen saß und mit leiser Stimme Erläuterungen gab ...

Der deutsche Professor Gottlieb Friedrich Waltzemüller hatte den Zeitsparer erfunden.

Der Apparat hob die Zeit auf. Er war gar nicht so kompliziert, und wenn Sie Ihrerseits aufs Patentamt gehen, werden Sie sehen, daß ich recht habe: denn da bekommen Sie die Erklärung zu dem Ding, das aussah — damals, heute sind sie ja anders — wie ein zugedecktes Bett aus Stahl. Man legte sich hinein, und was man da an Zeit ersparte — denn drinnen liefen ja die Uhren nicht, nicht die elektrischen und nicht die Sanduhren — das konnte man beliebig irgendwo in seinem Leben wieder ankleben und einfügen — wo man es gerade brauchte ...

Das gab einen Hallo! Mit dem Herumtrödeln auf der Erde war es auf einmal vor-

*) Aus einem Bändchen höchst eigenartiger und amüsanter Grotesken, die Ignaz Wrobel unter dem Titel „Der Zeitsparer“ soeben bei Reuß & Pollack, Berlin erscheinen ließ.

Digitized by Google

bei. Niemand hatte mehr Zeit zu verlieren. Die Redensart: „Ich habe keine Zeit“ wurde Formel für den Offenbarungseid — und es war ganz erstaunlich, wie sich die Menschen beeilten, um mit den nötigsten Obliegenheiten fertig zu werden. Sie sparten! Keiner tat noch etwas anderes, als im Eiltempo die wenige Nahrung zu sich zu nehmen und sich dann befriedigt in den Apparat zu packen. Da drinnen sparte er nun Zeit und legte sie auf die hohe Kante. Wer ging noch spazieren? Wer hatte noch Augen zu sehen, was auf der Welt vor sich ging? Sie lasen nicht, sie liebten nicht, sie freuten sich nicht mehr — sie sparten.

Carnegie hatte zu allem Zeit. Er aaste geradezu mit der Zeit, als ob er sie später nicht noch einmal brauchen könnte. Aber dafür war vorgesorgt: er kaufte Zeit auf. Und tausend arme Teufel legten sich krumm, damit der kleine weißhaarige Herr sich so recht gemütlich eine Birne schälen oder gar ein Stückchen zu Fuß gehen konnte.

Es gab eine Zeitbörse. Da wurde die Zeit gehandelt — und weil sie sehr gut bezahlt wurde, so legten sich ganze Dörfer industriemäßig in den Kasten aus Stahl, sparten und verkauften meistbietend. Darauf fielen die Preise — aber durch einen Trust gelang es, eine kräftige Hausse zu erzielen.

— ... Einmal gab es einen Corner: Mister Woolf aus New York, der infolge eines tödlich verlaufenen Unterhaltungsromans einen schrecklichen Tod gefunden hatte, lebte wieder auf, weil er fühlte, daß hier ein Geschäft zu machen sei, kaufte auf — ich glaube, er hat damals im ganzen zirka 70 000 Jahre gehabt — wurde eingekreist und mußte losschlagen. Man konnte darauf den Tag schon für 5 Cents haben, und die Leute bummelten, daß es eine Schande war. Die Theater machten weit auf, ganz reiche Herrschaften begannen Fußball zu spielen, und man sah bereits wieder Angehörige des mittleren Bürgerstandes, die im Schein der untergehenden Sonne lässig vor der Schwelle ihres Häuschen stehend träumerisch in der Nase bohrten ...

Aber das ging vorüber: der Monat Zeit kostete wieder seine achtzig Dollar, und alles war wie früher.

So lagen die Dinge, als sich eine seltsame Nachricht auf der Erde verbreitete. Bei München hieß es, lebe ein Mann, der spare überhaupt keine Zeit! Hat man je so etwas gehört? Er sei Menschendoktor und heiße Bruck. Dr. Bruck ...

Einige reiche Leute — denn die andern hatten ja keine Zeit — machten sich auf, diesen Unmenschen zu sehen. Wahrhaftig: als sie sich dem kleinen Anwesen näherten, rauchte da ein Mann mit einem Spitzbart eine Pfeife, eine lange Pfeife, und auf dem Porzellankopf — das sah man deutlich — war ein buntes Blumengewinde gemalt, mit Engeln, die die Girlandenenden angepackt hielten ... Der Mann paffte behaglich und stieß die Rauchwölkchen in die warme Sommerluft, in der sie, hellblauen Gazeschleiern vergleichbar, langsam nach oben entschweben ... Und dieser Mensch verfolgte ihren Aufstieg zufrieden, und wenn eins verflogen war, schickte er ein anderes nach und mochte sich so an diesem Wolkenspiel schon eine ganze Weile erfreut haben. Und nicht genug damit: er zündete sich die Pfeife, als sie ausging und nicht gleich brennen wollte, dreimal hintereinander an. Da brannte sie. Ja, war er denn toll .. ? Es schien so.

Denn als der reiche Münchner Engrosschlächter Mauermeier sich dem Manne eilig prustend, um nicht zu viel Zeit zu verlieren, in das Gesichtsfeld schob, da sagte der: „Grüß Gott!“ sagte er und dann mummelte er so recht behaglich an seiner glimmenden Pfeife. Und ehe der Mauermeier sich noch recht erholt hatte, fuhr der Doktor fort: „Ja, wollen wir nicht ein kleines Spaziergängchen machen? — Da seht doch nur, wie hübsch grün schon das wellige Gras ist, über das der Wind läuft, und da drüben die Höhen, auf die ich jetzt zuschreiten will, sind schon durchsichtig bläulich, und das ist ein gutes Zeichen für's Wetter.“

Da nahm sich der Mauermeier die Zeit — denn er hatte es dazu und konnte es sich leisten, Gott sei Dank! — da nahm er sich die Zeit, ganz schnell einmal zu sagen: „Einsperren sollt man Eahna, Herr Nachbar, z'wegen Verschwendung!“ —

Und schob eilig laufend, in der Richtung zum Bahnhof, ab, um den Zug nach München

Digitized by Google

nicht zu verpassen, damit er gleich wieder weiter sparen könne...

Der Doktor aber stand fröhlich lächelnd auf, ergriff das Stöckchen, das ihn auf allen Wegen begleitete, und durchschritt den sauberen, stillen Ort, darinnen er wohnte, besah sich voll guten Mutes die breiten Straßen und die niedrigen Häuser und das achteckige Türmchen auf dem Wirtshaus. Da oben, in dem achteckigen Zimmerchen, mit der Aussicht auf das Dorf und die Berge, habe eine verrückte Gräfin gewohnt, raunten die Leute, und wenn die Nebelschwaden dicht durch die regenschwere Luft zogen, dann schoben sie sich wohl an den acht Fensterchen vorbei, der Ofen knasterte, und eine weißhaarige Dame kroch murmelnd die gewundene Treppe herauf, um hier ein verlorenes Leben zu beschließen... Das überdachte der Doktor, und dann guckte er, ob das Krankenhaus noch an seinem Platz sei, und sah nach der Post, vor der eine alte Rumpelchaise ohne die Gäule aufgestellt war, und nach dem Rathaus — und stand schließlich nicht ab, unterwegens im besten Schmauchen ein kleines Poem zu verfertigen, indem alles darinnen stand: Wie schön doch das bißchen Leben sei, und wie man nur einmal auf die Welt gesetzt werde, und wie er für seine Person auf alle Mauermeiers und Zeitsparer pfeife....

Neue Bücher.

Nebenrollen. Dramaturgischer Mikrokosmos von Julius Bab. Verlag von Oesterheld & Co., Berlin 1913.

Julius Bab verficht in diesem Buch mit einer schier fanatischen Hartnäckigkeit die Meinung, daß der Begriff „Nebenrolle" etwas ist, das überwunden werden muß. In einem wirklichen Dichterwerk, das nämlich ein organisches Gebilde darstellt, gibt es nur Hauptrollen. Jede der handelnden Personen in einem künstlerisch belangvollen Drama ist so beschaffen, daß sie sich, sofern man sie einer unvoreingenommenen und ernsthaften Betrachtung würdigt, im Mittelpunkt des dichterischen Organismus zu befinden scheint. Shakespeare, Goethe, Hebbel und Ibsen dreschen kein leeres Stroh. Ihre Werke sind bis in die letzten Winkel hinein lebendig und bestehen aus Einzelteilen, die von dem eisernen Band der Notwendigkeit zusammengehalten werden. Es ist eine beklagenswerte Unsitte und eine Versündigung an dem heiligen Geist der Kunst, die sogenannten Nebenrollen unerfahrenen Anfängern oder steifbeinigen Veteranen auszuliefern. Die großen Rollen sind von dem Dichter mit einem so verschwenderischen Reichtum an Charakterisierungsmöglichkeiten ausgestattet, daß sie auch von minder geübten und minder talentvollen Mimen mit Erfolg verkörpert werden können. Hingegen bedürfen die (meist en canaille behandelten) „Nebenrollen" eines Schauspielers, der das, was der Dichter nur hat andeuten können, aus eigener Kraft ergänzt und ausbaut und mit wenigen Mitteln die Illusion eines vollständigen Menschengewächses zu erzeugen vermag. Der Chargenspieler hat keineswegs die undankbare Aufgabe, aus Häckerling Gold zu machen. Er soll nur das versteckt liegende Gold an die Oberfläche bringen und bewirken, daß es leuchtet. Julius Bab beweist die Richtigkeit seiner reformatorischen Ansichten über die „Nebenrollen" an einer bunten Reihe von Beispielen. Shakespeare, Lessing, Goethe, Schiller, Kleist, Grillparzer, Anzengruber, Hebbel, Ibsen, Björnson, Strindberg, Shaw, Hauptmann, Wedekind und Schnitzler werden auf verkannte Nebenrollen hin durchforscht. Mancher Gänsehirt entpuppt sich dabei als ein Königssohn, und manches Aschenbrödel verwandelt sich in eine Prinzessin. Außerdem werden kluge Urteile über die allgemeine Bedeutung des betreffenden Dramas gefällt, so daß, alles in allem, die Lektüre dieses Buches von den „Nebenrollen" sich für den Freund des Theaters als überaus anregend und nützlich erweist.

München. Hans Harbeck.

Schachspielkunst. Von K. J. S. Portius. Dreizehnte, vermehrte und verbesserte Auflage von Dr. Hermann v. Gottschall. Mit vielen Textabbildungen. Verlag von J. J. Weber in Leipzig.

Kein anderes Lehrbuch des Schachspiels kann sich rühmen, eine gleichhohe Anzahl von Auflagen erlebt zu haben. Dieser Erfolg beweist zugleich, wie recht der Bearbeiter der neuen Auflage hat, wenn er im Vorwort schreibt: „Der alte Portius hat Generationen von Schachspielern herangebildet, sein Ruhm als Lehrmeister ist unerschütterlich. Zahllose Lehrbücher mit denselben Zielen sind in der Zwischenzeit erschienen; keines hat ihn aus dem Sattel heben oder verdrängen können." Die

Digitized by Google

klare, einfache und dabei gemütvolle und deshalb eindringlich wirkende Darstellungsweise das alten Portius, die dem Buch sein charakteristisches Gepräge gibt und wohl das Geheimnis seines Erfolges bildet, ist von verschiedenen Bearbeitern der späteren Auflagen pietätvoll beibehalten worden. Das Buch ist in erster Linie für den Anfänger bestimmt, aber auch der vorgeschrittene Spieler wird es gern in die Hand nehmen, da es neben den allgemeinen Spielregeln eine Blütenlese prächtiger Endspiele und geistreicher Probleme, sowie eine sorgfältige, reichhaltige Auswahl glänzender Meisterpartien enthält.

Otto Hauser, Das Drama des Auslands seit 1800. (Ordentliche Veröffentlichung der „Pädagogischen Literaturgesellschaft Neue Bahnen"). R. Vogtländers Verlag in Leipzig.

Das Buch des bekannten Literaturhistorikers ist ein praktischer Führer für alle, die rasch und sicher einen Ueberblick gewinnen wollen über das Drama der außerdeutschen Kulturnationen.

Das Inhaltsverzeichnis zählt mehr als ein halbes Tausend von Autoren auf, bei einem Buche von 156 Seiten eine anerkennenswerte Leistung. Daß es der Autor bei dieser kompendiösen Fassung verstanden hat, trotzdem in einem nicht bloß lesbaren, sondern in fesselndem Stile zu schreiben, muß ihm als besonderes Verdienst angerechnet werden. Nach einer kurzen Einstimmung über die „Grundlagen" beginnt Hauser mit dem französischen Drama, das der Welt „vorbildlich" erschien, das noch heute den Markt beherrscht, und dem darum auch ein besonders breiter Raum vergönnt wird. Es schließt sich daran das italienische Drama und das Drama der iberischen Halbinsel. Dann folgen die Engländer, Holländer, Skandinavier, Slaven und Magyaren. Daß dabei die Slaven nicht zu kurz kommen, dürfte manchem willkommen sein. Bei all dem Schweifen in fremden Kulturen verliert Hauser nie sein deutsches Empfinden. Mit Begeisterung und Leidenschaft spürt er überall in den fremden Leistungen nach dem Wirken des germanischen Geistes, nach germanischen Einflüssen. Das gibt der Darstellung für jeden deutsch Empfindenden einen besonderen Reiz. Man sieht, der Verfasser hat einen „Standpunkt", er steht nicht bloß über, sondern auch in der Sache.

Der bekannte Roman „Go" von Martin Beradt, der in äußerst feinfühliger, analytischer Weise das Schicksal eines Knaben und das seiner Familie beleuchtet, erscheint soeben in „Fischers Bibliothek zeitgenössischer Romane" zum Preise von 1 M.

Bruno Quandt, Erze im Feuer. Gedichte. (Verlag Theodor Gerstenberg, Leipzig.)

Mit der vorliegenden Gedichtsammlung debütiert ein Dichter allerersten Ranges, der sich Georg Heym und Klabund würdig und ebenbürtig anschließt, und der als eine der stärksten Hoffnungen der heranwachsenden Generation jubelnd begrüßt werden muß. Endlich sind wir also wieder so weit, die Dekadenz der jüngstdeutschen Literatur überwunden zu haben, und neue vielversprechende Talente heranreifen zu sehen. Dem Verfasser ist nichts Menschliches fremd, und sein eignes, inneres Erleben hat ihn durch alle Tiefen und Verirrungen einer gärenden Jünglingsseele geführt. Aber mit gewaltiger Kraft und Kühnheit weiß er sie künstlerisch und ethisch zu läutern, und seine Persönlichkeit über die Materie zu Ewigkeitswerten zu erheben. Ist es geniale, künstlerische Kraft, oder ist es eine nicht minder einzuschätzende künstlerische Selbstsucht, daß kaum ein einziges Gedicht der ganzen Sammlung mit fühlbaren Mängeln behaftet ist? Das Grundgesetz allen künstlerischen Schaffens, Echtheit und Stärke des Gefühls mit phantasievoller Gestaltungskraft zu verbinden, scheint hier in geradezu idealer Weise erfüllt. Da das Buch vom Verlage sehr geschmackvoll und gediegen ausgestattet ist und zu dem ungewöhnlich billigen Preise von 1,50 M. vertrieben wird, sind ihm viele Freunde sicher.

Dr. Wilhelm Bolze.

Steckenpferd-Seife
die beste Lilienmilchseife für zarte weiße Haut

Herausgeber: Dr. Heinrich Ilgenstein. — Verantwortlich: Dr. Heinrich Ilgenstein, W., Pfalzburgerstraße 53. — Verlag: Hellmuth Johnke, Berlin W. 15. — Oesterreich-Ungarn: Huber & Lahme Nachf., Wien I, Herrengasse 6. — Verantwortlich für die Inserate: Franz Rausch, Berlin W. — Druck und Postvertrieb: Paß & Garleb G. m. b. H., Berlin W. 57.

Digitized by Google

Die Gegenwart

Nr. 2 Berlin, den 10. Januar 1914 43. Jahrgang Band 85.

Krieg dem Kriege!

Von

Heinrich Ilgenstein.

In einem Weihnachtsartikel hat sich Nithack-Stahn, der Geistliche an der Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche zu Charlottenburg, im „Berliner Tageblatt" als Pazifizist bekannt. Wie ein kultivierter Mensch sich als Pazifizist bekennt. Mit dem Hinweis, daß auch ein siegreicher Krieg durch seine Riesenopfer an Menschenleben immer noch als ein Unglück zu betrachten sei. Mit dem Gedanken, daß neben den Heldentugenden, die das heiße Schlachtgewühl in den Einzelnen weckt, Grausamkeit und Brutalität im Kriege ihre größten Triumphe feierten. Mit dem Ausblick, daß das Endziel aller Kulturbestrebungen die Ueberwindung des Krieges sein sollte. Mit der immerhin einleuchtenden Konsequenz, daß praktisch gelebtes Christentum auf die schließliche Etablierung des ewigen Völkerfriedens hinarbeiten müßte.

Friede auf Erden ... Gewiß, es klang am Ende des Heilsjahres 1913, das in ganz Europa die Kriegsrüstungen ins Märchenhafte trieb, und das unten am Balkan, wie durch die Wiederauslieferung Adrianopels bewiesen, Hunderttausende zwecklos hingeschlachtete Menschenleben sah, wie ein Ton aus anderer Weltensphäre. Aber man fragt sich, wie ein christlicher Pfarrer, der nicht sein eigenes Evangelium zu einer bombastischen Riesenphrase herabwürdigen will, etwas anderes sein kann als Pazifizist.

Alle ernst zu nehmenden Diener der evangelischen Kirche sind zu allen Zeiten Pazifizisten gewesen. Das hat bisher niemanden aufgeregt. Nicht den weltlichen Politiker, der mit beiden Füßen auf dieser waffenstarrenden Erde stehend, den Glauben an die Möglichkeit des ewigen Weltfriedens als Kinderglauben belächelt. Nicht den für sein Kriegshandwerk begeisterten Militär, der sich mit dem Zwiespalt zwischen Christenlehre und Staatsraison schlecht und recht abfindet wie mit allen anderen Widersprüchen unserer dualistischen Weltanschauung.

Aber das ist für den Geist, der sich seit einigen Jahren in gewissen leider sehr einflußreichen Kreisen immer breiter macht, bezeichnend: Die Weltfriedensidee, die in privaten Bürgerkreisen jeden Tag neue Anhänger findet, soll und muß in jedem halbwegs pflichttreuen preußischen Beamten einen absoluten Gegner finden. Alles andere ist Mangel an nationalem Empfinden. Mangel an patriotischer Begeisterungsfähigkeit. Vaterlandsverrat und wie sonst die schönen Dinge heißen, die man dem Pazifizisten im Preußen von heute an den Kopf wirft.

Es gab gerade nach dem siebziger Krieg bereits Zeiten, wo sich auch der militärfreundlichste Teil des preußischen Volkes auf den sehr richtigen Standpunkt stellte, daß der Krieg im besten Falle ein unter Umständen notwendiges Uebel sei. Aber je länger der Friede andauert, je offener und lauter wagen sich die Geister hervor, die nach einem „frischen, fröhlichen" Kriege wie nach einer Erlösung aus allgemeiner Versumpfung rufen. Diese Geister sind es, die Pfarrer Nithack-Stahn ob seiner friedensfreundlichen Ausführungen am liebsten den Priesterrock vom Leibe reißen möchten, die ihn in sehr vornehmer Weise versteckter sozialdemokratischer Gesinnung verdächtigen und mit Riesenaufwand an Druckerschwärze dem Konsistorium klar zu machen versuchen, daß an der Kirche, die dem

Digitized by Google

Andenken Wilhelms des Ersten geweiht ist, ein so ehrlicher Bekenner zur Friedensidee eine unerträgliche Erscheinung sei.

„So feiern wir denn Christi Geburtsfest, indem wir im Geiste Euch allen die Hand reichen, die eines guten Willens sind. Wir reichen sie den Volksgenossen, die mitarbeiten wollen, daß Friede auf Erden sei . ." Worte des Priesters Nithack-Stahn, die diejenigen, die sich immer lauter als die einzig verläßlichen Stützen von Thron und Altar gebärden, in Harnisch bringen.

Aber nicht nur Militärs, bei denen das menschlich verständlich wäre, sondern auch Amtsbrüder legen gegen den „Friedenshymnus" und gegen eine solche „Ausbeutung und Ausdeutung des weihnachtlichen Friede auf Erden" mit Feierlichkeit Verwahrung ein. Auch ein Geistlicher, Pastor D. Rogge, meldet sich zum Wort.

Hatte da Pfarrer Nithack-Stahn in seinem Weihnachtsartikel gegen den alten Unfug polemisiert, daß ein Volk das andere von vornherein mit dem Namen „Erbfeind" belegt. Der allerchristlichste Pastor Rogge erwidert darauf, daß jeder, der von Erbfeindschaft nichts wissen will, die „nationale Gesinnung schmähe". Die geschichtliche Entwicklung macht also nach Pastor Rogge ein Volk zum Erbfeind des andern. Und damit Schluß . . . Dabei ist er sonst lieb und menschenfreundlich, dieser Herr Pastor Rogge. Er meint, im übrigen könnte ja mit Paris ein ganz christlicher Verkehr aufrecht erhalten werden. Nur Achtung, Landsleute, daß bei diesem christlichen Verkehr uns der Erbfeind hübsch erhalten bleibt. Auch eine Geschichtsauffassung: Links und rechts vom Rhein zwei große Kulturvölker, die ihre gegenseitige Erbfeindschaft wie einen Gottessegen pflegen müssen, damit der Patriotismus nicht ausstirbt . . .

Herr Pastor D. Rogge hat den Krieg von 1870 mitgemacht. Mitgemacht! Das heißt, bei der Einsegnung vor dem Kampf als Seelsorger blühende junge Menschenleben vor sich sehen, soweit das Auge reicht. Nach der Schlacht von Amts wegen über ein schier endloses Feld voll wimmernder Verstümmelter und Sterbender schreiten und diesem grausen Entsetzen nicht Einhalt bieten können. Aber er hat „nichts Grausames" bemerkt. Auch nichts, was mit dem Evangelium Christi irgendwie in Widerspruch stände. Ohne den siebziger Krieg kein deutsches Reich. Wer zweifelt daran? Aber um in all den Tausenden hingemähter junger Menschenleben und in all den Strömen Blut, die um dieses Zieles willen die Erde tränken mußten, als Priester der Christenkirche nichts Grausames zu sehen, dazu gehört eine Kunst im Bibelauslegen . . .

Wir sind in diesen Blättern bei den Parlamentsdebatten im letzten Winter für den in diesen Tagen akut werdenden Wehrbeitrag eingetreten. In den Artikeln, die gegen Nithack-Stahn, den Friedensfreund, zu Felde ziehen, hebt man hervor, daß diese Opferwilligkeit weiter Volkskreise ein Beweis dafür sei, daß das Wesen des Krieges Gott sei Dank in Deutschland noch nicht in Mißkredit kam.

Die Anhänger des Krieges als eines, für ein kräftiges und tüchtiges Menschengeschlecht unentbehrlichen Erziehers täuschen sich über die Beweggründe. Nicht weil wir den Krieg, des Friedens überdrüssig, wieder höher einschätzen, sondern weil wir im Zeichen der Balkanschlächtereien die Kulturwidrigkeit des Krieges noch mehr erkennen lernten, bringen wir gern das Milliardenopfer dar. Der unsichtbare internationale Kriegerverein der Chauvinisten, so klein diese Grüppchen, an der Masse der einzelnen Völker gemessen, auch sind, ist jenseits der Grenzen ebenso am Werk wie bei uns. Deshalb heißt es gegen die einheimischen Kriegsschreier auf der Hut sein und den fremdländischen Gesinnungsgenossen durch die Tatsache unserer Bereitschaft die Lust an frivoler Friedensstörung nehmen.

„Eine zu lange Friedenszeit bringt das Menschengeschlecht um die Kraft zur Heldenhaftigkeit." Es ist selbstverständlich, daß gegen Nithack-Stahn, den Pazifizisten, auch dies schon fast triviale Argument herhalten mußte. Die Kriegshelden der deutschen Vaterlandsgeschichte in Ehren! Aber es ist nicht wahr, ist dreiste Lästerung, zu sagen, daß das Schlachtfeld des Lebens nicht ebenso Helden erziehe wie der Schrecken des Krieges. Unter all den Hunderten, die schon für die Eroberung der Luft

Digitized by Google

in den letzten Jahren ihr Leben hingaben, ist kaum einer durch die Erziehungsschule des Krieges gegangen. Und wenn, wie bei dem Untergang der „Titanic", ein schlichter Telegraphenbeamter, der nie die Segnungen militärischer Erziehung genoß, ruhig seine Pflicht tat, bis die Wogen des Ozeans über seinem Haupte zusammenschlugen, so ist das eine Heldenhaftigkeit, wie sie größer kein Schlachtgewühl erzeugen kann.

„Ein zu langer Friede läßt die männliche Jugend verweichlichen . ." Mag sein, daß das mit der männlichen Jugend früherer Zeiten so gewesen ist. Heute aber ist das Allheilmittel des Krieges entbehrlicher geworden denn je. Was früher der Krieg resp. der „Erbfeind" besorgte — nämlich die Erziehung zu Mut, Tatkraft und Selbüberwindung —, bietet bei der Jugend in noch nie dagewesener Weise der heute ganz Deutschland beherrschende Sport, leistet in späterm Alter der Kampf um die Existenz, der noch nie so hart und eisern war wie heute, leistet die Tatsache, daß mit der fortschreitenden Kultur jeder Beruf von dem, der heute noch vorwärts kommen will, immer mehr sozusagen soldatische Tugenden verlangt.

Also merkt euch, ihr Gegner Nithack-Stahns, des Pazifizisten: Sollte wirklich eines Tages der, von dem allergrößten Teil des deutschen Volkes nicht herbeigesehnte Tag eines Krieges hereinbrechen, so wird sich, wenn das Unabwendbare geschehen, die Begeisterung für den Kampf um das Vaterland von selbst einstellen. Sich aber mitten im Frieden an dem Wesen des Krieges als Begriff begeistern, oder den Krieg als eine bessere Reinigung oder notwendigen Aderlaß herbeisehnen, ist etwas, das glücklicherweise auch in Deutschland längst aufgehört hat, Volksbesitz zu sein.

Berlin und die Siebzehnjährigen.

Von

Dr. Max Adler.

Als der siebzehnjährige Eckehard Jeß am Beginne der Weihnachtsferien mit seinem Kollegen loszog, um in vollen Zügen Freiheit und Berliner Nachtleben zu schlürfen, dachte er vermutlich schon an den Tod. Vielleicht an ein „Sterben in Schönheit". Er hatte es ja dazu. Er besaß Geld, einen schicken Anzug und ein Sparkassenbuch. Auch einen Brillantring und eine Uhr im Werte von vierhundert Mark hatten ihm die fürsorglichen Verwandten mit auf den Lebensweg gegeben. Mit diesem Betriebskapital läßt sich schon einiges beginnen. Man kann damit in Schönheit sowohl leben als auch sterben. Man kann sich ein beträchtliches Quantum Weinlaub ins Haar flechten und den mehr oder minder anmutigen Dionysierinnen aus der Tauentzienstraße die teuersten Treibhausrosen. Und so Verschiedentliches.

Aber es muß leider vorweg gesagt werden: es war kein schöner Abgang! Und er mutete um so trübseliger an, weil ein Lebens- und Todeswille dahinterstand, der typisch ist nicht etwa für die Großen, vom Genius Gezeichneten, in weher Schöpfertrunkenheit Taumelnden und Strauchelnden — nein: für die Kleinen, Vielen, Vielzuvielen. Nicht Gabriel Schilling, der Erdenflüchtige, stand dem armen Eckehard Jeß für seine tolle Todesfahrt Modell, auch nicht der unausgereifte, aber doch von Zukunftskeimen trächtige, hoch in die Himmel der Kunst hinauflangende Arnold Kramer. Sondern irgendein brausender, mit der Portokasse durchgebrannter Ladenjüngling.

Nein, es war kein schöner Abgang! . . . .

Man verweile einen Moment lang bei dem Vergnügungsprogramm, das er — bis auf das düstere Finale gemeinsam mit seinem Kollegen — kurz vor dem Ende absolviert hat. Stimmungsauftakt: „Die fünf Frankfurter". Leider mißlingt der Versuch einer Annäherung an die Rotschildgruppe, denn das Theater in der Königgrätzer Straße, das die Fusion vermitteln sollte, ist geschlossen, weil für irgendein fades Stück von Shakespeare geprobt wurde. Ersatz: Kientopp. Hierauf ergebnislose Damenrevue in einem Nachtcafé. Ein zweites Nachtcafé, zuerst ohne, dann, nach Abpatrouillierung der Straße, mit Resultat. Paarweiser Abzug. Enfin seul mit einer Dionysierin aus der Tauentzienstraße. Ein drittes Nachtcafé. Auto. Grunewald. Schluß . . . .

Digitized by Google

Ausdrücklich zu bemerken ist: es handelt sich hier um das Vergnügungsprogramm junger Leute kurz vor der akademischen Reife. Nicht etwa um den „Sonntagsfeetz" des besagten Laufburschen. Aber man wird sich vergeblich bemühen, da einen Qualitätsunterschied zu entdecken. Höchstens, daß sich schließlich ein erhebliches Manko auf seiten der künftigen Akademiker ergeben würde, in deren Tun sich eine trostlose Geistesöde, ein erschreckender Mangel an Genußfähigkeit offenbart. Ins Lebensdunkel dieser auf dem Umwege über eine tüchtige klassische Bildung zu einer vielversprechenden Normalwurstigkeit Herangediehenen blinken zwei freundliche Sterne hinein, sie heißen „Geld" und „Weiber". Fehlt nur noch das „Jeu" und das „Ferd" — und der Durchschnittsberliner der „upper ten" steht in Mannsgröße vor uns da.

Lebenslust „unterkittigster" Art! (Um im Berliner Milieu zu bleiben . . .).

Gewiß verdient der arme Junge, den der Katzenjammer nach einem schmählichen Genuß aus dem Leben riß, unser Mitgefühl. Er wußte ja noch nicht, was „Leben" heißt, oder wußte es wenigstens nur vom Hörensagen und aus unlauterster Quelle. Es hat ihn übermannt: dies Ineinander von Fülle und seelischer Leerheit, Aufpeitschung und Schwäche, Sehnsucht und Lasterhaftigkeit. Er erlag unter der Wucht des rüttelnden, verheerenden Paradoxons, das diese schicksalsschwere Nacht in sich barg.

Aber man muß gleichwohl fragen: Wie kommt es, daß dieser so jung und unversehens Gescheiterte, dem Schulzwang für kurze Zeit entschlüpft, sogleich mit ungezügelter Gier nach den trübsten, unreinsten Bechern der Großstadtgenüsse langte? Daß er von Homer und Horaz und den deutschen Klassikern zu den schmutzigsten, tödlichsten Wassern des Vergessens eilte? Gibt es denn vom Müssen und Sollen Siebzehnjähriger keinen gefahrlosen Uebergang zur Freude? Ist auf der einen Seite bloß Zwang, ausdörrende Trockenheit und Lebensfremdheit — auf der andern nur die geschmacklose Brutalität des Lasters, die unwählerische Genußtollheit? So daß die Losgebundenheit eines einzigen Ferialtages mit fast mathematischer Sicherheit zu seelischen Erschütterungen und — in den schlimmsten Fällen — zu Katastrophen führen muß?

Das moderne Erziehungssystem — sofern überhaupt von einem System gesprochen werden kann — weist dem unbefangenen Zeitbeobachter an dieser Stelle eine klaffende Lücke. Das innere Gleichgewicht dieser scheinbar Frühgereiften, in Wirklichkeit aber kaum Entwickelten, Unzulänglichen, krankhaft Emporgesteigerten unterliegt irgendeiner Störung. Es ist im Moment der Katastrophe, wie wenn eine Drachenschnur, die längst nichts mehr taugte, unter dem Druck der Ueberanspannung plötzlich reißt; an einer guten, haltbaren hätte ihn der Wind vielleicht bis an die Wolken getragen . . .

Gewiß wäre es verfehlt, dem einen oder dem andern Erziehungsfaktor für sich allein die Schuld an diesem gefährlichen Mißverhältnis zwischen Pflicht und Genuß aufzubürden. Es wird in diesem Punkte eben von allen Seiten gesündigt. Die Pflicht wird zu wenig nahe an der Freude, die Freude zu weit von der Pflicht gesucht. Es fehlt die verbindende Brücke eines großen, innerlich tragenden und beflügelnden Kulturempfindens, das die bodenlosen Abgründe des Lasters ebenso sicher überspannt, wie die Seichtigkeit fadenscheiniger Moralismen.

Es fehlt mit einem Wort an einer soliden, vererbbaren Weltanschauung.

Als erschwerend kommt in diesem Falle überdies die unglaubliche Sorglosigkeit in Betracht, die einen mit allen Dämonen der pubertären Schreckensperiode Ringenden weit über das Erforderliche und Ersprießliche hinaus mit Bewegungsfreiheit ausstattete, mit Geld und Geldeswert behing; dies alles offenbar unter der Devise — die so viel Planlosigkeiten und Irrwege der modernen Pädagogik zu decken berufen ist: — „Jugend muß sich austoben!" Es kommt aber, mit Verlaub, sehr viel darauf an, ob sich Jugend mit fünf Mark in der Tasche oder mit einem kleinen Vermögen als Vergnügungsfonds austobt. Es ist nun einmal der Lauf dieser argen Welt, daß ein „Kavalier", der sich als Obersekundaner zu erkennen gibt und sich zugleich mit einem Sparkassenbuch,

Digitized by Google

einem Brillantring und einer wertvollen Uhr ausweist, bis aufs nackte Leder ausgeplündert und, falls er von Natur aus geneigt ist, Geldverlusten eine allzu hohe Bedeutung beizumessen, bis an die Selbstmordgrenze von Scham und Verzweiflung getrieben werden kann, sobald er sich dem Pestbereich des Berliner Nachtsumpfes nähert. Die Angehörigen des in der Gegend der Motzstraße nächtlicherweile gestrandeten Obersekundaners werden vielleicht sagen, daß sie überzeugt gewesen seien, dem jungen Eckehard, der stets ein guter Schüler war, felsenfest vertrauen zu können. Aber die Motivierung dieses Vertrauens würde, falls sie wirklich in diesem Sinne ausfiele, eine beweinenswerte Weltfremdheit verraten: denn die Leistungen im Mündlichen und Schriftlichen haben leider nichts, absolut nichts mit der Pubertätsmoral zu tun ....

Der junge Kramer hat dieses eine Große für sich, daß er, der Lebensschwächling, die hohe Verheißung in sich trägt. Fast wie väterlicher Triumph hört es sich an, wenn Michael Kramer an der Bahre des Sohnes, erschüttert und belehrt, in die seherischen Erkenntnisworte ausbricht: „Die Glocke ist mehr als die Kirche, Lachmann! Der Ruf zum Tische ist mehr wie das Brot!" Er ist schwer durch Gewissensschuld heimgesucht; aber die Größe des toten Kindes richtet ihn zugleich wieder auf.

Dieser Siebzehnjährige jedoch war nach allem, was über ihn bekannt wurde, zwar kein minderwertiger, aber auch kein übermäßig bedeutender Mensch. Ein gut lernender Dutzendschüler, der später einmal sicherlich ganz tüchtig im Leben vorwärts gekommen wäre. Nichts weiter.

Das aber ist es gerade, was die Väter unserer Zeit aufrütteln, zu einer neuen Erziehung, zu einer neuen, besseren Wertung dessen aufrufen sollte, was man einst altväterisch „Weltanschauung" nannte: es war ein Normalmensch, der sich mit dieser schmerzhaft-zynischen Grimasse eines Halt- und Wurzellosen vom Leben empfahl.

Einer, dem man es nie zugemutet hätte — ein Dutzendmensch! . . .

Nur ein ganz geringer Gradunterschied im Temperament, in der Geschmacksrichtung, in der Lebensauffassung: und morgen geht ein Anderer dieselben Wege — — — denselben Weg! . . .

Berliner Theater.

Von

Julius Bab.

Die Berliner Theater haben das Jahr 1913 mit lebhafter Arbeit beschlossen. Mancherlei Interessantes ist ihnen geglückt, auch einiges wirklich Gute, aber nur ein Abend war ein wahrhaft bedeutendes Ereignis, das einige Aussicht hat, in der Geschichte deutscher Kunst leben zu bleiben.

Interessant in gewissem Sinne war die Dramatisierung von Georg Hermanns allbekanntem Roman „Jettchen Gebert", die das Kleine Theater den Berlinern zu Weihnachten bescherte. Das heißt, vom Standpunkt des normalen Theaterbesuchers gesprochen, war es nicht interessant, sondern langweilig, — wie ein dramatisierter Roman gerade dann immer wirkt, wenn ihn nicht ein brutaler Kulissenpraktikus, sondern ein geschmackvoller Mensch zurecht gemacht hat. Georg Hermann, der den Geschmack eines besseren Menschen, aber keine Spur von dramatischem Temperament hat, hatte diese Bearbeitung selber besorgt, und so gab es in den reizenden Biedermeierzimmern kleine Reste jener Humore und Sentimentalitäten aus dem jüdischen Altberlin, durch die Georg Hermanns Roman sehr reizvoll ist, die aber auch in ihrer ganzen Fülle niemals von der Bühne herab ein Publikum fesseln können. Wie grimmig der Eigenwille der dramatischen, der bühnenkünstlerischen Form herrscht, in der die zarten Intimitäten des Romanciers einfach als Ohnmacht wirken, das wurde hier wieder in recht interessanter Weise deutlich.

Von wirklich Gutem gab es etwas in Reinhardts Kammerspielen, die nach langer Zeit einmal wieder ihrem Namen gerecht wurden, als sie das „Kammerspiel" des späten Strindberg „Wetterleuchten" zur Aufführung brachten, und zwar zu einer nahe-

Digitized by Google

zu vollkommenen Aufführung. Dies ganze stille Spiel ist nichts als eine Stimmungskurve: das Alter, vor dem noch einmal die Gefahr des glücklich überwundenen Lebens aufblitzt, und das nach vorübergezogenen Wettern in seinen Abendfrieden zurücksinkt. Und die geisternde Welt, die Welt dämonisch herrschender Mächte, die der alte Strindberg so gegenwärtig fühlt, und die er mit der unverwüstlichen Jugendkraft seines Genies, aus einem Konditor und einem Laternenanstecker, aus einem Telephon und einem Briefkasten hervorzaubert, sie war von Reinhardts Regie gestaltet und auf der langsamen, leisen Linie dieses Stimmungsspiels mit bewunderungswürdiger Geduld geordnet. — der Schauspieler aber, der mit der suggestiven Kraft seiner vollkommenen Körperkunst die fast allzu zarten Fäden dieses Gewebes zusammenhielt, Albert Bassermann, der den müden, resignierten alten Herrn so vollkommen spielte, daß er an Oscar Sauer in seinen stärksten Augenblicken erinnerte, dieser selbe Bassermann stand wenige Tage nachher als Shylock auf der Bühne, und gab der stürmisch begrüßten, aber sonst kaum verbesserten Neueinstudierung des „Kaufmann von Venedig", die Reinhardt in seinem Shakespearezyklus herausbrachte, den eigentlichen Wert. Einen riesigen, graubuschigen Alten, mit gefährlicher Hakennase und stechendem Blick, raubtierhafter Kraft in jeder Bewegung und übermenschlich drohender Wildheit in jedem Ton brachte Bassermann zur Darstellung. Und er kam damit mehr der ursprünglichen Lustspielintention Shakespeares, nach der dieser Shylock ein außermenschlich groteskes Wesen, ein dunkler Fleck im hellen Bild sein soll, entgegen, als jener tragischen Entdeckung des Menschen im Juden, die dem größten Dichter erst bei der Arbeit widerfuhr und eigentlich sein Konzept umwarf. Selbst Bassermanns schrecklicher Shylock, der noch im Abgehen die Fäuste gegen die Ueberwinder ballt, hat doch noch Wurzeln genug im Menschlichen, um sein Schicksal als unheilbaren Riß in der geplanten Lustspielharmonie wirken zu lassen. Wo das rein Menschliche der Gestalt noch stärker zur Geltung kommt, wie bei dem vorsichtig gedämpften Shylock Schildkrauts, oder dem elementar gewaltigen, dem heute wohl vollkommensten Shylock Max Pohls, da ist die reine Lustspielwirkung nur noch mehr gefährdet. Um den genialsten Fehler des größten Dramatikers auszugleichen, ist solche, dem außermenschlich Gespenstischen sich nähernde Gestalt wie die Bassermanns wohl am ehesten geeignet.

Weit über diese guten und interessanten Dinge aber erhebt sich der große Abend des neuen Lessingtheaters, an dem Direktor Barnowsky in einer erfindungsreichen und stimmungsstarken Inszenierung zwei Werke eines der größten deutschen Dichter zum ersten Male auf eine Berliner Bühne brachte, Georg Büchners Trauerspiel „Wozzeck" und das Lustspiel „Leonce und Lena". Vom Wesen dieses mit 23 Jahren gestorbenen Genies hat hier an seinem hundertsten Geburtstag Hans Franck Bericht gegeben. Aber gerade der Punkt, an dem mir seine trefflichen Ausführungen zum Widerspruch herauszufordern schienen, ist durch diese Berliner Aufführung aufs hellste beleuchtet worden: keineswegs nämlich erscheint mir das bisher allein berühmte Erstlingswerk „Dantons Tod" der Höhepunkt der Büchnerschen Dichtung. Weit über diesem dunkel brodelnden, der Freude am Stoff doch nur schwer entwachsenden Erstling, erhebt sich an Tiefe des Plans und Größe der Gestalt der „Wozzeck". Jene im allertiefsten Sinne revolutionäre Leidenschaft für Menschenrecht — (die mir denn auch Büchners Flugschrift, dem „Hessischen Landboten", in ihrer prophetischen Gewalt einen wahrhaft anderen Rang anzuweisen scheint, als der raffiniertesten sozialdemokratischen Hetzschrift!) — dieser große ethische Grundwille, der es nicht erträgt, einen Menschen als Mittel gebraucht zu sehen, jenes tiefste Gefühl für die Heiligkeit alles Lebens: das gewinnt hier in dem Bericht von der armen, mißbrauchten Kreatur Wozzeck einen so gewaltigen Ausdruck, daß alles, was an Proletariertragik von den späteren Generationen gedichtet worden ist, davor klein und nichtig erscheint. Alle mißbrauchen sie, diese arme Kreatur: der Hauptmann für sein bequemes Philistergeschwätz, der Doktor für seine medizinischen Experimente, und der schöne Stierkerl von Tambourmajor nimmt ihm schließlich das Weib, an dem seine letzte Menschlichkeit hängt. Bis dem armen Kerl

Digitized by Google

„die Natur kommt“ und er in mörderischer Verzweiflung um sich schlägt. Dies ist in ganz kleinen Szenen, mit einer absichtslosen Großheit, aus einem dichterischen Urgefühl hingeworfen, daß es wie mit Posaunen des jüngsten Gerichts auf uns eindröhnt. Kein stärkeres Zeichen gibt es für Büchners Dichtermacht, als daß er seinem Text Strophen des Volksliedes und Sprüche der Bibel mischen kann, ohne daß sie unter den gleich gewachsenen Riesenleibern seiner eigenen Worte irgendwie fremdartig scheinen. Wenn die alte Frau am Abend auf der Bank das Märchen vom armen Kinde erzählt, das von Sonne und Mond, Sternen und Erde verraten ist, so gewinnt diese Dichtung von den Elenden und Beleidigten eine Höhe, die nirgends in der deutschen Poesie ihresgleichen hat. — — — — Neben diesem gewaltigen Werk wiegt „Leonce und Lena“ leicht, zumal es nicht so aus unmittelbarer Natur entquollen, sondern aus allerlei literarisch romantischen Quellen geleitet ist. Aber der graziöse Schwung, mit der hier die Weltschmerzelei der Langenweile, der arbeitsscheue Aesthetizismus der außerbürgerlichen Existenzen: der Prinzen und der Vagabunden! sich überschlägt, — die übermütige Laune, mit der hier Lebensüberdruß in glückliches Spiel gelöst ist, — die lachende Märchenfügung, mit der Leonce und Lena, als sie der ihnen zugedachten Ehe entfliehen wollen, sich gerade zu höchstem Glück in die Arme laufen: das sichert doch auch diesem Werke an sich einen Ehrenplatz in der kleinen, kleinen Zahl der künstlerisch ernsten deutschen Komödien. Und zwei Werke so grundgenialer Art durch eine sehr solide Aufführung, wie ich denke, für immer der lebendigen deutschen Bühne erobert zu haben, das ist für die neue Direktion des Lessingtheaters ein schöner Ruhm. Ein phantastisches Genie, wie Büchner, dem scharfäugig erfaßte Natur ins Monumentale wächst, das ist im Grunde die tiefste Sehnsucht unserer Zeit und unserer Bühne. Nicht minder als die Eröffnungsvorstellung mit „Peer Gynt“ könnte dieser Büchnerabend für die Direktion Barnowsky die Bedeutung eines Programms haben, mit dessen Verwirklichung das Lessingtheater wieder eine führende deutsche Bühne sein würde.

Die Novelle vom Grauen.

Von

J. B. Schneider.

Gegen Abend ergossen sich die Truppen Alexanders in die Straßen Jerusalems. Die Knochen ausgedörrt von einem tagelangen Wandern in der Sonnenglut Syriens, schmutzig und mit zerfetzten Sandalen zogen sie in die geheiligte Zionsfeste ein, an deren Schwelle sie der Oberpriester Jaddus mit den Gesetzestafeln im Arme empfing. Unter seinen finsteren Blicken krampfte sich Alexanders Seele, weil sie wie sein Körper von den Qualen der Reise müde war, schauernd zusammen. Er sank vor den geheimnisvollen Zeichen, die auf der Binde des Priesters glänzten, in die Knie und betete den hebräischen Gott an.

Kallisthenes, Hermolaus, Klitus und Parmenio, die athenischen Philosophen, die im Troß mitzogen, und vollends die drei Kurtisanen des Königs, Thais, Chloe und Aspasia folgten wie ein großer Körper, dessen eine Seele Alexander war, überlegungslos seinem Beispiel, und so lag denn in wenigen Minuten das ganze Heer vor den marmornen Tafeln, auf denen mit goldenem Stift das Gesetz des Judengottes eingegraben war.

Die Bewegung war so rasch und allgemein, daß der Einzige, der in der tausendköpfigen Menge stehen blieb, plötzlich wie ein einsamer, dürrer Baum zum Himmel ragte.

Niemand beachtete ihn, als er hoch aufragend von der Erschöpfung, die sich aller bemächtigt hatte, dastand, in ein weißes, leuchtendes Gewand gehüllt und die gescheitelten Haare wie zu einem Zirkusfest mit Perlen durchflochten.

Aber diese Züge, auf denen sich in dem selben Augenblick Staunen und Verachtung spiegelten, waren von einer medusenhaften Häßlichkeit. Kein Faun, kein Bastard des ungeheuerlichen, muschelbesetzten Triton, kein Zwillingsbruder des Thersites wäre an Häßlichkeit diesem Mann gleichgekommen. Alles, was die Natur an Bosheit und Mißgestalt besaß, hatte sie auf die eine Gestalt gehäft und die abstoßenden Leidenschaften schienen dieses Gesicht zu ihrem Tummelplatz erwählt zu haben.

Fahl und wulstig waren seine Lippen, ungeheuer und hakenkrumm die Nase, erschreckend groß und nach beiden Seiten wie Mühlenflügel abstehend die Ohren. Die Stirne preßte eingesunken, niedrig und wie ein Ackerfeld durchfurcht an dem Scheitel, und zwei wasserblaue, klebrig glanzlose Augen hingen unter den Brauen.

Und doch wohnte in diesen Augen eine unheimliche, übernatürliche Macht, die feind-

Digitized by Google

selig alles Umgebende ergriff und in ein Netz von unsichtbaren Fäden spann. Es war, als ob die glanzlosen, klebrigen Augen mit ihrer suggestiven Kraft alle Dinge an sich zögen und ihnen eine neue, qualdurchbebte Seele verliehen. Die Seele des Entsetzens - das Grauen. . . .

Aber an jenem Abend, als die Menge anbetend vor dem Symbol Jahwes lag, kümmerte sich kein Mensch um den durchbohrenden Blick in den Augen, der, an Jaddus und Alexander vorbeiirrend, ein wundersames Mädchen verschlang, das auf den Stufen des Tempels hockte und entsetzensvoll in den silbernen Abend stierte. Denn die Tausende bebten vor Erschöpfung und durch die Erschöpfung zitterte die Furcht vor dem unbekannten Morgen. Da war kein Platz für einen, der sich stark und erquickt fühlte, weil er auf die verborgensten Dinge lauschte. Für einen, der in dem Wachstum der Pflanze die Harmonie der Zellen, im Funkeln des Kristalles die gebärende Kraft des Steines behorchte, der über allen Dingen eine einzige, ewig lebendige Sehnsucht erkannte, daraus die Melancholie alles Gewordenen resultierte, die Zweisehnsucht des Weltalls -- den Weibgedanken.

Ueber den geheimnisvollen Zeichen Jahwes thronte der ewige Wille zum Weibe. Aber die Scharen der Makedonier fühlten nicht das Weben dieser komischen Kraft, die den Schatten des Hebräergottes niederzwang. Aus der Menge, die vom Weibe gekommen war und den Weg zum Weibe nicht wieder fand, trat nur einer, der keinen Gott außer dem Weibprinzip und keine Religion außer der, die im Weibe wurzelte, anerkannte.

Und dieser eine war so häßlich wie die Novembernächte, die voller Sturm und Gespenster sind. Wollte hier die Natur durch ein Widerspiel wirken, daß sie so unendlichen Schönheitsdrang in einen so mißgestalteten Körper gegossen hatte?

„Lecho daudi, likras kolle . . .“ klang es aus dem Tempel, und ganz Juda schien ein einziges, jubeltrunkenes Weib über die Ankunft des Makedonierkönigs zu sein.

Aber das Mädchen auf den weißen Stufen des Tempels trug ein hartes, schmerzdurchbebtes Lächeln um die Lippen . . .

Da sprang Alexander auf, und wie das Tosen einer Brandung ging es durch die Scharen, die Kopf an Kopf hinter ihm standen.

In dem Durcheinander der Gestalten, die sich zum Eingang des Tempels drängten, verschwand das junge Mädchen, und um den Mann in dem Silberkleid, mit den perlendurchflochtenen Haaren, drängte sich ein Knäuel von Menschen, die lachend mit den Ellenbogen aneinander stießen.

„Sieh da, Arridäus,“ sagte der Philosoph Alkiphron und zwinkerte vergnügt mit seinen Aeuglein, „man sollte nicht glauben, daß in einem solchen Wanzennest, wie Jerusalem, dein Hemd noch so märchenhaft weiß ist . . .!“

Dabei zupfte er an den Enden des Gewandes und lüpfte es, daß Arridäus' Beine vor dem belustigten Pöbel sichtbar wurden.

„Da beißt kein Ungeziefer an,“ höhnte der Philosoph, „an diesen Knochen frißt sich kein Hund satt, wenn er nicht zuvor das Testament gemacht hat . . .“

„Laß' ihn!“ sagte Chloe, mit dem Mund wie eine Rosenknospe und Augen aus Smaragden geschnitten, „Arridäus ist der Liebling der Götter, Bacchus hat Rosen auf seinen Scheitel gelegt, Aphrodite gab ihm die Anmut des Gesichtes.“

„Aber dessen, das ewig nach der verkehrten Seite schaut, reizende Chloe“, warf der Philosoph ein.

Alle brachen in ein schallendes Gelächter aus, Chloe aber reckte sich auf den Zehenspitzen empor, so daß sie mit den Lippen an Arridäus' Stirn reichte. Dann küßte sie ihn. „Zur Abbitte für Alkiphron, mein Liebling“, sagte sie und klatschte vor Vergnügen in die Hände.

Arridäus grinste, wie wenn ihm der bittere Spott nicht gegolten hätte. Und plötzlich zog er mit einer raschen Bewegung das Kleid empor, daß seine struppigen Füße bis über die Knie sichtbar wurden.

Er tanzte durch die Reihen der Makedonier hindurch und die Troßbuben bewarfen ihn mit Kot, die Söldner wieherten vor Lachen, und der Philosoph Alkiphron fiel Chloe um den Hals, daß ihr der Goldreif aus den Flechten sprang und die seidigen Haare über die Schultern rollten.

„Chloe,“ sagte er, „seine Dummheit ist atemraubend wie seine Häßlichkeit. Du hast zwar mit deinem Kuß ein Fünkchen Poesie seinem Schafsgesicht aufgedrückt, aber du hast dich erniedrigt, meine zuckersüße Chloe, weil du den Duft der Rose mit dem Gestank des Mistes vermähltest. . . .“

Und Arridäus tanzte durch das Lager. Er verrenkte in grotesken Bewegungen seine Glieder, während er mit blöden Augen um sich sah und von Zeit zu Zeit ein gluckfendes Lachen ausstieß.

Digitized by Google

Innerlich jedoch bebte jede Faser in ihm, und ein ungeheurer Ekel vor dem johlenden Pöbel durchschauerte seine Seele.

Seine Seele war wie ein breiter Strom, der die Ufer einer unbekannten Insel umspülte, und auf dessen Wogen sein großes, blutendes Herz schwamm. —

Ein Windstoß wirbelte die Wellen empor, das zuckende, noch lebendige Herz stieß mit voller Wucht an die unbekannte Insel, daß es sich wie eine Muschel öffnete, und ein köstliches nacktes Weib entstieg seinen Schalen.

Arridäus schloß die Augen und taumelte ohne Richtung und Ziel vorwärts. Das Stimmengewirr hinter ihm wurde immer schwächer, immer spärlicher trafen ihn ein Kiesel oder eine Handvoll Sandes, dann drang der Lärm des Tages nur noch wie das Branden entfernter Meereswellen an sein Ohr. Da öffnete er die Augen und sah sich in einem verlassenen Gäßchen, das hart an die Mauern der Stadt anstieß und von grauen engbrüstigen Häusern gebildet wurde.

Unterdessen war es Nacht geworden, und ein dunkelblauer, silbern übersternter Himmel wölbte sich auf die flachen Dächer des Gäßchens herab, während die schwere Luft von dem Geruch schweißbedeckter Leiber stickig war.

Vor einem der letzten Häuser kauerte regungslos eine Gestalt, der zu Füßen eine zweite, kleinere hockte.

Arridäus verlangsamte seinen Schritt und schlich sich herzklopfend an die Beiden heran, die ihn gar nicht bemerkten oder seinem Schatten, der plötzlich vor ihnen auftauchte, keine Beachtung schenkten.

Genug, daß er unbehindert vor ihnen niederkniete und seine feuchten, häßlichen Blicke in die Gesichter der beiden — er hielt sie für Schläfer — bohrte.

Und da geschah etwas ganz Sonderbares. Arridäus fiel plötzlich mit dem Gesichte auf den Boden und stieß einen markdurchschütternden Schrei aus.

Sofort sprang die kleinere der zwei Gestalten auf, und ein kleines, blaßwangiges Knabengesicht, das wundervolle, rötliche Locken säumten, starrte zu Tode erschrocken auf den Gefallenen.

„Ruth," sagte der Knabe zu dem Mädchen, an das er sich vorher so eng geschmiegt hatte, „da ist ein Mann vom Himmel gefallen".

„Wo?" fragte die Angesprochene, und ihre tiefdunkelblauen Augen glitten wie tastend über alle Gegenstände, die ringsum lagen.

„Da", sagte der Knabe und nahm die Hand des Mädchens, die er vorsichtig auf Arridäus' Kopf legte.

„Ist das ein Jude?" fragte Ruth.

„Nein, ein Fremder", flüsterte der Kleine. „Er ist sehr vornehm, weil er ein seidenes Kleid mit goldenen Borten trägt."

„Was will er von uns?" fragte Ruth mit der gleichen, von Müdigkeit gedämpften Stimme.

„Dich sehen," stieß Arridäus plötzlich hervor, „nichts weiter als dich einen Gedanken lang ansehen zu dürfen."

„Das müßte schon vorbei sein", sagte Ruth und lächelte.

„Sind deine Gedanken so kurz, daß sie nur von Sekunde zu Sekunde dauern?" fragte Arridäus.

„Ich weiß nicht, was eine Sekunde ist. Um das zu kennen, muß man sehen, wie die Dinge sich ändern. Wie sie wechselnd bald licht, bald dunkel werden. Aber für mich gibt es keinen Unterschied zwischen licht und dunkel."

„Warum?" forschte Arridäus verwundert.

„Weil ich blind bin" flüsterte das Mädchen, und ihre Lippen zitterten wie die windgeküßten Blüten einer Malve.

Das also war die visionäre Erscheinung vom Abend — Aphrodite auf der Treppe des Tempels — das Weib mit dem samtgleichen Schwarzhaar und dem unsagbar traurigen Zug um die Lippen! Eine Bettlerin — eine Blinde! Und eine doppelte Seligkeit darüber, daß er sie wiedersah, und daß sie ihn nicht sehen konnte, durchzitterte den Narren, so daß seine Augen sich mit Tränen füllten und er Ruth liebkosend über die Hände strich.

„Siehst du," sagte er verschämt, „du hast ein Paar Blumenaugen, aber sie können nicht zwischen Tag und Nacht unterscheiden. Meine Augen sind stumpf und häßlich, aber sie sehen den Dingen bis auf den Grund. Ich wollte, ich besäße meine Augen und deine Blindheit dazu, du aber behieltest deine Edelsteine und nähmst meine Erkenntnis zu beiden."

„Warum wünschest du mir soviel Gutes, wo wir doch Feinde sind?" fragte Ruth.

„Weil deine Seele so feine Ohren hat, daß sie auch im Mißklang eine Melodie vernimmt."

„Ich verstehe dich nicht!"

„Schicke den Knaben fort, oder soll er um Dinge wissen, die er noch weniger begreift als du?"

Ein flüchtiges Rot färbte die Wangen des Mädchens, sie streckte die Hand aus und suchte den Krauskopf des Knaben, den sie zärtlich streichelte. „Geh' hinein, Benjamin," sagte sie, „du brauchst dich nicht zu fürchten, ich rühre mich nicht von der Schwelle."

Digitized by Google

Der Knabe stand langsam auf und verschwand in dem Hause, über dessen Dach gerade in dunklen, blutigen Farben der Mond aufglänzte.

„Erzähle", befahl das Mädchen kurz und schloß die Augen, als wollte sie verhindern, daß der Fremde durch die starre Melancholie des Blickes in seinen Gedanken behindert würde.

Und Arridäus erzählte mit einer Stimme, die wie Glocken weinte, daß er ein Königssohn sei, der keinen Thron, nur ein großes, blutendes Herz besäße.

In der Frühlingsnacht, als die Götter Prometheus vor ihrem Angesichte verbrannten, da habe er am Fuße des Kaukasus unter Palmen die schlafende Pandora erblickt. Und als ihn Hephaistos an den Felsen schmiedete, da habe er den Feuergott gebeten, er möge ihm zuvor das Herz ausschneiden und es in einer goldenen Schale vor das schlafende Weib bringen. Das tat Hephaistos, und vor der erwachenden Pandora stand das große, zuckende Herz des Prometheus. Das nahm sie nun und trug es in die Welt, um seinen Inhalt über die Menschen auszugießen. Wem aber ein Tröpfchen Herzblut auf die Stirne sank, der empfand einen quälenden Drang nach dem Lichte in sich. Zu Tausenden und Abertausenden wanderten die Menschen nach dem Olymp, und die Götter sahen mit Schaudern, daß die Sterblichen bald an die Tore des Himmels rütteln müßten. Da trat Aphrodite, leuchtend nackt wie sie war, vor die Anstürmenden hin, und wie von einem Blitzschlag getroffen, sanken sie zu Boden, sie hatten in ihr die Quelle allen Lichtes erkannt. Und alles Licht kam vom Weibe. — Ein großes Lieben entstand auf der Welt, denn ein jeder wollte selig werden. Da sahen sich die Götter wiederum genötigt, einzugreifen, und die Liebe, die durch die Offenbarung Aphroditens in die Welt gekommen war, versenkten sie — den Narren in die Seele.

Seit jenen Zeiten tragen die doppelt Häßlichen das tiefste Wissen um die Schönheit in sich.

Die Einsamen sind ihre lautesten Propheten.

Die da gestoßen und verachtet werden, sind Könige im Lande des Märchens. Und das Märchen aller Märchen ist das Weib . . .

Arridäus schwieg und berührte mit den Lippen den Saum des Gewandes, das Ruths feine Glieder umschloß.

Als wäre ein geheimer Strom aus dem Tuch in Ruths Körper geflossen, glomm ein heißes Verlangen in den toten Augensternen auf und beinahe schmerzlich fragte sie den Makedonier:

„Warum erzählst du mir das alles?"

Arridäus schüttelte sich leise: „Ein Hund, der sechs Tage lang gepeitscht wird, beginnt zu winseln, wenn man am siebenten Tage ihn liebkost. Die Güte tut ihm mehr wehe als Peitschenhiebe."

Da lächelte Ruth nachdenksam und lehnte ihren Kopf an seine Schulter. . .

Und er küßte sie mit seinen heißen, durstigen Lippen.

Ruths Augen bohrten sich in das Dunkel und nahmen einen seltsamen, überflorten Schimmer an, als lege sich über einen dämmerblauen Himmel vorahnend das silberne Licht des Tages, der selbst noch über dem Horizont nicht emporgegangen ist.

Arridäus aber bebte am ganzen Leibe. Ein ungeheures Glücksgefühl, einmal seine Seele öffnen zu dürfen, ohne daß man ihn schlug und verlachte, durchschauerte ihn und eine grenzenlose Liebe für das hilflose, blinde Mädchen bemächtigte sich seiner.

„Ruth," sagte er beinahe schluchzend, und preßte ihre Hände in den seinen so krampfhaft zusammen, daß sie einen leisen Schrei ausstieß, „wie schmerzlich süß dein Lächeln ist! Gehört es dir an? Oder ist es der Abglanz jenes wunderbaren Lächelns, das Semele erfüllte, als der Gott sie mit flammender Wollust umsank? Du menschgewordene Weibgüte des Weltalls — Thais — Chloe — Aspasia — was ist die Schönheit aller Hetären gegen die furchtsame Anmut, die aus deinen Zügen spricht . . .?"

Er hob sie auf die Arme und tug sie vorsichtig wie ein kostbares Gefäß vor die Tore Jerusalems hinaus. Niemand hinderte ihn daran, denn die makedonische Wache war es gewöhnt, den Halbbruder des Königs, von dem man ja wußte, daß er ungefährlich war, ein- und ausgehen zu lassen, so oft man sich im befestigten Lager oder in einer eroberten Stadt befand. Mit einem zweideutigen Lächeln über seine Bürde ließen ihn die Söldner passieren, und so schritt er den leisen Abhang hinab, wo, von spärlichen, verkrüppelten Oliven unterbrochen, die verwüsteten Felder sich dehnten.

Unter einem der Bäume auf einer kleinen Grasfläche ließ er Ruth behutsam zu Boden gleiten und kniete dann an ihrer Seite nieder.

Das Mädchen war wie von einem Rausch befallen. Kein Wort drängte über ihe Lippen, aber bis an die Schläfen empor brannte diese dunkle, intensive Glut, die von dem jäh erregten, heftig wirbelnden Blut kam.

Digitized by Google

Und sie wehrte sich nicht, als Arridäus ihr Gesicht, ihren Nacken und die enthüllten Schultern unter wahnsinnigem Stammeln abküßte.

Dann flog von den Stadtmauern der gedehnte, melancholische Ruf der Salpynx herüber.

Der Olivenbaum schüttelte sich windbewegt beiden hinab.

Und vom Himmel löste sich ein kleiner, flammender Stern, der rollte auf langem, leuchtendem Faden in die Tiefe . . .

Als der Stern hinter dem Karmel versank, stöhnte Ruth leise auf. Plötzlich, beinahe brutal, hatte Arridäus sie genommen. Und da geschah das Ungeheure, das Ruth, seitdem ihr die Stimme des Fremden geklungen hatte, geahnt, aber nicht begriffen hatte: unter den Schauern einer unerwarteten, ungeheuren Wollust, die ihren Körper bis in die feinsten Zellenfasern durchbebte, unter der lösenden Kraft ihres übermenschlichen Begehrens, Arridäus zu sehen — öffneten sich ihre Augen.

Ihre Augen brachen auf wie die Knospen zweier Apfelblüten im Schauer eines warmen Frühlingsregens. Das weiche, sanfte Silber einer orientalischen Nacht taute auf sie hinab. Eine funkelnde, gläserne Glocke, schien sich der Himmel einen Augenblick lang über sie zu neigen. Einen Augenblick nur . . .

Denn in demselben Momente sahen sie auch ein fürchterlich abstoßendes, häßliches Etwas über sich gebeugt. Nase, Mund und Ohren von unermeßlich grausigen Dimensionen, schienen einem meerentstiegenen Ungeheuer anzugehören und zwei Augen, wie zwei rötlich-feuchte, gespenstisch-lebendige Halbkugeln quollen zwischen den vollständig unbewimperten Augenlidern hervor. Um den halbgeöffneten Mund aber spielte ein Zug von so roher, tierischer Begierde, daß Ruth, wahnsinnig vor Schrecken, einen gellenden Schrei ausstieß und grauer Nebel auf ihre Sinne sank . . .

Als sie erwachte, lag dasselbe endlose, kalte Dunkel wie früher um sie. Die Sehkraft ihrer Augen, die den Moment der höchsten Willensanspannung geweckt hatte, war unter dem tödlichen Ekel vor dem Erschauten wieder erloschen. So vollständig erloschen, daß sich das Dunkel wie eine eisige Faust auf Ruths Sinne legte und den nagenden Schmerz zu einer unsinnigen Angst steigerte.

Mit aller Kraft, die ihr zu Gebote stand, schleuderte sie Arridäus, der ihr zu Füßen kniete, von sich und schnellte, wie von Federn gehoben, empor, um in atemraubender Hast querfeldein zu fliehen . . .

Einen Moment stand Arridäus wie versteinert. Er wollte „Ruth" flüstern, aber er hatte nicht die Gewalt in sich, den Namen auch nur auf die Lippen zu bringen. Dann griff er einige Male in die Luft, taumelte wie ein Trunkener hin und her und stürzte endlich totenblaß und mit großen Sprüngen hinter der Flüchtigen einher.

Aber schon war es zu spät. Schwer und drohend, wie schlummernde Berge, wuchsen im Dunkel die Mauern von Jerusalem empor. Und Ruth, deren blinde Augen kein Ziel vor sich sahen, rannte mit der ganzen Wucht ihres vorwärts geschleuderten jungen Körpers an die Steinmassen, daß ihr Kopf zerschellte und Tropfen ihres Hirns an dem Granit hängen blieben. Lautlos — ohne zu beben, fiel sie auf das Moos, das von den finstern Mauern herabkletterte und ringsum einen Teppich auf den Boden legte.

Und Sand und abbröckelnde Kiesel rollten auf sie herab.

Eine schillernde Eidechse schlüpfte blutbesprengt unter ihr hervor und verschwand in einer Spalte, die zwischen zwei Steinen klaffte.

„Ruth . . . Ruth . . .", verhallte eine kleine, ängstliche Knabenstimme im Winde . . .

Vor dem Mädchen aber, dessen Züge durch das Blut unkenntlich geworden waren, stand Arridäus — und allmählich kam wieder das furchtsame, verzerrte Grinsen auf seine bläulichen Lippen . . .

Zwei Gedichte*)

von

Bruno Quandt.

I.

Den Marder, den Mörder liebe ich,
Der, in taumelnde Lust verloren,
Durch der Schlummernden banges Atmen schlich,
Blutbrünstig der Blicke Bohren.

Der in hundert zuckende Kehlen sich biß,
Der an Blut sich übertrunken,
Und berauscht, mit purpurdurchtränktem Vließ,
Auf hundert Opfer gesunken.

Ich liebe das Meer, das tobende Meer,
Von Stürmen gepeitscht aus Schlummern und Schlafen,
Wenn Kähne kentern, und wild und schwer
Die Schiffe schwanken im Hafen.

*) Aus: „Erze im Feuer." Gedichte von Bruno Quandt. Verlag von Theodor Gerstenberg in Leipzig.

Digitized by Google

Ich liebe Revolten in Haß und Groll
Und jeden kraftbebenden Starter.
Ich hasse die Melodien in Moll
Und der Sehnsucht quälende Marter.

II.

Ja, ich weiß, zur selben Stunde,
Da hier Reime um dich ringen,
Liegst du irgendwem am Munde,
Einem Tier vor allen Dingen.

Jetzt, da stöhnend ich erbebe,
In der Qual, dich ganz zu fassen,
Da ich, liebend und verlassen,
Dir ein neues Leben gebe,

In das Ewige dich gebäre,
Wie einst Phidias die Phryne,
Heiligend dich als Hetäre,
Dich entsündige, entsühne.

Jetzt, ja jetzt, zur selben Stunde,
— Diese Schmach ganz zu erschmerzen! —
Da du einem Tier am Munde,
Form ich dich in ewigen Erzen.

Aus der Reichshauptstadt.

Jagow der Unschätzbare.

Es ist wieder einmal aktuell, eingehender von dem Manne zu sprechen, der bei uns das Höchststadium der Popularität etwa mit dem Kronprinzen und dem Grafen Zeppelin, mit Gerhart Hauptmann (auf der einen Seite) und mit Guido Thielscher (auf der anderen Seite) teilt, und der sich soeben mit seinem Anritt gegen das Straßburger Kriegsgerichtsurteil zur Sache Zabern allgemein ins Weihnachtsfettnäpfchen gesetzt hat: von dem Polizeipräsidenten von Berlin, dem Dr. iuris Traugott von Jagow, Ulanenoffizier d. Res.... Ob er uns noch lange die Geschichte erzählen wird, wie man Präsident bleibt? Jedenfalls: man kennt ihn und nennt ihn! Wo sich auch der schmale Kopf mit den bartlos geschabten Lippen und Wangen, mit dem scharf gebuckelten Vorsprung der Cyrano-Nase, mit dem rosa strahlenden Gipfel der Glatze den Operngläsern der Oeffentlichkeit aussetzt — und er tut das in fast allen Premièren, die er nicht in seiner Eigenschaft als oberster Zensor verboten hat —, wird das Inkognito des geschmeidigen, von jeder überflüssigen Fettschicht befreiten Smokingträgers kurzweg mit: „Da ist Jagow" oder mit anheimelnd volkstümlichem: „Seh blos ... Jagow'n!" gelüftet. Die Persönlichkeiten der Vorgänger Jagows, der herbe, straffe Herr von Windheim, der indifferente, blaßblonde Herr von Borries, der gütige, liberale, schmerbäuchige Herr von Stubenrauch, Teltower Landrat a. D. („Hat sich ein Ränzlein angemäst' als wie der Doktor Luther") figurierten bei uns nur im Amtsregister, blieben im Schatten der Groß-Berliner Ereignisse, und es ging ihnen, wie manchem Schauspieler, der, wenn ihn die Szene nicht beschäftigt, bescheiden in den Hintergrund des Lebens tritt: man vergaß sie! Der scharf gemeißelte Kopf des Herrn von Jagow (lauter Ecken und Kanten) aber sieht fast täglich und ganz unvermutet aus irgendeinem Winkel des Berliner Alltags hervor und zwingt das Publikum, ihm mit einem verdutzten oder entrüsteten: „Nee so was" ins Gesicht zu blicken. Die Zeitungen haben sich eine ständige Jagow-Rubrik zulegen müssen, die alle Mühe hat, den Ein- und Ausfällen des Präsidenten, wie sie leuchtkugelgleich seinem blanken, gewölbten Schädel entprasseln, erläuternd auf den Fersen zu bleiben. Kurz: der Name „Traugott (dem man nicht immer trauen soll) von Jagow" findet für jeden Husarenritt man muß, um korrekt zu sein, eigentlich sagen „Ulanenritt" —, mit dem dieser „Traugott in allen Gassen" in Verbindung steht, ein lauttönendes Echo in der Seele und auf den Lippen seines Volkes — „Mensch, hast schon wieder jehört .... Jagow?" —, das bei jeder neuen Erinnerung an diesen Mann von exzentrischer, mit den Flammen des Sprühfeuers aus seiner Seele herausschlagender, äußerster Modernität nicht den Browning lädt, auch nicht die Bombe vorbereitet, sondern am Ende immer ein Lachen als Quittung präsentiert. Jenes Lachen, das ebensogut eine Phrase der Anerkennung wie von einem „Himmelkreuzdonnerwetter" allerenergischster Färbung übrig geblieben sein kann .....

Digitized by Google

„Sie sehn, Sie sehn, ich kann nicht stille, stille stehn: o je, o je, perpetuum mobile!“... An meinem geistigen Auge trägt man die Kisten vorbei, die Traugott von Jagow in der nicht gar zu umfassenden Zeit seiner Berliner Amtstätigkeit geschoben; führt man die Zicken vorüber, die der Polizeipräsident gemacht hat (ich bediene mich hier absichtlich des volkstümlichen Jargons, den Jagow, der Märker, so gut versteht, und von dem er im Grunde so gut verstanden wird). Ich denke an die geflügelten Worte seiner lapidaren Erlasse — „Ich warne Neugierige“; „die Straße gehört dem Verkehr“ —, mit denen er dem Büchmann half: an alle die Formen und Reformen, die er an der Parteien Gunst und Haß vorüberführte, und die er, mit der Zähigkeit des Vaters, der seinem Sohn die beim Mittagessen verschmähte Suppe zum Abendbrot abermals kredenzt, den Berlinern solange suggerierte, bis sie die zunächst mit Entrüstungsgewittern verschmähten Dinge bekömmlich, leidlich logisch, ja wunderschön fanden. („Und die Gewohnheit nennt er seine Amme.“) Wie fegte der Zornessturm durch die Reichshauptstadt, als der Präsident den berüchtigten Engpaß der Friedrichstraße zwischen der Behrenstraße und dem Boulevard „Unter den Linden“ von Fuhrwerken säuberte und die Vehikel aller Arten zwang, mit einer dem Berliner freilich unbegreiflich scheinenden Zeitvergeudung von einer Minute, vor der hohlen Gasse in die Behrenstraße einzubiegen und die Friedrichstraße (unter Vermeidung des gefahrvollen Schmalweges) auf dem Umwege einer Schleifenfahrt via Charlottenstraße-Unter den Linden aufzusuchen! Es raste der See und wollte sein Opfer haben. Aber der wackere Jagow forcht sich nit: es sträubte sich kein Haar auf seinem Haupte, vermutlich, weil dieses, wenn mein Kneifer die Wahrheit sagt, nicht einmal mehr die bismärckischen drei Haare besitzt: und heute ist die Verkehrssicherheit jener Friedrichstraßen-Schlucht absolut dem Berliner sein Fall. Man kann diesem energischen Taktstockschläger natürlich nicht für alle seine Werke die große goldene Medaille umhängen. Sein Verbot an die Schutzmannschaft, sich zu Vereinen zusammenzuschließen, ist ein arger Vorstoß gegen das Persönlichkeitsrecht, das doch gerade von dieser ausgeprägten Persönlichkeit respektiert werden sollte. Und zumal in den Zimmern der Theater- und Filmzensur (die sich zu dem Zwecke sogar neue Räume in der Magazinstraße zugelegt hat) wird, seit Jagows Monocle waltet, jeder Text- und Situationspikanterie der Dolch geschliffen ...., trotzdem der Präsident draußen im Leben gar nicht so ist. Und dennoch muß man sagen: eine Individualität! Dennoch muß man sagen, daß Traugott von Jagow Berlin erobert hat ....

Keiner jener märkisch-brandenburgischen, hocharistokratischen Weichlinge, die im Flüstertone Rosenlieder lispeln und sich in der Weihrauchsphäre gottgewollter, höfischer Abhängigkeit wohlfühlen, sondern eine erfrischende Mischung von aktionsfreudigem Draufgängertum und nervöser G'schaftelhuberei. Novarum rerum cupidus! Ein hohes, sehr hohes Vorbild wird getreulich kopiert. Die Minute muß mit Arbeit randvoll gefüllt, Worte müssen gesprochen, Taten müssen getan werden ...! Den hetz' ich durch das wilde Leben ...! Heute werden die Schutzmannschaften angewiesen, das Pulver trocken zu halten und bei dem geringsten verdächtigen Augenzwinkern den Feinden der öffentlichen Ordnung vor den Bauch oder in andere empfindliche Körperteile zu schießen. Morgen wird an die Farbeneinheit der Automobile gedacht, wobei man in der Stadt der Marschall-Brücke und des Marschall Vorwärts zum ersten Male auch von Marschall-Braun hört: übermorgen erscheint die für gewisse Eingaben verwendete Tinte zu blaß, während bis dato doch nur die Bläße Luisens oder die ihrer Limonade bemängelt wurde. Kurz: die Welt ist rund und muß sich drehen. Aber an der Achse der Rotationsmaschine, wie sie im Präsidialzimmer des Berliner Polizeipalastes nun dauernd und im Blitzzugstempo in Bewegung gesetzt wird, sitzt ein Mann, der sich zu helfen weiß: der Zug in die Kolonne bringt: der up to date ist: der, hinaus über das Gute und Böse, das Ja und Nein der Gegenwartskritik, in die Welt paßt! Von Jagow, ich schnitt es gern in alle Rinden ein ....; von Jagow, ich schätze Sie! Urbanus.

Digitized by Google

Giampietro †

Die deutsche Bühne hat einen großen Künstler verloren, obwohl es kein Kunstinstitut war, an dem Josef Giampietro seit Jahren wirkte. Die Revuebühne des Metropoltheaters ist, weniger um ihrer Form willen — die hat alle Möglichkeiten des Aristophanes — als um ihrer seicht-äußerlichen Inhalte willen, kein Kunstinstitut. Aber wo Giampietro stand, war Kunst: Menschendarstellung! In diesem langen, hager-sehnigen, scheinbar schlaffen, aber ganz gemeisterten Körper, in diesem faltigen, aber höchst beweglichen Gesicht, in diesem heiseren, aber sehr starken Organ steckten außerordentliche Energien. Von der grotesken Karikatur über das Heiter-Liebenswürdige zum Tragisch-Verzweifelten spielte er die große Skala des modernen Gesellschaftsmenschen, mit der sehr korrekten, aber ganz unterwühlten Haltung. Die Kenner hatten seinen Riccaut de la Marlinière und seinen Baron in Gorkis „Nachtasyl" und seinen „Kammersänger" gesehen, und wußten, daß hier Kräfte für eine ganz klassische Darstellung vieler Strindberg-, Shaw-, Courteline-, Wedekind-Gestalten — auch für Hauptmann und die Russen, vielleicht selbst für Shakespeare, bereit lagen. Ich habe diesen Giampietro einmal ein alltäglich geschicktes Couplet vom verlorenen Sohn, der als Komödiant verreckt, zur grausigen Größe dämonischen Trotzes heben sehen, durch die wilde Geschlossenheit seines Tons. — Die Berliner sahen die Abgründe nicht, die in grimmig-modernem Kontrast unter dem Firnis des Lebemännischen sich bei Giampietro auftaten, und aus denen seine Künstlerschaft stieg. Sie bewunderten nur den Anstrich, die saloppe, sichere Eleganz, die ihnen so fern liegt und deshalb so imponiert! Sie hingen um dieser Schale willen so an dem Giamperl, daß ihn Tenorgagen an eine Possenbühne fesseln konnten, die er selbst schwer genug als seiner unwürdig empfand. So haben die Berliner mit seinem frühen Tod einen „Liebling" — die Kunstfreunde aber einen großen, fast unbekannten Schauspieler verloren.

J. B.

Neue Bücher.

Die fünf Komödien des Marquardt van Bryndt.

Ein merkwürdiges Buch ist es, das unter dem oben genannten Titel kürzlich von Dr. Arthur Sakheim herausgegeben und bei Carl Reißner in Dresden erschienen ist. Angeblich stellt es den ersten Band einer Dramenfolge „Die neue Maske" dar, die von Dr. Arthur Sakheim und Ewald Gerhard Seeliger herausgegeben werden, und deren zweiter Band übers Jahr erscheinen soll. In der Vorrede erzählt Sakheim, was er über den Verfasser, einen jungen „Holländer, der nicht fliegt", und seine Werke zu wissen vorgibt, und was er von dem Kunstwerte der fünf, angeblich in langen Jahren entstandenen Komödien hält. Wer sich aber durch das dicke Buch hindurch gelesen hat, stellt — besonders nach der Lektüre der letzten Komödie — zu seinem Erstaunen fest, daß die Stücke von dem anderen Herausgeber selber herrühren.

Der Wert der fünf Komödien ist sehr ungleich und läßt auf eine überhastete Niederschrift schließen. Aus der autobiographischen Komödie „Die beiden Stromer" bekommt man beinahe einen beängstigenden Eindruck von der Fruchtbarkeit ihres Schöpfers. Sobald der Verfasser höhere literarische Ambitionen verfolgt und nicht aus dem Schatze seiner eignen inneren Erlebnisse schöpft, versagt er, während er andrerseits außerordentlich bühnenwirksame, flotte, wenn auch harmlose, Schwänke zu schreiben vermag. Deshalb scheitert er mit der Komödie „Die dumme Doortje", und mit der „Venezianischen Liebespolitik", die sogar den unverdienten Ehrentitel „Renaissance-Komödie" erhält. Die Psychologie des Verfassers leistet sich hier das Aeußerste an Unwahrscheinlichkeit. Das Kolorit der Zeit Rembrandts oder Tizians ist nicht im Geringsten getroffen, und die Personen, die jeder Charakterisierung entbehren, muten uns an wie kostümierte Puppen unter den Händen ihres drahtziehenden Schöpfers. Die Handlung ist dünn und langweilig, in der „Venezianischen Liebespolitik" absichtlich verworren, und in der „Dummen Doortje" absichtlich pervers. Wie viel schöner hat dagegen

Digitized by Google

der junge Hofmannsthal das Künstlertum Tizians erfaßt und wiedergegeben, und wie viel besser ist früher schon wiederholt die Lokalität der Hille Bobbe veranschaulicht! Ueber eine ganz äußerliche, mit Dekorationen und historischen Anspielungen prunkende, und mit ausgeklügelten Phrasen vollgepfropfte Darstellung kommt der Verfasser nicht hinaus. Ich bin stark versucht, Sakheims Behauptung, „Die dumme Doortje" verdiene schlechtweg den Ehrentitel einer „Dichtung", als ironisch aufzufassen, und nach der widerlich süßlichen venezianischen Mondscheinnacht mit Nachtigallengeflöt, Käuzchengeschrei, Springbrunnengeplätscher und allerhand sonstigem, falschem, romantischem Flitter verlangt es einen dringend, zur Erholung eine ähnliche Szene bei Shakespeare nachzulesen.

Viel besser steht es mit den beiden Stücken „Der Schrecken des Vermischten" und „Seine Sekundantin". Das erste nennt Sakheim mit Recht „eine straffe Operette ohne Musik". Beide Stücke wollen nicht mehr als anspruchslose Unterhaltungsware sein, im Sinne etwa der Lustspiele von Oskar Blumenthal. Hier sehen wir eine interessante, echt lustspielmäßige Handlung mit außerordentlich dankbaren Rollen, und wir hören einen flotten, amüsanten Dialog, der sich zu sehr wirkungsvollen Aktschlüssen zuspitzt. Der Verfasser offenbart einen sehr sicheren Blick für die Häufung und kräftige Ausnützung drastischer Bühneneffekte.

Eine geradezu glänzende Literaturkomödie endlich sind „Die beiden Stromer", die z. B. Grabbes „Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung" gar nicht viel nachsteht. Sie knüpft in ihrer Handlung an ein Erlebnis des Verfassers und an die Erwerbung der Komödie „Die dumme Doortje" für das Frankfurter Schauspielhaus an, und schildert mit noch größerer Gewandtheit und noch fortreißenderer, vom behaglichsten, übermütigsten Humor durchtollter Wirkung die Entlarvung des Verfassers als Träger des Pseudonyms Marquardt van Vryndt. Ein tieferer Gehalt kommt in das Stück durch die Betrachtungen über künstlerisches Schaffen, und durch die Satire auf die zeitgenössische Literatur und den modernen Theaterbetrieb, der durch Felix Holländer und einen Berliner Theateragenten — vermutlich Sliwinski — höchst eindrucksvoll charakterisiert wird. Die Art, wie von „Herbert mit der titanischen Bauchwelle" gesprochen wird, wie Ernst Lissauer und Karlchen Busse abgeurteilt werden, ist einfach köstlich. Das Stück hat Aussicht, eine dauernde kultur- und literaturgeschichtliche Bedeutung zu gewinnen.

☞

Adolf Jensen und Wilhelm Lamszus, Die Poesie in Not. (Verlag der Pädagogischen Reform Wilhelm Senger, Hamburg 1913.)

Ein herrliches Buch ist es, das unter diesem Titel vor uns liegt. Die Verfasser sind schon durch ihre früheren pädagogischen Schriften rühmlichst bekannt, die sich der lobendsten Besprechungen von Männern wie Hermann Hesse, Julius Hart, Ludwig Gurlitt, Eduard Engel u. a. erfreuen. Hier gehen sie energisch der geist- und kunstmordenden Lehrmethode zu Leibe, durch die bisher in den Schulen der Geschmack an unsern größten Dichtern verdorben und die Vorliebe für Kino und Schundliteratur großgezogen wird. Auf Grund authentischer Beispiele wird die stoffliche und formale Verödung des deutschen Unterrichts durch seine herkömmlichen mechanischen, phonetischen und grammatischen Exerzitien — nicht gegeißelt, sondern objektiv dargestellt, und die geschilderte Art der „Besprechung" eines Gedichts, der Stoffsammlung und Disponierung eines Aufsatzes, der systematischen Erstickung des Erzählertriebes muß mit ganz naturnotwendiger Konsequenz zu der gegenwärtig grassierenden Entartung des Geschmacks in unserer heranreifenden Schuljugend führen. Ungemein wertvoll wird das Buch dann besonders durch die positiven Ratschläge der selbst aus dem Lehrerberufe stammenden Verfasser, die darauf hinzielen, die Phantasie und die uneingeschränkte Darstellungskraft der Jugend neu zu wecken bzw. von Anfang an ungetrübt sich entfalten zu lassen, und ihr die volle naive Genußfreudigkeit am Kunstwerk und Geschmack und Urteilsfähigkeit zu ermöglichen. Das Büchlein müßte eigentlich durch Ministerialverfügung allen Vertretern des pädagogischen Standes in die Hand gedrückt werden.

☞

Digitized by Google

Joseph Gieben, Christian Dietrich Grabbe in der nachschillerschen Entwicklung. (Selbstverlag des Verfassers, Lüdinghausen.)

Das Buch stellt, insgesamt betrachtet, eine fleißige und an interessanten Ergebnissen reiche literaturgeschichtliche und kunstkritische Arbeit dar, ohne freilich, wie dem Verfasser ja auch bewußt ist, eine große „wissenschaftliche" Leistung zu bedeuten. Das Ziel, Grabbe als literarischen Nachfahren Schillers nachzuweisen, erscheint mir überdies als verfehlt, und nachdem im Anfang einige mißglückte Parallelen zwischen den beiden Dichtern gezogen sind, fällt im Verlauf der Abhandlung ihr ursprüngliches Ziel ganz von selbst fort. Daneben finden sich jedoch eine Reihe sehr beachtenswerter Resultate über die Richtung von Grabbes Künstlertum. Daß übrigens an und für sich viele Beziehungen Grabbes zu Schiller bestehen, wird uns durch das Kapitel „Grabbes Stellungnahme zu Schiller" klar, das wichtige und zum Teil auch kaum bekannte authentische Aeußerungen des jüngeren Dichters enthält und besonders wertvoll durch die ausführliche Darstellung und Kritik der Grabbeschen Rezension des Briefwechsels zwischen Goethe und Schiller ist. Viele interessante Ergebnisse über Grabbes literarische Abhängigkeit von Schiller birgt auch das Kapitel „Stoffliche Anlehnungen und Einflüsse". Im Kapitel „Der große Mensch, der Uebermensch" hätte ich gern Grabbes vorbereitende Tätigkeit für Nietzsche stärker betont gesehen. Von hier an tritt auch Grabbe ganz natürlich seiner künstlerischen Persönlichkeit entsprechend in Gegensatz zu Schiller. Das zeigt sich besonders in dem klugen, feinsinnigen Abschnitt über „Das Tragische". Wenn also auch die Abhängigkeit Grabbes von Schiller sich als bei weitem nicht so groß herausstellt, wie der Verfasser uns anfangs glauben machen will, so enthält sein Buch doch eine reiche Fülle von Beobachtungen, die für die Kenntnis des vielverkannten, eigenartigen, hochbedeutenden Dramatikers von Wichtigkeit sind, und bildet daher einen sehr nützlichen, schätzenswerten Beitrag zum Verständnis dieses Dichters.

† Univ.-Professor Dr. v. Sch., Das Erotische im zweiten Teile des Goetheschen Faust. (Orania-Verlag, Oranienburg, 1913.)

Mit der ersten Auflage dieser Broschüre hat sich in der „Gegenwart" schon vor zwanzig Jahren eine Autorität, deren Maßgeblichkeit nicht anzuzweifeln ist, der bekannte Berliner Universitätsforscher und Goetheforscher Ludwig Geiger, befaßt. Er hat mit Recht die vollkommene Unwissenschaftlichkeit und freche Fälschungssucht dieser Arbeit verurteilt, die angeblich von einem beharrlich anonym bleibenden Universitätsprofessor stammt. In der kürzlich erschienenen Neubearbeitung sollen Geigers Vorwürfe entkräftet und die Theorien des Verfassers unumstößlich begründet werden. Das Resultat ist ein krasser Hohn auf jede ernst zu nehmende Philologie und Literaturkritik.

Daß Goethe keineswegs als der olympische Dichtergott gelten darf, als der er vielen Enthusiasten vorschwebt, gilt heutzutage glücklicherweise als ausgemacht. Daß jedoch der „Faust" nicht die geringsten höheren Tendenzen verfolge, daß er vielmehr auf nichts und aber nichts als eine Verherrlichung der Sinnlichkeit, ihrer Aeußerung und Befriedigung, hinauslaufe, das zu behaupten, ist denn doch ein starkes Stück. Mit einer derartigen Verständnislosigkeit und anmaßenden Erklärerpose ist wohl noch niemals der „Faust" kommentiert worden, dessen Wesen am treffendsten in den Worten der Engel ausgesprochen ist: „Wer immer strebend sich bemüht, den können wir erlösen."

In der ganzen Gretchentragödie soll Faust „eine ziemlich klägliche Rolle" spielen, und nur Worte sprechen, „die keiner edlen Gesinnung entsprungen sind". Vom zweiten Teile werden ein paar Zitate aus den Szenen am Kaiserhofe und der Helenatragödie zweckentsprechend zusammengestellt, die „in ziemlich deutlichen Anzüglichkeiten" die genießende Liebe und die Reize des Geschlechtstriebes „klar darlegen oder auch bloß andeuten" sollen. Jede Allegorie soll nichts als eine durchsichtige Verhüllung von etwas grobstofflich nicht Ausdrückbarem sein. Darin aber wiederum soll die Quintessenz der ganzen Faustdichtung, wie überhaupt des gesamten Lebenswerkes Goethes, liegen. Es erübrigt sich, auf das Machwerk weiter einzugehen, dessen Verfasser die wissenschaftliche Gründlichkeit so weit treibt, das Jahr 1790, in dem das Fragment veröffentlicht wurde, als Erscheinungsjahr der „eigentlichen Fausttragödie", die „als abgeschlossenes Ganze zu betrachten ist", zu bezeichnen. Die Literaturwissenschaft wird über die vorliegende Broschüre zur Tagesordnung übergehen.

Dr. Wilhelm Bolze, Berlin.

Herausgeber: Dr. Heinrich Ilgenstein. — Verantwortlich: Dr. Heinrich Ilgenstein, W., Pfalzburgerstraße 53. — Verlag: Hellmuth Hohnke, Berlin W. 15. — Oesterreich-Ungarn: Huber & Lahme Nachf., Wien I, Herrengasse 6. — Verantwortlich für die Inserate: Franz Rausch, Berlin W. — Druck und Postvertrieb: Paß & Garleb G. m. b. H., Berlin W. 57.

Digitized by Google

Die Gegenwart

Nr. 3 | Berlin, den 17. Januar 1914 | 43. Jahrgang Band 85.

Qualitätsarbeit.

Von

D. Friedrich Naumann,

Mitglied des Reichstags.

Der Kaufmann ist der eigentliche Träger der Lehre vom freien Spiel der Kräfte. Er hat die alten Polizeivorschriften abgeschüttelt und will völlig unabhängig sein in allem, was er kauft und verkauft. Wenn er sein Geschäft mit faulen Fischen macht oder mit brüchigen Geweben, so mag er selber darüber nachdenken, ob das seinem guten geschäftlichen Rufe nicht mehr schadet, als es vorübergehend vielleicht seiner Kasse nützt, aber es geht nach seiner Meinung niemanden etwas an. Es ist, so sagt der Kaufmann, schon von selber dafür gesorgt, daß der Schwindel nicht alles überwuchert, da die Käufer sich von dem abwenden, der ihnen Sand statt Mehl gibt. Ein kluger Großkaufmann sagte mir einmal: „Einen einzelnen Menschen kann ich immer betrügen, hundert Menschen vielleicht auf zwei Monate, aber tausend Menschen nicht eine Woche!" Wer starken und regelmäßigen Absatz haben will, muß auf gewisse mittlere Qualitäten halten. Da nun unser gegenwärtiger Handel fast gar nicht mehr auf zufällige Jahrmarktgäste rechnet, sondern mit fester Kundschaft arbeitet, kann er aus rein geschäftlichen Gründen gar nichts anderes tun, als im gewöhnlichen Sinne des Wortes reell sein. Es wird darum trotz aller Handelsfreiheit heute weniger betrogen als früher.

Diese Kaufmannsauffassung vom freien Spiel der Kräfte hat einen großen Wahrheitsgehalt, und ohne sie würden wir alle noch tief in veralteter Kleinkrämerei stecken und schlechter versorgt werden als jetzt. Aber es gibt kaum je ein großes Prinzip, das nicht auch gewisser Einschränkungen bedarf, um heilsam zu bleiben. Der springende Punkt in unserem Falle ist dieser: der Kaufmann soll von selber kontrolliert werden vom Verstande der Käufer; was aber wird, wenn dieser Verstand fehlt? Was wird, wenn er nach Art der Ware fehlen muß?

Wir haben ein sehr interessantes Beispiel für diese Sachlage im Farbengeschäft. Für alle Maler höheren und niedern Grades ist die chemische Dauerhaftigkeit der Farbe von hohem Wert, ebenso für alle färbenden Gewerbe, besonders für die Textilbranche. Nun aber kann die Dauerhaftigkeit nicht mit Augen gesehen, sondern muß langjährig erprobt werden. Viele Kunstwerke und Gewerbeschöpfungen sind nach zehn oder zwanzig Jahren an ihren Farben zugrunde gegangen. Der einzelne Käufer ist hilflos, vielleicht ebenso der einzelne Kaufmann. Das freie Spiel der Kräfte genügt nicht, weil die Prüfung zu schwer ist. Sind hier die Prüfungsanstalten nicht nötig? Hatte hier der „Deutsche Werkbund" nicht recht, wenn er Ordnung forderte?

Man soll sicherlich nicht immer zur Gesetzgebung laufen, denn auch Gesetze sind nur Versuche, aber wir haben doch auf dem Gebiet der Nahrungsmittel Vorschriften herstellen müssen, um überhaupt die Grundbegriffe Milch, Butter und Wein dem Volke zu erhalten. Der Handel ist nicht daran gestorben, und die Qualität hat gewonnen. Was man ohne Gesetze erreichen kann, soll ohne sie durchgesetzt werden, aber der Gedanke selber muß anerkannt werden, daß das freie Spiel der Kräfte nicht so weit gehen darf, daß alle natürlichen Materialgefühle verdorben werden. Auf der Seite der natürlichen Materialgefühle steht der „Deutsche Werkbund".

Digitized by Google

Kein Kaufmann kann nur Waren erster Güte verkaufen, da es von jeder Sache nur eine kleine Menge allererster Erzeugnisse gibt. Auch sind die allerbesten Waren für die allermeisten Käufer zu teuer. Es muß auch das geringere Holz an den Mann gebracht werden, wenn man den Wald abholzt, und das geringere Fleisch, wenn man das Rind schlachtet. Es gibt nicht nur beste Kohle, und für viele Zwecke ist sie, volkswirtschaftlich und privatwirtschaftlich betrachtet, viel zu gut. Auch die geringeren Böden wollen ihren Ertrag zu Markte bringen und auch die geringeren Arbeitskräfte wollen leben. Wer also den richtigen Gedanken der Qualitätsverbesserung dahin überspannen wollte, daß er gegen alle mittlere und geringere Arbeit überhaupt einen Krieg führen wollte, der würde sich mit den unveränderlichen Vorbedingungen des Menschenlebens in Widerspruch setzen. Auch der saure Wein will getrunken werden, wenn er einmal gewachsen ist, und auch die kleinen Kartoffeln müssen irgendwo unterkommen. Selbst Abfallindustrien sind nicht grundsätzlich zu verwerfen, denn sie sind volkswirtschaftliche Sparsamkeitsanstalten.

Aber! Es ist nicht nötig, daß alle festen und langjährigen Hölzer durch leichte, kurzfristige verdrängt werden. Es ist nicht nötig, daß halbfertige Ferkel gegessen werden. Es ist nicht richtig, daß Tausende von Menschen an Geweben arbeiten, die gar nicht halten können. Es ist nicht richtig, Teppiche herzustellen, die im nächsten Jahre schon Lappen sind. Man braucht nicht jeden Schund zu drucken, den jemand schreibt. Man braucht nicht Schränke zu kaufen, die nach einiger Zeit wie geborstene Kisten aussehen. Mit anderen Worten: die Natur können wir nicht ändern, aber ihre Verarbeitung kann mit mehr Verstand erfolgen.

Es ist volkswirtschaftlicher Unverstand, Arbeit an Waren zu verwenden, die weder einen Gebrauchs- noch einen Schönheitswert haben. Es ist Betrug, einen Gebrauchswert vorzutäuschen, der nicht vorhanden ist. Man soll an jeden Naturstoff diejenige Arbeit verwenden, die seiner Güte entspricht. Das alles ist natürlich leichter gesagt als durchgeführt. Aber es muß gesagt werden, damit es durchgeführt wird. Beides muß vermieden werden: sowohl die Vergeudung wertvoller Stoffe durch liederliche Arbeit als die Anhäufung langer Mühe auf Dinge, bei denen es sich nicht verlohnt.

Wer Augen hat zu sehen, der sehe! Er gehe in ein beliebiges gewöhnliches Kaufhaus und sehe, wieviel vergebliche Menschenarbeit in ihm angeboten wird: Wäsche für einen Sonntag, Lederwaren ohne Leder, Spielzeug mit dem Tod im Gebein! Das alles würde nicht sein, wenn Hersteller, Verkäufer und Käufer Qualitätsgefühle im Leibe hätten. Man begreift ohne weiteres, welche große Aufgabe hier vorliegt, eine nationale und internationale Erziehungsaufgabe ersten Grades.

Der Kaufmann aber spricht: ich gebe zu, daß Minderwertigkeiten auf meinen Tischen liegen; vielleicht weniger als ihr denkt, aber immerhin, ich gebe es zu! Dann aber fährt er fort: was wollt ihr aber mit mir rechten, der ich eben nur Vermittler bin? Geht hin und sprecht mit den Herstellern und mit den Käufern, denn sie sind die Schuldigen! Der Kaufmann lehnt es ab, für die Unkultur verantwortlich zu sein, die durch seine Hände und Bücher geht.

Er lehnt es ab, wir aber antworten ihm, daß er in doppelter Weise mitverantwortlich ist, da er nach allen Seiten hin großen Einfluß ausübt. Es ist doch in der Tat nicht so, als ob er willenlos alles annähme, was ihm von der Herstellung angeboten wird, und auch nicht so, als ob das Publikum nicht von ihm geleitet würde.

In hundert und mehr Fällen drückt der Kaufmann die Qualität der Waren tiefer, als es dem Hersteller lieb ist. Er verlangt gutes Aussehen bei geringerem Gehalt. Der ganze verhängnisvolle Zug zur Scheinware stammt zu einem guten Teile aus den Einkaufsbureaus der Grossisten und Agenten. Man kann von Fabrikanten schmerzliche Aeußerungen darüber hören, zu welchen Kniffen sie vom Wiederverkäufer gedrängt werden. Ihnen wäre es in vielen Fällen viel lieber, etwas Reelleres zu arbeiten, aber sie hängen vom Kaufmann ab, von dem Manne, dem die Qualität grundsätzlich gleichgültig ist.

Digitized by Google

Und auch das Publikum hängt vom Kaufmann ab. Es lernt an den Schaufenstern, was es gibt. Da erfährt es erst, was für spottbillige hochnoble Sonnenschirme, Hüte, Schlipse oder Taschentücher, was für halbgeschenkte Taschenuhren, Trauringe oder Bilderbücher man überhaupt kaufen kann. Von selber verlangt kein Publikum diesen Kram, wenn er ihm nicht vorgelegt wird.

Selbstverständlich hat der Kaufmann ein gutes Recht, uns darauf hinzuweisen, daß auch er unter einem Zwange handelt, da er der Konkurrenz unterworfen ist. Er lebt nicht allein in der Welt, sondern als Glied der Gesamtheit seiner Berufsgenossen. Einer drängt den anderen. Nun liegt es uns völlig fern, die freie Konkurrenz im ganzen zu verwerfen. Sie hat ihren großen Befähigungsnachweis längst erbracht. Es steht nur auch hier so, wie wir schon vorhin an anderer Stelle sagten: ein großes und richtiges Prinzip wird am besten geschützt, wenn man nicht blind ist gegen seine Auswüchse. Die Konkurrenz in Ehren, aber es besteht ein allgemeines Interesse, daß wir in unserer Kultur durch die Konkurrenz nicht sinken, sondern steigen. Die Gesetzgebung hat durch das Gesetz gegen den unlauteren Wettbewerb gewisse Grenzen gezogen. Mehr wird die Gesetzgebung kaum tun können, aber es kann bei Herstellern, Käufern und Verkäufern ein Qualitätsgewissen erzogen werden.

Die eugenische Ehe.

Von

Dr. Max Adler.

Seit dem 1. Januar 1914 ist in Wisconsin, U. S. A., die Gesundheit gesetzlich eingeführt. Kein Standesbeamter darf dort fürderhin eine Trauung vollziehen, solange die Eheschließenden nicht durch ein ärztliches Attest nachweisen können, daß gegen ihre Gesundheit nichts Gravierendes vorliegt. Dieses Attest aber kostet drei Dollars. Und das ist eben der Haken an der Sache. Denn gegen ein lumpiges Honorar von drei Dollars, sagen die wackern Aerzte von Wisconsin, kann man unmöglich eine Garantie für die Höherzüchtung der Menschheit übernehmen. Soll schon eugenisch gelebt, geliebt und geheiratet werden, dann gleich ganze Arbeit gemacht! Je gründlicher die Untersuchung, desto höher die Liquidation!

Folgende kleine Formalitäten wären nach einer Protesterklärung der mit allen Wassern der eugenischen Wissenschaft gewaschenen Aerzte von Wisconsin zu erfüllen, bevor dem Heiratslustigen die höheren Weihen der Ehefähigkeit erteilt werden könnten: Zunächst müßten, sofern das Gesetz erfüllt werden soll, bei jedem Ehekandidaten vier Wassermannsche Reaktionsversuche mit je einem Monat Abstand angestellt werden; sodann eine Noguchiprobe; hierauf wäre es unbedingt notwendig, das Rückgrat zu punktieren und die Rückgratflüssigkeit zu untersuchen; und schließlich käme man auch nicht darum herum, dem glückseligen Brautpaar je ein Loch in den respektiven Schädel zu bohren, um eine mikroskopische Untersuchung des Gehirns vorzunehmen. Auch Untersuchungen über die Reflexbewegungen, über den Knochenbau, über die Augen und die Kehle wären unbedingt vonnöten — und selbst dann könne man noch immer nicht mit Bestimmtheit sagen, ob nicht in irgendeinem Körperteil irgendein übersehenes Ehehindernis stecke. Kurzum: Der berühmte Vers: „Vater werden ist nicht schwer...“ habe für Wisconsin keine Geltung; für die nicht minder schwierige Feststellung aber, wer Vater werden dürfe, bloß drei Dollars zu liquidieren, könne man keinem Arzte zumuten. Die Zukunft der Wisconsiner Menschheit sei also durch das neue Gesetz ebensowenig sichergestellt wie das Interesse der „Wissenschaft“.

Reiche dem Eugeniker einen Knochen, und er will gleich den Knochensplitter!... Der intellektualistisch gedunsene Ueberschwang dieses Geschlechts, das mit Skalpell und Säge, Stammbäumen, Harnuntersuchungen und Blutmischungstabellen über die arme Menschheit herfällt, um sie zur Gesundheit zu pressen, wird nie zu ersättigen sein. Man hat es an himmelstürmenden Prospekten der „Landwirtschaftlichen Betriebsgesellschaft Mittgart“ erlebt, die in ihrem Menschengestüt bei Jena mit Eifer

Digitized by Google

und Hingebung dem „rassischen Verfall" entgegenzuarbeiten versprach. (Ob sie es wirklich getan hat: das zu ermitteln, wäre im Grunde Sache der Behörden!) „In dem Gehege des Menschengartens", so verkündet einer jener Prospekte, „haben tausend Frauen und hundert Männer Unterkunft gefunden, die durch Sachverständige unter Berücksichtigung des gesundheitlichen (!) und gutgewachsenen Körpers ausgelesen worden sind. Diese 1100 Menschenleiber sollen die ersehnten Edelmenschen züchten." Ein „Organ der Wiedererneuerung" sollte geschaffen werden, „welches weder die Neuzeit besitzt, noch die klassischen Völker oder der Orient besessen haben". Die Zeit der historischen Episoden ist vorbei: die eigentliche Menschheitsgeschichte datiert erst von der Begründung der Mittgarter G. m. b. H. Man wird diese Zeit einmal „als Geburtstunde einer neuen Epoche ansehen". Uns aber ward das Glück zuteil, an diesen Ereignissen „tätigen Anteil" zu nehmen. Und so.

Die breite Oeffentlichkeit hat bisher nichts darüber erfahren, ob die veranlaßten „zweckmäßigen Paarungen" tatsächlich günstige Resultate zutage gefördert haben. Sollte es aber der Fall sein, so werden unsere teutonischen Eugeniker wahrscheinlich verschweigen, daß wohlgenährte und wohlbehauste Menschen nicht nur in Mittgart begründete Aussicht haben, pausbäckige Kinder zu zeugen; und sie werden sich vor allem schwer hüten, Menschen aus der großen Masse als Anhänger zu werben. Soviel traditionelles Standesbewußtsein wird man sich — schon aus monetarischen Gründen — zu wahren wissen.

Auch in Amerika will man vorläufig — wie der Fall von Wisconsin neuerlich zeigt — nicht viel investieren. Immerhin ist man aber dort heute schon so weit, Prämien auf den Edelmenschen der Zukunft auszusetzen. Den amerikanischen Eugenikern ist es geglückt, ein untadeliges Menschenpaar zu entdecken, das bereit und würdig ist, den besagten Edelmenschen mit Ausdauer und Zielbewußtsein „in die Wege zu leiten". Es hat sich bereits, wie das in besonders dringlichen Fällen immer zu geschehen pflegt, ein Komitee gebildet mit der Aufgabe, das epochale Ereignis nach Kräften zu fördern (d. h. soweit Dritte, verhältnismäßig Fernstehende überhaupt etwas dazu tun können!) und vor allem durch Aufbringung von Geldmitteln dafür zu sorgen, daß das auserlesene Ehepaar sich ganz und gar seiner erhabenen Mission widmen kann. Am Hochzeitstag sollen die beiden jungen Leute 500 Dollar in bar erhalten; ein gleicher Betrag folgt bei der Ankunft des ersten Sprößlings. Es ist wieder nicht sehr viel, wie man sieht — aber immerhin ein Anfang.

Gleichwohl ist es mit derlei „zweckmäßigen Paarungen" — abgesehen von ihrer unheimlichen Annäherung an die Tradition des Zoo — nicht ganz geheuer. Die Fatalität besteht in der Unmöglichkeit einer lückenlosen Kontrolle. Wer bürgt nämlich den Herren des ehrenwerten Komitees dafür, daß die auserwählte Dame ihrem Gemahl auch unbedingt treu bleiben wird? Schönheit ist kein Garantieschein für Treue. Eher ließe sich das Gegenteil behaupten. Man hat Beispiele von Exempeln .....

Wollte man sicher gehen — ganz sicher — so müßte man das hoffnungsvolle Ehepaar unter Glas setzen und einen ständigen Ueberwachungsdienst organisieren. Aber gegen eine solche Absicht würden die Neuvermählten vermutlich protestieren; lieber würden sie dann wohl darauf verzichten, sich im Dienste der Wiedererneuerung des Menschengeschlechts zu betätigen. Fehlt aber jene Kontrolle und Garantie, so kann es den erwartungsvoll harrenden Eugenikern sehr leicht passieren, daß als erstes Produkt der neuen „biologischen Technik — ein Mulatte das Licht dieser minderwertigsten aller Welten erblickt ....

Gegen Regenerationsbestrebungen, die innerhalb der Grenzen des Natürlichen, Schicklichen und Menschenmöglichen lediglich darauf gerichtet sind, das Elend gewissenloser und verfehlter Eheschließungen zu mildern, wird kaum Jemand etwas einzuwenden haben; was aber die Eugenik Menschen mit geraden Sinnen unverdaulich macht, ist ihr überspannter Doktrinarismus. Sie sind im Grunde gar nicht so naturhaft, als sie glauben machen wollen, die Herrn Eugeniker. Ihre Sexualkünsteleien stammen aus derselben Küche, wie die Rezepte jener Neomalthusianer, Befruchtungsinstrektoren und

Digitized by Google

Empfängnisvigilanten, die in der „zielbewußten Beherrschung des sexuellen Automatismus" das sozial- und kulturpolitische Heil der Zukunft erblicken wollen. Zwei extreme Typen berühren sich hier: der Geburtenziffernphilosoph und der Rassenhygieniker. Die Brücke aber, auf der sie sich treffen, stellt sich als eine höchst unstabile Konstruktion der besagten „biologischen Technik" dar, als eine durchaus unverläßliche Legierung von Schöpfungsmysterium und Gedankenblech.

Den vielen Laboratorien, in denen Famulus Wagner heute, wie zu Doktor Faustus' Zeiten, um die Erzeugung kristallisierten Menschenvolks bemüht ist, wollen alle diese Herren ganz überflüssiger Weise noch ein Ehelaboratorium hinzugesellen. Das ist eine unnütze und gefährliche Utopie: unnütz, weil sich das Leben nun einmal nicht auf die Finger sehen läßt und sich im Uebrigen noch immer allein am besten zu helfen gewußt hat; und gefährlich, weil sie die ohnedies bereits weit über Gebühr betonten Mechanisierungs- und Rationalisierungstendenzen innerhalb einer Sphäre, deren lebenspendendes Geheimnis eben die — Tendenzlosigkeit ist, mit Bewußtsein verstärkt. Mag es sich nun dabei um das Galton'sche Dreifamiliensystem oder um irgendeine andere Methode wissenschaftlichen Experimentierens handeln — die Herren können versichert sein: es käme dabei auf alle Fälle nicht mehr als ein Homunkulus heraus!

Wesen und Geschichte der japanischen Kunst.

Von

Max R. Funke.

In den Klöstern zu Horyu-ji und Koyasan, in den großen Tempeln und in den Museen zu Nara und Kyoto, finden wir seltsame Ueberraschungen, herrlich gemeißelte Gottheiten; alle sind wunderlich rührend, einzelne interessant, manche ausgesprochen schön. Einige sind mit gefalteten Händen, andere kniend wie christliche Heilige abgebildet, andere wieder haben Aureolen; Lotosblumen haltend, scheinen sie zu träumen, Träume, die Meditationen sind. Eine Gestalt, eine Art Tiara auf dem Kopf, hat sechs Hände, zwei davon sind gefaltet und die anderen weit ausgestreckt, die wunderlichsten Gegenstände haltend, und diese Gestalt steht auf einem zu Boden gestürzten Dämon. — Eine andere Gestalt wieder ruht auf dem Geringel einer großen, giftigen Schlange. Nahe dabei steht ein großer Steinblock, der auf dem oberen Teile seiner gemeißelten Fläche ein Reliefbild Buddhas, auf einem Lotos in Betrachtung versunken, darstellt. Ich sehe eine andere auf dem Lotos ruhende Gestalt mit dem Schwert in der Hand, von lohendem Feuer umgeben, es ist Fudo-Sama-Buddha als der Unbewegliche, der Unerschütterliche. Das Schwert bedeutet Intellekt, das Feuer Kraft. Ein anderer Buddha daneben ist in Meditationen versunken mit dem Knäuel von Stricken in der Hand; dies sind die Stricke, welche die Leidenschaften und Gelüste binden. Hier ist auch ein schlummernder Buddha, mit dem sanften, milden Ausdruck eines Kinderantlitzes, mit geschlossenen Augen, die Wange in die Hand geschmiegt, in Nirvana. Hier diese feierliche Figur in sitzender Stellung, die in einer Hand eine Vase hält, die andere erklärend, wie ein Lehrer, erhebt, ist Yakushi-Sama-Buddha, der Allheiler, der Arzt der Seelen. Und unter all den Statuen von Shaka, Amida und Yakushi sehen wir Buddha, auf dem Lotos thronend mit halbgeschlossenen Augen, auf der Stirn das Wahrheitszeichen, in einer Ruhe und Würdigkeit, welche weder Schmerz noch Vergnügen ausdrückt. Viele dieser Skulpturen stellen Buddha in meditierender oder ermahnender Stellung dar, einzelne auch in schlafender Stellung, mit dem ruhevoll träumenden Antlitz eines Kindes, eines japanischen Kindes; das ist Nirvana. Neben den vielen, vielen gemeißelten Gottheiten sehen wir ein Basrelief mit zahllosen Armen. Das erste Paar Hände ist gefaltet, während von der Schulterlinie unzählige Arme nach allen Richtungen herausragen, alle möglichen Dinge wesenlos, geisterhaft haltend, gleichsam Bitten erfüllend und vielleicht die Allmacht der Liebe symbolisierend. Dies ist nur eine der vielen Formen von Kwan-on, der milden Göttin, der Göttin

Digitized by Google

der Barmherzigkeit, die um der armen Menschenseelen willen die Ruhe Nirvana verschmähte. Sie selbst wird stets als schönes, heiteres japanisches Mädchen abgebildet, meist mit vier Armen, aber hier erscheint sie als Senshu Kwan-on, die tausendarmige Kwan-on. Hier ist eine schöne jungfräuliche Gestalt, sie steht auf einer Lilie, es ist Kwan-on-Sama, die japanische Madonna. Rührender als ein Christusbild ist die weiße Steingestalt des Jizo, des Gespielen der toten Kinder. Wie ein schöner Knabe mit halbgeschlossenen Lidern, das Antlitz verklärt durch ein Lächeln, wie es nur die buddhistische Kunst konzipieren konnte, das Lächeln unendlicher Liebe und hehrster Milde. Er lächelt dasselbe sanfte Lächeln, archaistisch geheimnisvoll, und sein weiches Kindergesicht, wie unsagbar rührend. So entzückend ist das Idealbild Jizos—Jizo-Kao— das Antlitz Jizos.

Andere Bosatsu, die Bodhisattva aus Indien, sehen wir geschmückt zum Unterschied des schmucklosen Buddha, weil erstere noch dem dem Leben angehören. Und die Rakan, die Urhat der Inder, die Schüler Buddhas, kaum bekleidet, mit langen Haaren, heftig in ihren Wehklagen, noch den menschlischen Leidenschaften ergeben, von denen sich ihr Herr befreit hat, sitzen neben Bonzen, Heiligen, indischen Mönchen. Buddha, Bosatsu, Rakan und Bonzen, diese Opfervotive, skulptiert oder gemalt, in den Klöstern von den Mönchen selbst, sind nur Repliken eines Typus, eines Ausdrucks. Seit der Einführung des Buddhismus in Japan, gegen das Ende des sechsten Jahrhunderts, malten und skulptierten die meisten Bonzen, d. h. sie ließen die Bilder und die Büsten von Künstlern anfertigen, und es war damals Sitte, daß ein berühmter Bonze an all die Gemälde und Statuen eine letzte Hand legte, indem er den Porträts sowie den Büsten die Augen öffnete. Deshalb bezeichnete man ihn stets als Schöpfer des Kunstwerks.

Die schönsten Werke dieser buddhistischen Kunstbilder sind die Nyo-i-rin Kwan-on im Chugu-in bei Horyu-ji zu Yamato, (um die Wende des 7. Jahrhunderts), Kwan-on im Sangwatsudo im Todai-ji zu Nara (zweite Hälfte des 8. Jahrhunderts), Shaka im Shin-Yakushi-ji bei Nara (8. oder 9. Jahrhundert), Amida Botsu im Hokai-ji zu U von Jocho (um die Wende des 11. Jahrhunderts), Dai-Botsu in Kama-Kura (1252), Shaka- und Yakushi, Nyorai von Tori-Busshi, im Horyu-ji aus der Suiko-Epoche (um die Wende des 7. Jahrhunderts), und Yakushi im Yakushi-ji zu Nara aus der Tempyo-Epoche (722—748). Die japanischen Klöster sind reich an gemalten Porträts der Rakan; so besitzt gerade das Daitoku-ji in Kyoto deren schönste Serien. Hierher gehören auch die indischen Mönchsbildnisse, besser japanische in indischer Tracht, wie Yuima, ein trockner Lack im Hokke-ji zu Nara, wahrscheinlich aus dem 8. Jahrhundert, und derselbe von Unkei (12.—13. Jahrhundert). Neben diesen Porträts finden wir noch in bunter Reihe gemalte Bildnisse von Shotoku-Taishi (um die Wende des 7. Jahrhunderts), Kakemonos des Tempelschatzes im Horyu-ji von Shogun-Yoshimasa in Mönchstracht im Gingaku-ji zu Kyoto (15. Jahrhundert). Der Kakemonos Jit-chin im Louvre ist trotz seiner großen Retouche ein äußerst gutes Exemplar dieser buddhistischen Porträt-Kunst. Die Holzbildnisse Roben aus dem Ende des 8. Jahrhunderts im Roben-do bei Todai-ji zu Nara, sowie Kwanshin, auch aus dem 8. Jahrhundert, im Toshodai-ji, stellen japanische Bonzen dar. Vom 13.—15. Jahrhundert skulptierte und malte man aus Herzenslust Porträts hoher Persönlichkeiten, welche für den Buddhismus Propaganda machten. Viele dieser Porträts sind mit einem minutiösen Realismus umgeben, so das Holzbildnis des fünften Vize-Shogun von Kamakura, Tokiyori Hojo im Jagdkostüm (13. Jahrhundert), und der Kakemono Minamoto Yoritomo von Fujiwara-Takanobu (12. Jahrhundert). Auf diese Kunstform in Japan war die chinesische Kunst der T'ang nicht ohne Einfluß gewesen.

Die einstigen präbuddhistischen Kunstreliquien in Japan sind plumpe Tonfiguren, welche Menschen und Pferde darstellen. Es war damals eine alte Sitte, um das Grab des Mikado einige seiner Vasallen lebendig einzugraben; so, daß nur die Köpfe aus der Erde sahen, welche schließlich von wilden Hunden und Raben gefressen wurden. Diese barbarische Sitte verging bald, und man begrub mit dem

Digitized by Google

Mikado tönerne Menschenfiguren. Das kaiserliche Museum in Tokyo besitzt eine Menge solcher Tonstatuetten. Zwischen diesen und den ersten Werken der buddhistischen Kunst besteht kein Zusammenhang, weder in der Entlehnung, noch in der Technik. So gehört Kokuzo Bosatsu im Stil Hammen im Museum zu Nara als ältestes Exemplar wahrscheinlich der Suiko-Epoche (593—628 n. Chr.) an, und Shaka sowie Yakushi Nyorai von Tori Busshi (607 bis 623) im Kondo des Horyu-ji. Mit dem Beginn des Jahres 1330, das ist jene Epoche der Wirrnisse und Kämpfe zwischen beiden Höfen des Westens und Ostens, zwischen den zwei Kaiserfamilien Ashikaya, welche siegte, und Kamakura, die sich nach Kyoto zurückziehen mußte, ging diese Kunst nach sieben Jahrhunderten glorreichen Blühens dahin. Zwar verschwand sie nicht mit einem Schlage, sondern sie wiederholte sich. Seit dem 11. Jahrhundert hat Jocho den Kanon der Schule geschrieben, der einzigen Schule der Bildhauerkunst, welche in Japan vom Vater auf den Sohn oder durch Adoption bis heute sich vererbte. Nach dem Untergang der buddhistischen Skulpturen haben die Japaner das Interesse für die menschliche Darstellungen nicht verloren; die Maler der Schule Tosa seit dem 8. Jahrhundert, die Maskenbildhauer der lyrischen Dramen, die No im 14. Jahrhundert, die Netsuke-Schnitzer im 16. Jahrhundert und die Farbholzschnitzer der Volksschule vom 17. — 19. Jahrhundert. Was die menschlichen und tierischen Silhouetten anbetrifft, so sind sie keineswegs aus den Meisterwerken der Ukiyo-e, der Volksschule (vom Ende des 17. bis zur ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts), entlehnt. Seit dem 12. Jahrhundert (Makimonos von Toba-Sojo), in der Zeit der buddhistischen Kunst, hatten die Japaner einen freien Geschmack für die Karikatur gezeigt. Die Werke eines Iwasa Matahel (Ende des 14. Jahrhunderts), des größten Freundes der Volksschule, ähneln in vieler Beziehung, ihrem Sujet wie Technik, gewissen Bildnissen aus der Tosa-Schule (13. Jahrhundert); vergleiche die Wandbilder in den beiden Sälen des Schlosses zu Nagoya, Straßenszenen aus Osaka und Kyoto darstellend. Deformation wie Karikatur in der Bildhauerkunst gehen nicht erst von den Netsuke (16. Jahrhundert) aus, sondern sind schon im achten Jahrhundert vorhanden gewesen, wie uns die Tonstatuetten, eine Gruppe des Nirvana vorstellend, im Museum zu Nara beweisen. Meisterhaft haben es die Japaner verstanden, die Karikatur auch auf das Tierleben zu übertragen. Da erscheinen in bunter Reihe burleske Prozessionen, in welchen Insekten in gezierten Posen, furchtsame Hasen, heuchlerische Füchse und zeremoniöse Frösche feierlich aufmarschieren. Berühmt sind ja die Tierkarikaturen von Toba-Sojo, die Makimono-skizzen von Kakuyin (12. Jahrhundert) im Museum zu Kyoto und die karikaturenhaften Skizzen einer Fuchshochzeit von Ikkai Ukida (erste Hälfte des 14. Jahrhunderts), im Stil der alten Tosaschule gehalten.

Auf Innendekors der Stores, hellen Matten, den schwarzen Lackkasten, zwischen den Simsen der Türen, bemerken wir irgendeine Gartenecke, wo Zwergbäume, Bambusstauden stehen, und dazwischen über Felsen und Gestein ein sich schlängelnder Gebirgsbach rauscht. Dann die prachtvollen Landschaftsdekore, Blumen- und Neujahrsfeste, poetische Spiele, galante Feste unter blühenden Kirschbäumen, Träumereien in der Dämmerung oder im Mondenschein am Ufer eines wildwogenden Meeres, nächtliche Kahnfahrten, prächtig illuminiert mit Papierlaternen; unsere Verwunderungen vor den hundert Aussichten des Fuji-Yama oder den acht Schönheiten des Biwasees, blau das Meer unter einem blauen Himmel, blau die Flüsse zwischen beschneiten Ufern, blau die besternte Nacht, scharlachrot die Dämmerungen, weiß die Kirschbäume und gelbbraun der Erdboden, hier der rote Fuji, dort der braune Fuji, und dann wieder der blaue Fuji. Und in all dieser Farbenpracht bewundern wir von neuem die Frauen beim Bad, im Hause und im Freien, junge Mädchen spielen mit Katzen und lassen sich von ihren langgeschweiften Hähnen oder Liebhabern bewundern; in schönen Roben, deren schmiegsame lange Linien in grüner, schwarzer oder violetter Harmonie wiederstrahlen, sehen wir sie in harmonischer Haltung trippeln, auf Matten sitzen, in ihren graziösen Bewegungen des Kopfes, des Nackens

Digitized by Google

und der Schultern, Raffinements, die unserm Auge Ueberraschung, Erstaunen oder gar Schrecken auslösen.

Hier sehen wir junge Mädchen in ihren vollen Formen eines Moronobu, dort wieder wahre Skelette eines Harunobu, oder die schmächtigen, langaufgeschossenen Frauengestalten eines Utamaro. Unter einem dünnen, fast zerbrechlichen Halse strebt wie eine mächtige, große Blumenkrone die blauschwarze Frisur der Japanerin empor, man sieht nur dreiviertel des Gesichts, manchmal auch ein verlorenes Profil, dessen Angesicht in einem Spiegel wiedererscheint immer geneigt, steif, unempfindlich, ohne Freude, ohne Schmerz, bisweilen kaum melancholisch oder ein wenig lächeln; Physiognomien zierlicher, prachtvoll gekleideter Bürgermädchen in unbestimmter Haltung, in unpersönlichem Ausdruck, Physiognomien von Geishas und Kurtisanen, schematische Gesichtszüge, welche kaum variieren. Das sind „Frauenbilder dieser eintägigen Welt", sagt Moronobu, „immergrüne Pflanzen", meint Sukinobu von seinen Modellen.

Und nun das Nackte! Die Japaner hatten immer Gelegenheit gehabt, das Nackte zu sehen und zu studieren: die nackten Athleten während der Kämpfe, die nackten Beine der Jinrikishamänner und der Reispflanzer, die Nacktheit der Frauen und Männer in den öffentlichen Bädern, wo beide Geschlechter zusammen baden. Sie sehen das Nackte, aber sie betrachten es nicht, nicht etwa, daß sie unfähig wären, es zu zeichnen oder zu modellieren: die buddhistische Kunst hat uns nur den Torso zum Betrachten gelassen, wie z. B. den Torso des Ni-o im Kofuku-ji zu Nara (8. Jahrhundert), doch nach dem 14. Jahrhundert beschränkte sich das Nackte lediglich nur auf das Gesicht, auf eine leere Physiognomie . .

Seit sechs Jahrhunderten, seitdem die große buddhistische Bildhauerkunst nachgelassen hat, lebt der Japaner nur noch in der Karikatur, die er auf die Tierwelt übertrug. Heute liebt er Landschaften, Gebirgs- und Felspiecen, Wasserfälle, Lagunen, See- und Golfdarstellungen. Anfänglich sind die Landschaften durch die buddhistischen Lehren der Zensekte beeinflußt worden. Sie sind keine Darstellungen japanischer Szenerien, sondern Nachahmungen [illegible] chinesischen Werken der T'ang-, Süd- und Nord-Sung-, der Yuan- und Ming-Dynastie. So gab es Ende der Fujiwara-Periode (Ende des 11. u. 12. Jahrhunderts) eine japanische Schule der Landschaft. Die Edlen und ihre Frauen verwandten ihre Zeit auf die Fusuma, die Papierwände, und auf die Biabu, die Wandschirme, zu den aufgezeichneten Sprüchen und Liedern Landschaftsstücke zu malen. Diese Szenerien wurden nach dem Kanon der Yamato-Schule ausgeführt, Prototype zahlreicher Landschaften der Tosa-Schule (13. Jahrhundert). Aus der T'ang-Dynastie (7.—9. Jahrhundert) besitzt das Museum zu Kyoto prachtvolle Meisterwerke, Gebirgs-Flüsse und Wasserfallstücke von Wu-tao-tsze (8. Jahrhundert), und den Wasserfall von Wan-Wei (8. Jahrhundert). Aus der Sung-Dynastie (960—1259) sind die Makomono von Mu-chi (Mokkei), von Chao-chang (Nord-Sung-Dynastie, 960—1126), von Ma-Yuan (Süd-Sung-Dynastie, 427—1259) und von Ma-Kuei, älterem Bruder von Ma-Yuan, vorhanden. In der Yuan- (1280—1367) und Ming-Dynastie (1367—1643) kam der Kursivstil (sosho) auf, und die japanischen Künstler der Higashimaperiode (Mitte des 15. Jahrhunderts) ahmten mit sehr großem Geschick die kostbaren Schöpfungen eines Mu-chi und Ma-Yuan nach. Josetsu, ein chinesischer Priester der Ming-Dynastie, welcher sich später als Japaner naturalisieren ließ, führte in Japan die prachtvollen buddhistischen Monochrome ein; sein Schüler Shu-bun beeinflußte Sesshu einen Priester der Zensekte und Schöpfer der berühmten Landschaften der vier Jahreszeiten; Kano Masanobu gründete gegen Ende des 15. Jahrhunderts die Kano-Schule, und sein Sohn Kano Motonobu malte die acht berühmten Szenen in Hsiao und Hsiang, sowie die vortrefflichen Wandgemälde im Museum zu Kyoto, jene brausenden Meereswellen über Schieferfelsen.

Die japanischen Künstler, nicht zufrieden mit den prachtvoll gelungenen Reproduktionen der acht berühmten chinesischen Ansichten in Hsiao und Hsiang an der Südküste des Tungting-Sees: Abendgeläute von fernem Tempel, Abend im Fischerdorf, Angenehme Winde im Bergdörfchen, Heimkehrende Segler, Seeland-

Digitized by Google

schaft im Herbstmond, Wildgänse, Abendregen, Abendschnee am Ufer; von dem Chinesen Muchi (Sung-Dynastie) und von den Japanern Soami, Shokei, und ganz besonders von Kano Motonobu meisterhaft produziert, japanisierten sie in die acht Schönheiten des Biwa-Sees: Sonnenuntergang in Seta, der Ishuyama im Herbstmond, Winterabend auf dem Hirayama, Glockengeläute in Miidera, aus Yabase zurückkehrende Segelboote, Sonnenschein in Awaza, Abendregen in Karasaki, und Wildgänse über Katata. Obgleich unser Auge noch vom Buddhismus umnebelt, bewundert es von neuem Fläche wie Farben, die während ihres tausendjährigen Bestandes von ihrer Festigkeit und ihrem Glanz nichts verloren haben. Beredsamer als diese Gemälde sind gewisse Gärten des alten Japan, buddhistische Zufluchtsorte, wo Eingeweihte ihren Gottesdienst abhalten, jene Gärten, welche noch heute Kyoto berühmt machen, die vom 14. Jahrhundert bis zum 17. Jahrhundert Künstler, wie Soami und Kobori Enshu, für die Shogun und Edlen zeichneten, welche sich den Kopf rasieren ließen, bedeckt mit einem rituellen Schleier von der Welt Abschied nahmen, und Inkyo wurden! Kinkakuji, Ginkakuji, Katsura, Daitokuji, Nanzenji, Myoshinji ... Hier wieder andere abgesonderte Gärten in Miniatur, umhegt von dichten Baumgruppen, und umgeben von einem künstlichen See, wo der Garten eine Insel bildet, in welchem man kleine Bambuskioske oder zwischen immergrünen Zwergbäumen kleine Häuschen aus Holz und Papier errichtete, um sich dort ungestört den poetischen Uebungen, den Teezeremonien und Blumenarrangements hinzugeben. Der Japaner in seinem Jubel, in seiner Freude, gewürzt mit einer Dosis Empfindung, liebt alles das, was er nicht zweimal sehen kann. So liebt er unendlich während der Winterszeit, wenn es draußen friert und schneit, und er sein Papierhäuschen heizen muß, in seinem Zimmer einen Holzschnitt oder einen Kakemono eines Wasserfalls oder einer Sommerlandschaft aufzuhängen, während ihm in den Hundstagen ein Winterbild unendliche Freude bereitet. Auch findet er nicht minder Vergnügen daran, den Abend mit seinen Freunden am Golf von Tokyo zu verbringen, um den Aufstieg des Mondes anzusehen. Immer ist es das Rauschen eines Wasserfalles, das Vergehen einer Jahreszeit, das Gleiten des Mondes, klassische Bilder gewisser Eintagsfliegen, die das freudige Volk von heute wie die Asketen von ehedem sich gefällt zu betrachten. Man vergleiche einen wertvollen Farbschnitt eines Hokusai mit einem Kakemono eines Motonabu: die Landschaft hat ihre buddhistische Ruhe, ihre Eintönigkeit, ihre Allgemeinheit, ihr Düster verloren, sie ist kein Traumgebilde mehr, sondern eine wirklich vorhandene Gegend des Tokaido, des Fuji oder des Biwa-Sees. Boden, Meer und Himmel erstrahlen in den lebhaftesten Farben, und unter blühenden Kirschbäumen belustigt sich eine gar bunte, fröhliche Menge beim Sake, oder sie schwatzt, leiht ihr Ohr dem näselnden Klang einer Laute, dem Gesang der Geisha, oder sie ergötzt sich damit, kleine Gedichte an Baumzweige aufzuhängen. Diesen Enthusiasmus, die Wiedererneuerung des Lebens zu feiern, finden wir ebenfalls bei Betrachtung der zitternden und brausenden Landschaften. Hanshu Sanjin tat nicht Unrecht, wenn er im Vorwort zu Hokusai-Mangua sagt: Die Handlungen und das Aeußere der Menschen drückt bewundernswürdig ihre Gefühle der Hoffnung und Täuschung, der Leiden und Freuden aus. Aber die wiederhallenden Gebirge, die brausenden Stürme, die zitternden Bäume und die Pflanzen haben auch ihre eigenen Charakterzüge, und die Vögel, die Reptilien und die die Fische, sie alle sind voll von Lebenskraft, und unsere Herzen erfreuen sich, eine solche Fülle von Glück und Freude der Natur zu betrachten.

Wie sie sich über die Landschaften, über die Blumen, über die Tiere beugen! Man kann sagen, daß befreit von einem hundertjährigen fremden Einfluß sie wieder zur Natur zurückkehren, wenn auch nicht in allen Naturformen, so wenigstens in der menschlichen. In Nashi-Honwanji zu Kyoto, in den Nekropolen der Tokugawa zu Nikko, Shiba zu Neno, in der Kunst eines Hidari Jingoro (1594—1634) und seiner Schüler — wenigstens schreibt man ihm das skulptierte Tor des Nishi Honwanji und in Nikko zwei Elephanten und eine Katze zu — gibt es keine Spur der buddhistischen Skulp-

Digitized by Google

turen mehr, welche als große erhaltene Arbeit die menschliche Figur darstellt. Von der Architektur losgelöst, die sie beschützt, eine bewegliche Kunst, gekommen von außen, eine unbewegliche Skulptur als Basrelief, bleibt sie den Gebäuden angehängt, die sie schmückt, impressionistische Skulpturen von Wolken, Blumen, Bäumen und Tieren.

An Treppengeländern, Mauern, Hausfassaden, Toren und an den geschnitzten und bemalten Holzfüllungen sehen wir stolze Pfaue mit langen Federschweifen und Finken unter Pfirsich-, Pflaumen- und Kirschenblüten zerstreut sitzen; Sumpfvögel wiegen sich, ihre Köpfe in das Laub versenkt, Seevögel fliegen strichweise zwischen Wolken und Meereswogen. Unter den Dachsimsen der großen Tore (Torii) erscheinen in gar bunter Reihe Elephanten, Tiger, Affen, Katzen, Silber- und Golddrachen. Und die Vögel, Fische, Insekten, Drachen, Wolken, Wellen, Bambus, Kirschblüten und Chrysanthemen finden wir auch auf Netsuke, Lacken und Schwertscheiden, Steingut, kurz auf allen Oberflächen aus Elfenbein, Holz, Metall und Ton. Eulen, Adler, Falken, Phönixe, Hähne, schneeweiße Reiher, Nachtigallen und Stieglitze, sammetartige Tiger, schöngefärbte Hirsche, Affenweibchen, ihre Jungen flöhend, Raupen, Eidechsen, Schildkröten, Frösche, Käfer aus grüner Bronze, smaragdene Libellen: alles unvergeßliche Farbschnittsilhouetten eines Korin, Okyo, Ganku, Sesson, Hokusai, Hiroshige, und sind wahrer und getreuer wiedergegebenen, als die besten Frauengestalten eines Utamaro.

Dort wieder andere Tiergestalten! Der Hirsch der buddhistischen Entstehungsgeschichten steht, ganz Anmut, in schneeigem Stein auf der Spitze von Toros (Votivlaternen). Dann sehe ich ein prachtvoll gemeißeltes Bild eines Fisches, eigentlich die Idee eines Fisches, von dem Bildhauer zu grotesker Schönheitswirkung verwendet. Er krönt den Gipfel einer Gedenksäule. Der weitgeöffnete Rachen, der eine dichte Zahnreihe zeigt, ruht auf der Spitze des Blocks, der den Namen des Verstorbenen trägt. Die Rückenflosse und der emporgestreckte Schwanz ist zu einer phantastischen Groteske ausgestaltet. Da ist ein Mokugyo, dasselbe buddhistische Emblem, jenes hohe, hölzerne, golden und purpurn lackierte Ding, auf welches [illegible] Priester, während sie das Sutra singen, [illegible] dem umwundenen Hammer schlagen. Und [illegible] einer anderen Stelle gewahre ich endlich [illegible] Kitsune (Füchse), idealisierte Füchse, vergeistigte Füchse, Füchse von unbeschreiblicher Anmut aus irgendeinem grauen Gestein gemeißelt. Diese geheimnisvollen, geisterhaften Geschöpfe haben geschlitzte, unheimlich funkelnde Augen und sie scheinen zu knurren. Als Diener des Reisgottes, Vasallen Inari-Samas, gehören sie nicht zur buddhistischen Ikonographie, sondern zur Bilderwelt des Shintoismus.

Der buddhistische Glaube, in einer Zeit von sieben Jahrhunderten (7.—14. Jahrhundert), flößte den Japanern die Kunst der menschlichen Figur ein, welche ausschließlich in der Unpersönlichkeit und Physiognomie eines Buddha und seiner Schüler dargestellt wurde. Die ersten buddhistischen Werke in Japan sind, wie schon oben erwähnt, unförmliche Menschen- und Pferdebildnisse aus Ton, welche man um die kaiserlichen Gräber als Vertreter der Vasallen begrub. Das ist eine fremde Kunst, verbunden mit einer fremden Religion. Der Buddhismus, gegen Ende des 8. Jahrhunderts aus Korea eingeführt, brachte auch die koreanische Kunst mit nach Japan, deren Werke wir leider nicht kennen. Aber dennoch gibt es einen koreanischen Künstler, dem man eine der ältesten buddhistischen Skulpturen von Japan, die Statue, halb Lack und halb Holz, auf einer Seite geschnitzt und auf einer Seite flach im Hammen-Stil Kokuzo Bosatsu, zuschreibt, welche, wie man glaubt, der Regierungszeit der Kaiserin Suiko (593—628) angehört und im Museum zu Nara aufbewahrt wird. Auch nimmt man an, daß der kleine tragbare Altar aus vergoldeter Bronze im Horyu-ji aus Korea gekommen ist, aber sicherlich ist es Unrecht, wenn Doncho die gemalten Fresken der vier Paradiese an den Mauern des Kondo des Sanktuar im Horyu-ji zu Nara einem koreanischen Künstler zugeschrieben werden, denn die Fresken sind bei der Ausbesserung des Tempels im 8. Jahrhundert angefertigt worden. Nach Korea sind die buddhistische Kunst, Religion und Zivilisation von China aus gekommen und in China selbst aus Indien eingeführt. Die alte chinesi-

Digitized by Google

sche Skulptur teilt sich in zwei Gruppen: die eine des 5. Jahrhunderts in Nord-Shan-si, etwa 15 km westlich von Ta-t'ung-fu, der Hauptstadt im 5. Jahrhundert der nördlichen Wei-Dynastie, und die andere des 6.—8. Jahrhunderts im Hohlweg des Long-men, 15 km südlich von Honan-fu, der Stadt, wohin die Nord-Wei im Jahre 494 ihre Hauptstadt verlegten, und welche im 7. Jahrhundert die östliche Hauptstadt der T'ang wurde. In Long-men führten die Wei im 6. Jahrhundert Skulpturen aus, die mit jenen ihrer Vorfahren bei Ta-t'on-fu identisch sind; diesen neuen Tempel schützten die T'ang des 7. und 8. Jahrhunderts. Bei Ta-t'ung-fu wurden ins Gefels Grotten und Nischen von 1—30 m Höhe geschlagen und den buddhistischen Göttlichkeiten geweiht; die einen in Miniatur, die anderen in ungewöhnlicher Größe. Die Skulpturen dieser Sanktuare waren fromme Werke von Kaiser und Edelleuten. Fast alle diese Skulpturen stellen wie die primitiven Skulpturen Japans den mahnenden wie meditierenden Buddha dar.

Uebrigens bemerkten wir in den Grotten von Long-men aus der Epoche der T'ang (7. u. 8. Jahrhundert) zwei, manchmal auch vier Buddha, Kolosse von furchtbarem Aussehen, welche an beiden Seiten des Eingangs stehen, um die Grotte vor dem Eindringen der Dämonen zu schützen. Diese himmlischen Könige sind aller Wahrscheinlichkeit nach Abkömmlinge des Vajrapâni. Während der T'ang-Dynastie sind sie in die buddhistische Kunst aufgenommen, und sie sind es, welche wir noch heute an den Eingängen der großen buddhistischen Tempel in China und Japan finden, und nichts erinnert mehr an die beiden himmlischen Könige des Tadai-ji zu Nara.

Es gibt noch andere buddhistische Werke in Japan, die sich eng an die chinesische Kunst anschließen: die vier Mahârajahs des Himmels im Horju-ji, die Steinlöwen des Todai-ji zu Nara, dem Chinesen Chan-Huo-Kin zugeschrieben. Diese buddhistische Kunst in China ist eine eingeführte Kunst. Schon Vajrapâne fungierte als Schutzherr neben Buddha auf den in Gandhâra im Nordwesten Indiens aufgefundenen Bas-Relief, und gewisse Statuen der Nord-Wei-Dynastie (5.—6. Jahrhundert) sitzend, die Beine gekreuzt, einer hinter dem anderen, haben alle dieselbe Stellung, welche man an den Statuetten von Gand-hâra wiederfindet, dessen eine bis nach Turfan, dem heutigen Chinesisch-Turkestan, vordrang. Hierin haben wir eine Handhabe, daß die Kunst der Nord-Wei von der Gandhâra-Kunst beeinflußt worden ist; d. h. die alte Kunst aus der Gegend des Indus hat sich durch Zentralasien bis nach Turfan erstreckt, wo die Nord-Wei, welche damals in Ost-Turkestan militärische Erfolge erzielten, sie kennen lernten. Also der Nord-Wei-Dynastie im 5. und 6. Jahrhundert war es beschieden, die indo-buddhistische Kunst von Turkestan nach Ta-t'ung-fu ins westliche China zu bringen und erst später gelangte sie infolge Eroberung nach Ho-nan-fu, wo sie unter den T'ang im 7. und 8. Jahrhundert blühte.

Im Altertum bestand in Turfan eine Kultur, teils chinesisch, teils iranisch, teils hinduisch, und es war vielleicht im 2. Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung, daß dorthin vermutlich durch Turkvölker aus Kothan der Buddhismus und die Kunst gelangte. Wenigstens zeigen uns dies die erfolgreichen Expeditionsresultate von Aurel Stein aus den Jahren 1900, 1901 und 1906—1908, Lecoq 1902—03 und Paul Pelliot 1906—08. Etappenmäßig schritt der Buddhismus und die indische Kunst von Gandhâra über Turkestan nach China, schließlich über Korea nach Japan vor. Der Han-kaiser Ming schickte im ersten Jahrhundert unserer Zeitrechnung einen Gesandten nach Indien, welcher auf weißen Pferden nicht nur die heiligen Bücher der neuen Lehre, sondern auch buddhistische Gemälde heimbrachte. Missionare aus Indien kamen nach China während der fünf und sechs ersten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung und predigten daselbst; chinesische Pilger trotzten dem Hunger, Durst, Kälte und dem Sande Turkestans, um die heiligen buddhistischen Orte zu besuchen. Doch plötzlich im 8. Jahrhundert stockte dieser kulturelle Verkehr beider Länder für immer, und erst viel später stellte der Islâm den alten Buddhismus in Chinesisch-Turkestan wieder her.

Der direkte Einfluß der indischen Kunst auf die chinesische hörte auf. Nur der Buddhismus und Buddhatyp kam auf Japan über,

Digitized by Google

und obgleich infolge der Tradition in Japan keine Statue nordischen Ursprungs existiert, weisen viele Werke, besonders die Holzfiguren der beiden Mönche aus Gandhâra, Asanga und Wasubandhu, im Kofuku-ji zu Nara, auf indischen Einfluß hin, ebenso die elfgesichtige Kwan-on im Hokke-ji zu Yamato, die nach einer Tradition das Werk eines buddhistischen Gandhâra-Bildhauers sein soll, so auch die neungesichtige Kwan-on im Horyu-ji, die Bronzefigur des Avalokiteçvara im kaiserlichen Palast und die Hölzstatue des tausendarmigen Avalokiteçvara im Chomyo-ji und O'mi. Alles ist an ihnen indisch, selbst die Bekleidung und ihr Faltenwurf des Arya Avalokiteçvara, der Bodhisattva an den Fresken des Kondo im Horyu-ji, der Glücksgöttin Sri im Joruri-ji zu Yamashiro, einer Statue aus der Tempyo-Epoche (8. Jahrhundert) und den Bonten und Teishakuten, Sangwatsudo im Todai-ji zu Nara (in der zweiten Hälfte des 8. Jahrhunderts). Vor und während der Regierung der Kaiserin Suiko (593—628) ist der Einfluß der buddhistischen Kunst Nordwest-Indiens meist mit chinesischen und koreanischen Elementen zersetzt, denn es waren ausschließlich chinesische und koreanische Künstler, die Fürst Shotoku Taishi nach Yamato kommen ließ, um dort zu malen und zu skulptieren. Doch während der sogenannten Tempyo-Periode (722—748) und ganz besonders im 8. Jahrhundert war der indische Einfluß durch die Vermittlung der chinesischen Kunst der T'ang weit vorherrschender. Man vergleiche nur Kleidung und Ausdruck des Kokuzo-Bosatsu im Nara-Museum, des Shaka oder des Yakushi von Tori-Busshi im Horyu-ji, des Akusa-Garbha im Horyu-ji (alle aus dem Ende des 6. und 7. Jahrhunderts), die Amida- und Bodhisattva-Typen an den Fresken im Horyu-ji, an den Statuetten eben daselbst, die sich jedoch jetzt im Nara-Museum befinden, den Buddha im Yakushi-ji (718), der Bon-ten und Taishaku-ten (zweite Hälfte des 8. Jahrhunderts) im Todai-ji zu Nara. Gegen Ende des 8. Jahrhunderts verschwanden die alten indischen Formen, an deren Stelle fette, plumpe Gestalten traten, Kunstregeln, die im neunten Jahrhundert der Kanon festlegte. Auf den Skulpturen von Jo-cho, ganz besonders der Buddha im Hokai-ji zu Uji, und den Gemälden von Yenshin, Sodzu „Amida und 25 Bodhisattva" im Hachiman-ko zu Koha[illegible] erscheint die menschliche Figur in wahre Fleischwülste eingehüllt. In der Epoche der Kamakura, unter dem Meißel eines Kwai-kei und Unkei (Ende des 12. und Anfang des 13. Jahrhunderts) trat mehr Muskulatur auf, eine japanische Eigenheit, welche die chinesische und koreanische Kunst nicht kennen; nur Buddha in seiner edlen, indischen Gestalt bleibt unverändert bestehen.

Jakob Lenz.

Von

Hans Franck.

Zwei Stellen aus Lenzens genialischer Literatursatire „Pandaemonium Germanicum" geben den tiefsten Aufschluß über den unglücklichen, gemeinhin mit der Stürmer- und Dränger-Etikette abgefundenen Poeten, auf den die soeben abgeschlossene fünfbändige Ausgabe des Georg Müllerschen Verlags*) erneut den Blick lenkt. Die Szene stellt einen steilen Berg dar. Lenz, der eben erst angekommen ist, steht, noch im Reisekleid, mit Goethe zusammen an seinem Fuß. Goethe möchte hinauf, um von oben zu sehen, wie die Leutlein in einem fort ansetzen und immer wieder zurückrutschen. Lenz bittet Goethe zu warten, da er ihm noch so vieles, was auf seinem Herzen liege, zu sagen habe. Der aber reißt sich mit einem kurzen: „Ein andermal!" los, geht um den Berg herum und verschwindet. Darauf Lenz: „Wenn er hinaufkommt, werd' ich's schon zu sehen kriegen. Hätt' ihn gern kennen lernen, er war mir wie eine Erscheinung. Ich denk', er wird mir winken, wenn er auf jenen Felsen kommt. Unterdessen will ich den Regen von meinem Reiserock schütteln und selbst zusehen, wo heraufzukommen." Und nachdem er begonnen hat, mühselig auf allen Vieren hinaufzukriechen: „Goethe, Goethe, wenn wir zusammengeblieben wären. Ich fühl's,

*) Jakob Michael Reinhold Lenz, Gesammelte Schriften, herausgegeben von Franz Blei. Erschienen bei Georg Müller, München, in fünf Bänden.

Digitized by Google

mit dir wär' ich gesprungen, wo ich jetzt klettern muß." Was unmöglich schien, gelingt. Lenz erreicht auf seinem mühseligen Wege Goethe; er allein von allen, die dem himmelstürmenden Genius nachtrachten. Als Goethe ihn zu seinem Staunen gewahrt, setzt der folgende Dialog ein:

Goethe: Lenz, was Teutscher machst du denn hier?

Lenz (ihm entgegen): Bruder Goethe! (Drückt ihn ans Herz.)

Goethe: Wo zum Henker bist du mir nachgekommen?

Lenz: Ich weiß nicht, wo du gegangen bist, aber ich hab' einen beschwerlichen Weg gemacht!

Goethe: Ruh' hier aus, und dann weiter!

Lenz: An deiner Brust.

Goethe: Es ist mir, als ob ich meine ganze Reise gemacht, um dich zu finden!

Am Schlusse der Satire aber steht eine Stelle, die dieser direkt ins Gesicht zu schlagen scheint. Nachdem Lenz sein großes Programm entwickelt hat (Das hohe Tragische von heut', ahndet ihr's nicht? Geht in die Geschichte, seht einen emporsteigenden Halbgott auf der letzten Staffel seiner Größe gleiten oder einen wohltätigen Gott schimpflich sterben. Die Leiden griechischer Helden sind für uns bürgerlich, die Leiden unserer sollten sich einer verkannten und duldenden Gottheit nähern . . . Oder führtet ihr Leiden der Alten auf, so wären es biblische, wie dieser tat [Klopstock ansehend], Leiden wie der Götter, wenn eine höhere Macht ihnen entgegenwirkt. Gebt ihnen alle tiefe, vorausseh ende, Raum und Zeit durchdringende Weisheit der Bibel, gebt ihnen alle Wirksamkeit, Feuer und Leidenschaften von Homers Halbgöttern, und mit Geist und Leib stehen eure Helden da. Möcht ich die Zeiten erleben), nachdem Klopstock Gottes Segen auf ihn herabgefleht, Goethe ihn umarmt und das „Mein Bruder!" überwältigt zurückgegeben hat, bricht Lenz, von der höchsten Gefühlshöhe in den tiefsten Erkenntnisgrund hinabgerissen, in die folgenden, erschütternden Worte aus: „Wär' ich alles dessen würdig! Laß mich in meinem Winkel! — Zeit! du große Vollenderin aller geheimen Ratschlüsse des Himmels, Zeit, ewig wie Gott, allmächtig wie er, immer fortwirkend, immer verzehrend, immer umschaffend, erhöhend, vollendend — laß mich — laß mich's erleben." Nachdem er im Schmerz fortgewankt ist, sprechen Klopstock, Herder und Lessing aus einem Munde: „Der brave Junge. Leistet er nichts, so hat er doch groß geahndet." Goethe aber sagt die weltschweren Worte: „Ich will's leisten." —

„Goethe! Mein Bruder!" — „Leistet er nichts, so hat er doch groß geahndet," man hat in der Tat fast überall den Schein des Widerspruchs für die Wahrheit gewonnen, hat immer nur zu einem ja gesagt, das andere aber, um es mit dem vorgefaßten Gefühl in Einklang zu bringen, entwertet. So sieht Hettner in den bitteren Worten der Selbstvernichtung Bescheidenheitskoketterie, Unwahrhaftigkeit, ruft den Eingang mit seinem „Bruder Goethe" zum Zeugnis an, wie Lenz im Widerspruch mit seinen Leistungen in Wahrheit über sich gedacht hätte, und er erklärt sein Goethe-Gleichsein-wollen aus einer wahnsinnigen Eitelkeit. Neuerdings aber (auch der Herausgeber, Franz Blei, gehört zu dieser Gruppe) ist man vielfach geneigt, das Sich-Gleichfühlen mit Goethe als durch die Begabung tiefberechtigt zu erklären, das Zurückbleiben mit den Leistungen auf die Rechnung zufälliger, äußerlicher Schicksalsschläge zu setzen, und die Worte der Selbsterkenntnis als eine jeder tatsächlichen Unterlage entbehrende Augenblicksverwirrung anzusprechen. Eins so eng, so voreingenommen, so falsch wie das andere. Erst dadurch, daß man beides als wahr nimmt, daß man in beidem den tiefsten Gefühlszwang erkennt, erst aus dem durch die Entwicklung permament gewordenen Gefühlswiderstreit ist Lenzens tragisches Schicksal zu begreifen. Lenz, der Erkenner, der Begreifende, der Wollende, wurde durch wesenswahre Kraft mühelos in die Jugendgoethehöhe getragen. Verwechselung von Wollen und Können, augenblickliches Hinaufgehobenwerden, selbst den Zuschauern so sichtbar, daß sie bei manchem Werk unbedenklich die Namen Goethe und Lenz wechseln konnten, ohne dem einen oder anderen Unmögliches zuzuschreiben, Ueberwertungen von Scheinleistungen führten den Glauben an das Goethe-Gleichsein herbei. Der Glaube löste neue Taten, die ihn stützen sollten, aus. Aus dem natürlich Gewordenen entwickelte sich Zwang, Manie, Narretei. Lenz, der Dichter, kam aus dem Goethe-

Digitized by Google

sieren zur Goetheäfferei; kam auch im Leben (man braucht ja nur an den Versuch der Nachfolge in Sesenheim zu denken, um mit Schaudern der Verirrung inne zu werden) in den Zwang hinein, es Goethe gleich zu tun; überall in Wahrheit ein trauriges Nachtasten, ein entnervendes Wider-sich-Sein, ein leeres Schattentum. Hätte nur dies eine in ihm gelebt, er hätte als selbstverblendeter, armseliger, glückträumender Narr seine Tage verbringen können. Aber das andere wurzelte tief wie die Goethemanie in ihm. Tief? Nein: tiefer! Seine Begabung wies ihn auf die Realistik, auf Plastik, auf Bezwingung des alltäglichen Lebens, auf das Derbkomische, Vollrunde. Er hatte ein Gebiet, auf dem er ganz ein Eigener hätte sein können; er hätte vorwegzunehmen vermocht, was nun in mühseliger Entwicklung über Büchner (wie nahe stehen sich Lenzens Soldaten und Büchners Wozzeck) bis zu Gerhart Hauptmann sich heraushob und doch nicht voll ausgeprägt wurde. Aber wider den Zwang seiner Begabung trachtete er nach Wesensfremdem, weil es ihm höher schien, weil es höher war! Ein bohrendes Gefühl jedoch lebte nebenher, nagte und zehrte: die dumpfe Gewißheit, daß er auf einem falschen Wege sei, daß er auf der Erde in den Winkel, nicht in die Höhe gehörte, daß der, dem er nachtrachtete, ohne große Gebärde leistete, was er nur „ahndete". An diesem Zwiespalt, an dem Gegen-sich-selbst-sein, an der Vergewaltigung seiner tiefsten Kräfte ist Lenz zerbrochen. Das Erfühlen der Größe, das, in Goethe verkörpert, vor ihm aufschritt, ließ ihn nicht auf seinem Wege; es trieb ihn zu einem Haschen nach Wind, dessen Ende nur eins sein konnte: der Wahnsinn. Auch Merck ist an Goethe zerbrochen. Der aber war ein Höchstgebildeter, ein Kenntnisreicher, ein Kultivierter, ein durch andere und in anderen Wirkender, kein Schaffender, kein Formender, kein aus sich selbst rollendes Rad; war einer, der vom Dichtersein nur durch die letzte Tür, aber doch durch sie getrennt war, der dem Produktivsein zu nahe stand, als daß er vom Begehren danach ablassen, und zu ferne, als daß seinem Wunsch Erfüllung werden konnte. Hier aber ist ein Produktiver, ein Begabter (wie wundervolle Verse stehen in den Gedichten, wie leben die Gestalten: der Schulmeister im „Hofmeister", der arme Schächer in den „Soldaten", dem der vornehme Herr die [illegible] verwüstet; welche Fundgruben an Komik sind [illegible] Lustspiele nach dem Plautus!), hier war [illegible] Schaffender, ein Eigener, und dieser Hochbe[illegible] versehrte sich die Schwingen dadurch, daß er [illegible] Licht des Höchstbegabten umschwirrte; zerbr[illegible] weil er in sich und an sich kein Genüge fa[illegible] Wahrlich, das Leben ist unerbittlich! Nic[illegible] Wünschen und Wollen, nicht die Möglichke[illegible] nicht die Begabung, nicht die als Anlage vorhanden[illegible] nicht einmal die betätigte Kraft erkennt es a[illegible] sondern nur die vollausgewirkte, nur das voll[illegible] gestaltete Werk. Das aber heißt deckender Aus[illegible] druck eines hochgesteigerten, wahrhaftigen Menschseins. Weil Lenz der sein tiefstes Sei[illegible] symbolisierende Ausdruck durch Wort und Wer[illegible] nicht gelang, ist er zerbrochen.

So ruht der tiefste Wert der Müllerschen Lenz-Ausgabe nicht in den verstreuten Schönheiten, die sie birgt, nicht in dem Einzelnen, Vollgelungenen, sondern in der erschütternden Menschlichkeit, die sich in dem Mißlungenen stark wie in ihnen spiegelt. Erst, wer sich aus ihr die Tragödie herausliest, wer das menschliche Müssen erkennt (jeder Verdächtigung einzelner Auswirkungen, jeder Negierung tatsächlicher Wesensausflüsse überhoben), erst der hat seinen Lenz, so wie er es heute verdient, gelesen, und hat damit einen Lebenseindruck gewonnen, der bleibt. Von wie vielen Büchern, die man zur Hand nimmt, kann man das sagen?

Erasmus macht Besuche.

Von

Fritz Michaelis.*)

Man fühlt sich versucht, sie auf Französisch zu erzählen, die Geschichte meines letzten Sommers, nicht weil sie zu delikat für unsere Muttersprache wäre, sondern weil sie auf Französisch reizender klingen müßte.

Mein letzter Herr war eine Dame; und wir liebten uns, d. h. wir waren viel zu klug,

*) Aus dem Buche „Des Kammerdieners Erasmus nachgelassenes Tagebuch und müßige Betrachtungen", das Fritz Michaelis soeben in reizender Ausstattung bei Erich Reiß in Berlin hat erscheinen lassen.

Digitized by Google

um zu glauben, daß wir den Partner liebten; wir liebten das, was der andere in uns zum Klingen brachte. Damit ist schon gesagt, daß sie keine Julie, née Strindberg, war, und ich kein Jean. Wir besaßen ein zu starkes Reinlichkeitsgefühl, um uns nicht an Heimlichkeiten und Illegitimitäten zu stoßen. Darum hielten wir gute Regie über uns und unsere Gefühle. Trotz unserer beiderseitigen Doppelstellung zeigte unser Verhältnis gleich einer zweiseitig geprägten Münze stets nur eine Seite. Mir lief in meiner Tätigkeit der Geliebte so wenig über den Weg, wie in der Liebe der Kammerdiener. Der, welcher die Kissen ihres Lagers glättete, war der Kammerdiener, und der Geliebte der, um dessentwillen sie geglättet wurden. Ich verstehe nicht, wie man sich da irren kann.

Um nicht nur psychologisch reinlich zu scheiden, sondern auch zu vermeiden, daß der Kammerdiener etwa herzukam, wenn der Geliebte anwesend war, hatten wir einen einfachen Ausweg gewählt. Ich verfüge kontraktlich über einen freien Nachmittag in jeder Woche. An diesem Nachmittag ging ich von meiner Herrin als Kammerdiener weg und besuchte meine Geliebte.

Reizend waren diese Nachmittage in dem kleinen Salon. Draußen mochte heller Tag sein, die Vorhänge waren dicht geschlossen, und es brannten zwei Lampen im Salon, die aber mehr uns zuzuschauen wünschten, als daß sie leuchteten. Wir saßen am Teetisch und plauderten.

Wovon wir sprachen?

Es war wie bei jeder Liebe. Unsere Worte handelten von den gleichgültigsten Dingen der Welt hinter den Vorhängen in der Sommersonne, und jedes Wort sagte: „Ich liebe dich.“ Symbol war alles, was uns vom Munde floß.

Da sie eine Hausfrau war, klagte sie mir auch ihre Hausfrauennöte, und wir sprachen von Bedienung und Dienstboten, ohne daß uns ein reziprokes Lächeln um die Mundwinkel huschte.

Voll Rosenduft waren die Stunden.

Gegen Sommersende, als schon die Rosen sich entblätterten, schnitt einmal das Rufen der Glocke an der Eingangstür höhnisch in unsere Stille hinein. Da der Diener nicht zu Hause war, ging sie selbst, um zu öffnen. Eine Freundin kam, sie zu besuchen, und wir plauderten zu dreien weiter. Da mich jedes neue Gesicht erregt, sprach ich sehr gut, und es war nicht verwunderlich, daß mich die junge Frau beim Abschied einlud, gelegentlich zu ihr zu kommen.

„Sie beglücken mich mit ihrer Erlaubnis“, erwiderte ich, „und machen mich gleichzeitig unglücklich. Meine Wissenschaft nimmt mich so in Anspruch, daß ich mich allwöchentlich nur auf ein Stündchen freimachen kann, um es unserer Freundin zu widmen.“

„Und die Wissenschaft gewährt keinen Dispens?“ fragte sie zurück, und ich verneinte.

„Dann muß ich Sie, verehrte Freundin, bitten, mir das Recht auf das Wochenstündchen abzutreten“, wandte sie sich an meine Geliebte, die ihr lächelnd willfahrte.

Eine Woche später saß ich in einem anderen Salon, in dem auch zwei Lampen brannten, und es war so hübsch, wie eine Kopie sein kann, nachdem man das Original gesehen.

Nach Hause zurückgekehrt, traf ich meine Herrin in der Bibliothek. „Ich bin heute nachmittag bei einem Antiquar gewesen, Erasmus“, sagte sie, „und habe da etwas entdeckt, das für Sie von Interesse sein muß. Ich schenke es Ihnen für Ihre künftigen Mußestunden.“ Dabei überreichte sie mir einen hübschen Rokokoband, dessen goldgepreßtes Leder ich mit den Fingerspitzen küßte und dann begierig öffnete. Der Titel lautete:

Geheime
und nach vielfältiger Erfahrung bewährte
rare
Kunststücke
für alles Frauenzimmer und
Kammerdiener, Tafeldecker, Barbier, Schneider,
Kürschner,
mit Fleiß zusammengetragen
und
anjezo mit sehr vielen Stücken vermehrt
von Anonymo.

Das sollte die Strafe für meine Untreue sein. Wegen dieser Taktlosigkeit kündigte ich

Digitized by Google

ihr den Liebhaber, darauf sie mir den Kammerdiener. In mein Zeugnis aber schrieb sie: Er ist zu empfehlen, doch nicht für die Dauer.

Fabeln und Aphorismen.

Von

Emil Felden-Bremen.

Die Treue.

Ein Fuchs und ein Wolf saßen seit Jahren in einer Menagerie in Käfigen, die nebeneinander standen. In stillen Stunden sprachen sie miteinander von der goldenen Freiheit, von den fernen Lieben, von der Treue, die sie ihnen, vor allem der Gattin, ewig wahren wollten. — — Eines Tages wurde in den Käfig des Fuchses eine gefangene Füchsin gesetzt. Es dauerte nicht lange, so sah der Wolf, wie der Fuchs ihr allerhand Liebkosungen erwies, die sie sich gern gefallen ließ. „Oh, über deine Untreue", rief da voll Empörung der Wolf aus. Aber der Fuchs erwiderte: „Schilt nicht! Säße ich noch allein im Käfig wie einst und wie du noch jetzt, so wäre ich sicherlich auch treu geblieben."

Unrecht leiden.

„Unrecht leiden ist besser als Unrecht tun," tröstete sich resigniert der Fuchs, als der Wolf ihm seine Beute abgejagt hatte. Dann ging er hin und stahl dem Bauern ein Huhn.

Der Maulwurf und der Regenwurm.

„He, Genosse! Wir sind beide Erdarbeiter," sagte der Regenwurm zum Maulwurf. „Wollen wir uns nicht organisieren zur Wahrung unserer gemeinsamen Interessen?" — „Mit Freuden!" sprach der Maulwurf und fraß den Regenwurm auf.

* * *

Erst wollen und handeln wir. Und nachher suchen wir die rechtfertigenden Gründe, die uns „notwendig" dazu bringen mußten.

* * *

Kein Philosoph begreift, wie [illegible] widersprechender Kollege so [illegible] denken kann.

* * *

Das Resultat aller, auch der längsten [illegible] kussionen ist stets ein und dasselbe: eine [illegible] Partei ist erst recht von der Richtigkeit [illegible] Meinung überzeugt und von der — Bos[illegible] der Gegner.

* * *

Daß Kirke durch einen Zaubertrank [illegible] Menschen in Schweine und anderes Ge[illegible] verwandelte, darüber wunderst du dich? [illegible] ob nicht in unseren Tagen tagtäglich [illegible] Kirke Alkohol dasselbe täte!

* * *

Die Enttäuschungen sind die Meilenstei[illegible] auf dem Weg zum inneren Glück.

* * *

Persönlichkeit sein heißt nicht: sich vo[illegible] seinen Instinkten und Leidenschaften treibe[illegible] lassen, sondern Instinkte und Leidenschafte[illegible] seinem Willen untertänig machen.

* * *

Um den Freund von „Hühneraugen" z[illegible] befreien, braucht man ihm nicht gleich mit dem Automobil über die Füße zu fahren.

Reichtum

ist Macht, aber Schönheit noch mehr, letztere verleiht ein zartes, reines Gesicht, rosiges, jugendfrisches Aussehen und blendend schönen Teint. Alles dies erzeugt die allein echte

Steckenpferd-Lilienmilch-Seife

von Bergmann & Co., Radebeul, à Stück 50 Pf. Ferner macht bei

Cream „Dada" (Lilienmilch-Cream)

rote und spröde Haut in einer Nacht weiß u. sammetweich. Tube 50 Pf.

Herausgeber: Dr. Heinrich Ilgenstein. — Verantwortlich: Dr. Heinrich Ilgenstein, W., Pfalzburgerstraße 53. — Verlag: Hellmuth Rohnke, Berlin W. 15. — Oesterreich-Ungarn: Huber & Lahme Nachf., Wien I, Herrengasse 6. — Verantwortlich für die Inserate: Franz Rausch, Berlin W. — Druck und Postvertrieb: Paß & Garleb G. m. b. H., Berlin W. 57.

Digitized by Google

Die Gegenwart

Nr. 4 Berlin, den 24. Januar 1914 43. Jahrgang Band 85.

Von der neuesten Kirchenbildung.

Von

Heinrich Ilgenstein.

Alle Menschen von einigermaßen ausgebildeter Religionskultur sind sich immer klar darüber gewesen, daß Kirche und Religion nicht zu identifizieren sind. Wir brauchen nur an das Auftreten Luthers und seiner Vorgänger, an die Geschichte der englischen Kirche, an das Entstehen all der zahlreichen, heute offiziell anerkannten Sekten zu denken, um uns zu erinnern, wie sehr offizielles Kirchenwesen und persönliche Religionsauffassung immer wieder in Streit gerieten. Es gibt auf der ganzen Welt kein Staatskirchentum, dem noch nicht der Vorwurf gemacht wäre, daß man seiner autoritativen Gewalt gegenüber das Wesen der Religion in Schutz nehmen müsse. Es gibt keine Religionsgemeinschaft, die es verhindern könnte, daß sich auf Grund ihrer angeblichen oder tatsächlichen Schwächen neue Gemeinschaften absonderten. Und die letzteren, nur zu bald selber wieder ein neues Kirchenidol darstellend, versprechen immer wieder, sich von den traditionellen Fehlern der Mutterkirche frei zu halten, ohne daß es ihnen jemals gelingt.

Alles äußere Kirchentum, ob protestantisch, katholisch, griechisch orthodox, mohammedanisch, ist, man streite dagegen, wie man will -- der Natur der Sache nach auch eine halb politische Einrichtung, und als solche den Naturgesetzen aller politischen Gebilde unterworfen. Jeder Staat aber ist von Zeit zu Zeit mehr oder minder heftigen revolutionären Erschütterungen ausgesetzt, weshalb sollte es da dem „Staat im Staate", der Kirche, anders gehen?

Eines unterscheidet freilich die umfangreiche Geschichte der kirchlichen Revolutionen von den rein weltlichen Revolutionen ohne religiösen Hintergrund. Kam es auf dem politischen Welttheater zwischen den Kindern des Fortschritts und den Hütern der Tradition zu einem, im Sinne der Entwicklung fruchtbaren Entscheidungskampf, so hatte dieser vor dem Urteil der Geschichte seine sittliche Berechtigung darin, daß er wirklich neue, lebensfähige Formen des staatlichen Zusammenlebens schuf. So haben die Generationen, die ihrem Volke die Waffe des Parlamentarismus schmiedeten, mit der selbstherrlich absoluten Regierungsform tatsächlich ein für allemal aufgeräumt und wirklich an die Stelle des Alten etwas positiv Neues gesetzt. Aber bei den Verfassungskämpfen im Schoße der Kirche handelt es sich um anderes. Der politische Revolutionär ist ein Vorwärtsstürmer, ein Neulandsucher; der kirchliche Revolutionär (der selbständige Religionsstifter natürlich ausgenommen) ist ein Rückschauender, der -- man denke wieder an Luther — die ursprüngliche Religionsübung von den Schlacken eines zu äußerlich gewordenen Kirchenregiments frei zu machen strebt und seine Anhänger zu den alten, heiligen, vom Egoismus der Kirchenhierarchie längst zugebauten Quellen zurückzuführen verspricht.

Wir wissen also, wie sehr alle Reformatoren, in dem guten und begeisterten Glauben, eine neue, viel gesündere und freiere Form des religiösen Zusammenschlusses gefunden zu haben, stets gegen das Wesen ihrer Mutterkirche zu Felde zogen, um den ursprünglichen Idealzustand einer auch innerlich zusammengehörigen Gemeinde wiederherzustellen. Aber wir haben es auch stets aufs neue erfahren, wie sehr diese gute Absicht immer wieder an dem Umstand scheitert, daß in jeder, noch so freiheitlichen neuen Gemeinschaftsbildung der

Digitized by Google

Keim zu neuem Papsttum drinsteckt. Alles Kirchenwesen bleibt letzten Endes seinen natürlichen, ganz anscheinend niemals zu behebenden Mängeln treu. Und doch können anscheinend ohne Kirche größere Massen Gleichgerichteter, die sich zusammengehörig fühlen wollen, nicht sein!

Unsere Zeit hat einen ganz neuen Typ von Sektenbildnern hervorgebracht, der dies beides bestätigt, trotzdem er mit Bewußtsein auf einem „ganz neuen" Standpunkt steht und gar nicht mehr zurückblickt, dem Einzelnen jede religiöse Freiheit verspricht, von außen gegen die Kirche Sturm läuft und aus einem laut angekündigten Vernichtungskampf gegen das Kirchenprinzip an sich einen bisher noch nicht dagewesenen Selbstzweck religiösen Kampfstrebens macht. Es sind die Führer des „Deutschen Monistenbundes", die diesen kulturgeschichtlich interessanten Kampf nun schon seit geraumer Zeit führen. „Jedes Kirchenwesen trägt in sich den Keim zur Entwertung und Nivellierung religiöser Stimmungswerte. Muß diesen Keim in sich tragen, weil alles Religiöse die intimste Herzensangelegenheit des Einzelnen ist und weil es auf der ganzen Welt nicht zwei Menschen gibt, die wirklich das gleiche religiöse Weltbild in sich tragen . . ." So oder ähnlich lauteten die Thesen, mit denen vor nun bald sieben Jahren es den Zeitgenossen klar gemacht werden sollte, daß das Ewig-Kirchliche nunmehr seine historische Mission erfüllt und in dem Zusammenschluß der deutschen Monisten sich die erste Gemeinschaft gebildet hätte, deren verbindender Glaube von jedem kirchenbildenden Elemente von vornherein frei sei! Und noch hat sich dieses „Los vom Kirchenwesen!" nicht zum achten Male gejährt — und das Kirchenwesen hat wieder gesiegt. Nicht daß die offizielle Staatskirche die monistisch Denkenden zum Gegenteil bekehrt hätte. Es ist unzweifelhaft Tatsache, daß gerade der religiös nachdenkliche Teil der gebildeten Menschheit eine Glaubensrevision vornimmt, die mit der Erkenntnis unserer Tage in Einklang steht. Nein, etwas anderes ist es, was diesem Monistenbund in den Augen aller ruhig Betrachtenden längst einen Stich ins Tragikomische gab: Die Tatsache, daß er, der die Entbehrlichkeit alles Kirchen[tums] einen der Hauptprogrammpunkte auf [sei]ner noch immer verkündet, mit einer [ge]radezu belustigenden Schnelligkeit einem eigenen [Kir]chentum verfällt, aus dem sich mit täglich [zu]nehmender Deutlichkeit die Kirche, wie sie [ein]mal war und wurde, auch bei diesen Kirchenfeinden herausschält!

Es ist längst alles da. Sie haben in [Ei]senburg an einem Arzt, der als Mitglied [der] Monistenkirche in der Impffrage gegen [das] Evangelium „Wissenschaft" gesündigt, [ein] rauchloses Ketzergericht mit nachfolgendem [Kir]chenausschluß veranstaltet und das Recht [ge]wirkt, über die Glaubensrichter eines Jahn und Traub zu spotten. Sie haben längst [die] monistischen „Sonntagspredigten", längst [die] Traktätchenliteratur, haben Geister unter [sich] die allen Ernstes an dem Entwurf eines „[mo]nistischen Katechismus" arbeiten und sind [da]schon dabei gewesen, im Schoße der monistischen Kirchenhierarchie den Verfassungsentwurf [des] ersten monistischen Klosters, das da „Unesmo" heißen sollte, auszuarbeiten, wobei man immerhin schon zu der nicht uninteressanten Erkenntnis gekommen ist, daß jeder Abfall vom monistischen Wissenschaftsglauben nach römischem Ritus durch Exkommunikation zu ahnden wäre. Genug! Man weiß, daß an der Spitze dieser monistischen Bewegung Männer stehen, die sonst ernst zu nehmen sind, und deshalb kann es nicht reizen, sich über den Zusammenbruch dieser ihrer Bestrebungen lustig zu machen. Hier interessiert nur das Faktum, und dieses Faktum heißt: Die erste Gemeinschaftsbildung, die es sich zum geheiligten Prinzip macht, sich bei gegenseitiger Pflege eines gleichen Weltglaubens aller kirchenbildenden Bestrebungen zu enthalten, läuft vor unsern Augen [hi]naus das einzig greifbare Resultat aus, daß wir zu den vielen Sekten, die wir schon haben, nun eine neue hinzufügen müssen, die monistische.

Was lernen wir daraus? Doch wohl eines: Ueberall, wo Menschen sich [zu] einem Glauben und einer Ueberzeugung geeint, zur Pflege dieses ihres gemeinsamen Glaubens zusammentun, bildet sich das viel kritisierte Kirchenwesen als anscheinend unerläßliche Begleiterscheinung von selber aus. Wo drei Menschen

Digitized by Google

sich gegenseitig in demselben oder auch nur verwandten Glauben zu erkennen glauben und den Mut haben, ihn als den „einzig wahren" festzulegen, wächst mit Naturnotwendigkeit jenes Etwas hervor, das die Weiterentwicklung des religiösen Eigenlebens dann hemmt und das wir Dogma nennen. Und wo ein Dogma ist, da wächst eine Kirche.

Materialisationsphänomene!

Von

Dr. med. Spier-München.

„Ich suche die Wahrheit und achte sie überall, wo ich sie finde, und unterwerfe mich ihr dort, wo man sie mir zeigt."
Friedrich der Große.

Ein alter Streit zwischen den Nationalisten und den Spiritualisten erlebt seine Auferstehung. Unsere Tage sind reif für die Wunder der Seele, und die Nüchternen, welche überall mit dem Meßband, der Wage, dem Scheidewasser und dem Schmelztiegel kommen, die Klugen, sie tragen eine schwere Fehde gegen die Hungrigen aus, welche nach den Wundern der Psyche gieren.

Es gibt eine große Anzahl von Menschen, welche nur das glauben, was in ihre Kenntnisse von den bis jetzt erforschten Naturgesetzen paßt. Was darüber hinaus geht, lehnen sie ab.

Die andern fühlen intensiv, daß nicht genug Wissen, nicht genug Erkenntnis vorhanden, daß vieles zwischen Himmel und Erde existiert, von dem wir uns in unserer Schulweisheit nichts träumen lassen. Und diese Heerschar der Sucher nach ungedeuteten Kräften, diese Truppe halb mystischer Esoteriker, wird von Tag zu Tag mächtiger. Die einfachsten physikalischen Neuerungen, welche heute in den Wissensschatz jedes Schulkindes übergegangen sind, wurden früher befehdet, als ihre Entdecker sie verkündeten. Um wie viel mehr werden die schwierigen, zwischen Sein und Illusion schwebenden Phänomene der Psyche Widerstand finden, ehe man sich die Mühe nimmt, sie ernsthaft zu diskutieren, oder sie anzuerkennen. Die Seele vor allem steht schon im Brennpunkt der Diskussion. Die einen wollen etwas absolut Wesensverschiedenes, etwas Körperdiametrales in ihr sehen, etwas, das im Leibe nur vorübergehend Aufenthalt genommen hat. Diese primitive Anschauung, die aller Religiösen und auch Heiden, kann selbstredend gar nichts deuten. Die, welche in der Seele die Aktualitätskonstanz der Bewußtseins- und Empfindungsgeschehnisse suchen, welche also in der Seele nichts Vorhandenes, sondern nur etwas Fließendes, durch Vorgänge erst Gewordenes, erblicken, leugnen nicht etwas vom Körper Verschiedenes, aber sie postulieren dessen Existenz ein Ende mit dem Aufhören der physiologischen Energieumsetzungen des Körpers; und andere leugnen die Seele vollständig.

Man hat also schon im Beginn der Deutungen seelischer Phänomene gröbste Differenzen und Schwierigkeiten.

Und die Spiritisten, welche sich für die Nebenexistenz der Seele, ganz abgetrennt vom Leibe, in die Bresche werfen, sind gerade wegen der Primitivität ihres wissenschaftlichen Rüstzeuges schon von vornherein keiner ernsten Würdigung für wert gehalten worden, obgleich die von ihnen vorgebrachten Geschehnisse, die Leistungen ihrer Medien, eine sachliche Prüfung verdienen. Die Beweiskraft ihrer Argumente hat nichts mit dem Sein oder Nichtsein der spiritistischen Phänomene zu tun. Vielleicht kommt eine Zeit, wo die Beweismaterialien besser ausgearbeitet werden. Hier soll nicht für den Spiritismus gesprochen, sondern nur die objektive Wägung aller vorgebrachten Experimente gefordert werden. Auch daß so und so viel spiritistische Phänomene als Bluff, viele Medien als Schwindler entlarvt worden sind, kann nicht gegen die Möglichkeit spiritistischer Erscheinungskomplexe verwandt werden. Man muß auch nicht gegen die spiritistische Altersspermutation mancher großer Denker und Wissenschaftler wettern und sie als ein senile Symptom abtun. Das alles ist wissenschaftlich argumentiert. Der weltberühmte englische Physiker Crookes, ohne den wir keine Röntgenstrahlen kennten, der Pariser Physiologe Richet, ein Nobelpreisträger, Lombroso, Camille Flammarion und andere Größen haben sich ernsthaft mit dem Spiritismus beschäftigt, sind zum Teil unbedingte Anhänger geworden oder objektive, nicht mehr negierende Untersucher.

Digitized by Google

Die telekinetischen Phänomene des Spiritismus sind es vor allem gewesen, welche die Angriffslust der Rationalisten erregt haben. Diese Kraft der Medien, Gegenstände in die Ferne hin durch Ausstrahlung ihrer Energie zu beeinflussen, sie zu bewegen, soll als unwichtiger und auch als leichter durch Taschenspielerei bedingt vorerst hier ausgelassen werden. Aber daß es dergleichen Dinge gibt, kann jeder, der nicht von vornherein als unverbesserlicher Ueberkluger sich gebärdet, in dem Werke des Sanskritschmidt, dem Uebersetzer der indischen Liebesbücher, Kamasutram usw., „Fakirtum und Fakire“ lesen, wo von englischen, nüchtern beobachtenden Offizieren, Generälen und Gouverneuren bestätigt wird, daß Fakire energetische Transformationskraft besitzen; sie können ihre körperlichen oder geistigen Energien umformen, können sie in andere Gegenstände einleiten, können ferne Dinge herbringen usw. Wir haben jetzt wissenschaftlich bestätigt gefunden, daß man durch Elektrizität die Wachstumsgeschwindigkeit der Pflanzen außerordentlich beschleunigt. Daß also Fakire vor unseren Augen Gräser aus Samenkörnern entstehen lassen, wäre als eine Transformierung ihrer individuellen Energien in Wachstumsenergien, nachdem sie in das Samenkorn übergeleitet wurden, theoretisch gar nicht mehr absurd.

Nur die Kraft, dergleichen fertig zu bringen, scheint wenigen Menschen innezuwohnen, wie auch nur die Wenigsten Wünschelrutengänger sein können. Wir brauchen nichts Uebernatürliches anzunehmen, wenn wir diese Geschehnisse deuten wollen. Nur Naturkräfte, welche wir vielleicht noch nicht kennen oder deren Permutationen die große Masse noch nicht meistert, während andre — in gewisser Hinsicht — verschieden Organisierte, alles das vermögen. Die Existenz solcher Phänomene dürfen wir aber nicht leugnen, weil wir sie nicht begreifen; sie geht aus vielen unumstößlichen Beweisen hervor. Ebenso wie die unbedingt erhärtete Tatsache, daß es Fakire gibt, welche sich drei bis vier Wochen in die Erde, in ein Grab senken und zuschaufeln lassen, ohne daß sie nach der bestimmten Zeit einen Schaden erleiden oder inzwischen sterben. Ebenso können diese Leute ihren Herzschlag einstellen, den Atem verhalten, was doch entgegen allen unseren physiologischen Erfahrungen ist und einfach von jedem wissenschaftlich Geschulten als unmöglich ab[gelehnt] wird. Aber es besteht, darin ist kein [Zweifel] erlaubt.

Es muß in allen diesen Fragen streng [unterschieden] werden, ob wir übernatürliche Kräfte [zur] Erklärung heranziehen wollen, oder ob wir [sie] als natürliche Phänomene, welche sich alle [in] den Rahmen der Naturgesetze fügen lassen, [ein]schätzen wollen. Und ich stehe auf dem Stand[punkte], daß alle diese Dinge nicht im geringsten den Stempel der Uebernatürlichkeit an sich tragen, daß es aber verkehrt wäre, sie zu leugnen, weil wir sie noch nicht in unsere beschränkte Wissenschaft einreihen können. Wir müssen uns eben bescheiden und den späteren Geschlechtern die Deutung überlassen.

Deshalb lehnen wir es auch ab, daß man die teleplastischen Phänomene der Spiritisten oder mancher beanlagter Wesen einfach als Schwindel erklärt, weil sie sich nicht mit dem, was wir [heute] jetzt über das Wesen der menschlichen Kräfte seelischer und körperlicher Art wissen, vereinbaren lassen, wenn ich auch die Deutungen der Spiritisten nicht akzeptiere. Die drahtlose Telegraphie wird einem Zulu unheimlicher erscheinen, wie uns alle diese Phänomene, weil er sich nicht den physikalischen Vorgang erklären kann, ebenso den des Kino, der Elektrizität des Telephons, der Fliegerei und vieles andre, was uns zum Rüstzeug des Alltags dient.

Und die Hoffnung besteht, daß auch Dinge, denen wir in derselben Distanz gegenüberstehen, wie der Papua dem drahtlosen Telephon oder dem Grammophon, dem Aeroplan usw., unseren Nachkommen simpel und primitiv erscheinen werden, während ganz andre Fragen, deren Existenz wir gar nicht ahnen, sie beschäftigen.

Die teleplastischen, die Materialisationsphänomene gewisser besonders Veranlagter bestehen in der Bildung von Formen und Gegenständen aus irgendwelchem organischem oder vielleicht anorganischem Material, entsprechend den bestimmten Vorstellungen oder Gedankenbildern des Mediums; sie stammen aus den psychischen Vorgängen des Mediums oder aus dem Vorstellungsinhalt eines Anwesenden, oder aus Kräften oder Intelligenzen außerhalb des Mediums. (Schrenck-Notzing, Materialisationsphänomene. Verlag von Ernst Reinhardt in München. 14 M.)

Digitized by Google

Alle diese Kräfte des Menschen werden von gewissen Forschern abgelehnt, sie erklären auch die beobachteten Fälle als Schwindeleien. Die Möglichkeit des Schwindels ist gegeben; es ist vielfach geschwindelt worden, aber trotzdem ist die Fähigkeit, daß Materialisationsphänomene von manchen Menschen produziert werden, nicht abzuweisen. Sie widerspricht zwar den bis jetzt bekannten empirischen Gesetzen, die wir von dem Menschen und seinen Kräften haben, aber gerade das gibt der Existenzmöglichkeit eine starke Stütze.

Es ist ausgeschlossen, daß wir schon am Ende unserer Forschungen stehen. Es ist absolut widersinnig, anzunehmen, daß wir schon alles über die natürlichen Kräfte des Menschen und der Natur wüßten. Es wäre schrecklich, wenn wir schon jetzt nichts mehr zu suchen hätten. Bedenken wir, daß Galvani erst vor ca. einem Jahrhundert das Wesen der Elektrizität wissenschaftlich deutete, und daß wir inzwischen so ungeheuere Fortschritte auf diesem Gebiete gemacht haben. Wer also vor zwei Jahrhunderten von den Möglichkeiten der Elektrizität unserer Tage gefabelt hätte, wäre er nicht wie ein Narr behandelt worden? Noch vor ca. 40 Jahren rechnete ein Professor der Physik an einer Hochschule aus, daß man nie die elektrische Kraft zum Betreiben von Straßenbahnwagen benutzen würde. Sie würde höchstens zu Spielerei brauchbar sein. Und Zeppelin und Pégoud, stimmen alle diese theoretisch vor ca. 30 Jahren unmöglichen Existenzen nicht zu einer bescheidenen Reserve, wenn wir Dinge ableugnen wollen, ihre Existenz theoretisch als unmöglich beweisen, die wir eben noch nicht in den Rahmen des heutigen Wissens einfügen können?

Und so dürfen alle die Materialisationsphänomene, welche der bekannte Seelenforscher Schrenck-Notzing in seinem gründlichen Werke beschreibt, vielleicht als Schwindelmanöver gerissener Medien entlarvt werden, ohne daß deswegen diese Möglichkeit der Materialisierung an sich fiele. Man leugnete Harvey das Vorhandensein des Blutkreislaufes, Meyer das Gesetz von der Erhaltung der Energie, Chladni die Existenz der von ihm zuerst beschriebenen Meteorsteine, und so vieles andre. Und die von Freiherr von Schrenck-Notzing beobachteten Materialisationsphänomene sind mit allen Finessen der modernen Technik überwacht worden. Man hat den photographischen Apparat in Dienst gestellt, den Kino, das Blitzlicht, die elektrische Lampe usw. Man hat die Erscheinungen, welche aus den Medien traten, photographiert, kinematographiert usw.

Ihre Existenz ist einwandfrei festgelegt.

Aber das spräche nicht dagegen, daß sie schwindelhaft produziert worden sind. Behauptete doch einer der Gegner, Freiherr von Schrenck-Notzings, daß die Medien die von ihnen herausgebrachten, aus der Mundöffnung kommenden leuchtenden Bilder, erst zusammengewickelt hinunterschluckten, und sie wieder aus dem Magen, gerade wie die Wiederkäuer, hervorwürgten. Kann sein, beweist aber nicht im geringsten gegen die theoretische Möglichkeit, daß doch Menschen imstande sind, aus sich selbst vielleicht aus Schleim, welchen sie aus dem Körper scheiden - leuchtende Bilder zu formen und sie zu demonstrieren. Und daß alle von Schrenck-Notzing photographierten Phänomene, welche als verschiedene Gegenstände imponieren, als Hände, Köpfe, streifige Gewebe, Figuren usw. auf schwindelhaftem Wege von den Medien hergestellt worden seien, ist von Schrenck-Notzing widerlegt worden. Er kannte die Medien zum Teil schon jahrelang, untersuchte sie körperlich, beobachtete sie mit einwandfreien, intelligenten Menschen, dem Schriftsteller Brisson und anderen geistig hochstehenden Individuen; er war mit dem Lebenslauf der Medien vertraut, ihren Lebensgewohnheiten usw. Die von Gegnern der Schrenck-Notzingschen Beobachtungen gemachten Einwürfe sind zum Teil schwach, zum Teil stützen sie sich auf die Behauptung, daß solche Dinge unnatürlich seien. Und da liegt eben die Schwäche der Polemik. Unnatürlich mögen sie uns erscheinen, aber sie lassen sich später sicher mal leicht in den Kreis unserer erweiterten Kenntnisse als sehr natürliche Erscheinungen stellen. Die Kurzsichtigkeit der Wissenschaftler von Fach, welche vermeinen, wir wüßten schon alles, ist es, welche Neuem, wie schon oben auseinandergesetzt, so sehr opponiert und es auch oft aufhält.

Wir wissen, daß Radium Strahlen aussendet, wir studieren die Röntgenstrahlen mit ihren wunderbaren Eigenschaften erst seit kurzem, warum sollen die menschlichen Gewebe, welche man als radioaktiv erkannt hat, nicht auch imstande sein, Strahlen auszusenden? Diese können sich verdichten und vielleicht das Abbild einer vorgestell-

Digitized by Google

ten Sache nach außen projizieren. Auch der Gedankenleser Rehse, welcher in letzter Zeit so viel genannt worden ist, muß kein Schwindler sein, wenn er die Schicksale und die Zukunft mancher Menschen erkennt; er braucht nicht übernatürliche Kräfte zu besitzen, nur einige, welche andren versagt sind, die hier nicht gedeutet werden können. Auch die Versuche, bei welchen auf photographischen Platten ein Bild von gedachten und vorgestellten Gegenständen erschien, müssen nicht schwindelhaft sein. Wir vermögen sie nur noch nicht erklären. Unsere Gedankenbilder mögen sich im Hirn irgendwie als Kraft in Schwingungen von bestimmter Art ausdrücken; diese Schwingungen dringen nach außen, sie werden dann als dasselbe gesehen, auf der Platte, als was wir sie im Gehirn, im optisch-psychischen oder optisch-akustischen oder andren Zentren konstatieren.

Das Schrenck-Notzingsche Buch kann kaum hier in seiner Reichhaltigkeit geschildert werden. Es bringt mit einer ungeheuren Arbeitsaufwendung die Protokolle und die photographischen Aufzeichnungen vieler Sitzungen mit zwei Medien, welche sich in der Produzierung materialisierter Phänomene besonders exakt erwiesen. Auch die Einstellung, die Stimmung und die Uebung des Mediums spielen bei diesen Experimenten eine Rolle. Es werden von Schrenck-Notzing, der sich der Tragweite seiner Veröffentlichungen wohl bewußt ist, selbst die Möglichkeiten eines Betruges und der absichtlichen Täuschung durch die Medien erörtert. Er weiß, daß man bei so wichtigen Fragen nicht einfach leichtsinnig Hypothesen in die Welt schleudern darf und vielleicht in den Köpfen der Unmündigen Unheil anrichten. Er hütet sich vor allerlei phantastischen Schlüssen. Er konstatiert und bringt Daten. Erklären mag er nur sehr vorsichtig. Er hat die Gegengründe, alle Einwürfe schon berücksichtigt, als da sind Verschlucken der Bilder und Wiederaufruminieren durch die Medien, Mitbringen der Gegenstände, welche dann in der Sitzung aufgewickelt und an beliebigen Stellen im Dunkelraume befestigt werden. Alles, was die Opponenten der Schrenck-Notzingschen Beobachtungen überhaupt vorwerfen, weiß er selbst, und widerlegt er an Ort und Stelle, wie wir es hier nicht schildern können. Die materialisierten Gebilde verschwinden oft in Bruchteilen von Sekunden oder entwickeln sich erst aus einer formlosen Masse, wie aus einem chaotischen Material. Man hat beobachtet, wie sich im Medium ein plastisches schöpferisches Wirken betätigt usw.

Die Anzahl der Einzelheiten, welche bei diesen evolutionistischen Geschehnissen zu prüfen sind, die vielen Phasen der Materialisationen, die öftere Indisponiertheit der Medien, die manchmal gewollten Betrugstricks, welche von sonst zuverlässigen Medien produziert werden, wenn sie nicht geeignet sind, aber doch ihr Können zeigen möchten, alles das erleben wir in dem Werke, das in keiner Weise mit okkultistischen Beweisen oder pseudowissenschaftlichen Mätzchen hantiert. Es will eben nur auf Dinge aufmerksam machen, welche wert sind, untersucht und weiter erprobt zu werden. Es will Bezirke der menschlichen, seelischen und physischen Energien erleuchten, welchen man bisher kaum oder unwillig Beachtung geschenkt hat. Wir wissen noch nichts über die Art, wie die Materialisationen vor sich gehen, ob sie durch körperliche oder unkörperliche, energetische Ursachen bedingt sind. Aber das will auch vorerst nichts besagen. Es werden hier weder *für* noch *gegen* gewisse Dogmata Waffen geschliffen.

Es wird hier keine Unklarheit verbreitet; Finsterlinge, welche mit geheimnisvollen Mächten operieren möchten, um sich Gewalt über Verdummte zu usurpieren, werden hier nicht im Trüben fischen können.

Nur die alte Empirie mag wieder hier bereichert werden, daß man Dinge, welche nicht in den Rahmen des bis jetzt Bekannten und restlos Erforschten passen, deshalb also auch nicht als unexistierend abweisen darf.

Faraday hat, wie am Beginn des Schrenckschen Buches steht, gesagt: „*Nichts ist zu wunderbar, um wahr zu sein.*“ Wenn also die Historie zeigt, daß sich ewig der Kampf gegen das Neue wiederholt, wie immer das nicht Verstandene als Unwahres und Schwindelhaftes abgelehnt worden ist, so ziehen wir endlich daraus die Lehre. Wir hören denen zu, die ehrlich und überzeugt Neues propagieren. Wenn wir es nicht gleich verstehen können, so trösten wir uns damit, daß unsere Vorfahren so vieles nicht verstanden, was wir heute meistern, und daß wir später die Vorfahren derer sein werden, denen

Digitized by Google

unser Bild so viel bedeuten wird, wie das eines „Homo mousterien“ uns. — Den Fortschritt mit billigen Gründen nicht aufhalten wollen, das charakterisiert die wahre Kultur. Und deshalb plädieren wir für die Beachtung und die Nachprüfung der Materialisationsphänomene. Vielleicht kommt dann später die Zeit, welche den Förderern der neuen Wissenschaft Dank erzeigen muß. . . . .

Mechanik des Geistes.

Von

Julius Bab.

Soll ein Buch lediglich als ein mehr oder weniger vollkommenes Exemplar seiner Gattung, als absolute Leistung innerhalb eines Faches gewürdigt werden, so darf auf dieser zeitlosen Ebene die Person des Verfassers uns nie interessieren. Jede Wirkung und jede Beurteilung kann hier nur auf die Kräfte zurückgehen, die in der geschlossenen Form des Werkes selber stecken. Die wissenschaftliche Bedeutung, der künstlerische Wert eines Buches ändert sich um kein Haar, ob ich einen Prinzen oder einen Bettler als Verfasser weiß. Indessen gibt es auch eine andere legitime Art, ein Buch zu betrachten: nämlich als zeitgeschichtliches Dokument, als Aussprache und Auswirkung von Gegenwartskräften, als Mittel, uns in der eigenen Welt zurechtzufinden. Und dann ist die Person des Verfassers nicht gleichgültig, und es macht etwas aus, ob etwa eine neue Auffassung über Wesen und Wert des Krieges von einem General oder von einem demokratischen Politiker vorgetragen wird — ob der (wie immer gelungene) künstlerische Ausdruck einer bestimmten Lebensstimmung aus den Höhen oder aus den Tiefen der Gesellschaft stammt. Und wenn die Betrachtung einer literarischen Aeußerung nach dem Zeitwert neben der nach dem Ewigkeitswert immer erlaubt ist, so ist sie geradezu erfordert, wo es sich um Bücher handelt, die in allererster Linie nicht der Förderung absoluter Werte, sondern der Aussprache und somit der Befreiung und Bewegung der Zeitseele dienen wollen. Zu diesen Dokumenten aber gehört ganz gewiß Walther Rathenaus Buch „Zur Mechanik des Geistes“, das unlängst im Fischerschen Verlage erschienen ist, und es ist deshalb sicher erlaubt, bei der Betrachtung dieses Buches zuerst einmal von der Person des Verfassers zu sprechen, auch in einem Zusammenhange, der durch das Buch nicht unmittelbar gegeben scheint.

Walther Rathenau ist der Sohn eines Mannes, der mit Recht zu den ersten Kaufleuten Deutschlands gezählt wird. Sein Vater ist der Gründer und Leiter der Allgemeinen Elektrizitäts-Gesellschaft — eines Unternehmens, das in den drei Jahrzehnten seiner Existenz zu einer ersten Macht in wirtschaftlicher Beziehung herangewachsen ist und unabsehbaren Einfluß auf die technische und industrielle und somit auch die soziale Entwicklung Deutschlands gewonnen hat. Walther Rathenau selber ist nicht nur im Kreise der deutschen Wirtschaftsaristokratie aufgewachsen, er spielt heute auch persönlich eine bedeutende Rolle unter den Männern, von deren Initiative und Energie hundertmal mehr deutsches Schicksal abhängt als von irgendeinem General oder Landrat, und die uns in Wahrheit mehr beherrschen als irgendein Parlament oder ein Ministerium. Daß aber ein Mann, der so aus dem Herzen der „Praxis“ kommt, Lust, Kraft und Mut in sich findet, um als außerpraktischer, als prinzipieller Schriftsteller, als Bekenner seiner Weltansicht hervorzutreten — das wäre in Frankreich fast alltäglich, in England nicht auffallend, ist aber in Deutschland, leider Gottes, ein fast sensationelles Ereignis. In diesem ehemaligen Volk der Dichter und Denker hat sich seit Jahrzehnten eine so höhnisch überlegene Abwendung aller „Praktiker“ von jedem nicht zweckhaften Interesse vollzogen, daß eine wirklichkeitslose, in jedem Sinne unpraktische Generation von Intellektuellen die fast notwendige Folge war. Von dieser Geistlosigkeit der deutschen Praxis und dieser unpraktischen Art unseres Geistes schreiben sich beinahe alle Schäden unseres nationalen Lebens her. Ein Praktiker, der überhaupt öffentlich eine Neigung zu Zielen bekundet, die mit seiner nächsten Zweckarbeit nichts zu tun haben, und der sich beugt unter Gebote, die nicht mehr

Digitized by Google

der Sphäre des weltregierenden Nutzens entlehnt sind, ist bei uns eine so seltene und so dringend erwünschte Ausnahme, daß man sein Buch von vornherein und um alle speziellen Inhalte unbekümmert als ein wesentliches Ereignis begrüßen müßte.

Die Zeitbedeutung des Rathenauschen Buches wächst aber nun noch gewaltig durch seinen speziellen Inhalt. Denn was es verkündet, ist eine vollkommene Lossagung von jenem Prinzip, das die entgeistigten Kreise unserer Praxis beherrscht, von der materialistischen Anschauung, die im sogenannten Fortschritt, im Weiterkämpfen von Zweck zu Zweck, von Ziel zu Ziel, den letzten Sinn alles Lebens findet. Rathenau erhebt sich dagegen und verkündet mit der Zunge der uralten und immer neuen Mystik das Reich der Seele, das zwecklose und kampflose Reich, als die eigentliche Heimat aller Werte. Aus der „Evolution des erlebten Geistes" gewinnt er die große Grunderfahrung: das Erlebnis der Seele, das Gefühl einer überpersönlichen, kampflos hingegebenen Verbundenheit. Im Wetterleuchten der Erotik wird dies Reich auch der banalsten und gedrücktesten Natur einmal gezeigt, aber der freier und höher organisierte Mensch findet dann auch hundert Pfade der Natur- und Kulturanschauung tiefer in dies gelobte Land hinein. Und aus diesem innersten, unvergänglichen Besitz unserer Erfahrung, aus diesem einzig Wirklichen leitet nun Rathenau in der „Evolution des erschauten Geistes" alle Erfahrung, die ganze äußere Welt, das ganze Reich der Zwecke, ab. Von den drei Grunderfahrungen ausgehend, daß jede geistige Kraft unbegrenzt teilbar, unbegrenzt kombinierbar und in unbegrenzte Wechselwirkung mit anderen Kräften zu bringen ist, entrollt nun Rathenau seine „Mechanik des Geistes". Dieser Versuch einer idealistischen Philosophie, das Bestreben, die ganze materielle Welt als eine Emanation aufeinander wirkender Geister darzustellen, ist selbverständlich nicht neu und wird in seinem logischen Vorwärtsgang sehr vielfach zu kritisieren sein. Insonderheit muß daran erinnert werden, daß Deutschland ja die allergroßartigste und mächtigste Mechanik des Geistes bereits vor drei Menschenaltern durch Hegel erhalten hat, und daß die unerhörte Dichtigkeit und Präzision, mit der dort [illegible] aus der Thesis, Antithesis und Synthe[illegible] Geistes entwickelt wurde, von Rathenau [illegible] nirgends erreicht wird. Aber man muß [illegible] zufügen, daß eben das, was die Rathen[illegible] Darlegung verhindert, die welterschütt[illegible] Ueberredungsmacht eines Hegelschen Sys[illegible] zu gewinnen, ihr eigenstes und bestes ist. D[illegible] die scharfkantigen Begriffe des Intellekts, [illegible] den Hegel bauen wollte, erscheinen Rathen[illegible] eben nicht als Grundsteine von wesenhaf[illegible] Natur. Der Intellekt ist ihm nur das raffinie[illegible] teste Werkzeug des zweckhaften, des rein mat[illegible] riellen Menschen. Er kann von dem hö[illegible] vergänglichen nicht in die eigentlichen und bl[illegible] benden Werte hinüberführen. Und da Rat[illegible] nau so von den reinen, den überverständig[illegible] Offenbarungen der Seele als der Grundlo[illegible] seiner Welt zu sprechen hat, so kann er freili[illegible] die scharf umrissene Sprache der Begriffe n[illegible] schwer und zwangvoll handhaben, denn er i[illegible] im wesentlichen auf das ahnunggebende Gleich[illegible] nis angewiesen.

Bei seinem wichtigsten, seinem Lieblingsgleichnis aber offenbart sich nun erst der besondere, auch fachlich originelle Wert der Rathenauschen Darstellung. Hier wird auch im In[illegible] nern des Werkes sichtbar, was wir vorher wie etwas außerhalb Gelegenes betrachteten: die soziale Herkunft des Verfassers. Als ein Mann, der im Brennpunkt großer Gesellschaftsgruppen lebt, dem durch seine Stellung die Zugehörigkeit zu einem überpersönlichen, sozialen Leben besonders bewußt sein muß, bietet sich ihm als höchste Wirklichkeit und vollkommenste Analogie jeder Seelenfrucht zeitigenden Kombination von Geisteskräften die menschliche Gesellschaft, das Volk, der Staat, an. Hat man früher nach dem Gleichnis eines individuellen Menschenleibes und Menschenlebens den großen Staatskörper zu erklären versucht, so geht Rathenau gerade umgekehrt vor. Ihm ist eine absolute und sichere Erfahrung der Gesamtgeist, den man fieberhaft bewußt im Theater, in der Volksversammlung, bei sozialen Krisen, dunkler in jeder Lebensstunde über das eigne Ich als ein vollkommen Neues hinwegwalten fühlt. Und dies, sagt Rathenau, ist ein ganz einziger Fall für unsere geistige Er-

Digitized by Google

fahrung, denn nur hier sind wir uns des Teilgeistes und zugleich des Gesamtgeistes bewußt; während wir von unserem Leibe doch nur den Kollektivgeist, genannt Ichbewußtsein, kennen, für die Millionen Lebenseinheiten aber, die als Zellen unser Dasein formieren, kaum noch ein bewußtes Gefühl aufkommt. (Höchstens, daß alle Krankheitszustände etwa als Bewußtwerden gewisser Untergruppen unserer Gesamtexistenz anzusprechen wären.) Für Rathenaus Lehre, daß die Seele durch die „additive Kraft" entsteht, mit der sich Geister nicht zum mechanischen Nebeneinander gesellen, sondern zu einer höheren Daseinseinheit durchdringen — für diese Lehre bietet nun die geschichtliche Tradition der menschlichen Kollektivwesen, die Völkergeschichte, die bündigsten Belege. Denn während von allen Völkern die rein zivilisatorischen Leistungen, die zweckentsprossenen Schöpfungen der Intelligenz, spurlos untergegangen sind, leben in manigfachster Weise alle eigentlich kulturellen Schöpfungen fort. Kulturelle Schöpfungen aber — Kathedralen und Religionssysteme, Mythen und Lieder, Lebensformen und Philosophien — entstehen nur als Ausdruck einer höheren Gemeinsamkeit, eines Volksgeistes, zu dem die Einzelwesen durch ein Gefühl überpersönlicher Zusammengehörigkeit eingeschmolzen sind. So steht hier, wo wir zum zweitenmal, nun in der Außenwelt, die Erscheinungen treffen, die uns als eigentlich, als seelenhaft ansprechen, wieder die Liebe als die eigentlich schöpferische, die additive Kraft da, die das Selbst überwindet und ein höheres Leben schafft.

Bekenntnisse kann man nur durch eigenes Bekenntnis kritisieren, d. h. abgrenzen, im Gleichgewicht halten. Ich möchte hier gegen das Rathenausche Werk, dem ich mich im letzten Entscheidenden: in der Verlegung des Wertes aus der Zweckwelt in die Seelenwelt tief verbunden fühle, nur zweierlei erwidern — zweierlei, das im tiefsten Grunde vielleicht einerlei ist. Formal ist der erste Einwand: Da die einzige wirkliche Sicherheit für jeden Menschen sein Ichgefühl, seine Existenz ist, da mir auch meine Teilnahme an Kollektivvorgängen nur als der Zustand meines Ich gegeben ist, und ich alles Soziale erst nach Analogie meines Ich mir geistig aufgebaut und erklärt habe, so ist es ganz einfach ein Kreisschluß, wenn ich nun rückwärts die Struktur des Ich aus irgendwelchen sozialen Erscheinungen erklären will. Ich hole aus den Gesellschaftsideen nur heraus, was ich in sie von meinem Ichgefühl her hineingetan habe! Der gefühlsmäßige, der bildlich anregende Wert der Rauthenauschen Deduktion wird durch solchen logischen Protest natürlich nicht entkräftet. Aber mit seiner Vernachlässigung der einzigen und unvergleichlichen Stellung des Persönlichkeitsgefühls in unserer Welt hängt nun doch der inhaltliche Einwand zusammen, den ich gegen seine Philosophie machen muß. Rathenaus Wertgefühl steht der orientalischen, speziell der christlichen Religiosität sehr nahe, insofern er nur die verbindende Kraft, die aus unbekannt komplizierten Urphänomenen Atome, aus Atomen Zellen, aus Zellen Lebewesen, und aus Menschen Völker zusammenschmilzt, als schöpferisch gelten läßt. Nur die Liebeskraft, die das Ich auslöscht, hat für ihn Seelenwert, und niemals das grenzensteckende Wesen der Persönlichkeit, des Individuums. Mir scheint aber, daß dies, was Goethe das „höchste Glück der Erdenkinder" nannte, doch nicht lediglich ein zu überwindendes ist, weil von ihm allerdings auch aller Kampf der Zweckmenschen ausgeht, daß es vielmehr zugleich eine nicht wegzudenkende Wurzel unserer Seelenerfahrung ist. Schon im erotischen Erlebnis scheint mir mit dem Glück der Selbstüberwindung das Glück eines erhöhten, ja eben erst recht erwachenden Ichgefühls zu wirken. Dies ist ja der mystische, der tragisch-mystische Grundzug der erotischen und vielleicht jeder Seelenerfahrung, daß mit gleicher Gewalt, im gleichen Augenblick höchstes Selbst-Gefühl und höchste Selbst-Ueberwindung hervorblühen. Die große Kraft, die über allen Einzelerscheinungen waltet, ist uns doch nur durch den Individuationsprozeß sichtbar und fühlbar. Der orientalischen Empfindung steht deshalb eine abendländische Frömmigkeit entgegen, die die Form, die Grenze der Individualität nicht bloß als Schranke, sondern als heilige, unabtrennbare Gestalt der Gottheit empfindet. Diesem Gefühl zeigt sich die Welt nicht als grenzenloses Strömen aller Gestalten in das eine Meer der Gottheit, sondern in dem

Digitized by Google

tragisch-heroischen Zweitakt immer erneuter Formsetzung und Formauflösung. Das ist die Natur, von der Goethe gesagt hat, daß sie sich zwar nichts aus den Individuen mache, aber alles doch immer wieder auf die Individuen anzulegen scheint, - das ist der Weltgeist, dessen Dreischritt Hegel allzu scharf verbegrifflicht hat, -- das ist der Gott, von dem Friedrich Hebbel sein Leben lang gedichtet hat. - Daß Rathenau an den anderen Gott glaubt, daß er eigentlich an nichts Wirkliches, Geformtes Werte heftet, und nur die formvernichtende Liebeskraft als heilig fühlt, das macht ihm den dritten Teil seines Werkes, die „Evolution des praktischen Geistes", schwierig, unwegsam und unsicher. Denn von seinem Standpunkt ist es sehr schwer, unserm äußeren Sein und Handeln überhaupt einen Wert beizulegen. Daß er auf diese Weise z. B. der Kunst, die ja den Allgeist der Liebe nur im Symbol fest geformter Sinnlichkeiten darstellt, keinen letzten Wert zumessen kann, ist eine charakteristische Konsequenz seiner im Grunde romantisch-christlichen Gesinnung. Daß er dennoch dieser wie jeder Praxis gerecht werden möchte, das ist vielleicht das verräterische Symptom dafür, daß sich sein innerstes, abendländisch gebildetes Lebensgefühl mit seiner bewußten Ueberzeugung gar nicht so ganz deckt.

Diese Versuche einer persönlichen Abgrenzung sollen natürlich nicht im mindesten Einwände gegen den Wert des Rathenauschen Werkes sein. Dieser Wert steckt nicht in der Bereicherung fachphilosophischen Denkens, auch nicht in den mannigfachen erheblichen Ausblicken, die der verzweigte Rathenausche Bau, von dem ich hier nur einen dürftigen Grundriß gab, uns in hundert Einzelgängen gewährt. Der Wert steckt im Wurf des Ganzen, in der Reinheit und in dem Mut, mit dem hier ein Mann, der nicht vom literarischen Metier, sondern aus der Praxis äußerer Lebensgestaltung herkommt, sich zu den geistigen Werten bekennt, um derentwillen dies leidvolle und höchst gebrechliche Leben überhaupt zu leben lohnt. Daß hier ein Mächtiger der Welt sich zu jenem Göttlichen bekennt, von dem all sein vergängliches Tun nur ein Gleichnis ist, das ist ein hohes Zeichen der Zeit. Ein glückverheißendes Zeichen — denn auch unser körperlichstes Tun wird erst gut und gesegnet sein, wenn es nicht mehr um seiner selbst willen geschieht, sondern um des Geistes willen, der sich diesen Körper gebaut hat.

Als wär' es nie gewesen.*)

Von

Francis Wolf-Cirian.

Wie der Endreim eines empfindsamen englischen Liedes klingt dieser Buchtitel und hat doch mit Immortellenpoesie und posthumer Sentimentalität so gar nichts gemein. Es hat wohl in der ganzen Menschheitsgeschichte nicht viele Seufzer gegeben, so getränkt von Bitterkeit und Schmerz wie diesen Titel eines russischen Romans. Auf dem Menschheitsfelde des 20. Jahrhunderts lodert ein Brand auf, in dem die goldenen Aehren singen: Ja, wir wollen brennen, wollen untergehen, damit es Licht werde im weiten Umkreis, damit das kalte Dunkel unfruchtbaren Elends weiche . . . Und sie brennen und verbrennen, wie sie es gewollt. Aber das Dunkel siegt, wuchtet wie zuvor auf der frierenden Erde, als wären niemals goldene Funken zum Himmel geflogen! . . Die herrlichen goldenen Aehren! Wie sie reich und reif waren an köstlichem Korn! Und opferten sich nutzlos! Weil ihr Brand haltmachen mußte an den gefrorenen Feldern rings um sie her, auf denen die Schneedecke keimtoter Unwissenheit lagerte. Weil das russische Volk keinen Anteil nahm an dem großen Brande, der der eigenen Befreiung vom Elend galt. Daran scheiterte die russische Revolution von 1905.

Doch ist nicht eigentlich diese selbst der Inhalt des erschütternden Buches. Vielmehr ist es ist die Arbeit und das Schicksal der sozialrevolutionären Partei und der ihr unterstellten terroristischen Kampforganisation, die 1905 mit dem Terror begann, nachdem die große, über ganz Rußland verstreute Partei mit ihren Dynamitfabriken und geheimen Druckereien,

*) Roman aus der russischen Revolution von W. Ropschin.

Digitized by Google

Kampfbataillonen, Landes- und Gouvernementskomitees, mit ihren Bauernbrüderschaften, Arbeitergruppen, Studentenvereinigungen, Offiziers- und Soldatenverbänden jahrelange vorbereitetende Arbeit geleistet hatte. Als Verfasser des Buches zeichnet W. Ropschin. Aber das ist nur der Deckname für keinen geringeren als Boris Sawinkow, der die meisten politischen Attentate jener Zeit leitete, auch jener, die sich uns Westeuropäern am schärfsten ins Gedächtnis prägten: die gegen Plehwe und den Großfürsten Sergius gerichteten. Ein Terroristenführer, das Haupt der Kampforganisation der sozialrevolutionären Partei, schreibt diesen Roman, nein, dieses Heldengedicht. Dieses Epos von begeisterten, ja „besessenen" Menschen! Die aus ungestümer, ungeduldiger Liebe zum Volke und zur Freiheit nicht wahrnehmen, daß das große Volk noch dumpf und stumpf ist, träg, unbeweglich. Es stockt, wenn die Schleusen der Freiheit aufgezogen werden, stürzt sich nicht hinunter, um fallend seine Kraft zu verhundertfachen! Die einzelnen Tropfen, die sich in kühnem Sprunge hinunterwerfen, zerschellen nutzlos!

Das Gelbbuch der Revolution könnte man den Roman nennen! Die Zusammensetzung der Partei, ihr Programm, ihre Zersetzung und Vernichtung treibt an unseren Augen vorüber. Wie jeder Blick hinter die Kulissen ist auch dieser Blick hinter die Versatzstücke der Weltgeschichtsbühne ein enttäuschender. Wie, diese unbedeutenden, herzlich gewöhnlichen Menschen des Parteikomitees sind es, die in endlosen Diskussionen die Revolution methodisch wie eine Rechenaufgabe behandeln, die immer wieder zusammenkommen, um über die verschiedenen Methoden des Terrorismus zu beraten, die über Tod und Leben von Tausenden von Menschen entscheiden? Ach, sie waren nicht nur die Kanzlei der Revolution, sie waren durch ihren Kanzleigeist die Totengräber der Revolution geworden und waren doch auch wieder nur die Marionetten jener Kausalität, die man Weltgeschichte nennt. Die wahren Revolutionäre waren Millionen von Ursachen gewesen, die sich seit Jahrhunderten angesammelt hatten, und das Parteikomitee war nur das Werkzeug dieser höheren, unbegreiflichen und unabwendbaren Gewalt. Ein mit Blindheit geschlagenes Werkzeug; aber nicht mehr und nicht weniger blind als die meisten Menschen „Es ist uns nicht gegeben, zu wissen", empfindet einer der edelsten unter den Revolutionären, Andrej Bolotow, vor seinem Tode durch Henkershand. Diese Partei, die mit Bomben und Raub arbeitete, begriff die bedeutungsschweren Ereignisse nicht, die sich vor ihren Augen in dem offiziellen Rußland abspielten, sondern leistete ihre gefahrvolle Arbeit beinahe automatisch, fast einzig und allein nach dem Gesetze des Beharrungsvermögens. Sie waren zu sehr doktrinär, zu sehr Büchermenschen. Ihre Mitglieder waren wie die Maurer, die einen Bau aufführen. Aber wie diese keine Macht haben, den Bau aufzuhalten oder zu zerstören, was ja doch nur in der Macht des Bauherrn liegt, so hatten jene Parteimitglieder keine Gewalt über die Revolution. Ihre Versuche, diese zu leiten, blieben ohnmächtig, erfolglos. Wer „machte" die Erhebung? Nicht das russische Volk, nicht die Millionen der Bauern und Handwerker, sondern Studenten, Juden, Polen und Finnen. Und sie erkannten nicht, daß das wahre Volk weder Willen noch Mut zu einer Erhebung hatte, und daß einigen Dutzend Menschen ihre Selbaufopferung, ihre Bereitschaft zu sterben und ihre Treue gegen die Revolution ihnen ebensowenig das Recht gaben, das Schicksal Rußlands zu bestimmen, wie die Maschinengewehre, die feierlichen Gottesdienste und die Ergebenheit gegen die Autokratie es ihren Feinden gaben. Und sie waren nur Revolutionäre der Theorie; in der Ausführung fehlte ihnen der Mut zur letzten, äußersten Konsequenz, vor der die Franzosen niemals zurückgewichen waren. Es gab auch keinen Schwung, keinen Elan in dieser Erhebung! Keine übermächtigen, zwingenden Persönlichkeiten mit hinreißender Spannkraft wie in ihren Siebziger Jahren! Nur in der Kampforganisation fanden sich die entschlossenen Männer der Tat, die sich sagten, daß zu einer Revolution anderes gehöre als papierene Resolutionen, die bereit waren zum offenen Kriege mit der Gewalt, bereit zum Blutvergießen, zum Mord und Diebstahl und Raub, wenn es

Digitized by Google

der heiligen Sache der Befreiung des Volkes vom Joche des Despotismus galt. Und doch auch unter ihnen kein einziger, der mit verantwortungsloser Entschlossenheit und Tatkraft die Rolle des Feldherrn und Führers übernommen, mit dem Magnetismus seiner Ausnahmsnatur und Ausnahmskraft die schwachen, halben Menschen an sich und mit sich gezogen hätte. Was für Menschen hätte es aber auch bedurft, um die Soldaten, dem durch Schnaps vertierten, stumpfen Volke entnommen, fort- und emporzureißen? Die Väter dieser Soldaten hatten Spießruten und Knuten geduldig ertragen; sie selbst ertrugen geduldig den schweren Dienst, die unwürdige Behandlung. Nur in einigen der Söhne des Volkes vermochte der harte Druck die Empörung auszulösen. Nur in einzelnen brannte die Erinnerung an ihre Kindheit mit ewigen Schlägen, rohen Schimpfworten und Trunksucht, und das ganze elende Bauernleben; an ihre Jugend, an die Fabrik, das Dröhnen der eisernen Maschinen — und wieder Elend und Trunksucht ... Und keine Regierung, die der Menschenrechte des erniedrigten Volkes gedächte! Dieses selbst sich seiner Menschenwürde nicht bewußt. Und Rußland ist nicht das Land der Studenten, Offiziere, Programme, Versammlungen, Komiteesitzungen; sondern das Land der Pflüger und Mäher, das Land der grenzenlosen Felder. Die fruchtlosen Komiteesitzungen, die von der Regierung aufgestellten Lockspitzel, die die Empörung zu Falle gebracht, die Korruption der Freischaren, die ohnmächtigen Barrikaden, die Waghalsigkeit, die Treue, der Mut wie der Zweifel ihrer Helden waren nichts als der Schaum des sturmgepeitschten Volksmeeres, nur die Spritzer der wilden Wogen gewesen. Aber das weite Meer war nicht über seine Ufer getreten.

Das Buch ist der Rechenschaftsbericht, den Boris Sawinkow sich schuldig zu sein glaubt, ist die große Abrechnung über die Ursachen, die das Mißlingen der Revolution herbeiführten. Aber es liegt in dem Wesen des echten Russen, daß diese Abrechnung nicht nur keine oberflächliche, überhaupt keine des äußeren Mißlingens ist, sondern eine Abrechnung des Gewissens, die Frage nach der Berechtigung des Tötens, nach dem Recht, über Feind und Freund den Tod zu verhängen. So [illegible] blütig hat Danton nie die Verantwortung [illegible] tragen, die so unumschränkt in seine Hand [illegible] legt, so sorgenvoll haben auch die deut[illegible] Revolutionäre nicht abgewogen, ob ihr Han[illegible] vor dem Richterstuhl wahrer Weisheit [illegible] Menschenliebe bestehen hätte können. [illegible] grübelnde Analysieren ihrer Taten war ihn[illegible] fremd, ihr Freiheitssinn riß sie übermächtig [illegible] Tat. Anders bei diesen Russen, deren [illegible] eigenstes Wesen die evangelische Nächstenlie[illegible] des Christentums ist. Kann nicht als Le[illegible] motiv des Buches, ja der russischen Seele über[illegible] haupt, die Stelle gelten, in der die Mutt[illegible] dreier Revolutionäre, die Generalsfrau Tat[illegible] jana Michailowna, geschildert wird? „Ihr e[illegible] weiblicher Instinkt, der erprobte Instinkt d[illegible] Mutter, sagte ihr, daß der Kern dieser Fra[illegible] gar nicht dort liege, wohin ihn die Männe[illegible] gewöhnlich verlegten: daß es ganz unwesen[illegible] lich sei, ob ein Zar, oder ein Parlament, od[illegible] ein sozialistisches Komitee sich einbildeten, da[illegible] Land zu regieren; ob die Armee und die Flotte[illegible] so reformiert würden, daß die Russen mehr[illegible] Japaner töteten als die Japaner Russen; o[illegible] die Revolutionäre mehr Beamte erschössen, al[illegible] die Beamten Revolutionäre henkten. Wesent[illegible] lich war nach ihrer Ansicht etwas ga[illegible] anderes, was sie gar nicht erklären und au[illegible] sprechen konnte; so oft sie aber den Versu[illegible] machte, es zu erklären, kam sie nie über di[illegible] einfältigen Worte, „Man muß das Gebot de[illegible] Nächstenliebe erfüllen", hinaus." Mit wel[illegible]chem Rechte töten wir? fragt sich ihr Sohn Andrej Bolotow, nachdem er an dem Mordattentat gegen den Gendarmerieobersten teilgenommen, und kommt zu der Ansicht: Entweder darf man in jedem Falle töten, oder ..., oder man darf in keinem Falle töten. Und dennoch schleudert er die Bombe gegen einen der Gewalthaber, weil er sich zu dem Glauben durchgerungen, daß die Partei eine gerechte und strahlend schöne Zukunft aufbaue, und daß er, bereit, dem Volk seine unsterbliche Seele zu opfern, die Berechtgung und die Pflicht habe, an der Revolution mitzuarbeiten! Und wie dieser Terrorismus leitet sich auch jener des Bombenschleuderers Sserjoscha geradeaus vom Christentume her. Auch er glaubt, die höchste Wahrheit und die ewigen Gebote Chri[illegible]

Digitized by Google

könnten nur durch das soziale Programm erreicht werden, und das Schweigen zu den himmelschreienden Sünden Rußlands sei eine größere Sünde als das Morden . . . Evangelischer Selbstaufopferungsdrang in Vaterlandsliebe transponiert, treibt auch den letzten der drei Söhne Tatjanas der Kampforganisation zu. Und alle diese Helden sterben, nachdem sie, die Söhne eines verweichlichten Zeitalters, freiwillig Entbehrungen auf sich genommen, hart wie die Leiden eines sibirischen Sträflings, als Opfer der Revolution! Die Welt aber nimmt ihren Fortgang, als wäre nichts geschehen. Sie hatten nichts, nichts erreicht, ihre Barrikaden und Bomben waren umsonst gewesen!

Seltsam vereinigt sich in diesem Buche eine zarte, ja keusche Romantik mit einem nationalen extremen Realismus. Es ist etwas Ueberwaches in den Russen, eine Helligkeit der Gedanken, die an die weißen Nächte Petersburgs erinnert, in denen die Sonne auch um Mitternacht nicht untergeht, und die uns naivere und sinnlichere Südländer so fremd und geheimnisvoll anmutet. Ein Urtrieb zum Denken, zur Abstraktion, eine Raserei des Analysierens ist in ihnen, die nie aussetzt, die in die Urtiefen des Menschentums hinuntersteigt, um mit dunkelheitsgewohnten Augen zurückzukehren! Wie mit blinder Gewalt treibt es sie zur Erforschung alles menschlichen Tuns, und in keiner Nation der Welt ist die Wage der Selbstbeobachtung und der Gewissenserforschung so empfindlich wie bei den Russen. Sie rücken jeder Lüge, jeder Phrase, auch der unbewußten, völlig ehrlichen Selbsttäuschung zu Leibe und kennen die vielen Masken, die der Selbstbetrug vornimmt. Fast unheimlich ist ihre Selbstbeobachtung! Leidenschaftslos, objektiv sezieren sie ihre eigene Leidenschaft, ihre Ekstase, ihren Rausch. Wie ein Anatom, der sein eigenes Gehirn bloßlegt!

Nur daß W. Ropschin bei dem Analysieren nicht stehen bleibt. Daß er sich sagt, daß auch der erfahrenste Psycholog in das Tun des Menschen fast keine Einsicht hat, und daß wir alle nach seelenlosen und trügerischen Bagatellen urteilen. Doch eines ist für den Terroristenführer Sawinkow fest und unzerstörbar: der Glaube an eine neue, auf Liebe errichtete Welt, der Glaube an eine ewige Wahrheit.

Und der Quell von Liebe in dem großen Herzen W. Ropschins ergießt sich unaufhaltsam in die Seele des Lesers: man kommt nicht los von dem Buche.

Gedichte.

Gesang von den Straßen der Stadt.*)

I.

Euch will ich singen, breitbuchtige Straßen,
wildüberwühlte Plätze,
blutrinnende Adern der unendlichen Stadt.

Steinerne Klüfte ragt ihr, Bergtäler, Kanäle,
Felsstirnen die Wand eurer Häuser:
grau, hart, unerbittlich
tragt ihr die dunkle Woge der Menschen dahin.
Brausend und brandend und an den Häusern
sich brechend,
aus eurer Tiefe tönt ihr Gesang empor:

„Tag, Tag,
Dir rauschen wir,
Eh' du noch aufblühtest unter den Dächern,
wenn du schon blutend ertrankst
Im Bauche der Schlote und Essen.
Dir, Arbeit der Hände,
Arbeit der Hirne, Arbeit der Herzen,
Euch allen rauschen wir,
Wachsend und stoßend und vorwärtsdrängend,
Weiter, weiter
Dem Morgen, dem Mittag, der Dämmerung
entgegen,
Ohn Ende! Ohn Ende!"

II.

Der Hufschlag der Pferde, das Rollen der
Räder,
die Schritte der Menschen umdröhnen mich
wie ein Sturm, der durch eure Schluchten dahinjagt.
Schritte von Arbeitern, Schritte von Frauen,
Schritte von Müßiggängern, Schritte von
Kindern,

*) Aus einem Band unveröffentlichter Gedichte, den der auch in unsern Blättern vor kurzem gewürdigte junge Lyriker Armin T. Wegner demnächst unter dem Titel „Das Antlitz der Großstadt" erscheinen lassen wird.

Digitized by Google

Schritte, die dröhnend sind wie der Schlag eines Hammers,
Schritte, die wie der Wind seufzen,
Schritte, die leicht sind wie ein Lied;
Schritte der Jugend und Schritte des Alters,
Heeresschritte der Menschheit
wie den Sturm eines Orkanes vernehme ich sie.
In ihrer Woge treibe ich dahin,
stoßend und wieder gestoßen
gleich einem rollenden Stein in der Flut,
willenlos, dem Ende der Straße entgegen,
das sich auftut vor mir wie ein Tor,
ein Tor zu neuen Straßen und Schluchten,
in die die Masse sich ergießt,
gärend und wie ein Strudel sich verschlingend,
dem Abend, der Dämmerung zu.

III.

Da leuchtet der Himmel auf über den Häusern,
da rötet die Wolke sich, führend verheißend,
und einen Augenblick staut sich der Strom und steht,
und die Blicke der Menschen suchen hinauf
in den blassen Himmel,
suchen hinauf zu der roten Flamme,
die in den Scheiben der Dächer brennt
wie an den Graten eisiger Gipfel:
„Zeig uns den Weg, der hinausführt aus diesen Schluchten,
Weiter denn an das Tor dieser Stadt,
Den Weg zu Kinderland, den Weg zu Heimat,
Den Weg zu Freude, zu atmender Erde! . . ."

Zornglühend aber bricht das Licht
aus den Scheiben der Fenster,
eine Flut von starrem, gehässigem Glanz,
grinsend, hohnlachend
gießen aus über den Strom der Menge,
der unheimlich erglänzend
wie ein dunkelschäumendes, faulgewordenes Wasser
weiter die Straße dahindrängt,
der in die Nacht hinunterfließend
und in den Seitengassen sich verlierend
langsam zurückebbt und versiegt,
Bettler und Dirnen auswerfend
an den Strand eurer Häuser.

IV.

Wie ich euch liebe, nachtstille Straßen,
mondüberhellte Plätze,
ging ich in Wäldern und an Meeren
je einsamer denn in eurer Mitte?
Fand ich die Liebe nicht
unter dem Torbogen eurer Häuser sitzend
wartend, daß ich ihren Leib umfinge?
Ging sie nicht von mir in ihrem weißen Kleid
tanzend auf der Flut der Menschen
wie ein leuchtendes Rosenblatt?
Wo brauste der Sturm mir stärker,
denn in euren Schluchten, zwischen engen Häusern,
alle Qualen aus meiner Seele lösend?
Siehe der Tag taumelt herauf,
und der Strom, zurückflutend,
bricht wie aus geöffneter Schleuse hervor,
unter der Dämmerung gebeugt
wie unter einem Jochbogen dahinziehend;
brausend und brandend und an den Häusern sich brechend,
ewig tönt sein Gesang aus der Tiefe empor:
„Tag, Tag,
Dir rauschen wir,
Eh' du noch aufblühtest über den Dächern,
wenn du schon blutend ertrankst
Im Rauche der Schlote und Essen,
Dir, Arbeit der Hände,
Arbeit der Hirne, Arbeit der Herzen,
Euch allen rauschen wir,
Wachsend und stoßend und vorwärtsdrängend,
Weiter, weiter,
Dem Morgen, dem Mittag, der Dämmerung entgegen,
Ohn Ende! Ohn Ende!"

Armin T. Wegner.

Randbemerkungen.

Scherbengericht.

Endlich einmal eine vernünftige „Umfrage" in unsrer nach Interviews und Enquêten so sehr gierigen Zeit. Neben den wissenschaftlich-neugierigen Fragen nach dem Geheimnis der Sturzflüge eines Pegoud und dem Interesse, mit dem man lauscht, wenn Frenssen Rezepte aus der Hexenküche des beliebten Volksdichters zum besten gibt, also doch ab und zu einmal eine Frage an die, die nach uns kommen, um Sturzflüge von noch größerer Kühnheit zu vollführen und Bücher mit noch

Digitized by Google

höheren Auflagen zu schreiben. Also doch einmal — aus Laune sicherlich! — eine Frage an die Jugend, eine Gelegenheit zum Sprechen „in eigner Sache", wo es sonst immer heißt: „Kinder müssen den Mund halten!" Oder ist hier schon eine Einwirkung der Tatsache, daß die Jugend immer mehr beginnt, ungefragt zu sprechen, wo ihr der Mund übergeht von dem, des das Herz voll ist. Man fragt vielleicht heute doch vielleicht schon lieber und rettet so wenigstens den Schein der Autorität — für solche, die arm im Geiste sind und dran zu glauben vermögen.

Kurz: man hat einer größeren Anzahl von Schülern, nach Geschlecht und Alter gut zusammengewürfelt wie die Treffer und die Nieten in der großen Trommel der Lotterie, eine sehr schlaue, weil sehr naheliegende und einfach zu beantwortende Frage vorgelegt. Abwechslungsweise mal keine Examensfrage, bei der irgendein Maßstab für Wissen oder Können arglistig im Hinterhalte liegt, sondern eine Gefühlsfrage, eine Frage nach Neigung und Abneigung, oder korrekter: nach stärkerer oder minder starker Abneigung gegen die einzelnen Disziplinen schulmeisterlicher Wissenschaft. Man hat all diese Jungen und Mädels gefragt: „Welches Fach mögt ihr am wenigsten leiden?" Und prompt und nahezu einstimmig kam die Antwort: „Religion!" „Und dann?" fragten die Forschenden weiter. „Singen!" lautete womöglich mit noch größerer Entschiedenheit die Antwort der Schüler.

So, lieber Freund und Schulmeister, nun weißt du's! Die ekligste Stunde im ganzen Stundenplan heißt Religion. Sie, die just am häufigsten draufsteht. Sie, die in so viele liebliche Unterabteilungen zerfällt, als da sind: biblische Geschichte, Katechismus, Perikopen, Kirchengeschichte etc. pp. Sie, um derenwillen man dir eine eigens berufene „geistige Aufsicht" auf den angstgebeugten Nacken setzt, die du bis jetzt vergeblich abzuschütteln dich plagtest. Sie, mit der allmorgentlich dein Tagewerk beginnt und schließt. Sie, die stets in alle Ewigkeit der erste Stein des Anstoßes bei allen Prüfungen sein wird. Sie, von der man behauptet, daß, wer sie kapiere, im Kopfrechnen schwach sei. Sie — die Religion — ist das Gericht auf der Speisekarte des geistigen Kosthauses, an dem sich die Jugend am schnellsten und gründlichsten den Magen verdirbt, um niemals wieder Geschmack dran zu finden.

Das ist eine unangenehme Wahrheit — allerdings! Sie wird manchen in Ehren grau gewordenen Troupiers unsrer halbmodernen Schule, besonders denen, die die Religion immer im Munde führen, wie einen Pfefferminzbonbon oder ein diskretes Stückchen Kautabak, wie Rabenkrächzen in die Ohren schreien. Sie werden die mageren Arme zum Himmel erheben und über diese moderne Jugend Pech und Schwefel Sodoms und Gomorrhas herniederbeten, die so ruchlos ist, das Langweilige auch dann langweilig zu finden, wenn es einen Heiligenschein trägt. Und sie werden sich den dicken Lehrplan vornehmen und noch ein Dutzend Gesangbuchverse mehr jedem Monatspensum aufbürden und einen Sack Bibelverse dabei nicht vergessen. Und könnten sie, wie sie wollten, gleich änderten sie die Weltgeschichte und kritzelten ins alte Testament noch vier große Propheten und sieben kleine hinein.

Und die Jungen und Mädel werden weiter versuchen, sich durch allerhand Mittelchen der tötenden Langweile und Gleichförmigkeit zu entziehen und werden weiter rufen: „Religion? Igittigitt!!"

Nun ja, die Eltern zu Hause sehen in neunzig von hundert Fällen die Zensur für Religion im Zeugnis gar nicht an. Was richtige Eltern sind, die lernen ein Zeugnis lesen wie einen Kurszettel oder wie eine Zeitung. Zuerst einen Blick auf die „Depeschen": Gott sei Dank, der Bengel ist versetzt! Hauptsache!!" Dann erst kommen die „laufenden Mitteilungen", genau nach ihrem festgelegten Wert: Lateinisch, Französisch, Rechnen usw. Ganz zuletzt: Zeichnen, Turnen, Singen — Religion. Na ja, sowas braucht man ja nicht so direkt im Leben. Manchmal eine Mißbilligung vom rein ästhetischen Standpunkte aus: „Ich hätte mir an deiner Stelle das schöne Zeugnis nicht durch die 4 in Religion entstellt.." oder umgekehrt: „Wenn du schon so'n Dummkopf bist, warum hast du dann nicht wenigstens in Religion eine anständige Note? Auswendiglernen wirst du doch wohl noch können!"

Im Grunde genommen, das sind doch für uns von der Zunft „olle Kamellen". Wir

Digitized by Google

Lehrer wissen doch, woran wir sind. Wir brauchen doch ganz entre nous keine Maskerade zu spielen und Leichenbittermiene aufzusetzen, ob dieser erschröcklichen Entdeckung, die die verfl... Presse nun mit hellen Kamelots-Stimmen in alle Welt posaunt, daß wir nämlich in unserer Schule mit dem Religionsunterricht Fiasko erlitten haben, auf der höheren sowohl wie auf der Volksschule. Wir wissen doch, mit welchem Gefühl der inneren Schwere wir vor die Klasse treten, wenn wir „die Wurzel der Gotteserkenntnis in den jungfräulichen Boden des kindlichen Herzens" senken sollen — wohlgemerkt: morgens von 8—9, ganz gleich, ob wir Pflanzerlust spüren und die Sonne strahlt, die nun einmal ihre Wärme leihen muß, wenn ein so zarter Stamm eingepflanzt werden soll. Wir wissen doch, daß Hunderte von uns, und nicht die schlechtesten, in keiner Stunde so leer und nackt vor ihren Schülern stehen, als in der, wo sie durch den geschworenen Diensteid verpflichtet sind, „Religion" zu lehren. Vielleicht fragen auch einmal gescheite Journalisten ein paar hundert Lehrer, vor welcher Stunde denn sie die meiste Abneigung hegen. Man darf als sicher annehmen, daß sie die gleiche Antwort finden werden, wie die Schüler.

Nicht, als ob die Lehrer samt und sonders nichts von der Religion hielten und ihr gleichgültig gegenüberständen. Im Gegenteil! grade weil es dem größten Teil von ihnen ernst ist mit dem Wort und der Sache, wird es ihm zur Qual, daraus etwas zu machen, was seinem Wesen durchaus fremd sein und bleiben muß: eine Unterrichtsdisziplin, einen Prüfungsgegenstand, ein „Fach", das man mit Noten und Zensuren bekleben kann, wie einen Koffer mit Stationszetteln. Grade weil Religion den meisten der Lehrer etwas Lebendiges, Wunderbares, Geheimnisvolles ist, lähmt es ihren Geist, daß öder Schematismus das geistige Band von den Dingen knüpft und nur den toten Tand zurückläßt.

An eine Reform des Religionsunterrichtes ist vorläufig nicht zu denken. Den Kindern wird sie wohl noch lange die unangenehmste Stunde bleiben müssen. Aber den Lehrern kann man diesen Alpdruck von ihrer Berufsseele nehmen. Es müßte in jedem einzelnen Falle sein freier Wille sein, wenn er Religionsunterricht erteilt. Ihn darauf verpflichten sollte man nicht. Es ist jemand da, den es näher angeht, und der vielleicht kein so starkes Haar darin findet, etwas lehren zu sollen, was letzten Endes nicht lehrbar ist: der Geistliche. Ihm gebührt in der Religionsstunde der Platz auf dem Katheder. Er sei nicht „geistliche Aufsicht", sondern „geistlicher Lehrer", nicht der Vorgesetzte der Schulmeister, sondern selbst Schulmeister, wie sie.

Ich möchte nicht vergessen, hier auf eine Tatsache hinzuweisen, die die eigenartige Stellung zwischen Lehrern und Geistlichen nach einer Richtung hin gut kennzeichnet. In katholischen Schulen erteilt der Lehrer den Unterricht in biblischer Geschichte, geistlichem Gesang und dergl. Den Katechismusunterricht aber erteilt der Kaplan oder der Herr Pfarrer selbst. Warum diese Teilung, die wir bei den Protestanten und Juden ähnlich, wenn auch nicht in so prägnanter Form finden? Ist der Katechismusunterricht verantwortungsvoller als der im schlichten Worte der Bibel? oder gehört beides zusammen, wie Kern und Schale? Gebet dem Geistlichen ganz, was des Geistlichen ist! —

Trauriger fast noch, als die Abneigung gegen den Religionsunterricht, ist die gegen das Singen. Du lieber Gott! wie sehr muß unsere methodische Erkenntnis gefehlt haben, daß sie der Jugend die Freude am Gesang verekelt hat. Daß doch der Teufel es holte, all dies Atemüben und Lautbilden, das Tontreffen und Akkordschätzen! Uns ist die Freude am naiven -- auch im künstlerischen Sinne naiven — Singen unendlich mehr wert, als all diese Kunstsingerei, die die Gesangsstunde dicht hinter die Religion stellt. Wir haben es im Zeichnen glücklich soweit gebracht, daß wir etwas Freude am Tun wecken konnten, sollen wir es sofort mit dem Aussetzen der Sangeslust büßen? Vielleicht, daß die Eltern, die doch zum großen Teil selbst Hausmusik treiben und Gesangvereinen angehören, sich dagegen wehren, daß der neue akademische Zuschnitt des Gesangunterrichts in den Schulen jede Neigung zum Singen im Keim unterdrückt.

Aber freilich, seit wann „wehren" sich denn bei uns die Eltern gegen den erlauchten Geist hoher und höchster Schulinstanzen?

C. J. Klötzel.

Herausgeber. Dr. Heinrich Ilgenstein. — Verantwortlich: Dr. Heinrich Ilgenstein, W., Pfalzburgerstraße 53. — Verlag: Helmuth Rohnke. Berlin W. 15. — Oesterreich-Ungarn: Huber & Lahme Nachf., Wien I. Herrengasse 6. — Verantwortlich für die Inserate: Franz Rausch, Berlin W. — Druck und Postvertrieb: Bass & Gerlich G. m. b. H., Berlin W. 57.

Die Gegenwart

Nr. 5 | Berlin, den 31. Januar 1914 | 43. Jahrgang Band 85.

Der Dollar rollt. . . . .

Von

Johannes Schwab.

Auf den Dachgiebeln der Berliner City erstrahlen die Namen etlicher angeblich deutscher Tabakfabriken im verräterischen Glanz amerikanischer Reklame-Effekte. Jeder Buchstabe wird von einem livrierten Lakai des Tabaktrusts auf einem Handkarren herangeschoben. Wenn alle Buchstaben beisammen sind, wird die ganze glorreiche Firma um die Giebelecke gekarrt, und das sinnreiche Spiel beginnt von neuem. Abenteuerliche Cabs mit Riesenrädern, die bis an die Wagendecke reichen, werden durch die Straßen kutschiert. Auf exzentrischen Plakaten und Schildern werden plötzlich Zigarettenmarken, von deren Existenz man vorher nicht die geringste Ahnung hatte, mit einem Aufwand an Reklamekosten angepriesen, dem nichts von inländischer Provenienz anzumerken ist. Man spürt: der Broadway ist ganz dicht in der Nähe....

Es hat etwas lange gedauert, bis der beizende Geruch aus der amerikanischen Reklameküche auch unseren Behörden in die Nase gestiegen ist. Nun hat sich die Reichsregierung doch endlich entschlossen, den Herren ein wenig in die Kochtöpfe zu gucken. Und die Haussuchungen, die kürzlich auf ihre Veranlassung bei zahlreichen Dresdener Zigarettenfabriken vorgenommen wurden, um für die notorischen Zusammenhänge zwischen dem amerikanischen Tabaktrust und einzelnen deutschen Zigarettenfirmen Beweismaterial in die Hände zu bekommen, haben diese Neugierde reichlich gelohnt. Das aufgefundene Material hat ergeben, daß bedeutend mehr deutsche Unternehmungen in die Fänge des Trusts geraten sind, als man bisher geahnt hat. Insbesondere ist jetzt klargestellt, daß die Fäden des Trusts im Bureau einer Dresdener Firma zusammenliefen, und daß deren Direktor als der Vertrauensmann der Duke, Brady, Ryan und Widener zu gelten hat.

Vor zwei Jahren bereits begann die verhängnisvolle Werbetätigkeit der „British-American-Tobacco-Co." auf europäischem Boden. Emissäre der Gesellschaft bereisten England und andere monopolfreie Distrikte der alten Welt, um alle Vorbereitungen für eine großzügige Monopolisierungsaktion des Tabaktrusts zu treffen. In London saß der Trustgeneral J. B. Duke wie die Spinne im Zentrum des Netzes, und spann seine Fäden nach Manchester, Liverpool, Glasgow, Edinburg und nach dem Festlande hinüber. Belgien, Holland, die Schweiz, Dänemark, Schweden und Norwegen wurden bedroht; vor allem aber geriet Deutschland in den Bann der amerikanischen Fangzone. Das gesamte blühende Tabakgewerbe Deutschlands, das einen integrierenden Bestandteil der einheimischen Volkswirtschaft ausmacht, sollte amerikanisiert, die Aktien der Tabakfabriken sollten aufgekauft und große, vom Tabaktrust finanzierte Detailladenketten gegründet werden. Die deutschen Unternehmer und Detailhändler wollte man glattweg vom Erdboden rasieren, den deutschen Tabakhandel, gleich dem amerikanischen und kubanischen, monopolisieren. Der Raucher in Berlin, Hamburg, Leipzig, Stuttgart sollte sich die Preise für Tabaksprodukte aus Newyork diktieren lassen.

Das Spiel hatte bereits begonnen. Dutzende von Unternehmungen wurden aufgekauft, überall wurden Trustläden eröffnet und Tausende von Existenzen mit dem Ruin bedroht. Durch Weiterführung der früheren Fabriksnamen

Digitized by Google

wurde das Publikum in dem Wahn erhalten, als kaufte es die altgewohnten Fabrikate: in Wahrheit kaufte es längst bei den „Gruppenunternehmungen" des Tabaktrusts.

Die Konkurrenz der amerikanischen Filialgründungen traf das deutsche Wirtschaftsleben um so empfindlicher, da die schweren Wunden, die vielen Unternehmern und Arbeitern durch die Tabaksteuer von 1909 geschlagen wurden, noch nicht vernarbt waren. Die staatlichen Unterstützungsgelder reichten bei weitem nicht aus, die durch die verheerenden wirtschaftlichen Wirkungen der Steuer brotlos Gewordenen zu entschädigen; der Weg der genossenschaftlichen Selbsthilfe aber, den etwa die entlassenen Arbeiter der Waldorf-Astoria-Zigarettenfabrik in Stuttgart mit der Gründung der „Tabakarbeiter-Genossenschaft m. b. H." beschritten, war bei der Höhe der erforderlichen Anteilsummen nicht überall gangbar.

Zur inneren Wirtschaftskrisis im Tabakgewerbe gesellte sich nun die Bedrängnis durch die übermächtige Konkurrenz der vertrusteten Firmen. Die Kleinhändler, die bisher in der Lage gewesen waren, ihre Preise nach Maßgabe von Angebot und Nachfrage selbst zu bestimmen, fühlten bereits die lähmende Wirkung, die von der Preisdiktatur des Trustmonopols ausging. Eine beispiellose Preisschleuderei griff um sich. Es war, als wiederholte sich hier, was man einst bei der Vertrustung des deutschen Petroleumhandels erlebt hat: zuerst ein unerhörter Preisdruck, begleitet vom Ruin zahlloser Kleinhändler; dann ein plötzliches Emporschnellen der Preise zum Zeichen, daß der Fischzug geglückt ist und der Preisdiktatur des Trusts Tür und Tor geöffnet sind.

Wenn nicht alles trügt, stehen wir heute mitten im ersten Akt dieser dramatischen Entwicklung. Und von der Energie der Behörden, die soeben — mit einiger Verspätung! — in diese Entwicklung eingegriffen haben, wird es abhängen, ob der Ausgang des Stücks dem Anfang entsprechen soll.

Daß man sich nicht früher zu einer gerichtlichen Klarlegung der Trustmachinationen entschloß, ist eine jener Unbegreiflichkeiten, an denen die innere Wirtschaftspolitik Deutschlands seit einigen Jahren so ungemein reich ist. Allzulange überließ man den Kampf den zunächst beteiligten privaten Körperschaften. Der Antitrustverband führte zwar seinen Feldzug mit Energie und Opfermut: aber die Verhältnisse waren infolge der unablässigen Minierarbeit der Dollarleute und ihrer deutschen Trabanten bereits zu undurchsichtig geworden, als daß private Initiative hingereicht hätte, ihnen auf den Grund zu kommen. Man wußte schließlich nicht mehr, wo Freund und Feind stand. Allerdings hatte das scharfe Vorgehen des Verbandes wenigstens die eine nützliche Folge gezeitigt, daß in den darob entstandenen Prozessen etliche eidesstattliche Versicherungen fielen, an deren höchst zweifelhafter Glaubwürdigkeit die Gerichte einfach nicht vorübergehen konnten. In der Tat haben die Dresdener Hausdurchsuchungen erwiesen, daß viele Unternehmungen, die ihre Trustfreiheit keck beschworen hatten, nur noch von des Dollars Gnaden lebten.

Mögen nun wirklich Meineidsprozesse in der Luft liegen, oder mag die Kampfansage des Präsidenten Wilson an die amerikanischen Trusts die deutschen Behörden gegen die einheimische Trustklientel scharf und wachsam gemacht haben: ihr Eingreifen wird in weiten Kreisen der Bevölkerung wirken wie die Befreiung von einem lähmenden Alp. Nur etwas mehr Aufgeknöpftheit möchte man in diesem Falle unseren Offiziösen wünschen. Es wird jetzt endlich zugegeben, daß im Reichsschatzamt ein Entwurf über ein Reichs-Zigarettenmonopol bereit liege. Aber kein Dementi widerstritt bisher der mit großer Bestimmtheit aufgetretenen Behauptung, daß Muster und Vorbild dieses Entwurfs im Petroleummonopol gegeben sei. Träfe dies zu und hätten wir uns tatsächlich wieder einmal auf die Etablierung eines von Reichswegen gestützten Großbankengeschäfts gefaßt zu machen, so läge allerdings für eine allzu optimistische Beurteilung des Monopolprojekts kein zureichender Grund vor.

Immerhin ist es erfreulich, wenn unsere Behörden sich endlich klipp und klar gegen jene Gesellschaft erklären, die der Attorney-General Wickersham einst mit den Worten

Digitized by Google

charakterisiert hat: sie sei „in Sünde und im Schmutz geboren“.... Hier zu bekämpfen, ist einfach nationale Pflicht. Darum wird man hoffentlich bei der Einbringung der Vorlage auch auf die übliche volksfreundliche Gnadengeste gütigst verzichten. Timeo Danaos — besonders, wenn sie sozialpolitische Geschenke bringen! Bismarck hat vor dreißig Jahren im damaligen Reichstag mit seinem als „Erbteil der Armen“ demagogisch aufgestutzten Tabakmonopol von Rechts wegen schlimme Erfahrungen machen müssen. Ein richtig gehendes und richtig fundiertes Reichsmonopol trägt seinen Lohn in sich selbst. Deutschland hat heute die größte Tabakindustrie der Welt. Es führt jährlich 720 000 Doppelzentner Rohtabak im Werte von 124 Millionen Mark ein, und seine Zigarettenproduktion ist in den letzten fünfzehn Jahren von einer Milliarde auf weit mehr als zehn Milliarden Stück gestiegen. Daß sich die nationale Eigenregie auf einem Produktionsgebiet von solchem Umfange lohnen würde, steht außer Frage: die Wahl freilich zwischen Dollartrust und Bankenmonopol vermöchte niemandes Appetit zu reizen!

Pansexualismus.

Von

Dr. Oscar Ewald.

Privatdozent an der Universität Wien.

Die Annahme, daß die höchsten geistigen Vorgänge nichts sind als Transformationen des Sexualinstinktes, hat, wie schon aus dem Wortlaut erhellt, unverkennbar die Tendenz der Vereinfachung. Es soll das Geistige, das als ein Dunkles, Geheimnisvolles empfunden wird, durch seine Reduktion auf die elementare, greifbare Realität des Geschlechtstriebes aufgelöst werden. Die unverhohlene Ironie dieser Auflösung ist beinahe charakteristischer als ihr sachlicher Gehalt. Es ist, als ob der Analytiker zu den Ideologen spräche: „Was ihr für etwas Unsagbares, Ueberschwängliches haltet, für den Niederschlag einer höheren Welt, ist in Wahrheit eine Metamorphose der Sexualität, ist — bloß Sexualität.“ Diese Einschränkung enthält, näher betrachtet, nicht bloß eine Kritik der geistigen Werte, sondern auch eine solche der Geschlechtlichkeit. Denn nicht um einfache Gleichsetzung beider handelt es sich hier, sondern um die für alle materialistischen Gedankengänge so typische Auflösung höherer Formen in niedrigere. Die Sexualität wird ausdrücklich als inferiores Element des Seelenlebens gekennzeichnet. Und so ist die ethische Tendenz dieser Deutung unverkennbar die der Desillusionierung.

Drei Motive scheinen mir hier übrigens zusammenzuwirken. Fürs erste das psychologische Interesse, welches im Bereich des Seelischen nichts Dunkles, Geheimnisvolles mehr zulassen will; zweitens eine Uebertragung der naturwissenschaftlichen Methode, die mit größtem Erfolge bestrebt ist, die kompliziertesten Phänomene in einfache Elemente, Atome und Bewegungen aufzulösen; drittens jener Typus des philosophischen Erlebens, den ich bereits charakterisiert habe: die Tendenz, das anscheinend Hohe und Ewige auf ein Minimum der Bedeutung und des Wertes zu reduzieren. Aus diesen Voraussetzungen entsteht die Theorie des Pansexualismus: alle Intellektualität ist lediglich sublimierte Geschlechtlichkeit; ob einer dichte oder denke, die Natur erforsche oder ein philosophisches System aufstelle, ob er sich der Politik oder dem Wirtschaftsleben widme, immer sind es sexuelle Spannkräfte, die, an der vollen Entfaltung ihrer eigenen Sphäre gehemmt, aus ihr gewaltsam verdrängt, eine Verwandlung in andere, oft scheinbar unsinnliche Lebensrichtung erfahren. In Wahrheit aber ist alles Tun und Träumen, Schaffen und Schauen — bloße Sexualität.

Wir haben uns hier vor allem mit der theoretischen Seite des Problems auseinanderzusetzen. Für sie ist es entscheidend, daß die Entfaltung des Seelenlebens unter denselben Aspekt der Kausalität gestellt wird, wie die des Naturgeschehens. Aus Atombewegungen erklärt die moderne Physik die Töne und Farben. Aus dem dunklen Impuls des Geschlechtsinstinktes soll die Mannigfaltigkeit des Geisteslebens hervorgehen. Es fragt sich indessen, ob die Eigenart des Seelenlebens eine derartige Uebertragung der physikalischen Kategorien von Ursache und

Digitized by Google

Wirkung erlaubt. Der äußere Naturprozeß verläuft linear: etwas geschieht; und dies hat zur Folge, daß etwas anderes geschieht. So baut sich aus einzelnen Teilvorgängen die Totalität des Weltgeschehens auf. Die menschlichen Erlebnisse hingegen lassen sich nicht wie an einem Faden aufreihen; sie bilden vielmehr eine organische Einheit, deren Glieder durcheinander gegenseitig bedingt sind, in unlöslicher Verkettung stehen. Will man dies Verhältnis durchaus in ein logisches Schema pressen, so muß man sagen: es ist nicht das der einseitigen Ursächlichkeit, sondern ein solches der Reziprozität, der Wechselwirkung. Nicht von irgendeinem isolierten Punkte oder Teile aus werden andere Punkte oder Teile in Bewegung gesetzt; vielmehr vom lebendigen Zentrum der Persönlichkeit aus erfolgt der Anstoß zu jeder charakteristischen Veränderung und Entwicklung. Und in diesem Zentrum greifen alle seelischen Elemente, die höheren und niedrigeren, Gefühl und Gedanke, Trieb und Wille, so innig ineinander, daß sie in ihrem Lebensprozeß gar nicht gesondert betrachtet werden können. Was Goethe von der Natur sagt, daß sie weder Kern noch Schale, weder Aeußeres noch Inneres hat, daß sie alles mit einem Male ist, gilt zweifellos in noch höherem Maße für die Seele. Hier einen Teil künstlich abspalten und aus ihm das Ganze erklären wollen, heißt die gesamte Perspektive gröblich verfälschen. Deshalb ist es unmöglich, die Kunst aus der Religion oder umgekehrt die Religion aus der Kunst zu erklären; ebenso unmöglich, beide oder mit ihnen noch die Erkenntnis und den moralischen Willen auf den Geschlechtstrieb zurückzuführen. Sondern es lassen sich all diese Energien bloß aus dem organischen Quellpunkt der Persönlichkeit verstehen, die allein in allem lebt und wirkt. Aus diesem Grunde ist es willkürlich, Ursache und Wirkung an bestimmten Stellen zu lokalisieren. Im Seelischen ist alles zugleich: jedes Element hat, so sehr es auch das bedingende und überzeugende scheinen mag, die übrigen wenigstens als latente Anlagen und Möglichkeiten zur Voraussetzung. Es ist noch kein Genie in dem Sinne an Trunksucht zugrunde gegangen, als hätte sich hier von einer entfernten, isolierten Partie der Innenwelt aus der Zersetzungsprozeß verbreitet. Daß hier ein übermäßiger, alle gegenstrebenden Motive überwuchernder Hang zum Alkoholgenusse vorlag, war in der Gesamtstruktur der Persönlichkeit begründet. Und ebenso hat noch niemals der bloße Zufall einen Menschen glücklich oder unglücklich, gemein oder vornehm gemacht. Wiederum war es das ganze Ich, das, seiner ursprünglichen Entwicklungsrichtung folgend, bloß auf eine bestimmte Anregung von außen wartete, um die eingeborenen Gesetze seines Wesens zu entfalten. Die Persönlichkeit läßt sich eben nicht wie ein körperlicher Gegenstand aus einzelnen Teilen zusammensetzen und in sie zerlegen: sie erfüllt und durchdringt vielmehr jedes, auch das geringfügigste ihrer Elemente, teilt sich ihnen in unsagbarer Weise in ihrer absoluten Einheitlichkeit mit. Sagen wir daher, auf unser Problem zurückgreifend, das Schaffen habe seine Wurzelung in der Geschlechtlichkeit, dann kann dies einen Sinn lediglich unter der Voraussetzung gewinnen, daß der Begriff der Geschlechtlichkeit schon alle schöpferischen Anlagen und Entwicklungstendenzen der Persönlichkeit in sich trägt. Will man die seelische Perspektive nicht absichtlich verengen und verkürzen, so wird man sagen müssen, daß weder das Geistesleben eines bedeutenden Menschen die Ursache seiner Instinkte, noch umgekehrt der Instinkt die Ursache des Geisteslebens ist. Wohl aber kann man wegen der ungebrochenen, unteilbaren Einheit der Persönlichkeit ihr tiefstes und deshalb auch schöpferisches Wesen in all den genannten Sphären sich entfalten sehn. Wie solch ein Mensch liebt oder haßt, das ist von der gleichen physiognomischen Bedeutung für ihn, wie die Richtung seines Denkens, wie Inhalt und Gegenstand seines Gestaltens. Es ist freilich klar, daß dieses Prinzip individueller Erfüllung und Durchdringung irgendwie eine Grenze findet. Die rein animalischen Funktionen wie Essen und Trinken sind zweifellos in weit geringerem Maße bedeutungsvoll für die persönliche Eigenart: sie verraten uns weniger von dieser. Es gibt, wie sehr man auch die durchgreifenden Zusammenhänge des Seelischen hervorheben mag, eine verschiedene Kapazität der einzelnen Sphären und Schichten, in Hinsicht dessen, was sie von der psychischen Gesamtheit zum Ausdrucke bringen. Man könnte versucht sein, im Gegensatze zu

Digitized by Google

herrschenden Strömungen der Sexualität und Erotik eine geringere Kapazität zuzusprechen, sie auf das Niveau primitivster Triebhandlungen herabzudrücken. Ihr seelisch-geistiger Fassungsraum wäre demnach ähnlich wie der der Ernährungsvorgänge ein äußerst geringer. Es sei im Sinne der früheren Ausführungen nachdrücklich hervorgehoben, daß wir dieser Ansicht nicht beistimmen. Das Entwicklungsvermögen der Sexualität, ihre Fähigkeit, sich zu transformieren und zu vergeistigen, sind außerordentlich groß, eben weil in ihr mehr latente Spannkraft, mehr Geistigkeit verdichtet ist, als ihr oberflächlicher Aspekt verrät. Der Sprung vom Geschlechtstriebe zur genialen Produktivität ist übrigens kein spontaner, da in der Mitte das Liebesphänomen gelegen ist. Zuerst sublimiert sich die Geschlechtlichkeit zur Erotik; und in dieser regen sich schon die Triebkräfte höheren Schaffens und Gestaltens. Denn sie läßt vor allem die Beziehung zur Unendlichkeit offenbar werden. Die Liebe ist eine kosmische Apperzeption: sie verwirklicht das Welterlebnis, wenn sie es auch an eine einzelne Person gebunden sein läßt. Aber nicht allein in dem schon von Plato erfaßten Sinne ist sie die Wurzel des Schaffens, sondern noch in einer anderen, dem modernen Erklärungsprinzip nähertretenden Bedeutung. Es vollzieht sich hier wirklich eine Transformation, eine Verdrängung, ein Uebergang in eine neue Sphäre. Die Liebe ist die intensivste Steigerung des persönlichen Lebens und zugleich seine höchste Konzentration. Dem Menschen, zumal dem Manne, ist es aber unmöglich, die höchste Einheit und Synthese seiner Existenz in der Enge und Unmittelbarkeit seines persönlichen Daseins zu erfüllen. Denn alles Gelebte bleibt doch immer, so intensiv und durchdringend es auch sein mag, fragmentarisch; und deshalb muß, wer ein Ganzes vollenden will, ein Werk gestalten, sich schöpferisch objektivieren. Es gibt daher keinen wahren Mann, dessen Wesen sich in der Erotik restlos erschöpfen könnte. Ein Casanova kommt höheren Maßstäben gegenüber kaum in Anbetracht. Aber auch Don Juan, der schon mehr ist als Abenteurer, bleibt, wie tief er auch gefaßt werde, ein negatives Phänomen; denn er ist steril, wie jeder, der in den Feuerkreis seiner Leidenschaft geschlossen ist, ohne die entscheidende Wendung zur produktiven Tat realisieren zu können. Wie das strömende Wasser unablässig neue Gesteinsmassen aufbaut, so verdichtet sich der ungelöste Rest des Lebens zum Werke, das nunmehr seinem eigenen Schöpfer als ein unabhängiger, in sich ruhender Wert gegenübersteht. Erst wenn wir sexuelles und erotisches Empfinden in diese weite Lebensperspektive stellen, können wir sagen, daß alles Schaffen auf eine Metamorphose des Geschlechtstriebes zurückgeht. Allein, dieselbe ist dann kein Spiel des Zufalls oder der Willkür, sondern eine innere, organische Notwendigkeit. Es ist deswegen die größte Kulturlosigkeit, eine Befreiung des Menschen davon zu erwarten, daß jene Verdrängung der Instinkte nicht mehr stattfindet, daß er vielmehr in ihnen den Bodensatz seiner Innerlichkeit auszuschöpfen vermag. Der Pansexualismus wird schon dadurch widerlegt, daß seine Rückverwandlung geistiger Energie in sexuelle, eine Resorption des Intellektes durch das Triebleben unmöglich ist. Und was den Weg nach oben, die Vergeistigung der Instinkte angeht, so haben wir gesehen, daß sie in einer wesentlich modifizierten Bedeutung verstanden werden muß. Sie ist bloß deshalb möglich, weil die Geschlechtlichkeit des Menschen ihrer ursprünglichen Struktur nach keine von seinen höheren Fähigkeiten abgetrennte Domäne ist, sondern schon alle Elemente seiner Geistigkeit in sich trägt. Immerhin ist dies das Endergebnis des Materialismus: er will den Geist aus der Materie erklären und gelangt dahin, die Materie selber als Entfaltung und Symbol des Geistes zu verstehen.

Ein verkanntes Unterrichtsfach.

Von

Dr. Hans Offe.

Mehr und mehr beginnen besonnene, nicht einseitige Schulreformer einzusehen, daß neben den verschiedenen, nur zu oft getrennt marschierenden Unterrichtsfächern auch solche einen würdigen Platz in unsern Höheren Schulen verdienen, deren pädagogische Bedeutung ganz besonders auch in ihrer

Digitized by Google

Mittlerrolle liegt. Zu diesen Fächern rechnet man schon in weiten Kreisen das Deutsche, das ja auch nach den gegenwärtig in Preußen geltenden Bestimmungen „im Mittelpunkt des gesamten Unterrichts" steht. Aber selbst im Falle, daß der deutsche Unterricht die durchaus notwendige Erweiterung erführe, könnte er doch seiner Natur nach im wesentlichen nur den Mittelpunkt der sprachlich-geschichtlichen Fächer bilden. Auch an die erste Einführung in die Philosophie („Philosophische Propädeutik") hat man in diesem Zusammenhang gedacht, ebenfalls nicht ohne gute Gründe. Doch setzt dieses Fach bereits einigermaßen gereifte Schüler voraus und kann deswegen nur auf der Oberstufe betrieben werden.

Von den Wissenschaften aber, die gleich der Philosophie Natur und Kulturwelt zugleich in den Kreis ihrer Betrachtung ziehen, ist die Erdkunde die einzige, die seit langem auf den Höheren Schulen wenigstens teilweise als selbständiges Fach gelehrt wird. Viele älteren Lehrer, leider wohl auch noch manche jüngeren, muß man daran erinnern, daß die Erdkunde heute nicht mehr, wie einst, ein wegen seiner Trockenheit verrufenes Lehrfach ist, das sich lediglich von Namen und Zahlen, dazu von allerhand kuriosen Einzelheiten und gelegentlich ein paar Anekdoten nährt. Seitdem die geographische Wissenschaft angefangen hat, die Erde als Naturkörper zu betrachten, weiterhin auch die Menschheit nach Rasse und Geschichte, Siedlungs- und Wirtschaftsverhältnissen in ihrer Beziehung zu Boden, Klima und Gewässer zu untersuchen, ist auch in die Schulgeographie ein reiches Leben eingekehrt.

Des Raummangels halber sei hier nur kurz angedeutet, daß ein auf der Höhe der Zeit stehender Erdkundeunterricht, von den gemeinhin „praktisch" genannten Kentnissen abgesehen, auch der formalen Bildung nicht zu unterschätzende Dienste leisten kann: einer Geistesschulung, die allerdings nach der Ansicht mancher Schulmänner fremde Sprachen und Mathematik ausschließlich in Erbpacht genommen haben. Denken wir etwa an die (nicht dogmatisch herzuleitende!) mathematische Erdkunde, an das Kartenverständnis, an die besonderen Schwierigkeiten des erdkundlichen Schülervortrags, der oft innerlich scheinbar ganz verschiedenartige Dinge aus Natur- und Kulturwelt festhalten und in inneren Zusammenhang bringen soll: ein Punkt, der Immanuel Kant wahrscheinlich vorschwebte, als er schrieb: „Es ist nichts fähiger, den gesunden Menschenverstand aufzuhellen, als gerade die Geographie." —

Vielmehr soll uns hier hauptsächlich die Frage nach der Bedeutung des erdkundlichen Unterrichts für die staatsbürgerliche und die deutsch-völkische Erziehung beschäftigen. Die „staatsbürgerliche Bildung" ist nachgerade ein beinahe allzuweiter und leider in ganz verschiedenem Sinne gebrauchter Begriff geworden. Bald nimmt er eine mehr geschichtliche, bald eine mehr volkswirtschaftliche oder sozialogische Färbung an, vom Mißbrauch zu rein parteipolitischen Zwecken zu schweigen. Auch der erdkundliche Unterricht hat vielfältige Gelegenheit zu staatsbürgerlicher Unterweisung. Sehr treffend und anschaulich äußerte sich über diesen Punkt Direktor Dr. R. Neuse-Spandau in einem Bericht auf der 3. Oberrealschuldirektoren-Versammlung am 2. und 3. November 1912. Ich entnehme daraus folgenden Abschnitt:

„Bürgerkunde im besten Sinne des Wortes heißt wissen, wo man als Bürger im Staate steht und welche Stelle unser Volk unter den Völkern der Erde einnimmt. Dazu gehört ein Längsschnitt, den gibt die Geschichte, und ein Querschnitt, den gibt die Erdkunde; ja, das meiste von dem, was man füglich Bürgerkunde nennen kann, das ist streng genommen Geographie. Welches ist Deutschlands geographische Lage, welches sind unsere Nachbarn, welches sind unsere Einwohnerzahl, unsere wirtschaftlichen Hilfsquellen? Welche Bundesstaaten setzen das Deutsche Reich zusammen, welches ist ihre Größe und Bedeutung, welche von ihnen sind vorwiegend landwirtschaftlich, welche industriell? Das sind doch alles Fragen, über die sich ein Staatsbürger klar sein müßte, und ich glaube, es sind alles Fragen, auf die der Geographieunterricht die Antwort gibt. Nun ist Deutschland jetzt eingetreten in die Weltwirtschaft, in die Weltpolitik, unser Horizont hat sich erwei-

Digitized by Google

tert — ich brauche wohl nur anzudeuten, welche neue Reihe von Fragen sich daraus ergibt —, alles Fragen geographischer Natur . . . Denken Sie sich während der Marokkokrisis eine Stunde über Nordafrika von einem fachkundigen und zielbewußten Lehrer erteilt, sollte eine solche Stunde nicht einen nachhaltigen Eindruck auf junge Leute von 16 bis 20 Jahren hinterlassen? Eins muß ich hier allerdings bemerken: soll die Geographie der Bürgerkunde dienen, dann darf sie nicht, wie manche ihrer Vertreter es wollen, auf ihr politisches, menschliches Element ganz verzichten, zugunsten des naturwissenschaftlichen . . . . Was wir brauchen, ist aber eine kräftige politische und Wirtschaftsgeographie, natürlich in moderner Art, nicht eine bloße Aufzählung von Namen und Zahlen. Eine solche Geographie, von tüchtigen Lehrern erteilt, und wir haben deren eine ganze Menge, kann sich ruhig neben den anderen Fächern der Oberstufe sehen lassen."

Wohlan denn, so sollte die unter den gegebenen Verhältnissen nahezu einzige Gelegenheit zur Einführung in die Wirtschaftspolitik, nämlich auf der Grundlage der allgemeinen Wirtschaftsgeographie, von unsern Höheren Schulen fortan mit größerem Eifer und mehr Ernst benutzt werden; keinesfalls aber sollte ein so wichtiger Gegenstand, wie das nur zu häufig geschieht (s. unten), womöglich dem ersten besten, geographisch nicht vorgebildeten Oberlehrer überlassen bleiben.

Ferner hat der geographische Unterricht, auch an der neuerdings besonders gepflegten Heimatkunde einen recht beträchtlichen Anteil. Ja, wenn es darauf ankäme, die gesamten heimatländlichen Bestrebungen, wie sie zumal der naturkundliche und der geschichtliche Unterricht vermitteln, um ein Fach zu gruppieren, so wäre zweifellos die Erdkunde das hierfür Gegebene. Bildet es doch anerkanntermaßen eine ihrer Hauptaufgaben, die gesamte Eigenart einer Landschaft (soweit jene in angebbarer Beziehung zur Landesnatur steht) in einem Bilde festzuhalten und zu lehren.

Daß übrigens auch die Rassenfrage im Rahmen unseres Faches zahllos häufig und ungezwungen erörtert werden kann, bedarf m. E. selbst für den Fernerstehenden kaum noch des Beweises. Im Gegensatz — und zugleich als notwendige Ergänzung — zum Geschichtsunterricht zieht ja die Erdkunde auch die nichteuropäische Menschheit in größerem Umfange in den Kreis ihrer Betrachtung. Nicht zu vergessen die vor unsern Augen sich vollziehenden Wanderungen vom Lande in die Stadt, von Land zu Land; verdienen sie nicht auch neben den geschichtlichen Völkerwanderungen genannt zu werden?

Als ganz besonders erfreuliche Erscheinung der neueren Schulgeographie ist die entschiedene Betonung des Deutschtums im Auslande zu bezeichnen. Geschichtliche Entwicklung und gegenwärtige Verbreitung, deutschvölkische wie wirtschaftliche Bedeutung kommen dabei gleichmäßig zu ihrem Recht. Es ist nicht ganz einfach, ohne in den Verdacht der Einseitigkeit oder Ungerechtigkeit zu kommen, Lehrbücher zu nennen, die in dieser Hinsicht sich hervorragende Verdienste erworben haben. Das wolle man beachten, wenn Namen wie Steinhauff-Schmidt, Fischer-Geistbeck, Tromnau-Schöne, Steinecke genannt werden, des altbekannten „Seydlitz" nicht zu vergessen. So bringt u. a. eines der für die Oberstufe der Lyzeen bestimmten Hefte von Steinhauff-Schmidt allein eine 15 Seiten lange Darstellung des Deutschtums im Auslande.

Alles das könnte der erdkundliche Unterricht an Höheren Schulen zugunsten deutschvölkischer und staatsbürgerlicher Bildung und Erziehung leisten. Jeder Urteilsfähige und unbefangene Prüfende wird auch die im Interesse des Deutschtums liegende Notwendigkeit zugeben. Einstweilen sind wir jedoch von der Erfüllung dieser gewiß nicht unbescheidenen Forderungen im allgemeinen noch recht weit entfernt. Eigene dahingehende Erfahrungen an fünf rheinischen Realanstalten in den letztverflossenen Jahren mitzuteilen, möchte wenige überzeugen. Aber was soll man dazu sagen, wenn nach statistischen Erhebungen aus dem Jahre 1908 von den mit erdkundlichen Unterricht betrauten Lehrern beispielsweise in Groß-Berlin 52,5% keine ordnungsgemäß nachgewiesene Lehrbefähigung in Erdkunde hatten, desgleichen im Königreich Sachsen 49,7%, in El-

Digitized by Google

saß-Lothringen 56,5%! Dabei war in Berlin eine weit mehr als ausreichende Anzahl von geprüften Erdkundelehrern vorhanden (378 für 65 Schulen, während 130 bis 195, d. h. 2 bis 3 für jede Schule schon genügten). Von den in Erdkunde geprüften Oberlehrern unterrichten 43% dies ihr Fach überhaupt nicht! — Und was soll man dazu sagen, wenn im Vorwort eines modern sein wollenden Lehrbuches der Erdkunde für Lyzeen heutzutage noch die Verfasser (darunter ein Direktor) erklären: „im Hinblick auf . . . . . Lehrer, die, ohne Fachmann zu sein, den Unterricht, — sei es, aus welchen Gründen es wolle (!) zu übernehmen sich genötigt (!!) sehen" — seien die betr. Abschnitte aus der Länderkunde gebracht. „Branchekenntnisse nicht erforderlich?" — Wenn nein, wozu dann eine erdkundliche Fachprüfung nach semesterlangem Studium?

Die Schuld an solchen Zuständen trägt einmal die im Durchschnitt allzu geringe Bewertung der Erdkunde als Bildungsfach seitens der höheren Schulkreise. Zugegeben sei, daß eine wenn auch langsame Hinwendung zu besseren Einsichten vielfach bereits im Gange ist oder doch nahe bevorsteht. So weisen z. B. die Oberrealschulen, sowie neuerdings die preußischen Oberlyzeen und Studienanstalten wenigstens je eine erdkundliche Wochenstunde für die Oberstufe auf. Auf den humanistischen Gymnasien und den meisten deutschen Realgymnasien scheint unser Fach jedoch gerade von dem Zeitpunkte an zu beinahe völliger Bedeutungslosigkeit verurteilt, da eine größere geistige Reife und etwas ausgedehntere Kenntnisse und Vorstellungen aus den Grenzwissenschaften der Erdkunde erst einen tiefer bildenden, abschließenden Unterricht ermöglichen. Zwar wird auch in Gymnasialkreisen hier und da der aufrichtige Wunsch nach stärkerer Betonung des Erdkunde-Unterrichts laut; allein vom Ja-aber bis zum Ja-also ist hier, wie so oft in grundsätzlichen Fragen, ein weiter Weg. Dem Neuen, als notwendig Erkannten, will man wohl Einlaß gewähren; indes auch nur den entbehrlichsten, aber durch die „bewährte Gymnasial-Ueberlieferung" geheiligten Unterrichtsstoff deswegen wesentlich einzuschränken, kann man sich nicht entschließen; und da an eine Vermehrung der Gesamt-Stundenzahl nicht zu denken ist, bleibt einstweilen alles, wie es gewesen. —

Wollen die beteiligten Schulkreise nicht in ihrer Gesamtheit mit den Forderungen der Zeit, d. h. mit deutsch-nationalem Leben Schritt halten, so müssen eben die Geographen von Fach an unsern Höheren Schulen versuchen, Wandel zu schaffen. Von dieser Ueberzeugung durchdrungen, gründeten sie im vorigen Jahre einen „Verband Deutscher Schulgeographen", der im angedeuteten Sinne wirken will. Bis Ende August 1913 schlossen sich dem Verbande, abgesehen von zahlreichen Einzelpersonen, örtlichen Vereinen und Schulen, auch mehrere größere Gesellschaften als korporative Mitglieder an, ich nenne nur die Deutsche Kolonialgesellschaft, die Deutsche anthropologische Gesellschaft und die Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte. In dem Ende 1911 erfolgten Aufruf zur Gründung des „Verbandes Deutscher Schulgeographen" lesen wir die beherzigenswerten Worte:

„Wissen ist Macht, geographisches Wissen ist Weltmacht! Nur wer den Boden des eigenen Vaterlandes und die Schätze kennt, die er seit Ewigkeiten birgt oder durch die belebende Kraft der Sonne alljährlich neu hervorsprießen läßt, kann die Grundlagen und Entwicklungsmöglichkeiten seines Wirtschaftslebens beurteilen und in Wechselbeziehung setzen mit dem Wirken der Länder jenseits von Grenze und See!

Nur wem die traute Kenntnis von Art und Wesen deutscher Stämme Vertrauen zu deutscher Volkskraft vermittelt hat, wird die Sendung verstehen können, die ihr zu kolonialer Betätigung in aller Welt für Gegenwart und Zukunft geworden ist!

Nur wer mit tiefem Verständnis eingedrungen ist in die oft geheimnisvoll verschlungenen, dabei in ihren Wirkungen mit seltener Kraft in die Erscheinung tretenden Wechselbeziehungen, die Erde und Mensch seit Vorbeginn verbinden, wird frei von den Fesseln ärmlicher Gegenwart die erhabene und erhebende Unendlichkeit des Weltganzen empfinden!

So vermittelt die Erdkunde ein Wissen, das sich wie kaum ein anderes dem Wesen unseres Volkes anpaßt, die Brücke schlägt zwischen humanistischer und realistischer Grund-

Digitized by Google

bildung, in der Vergangenheit wurzelt und in die Zukunft weist. In keiner Weise genügt deshalb die Stellung, die ihr die deutsche Schule der Gegenwart gewährt, und die Behauptung, daß die geographische Unkenntnis selbst den gebildeten Deutschen dem Gespötte der Welt preisgebe, entbehrt nicht der Grundlage. Hier gilt es Abhilfe zu schaffen!"

Der neue Hauptmann.

Von

Julius Bab.

Der neue Hauptmann — das heißt nicht nur ein neues Stück des bekannten Dichters, sondern auch der Anfang einer in ihren Möglichkeiten noch ungekannten Epoche im Schaffen des Dichters, vielleicht ein neuer Poet. Denn Gerhart Hauptmann war bisher ausschließlich der Dichter der leidenden Kreatur. Den Menschen, der Größe und Göttlichkeit erst gewinnt, wenn die Mächte draußen sein irdisches Teil so weit zerrieben haben, daß nun der Seelenfunke hervorspringen kann, den Menschen, dessen bestes Teil nicht von dieser Welt ist, den stellt er als ein grundchristlicher Dichter dar, dessen Werk nicht ohne sehr zureichenden Grund in einem Christusroman, in der Apotheose der ganz von aller irdischen Tat befreiten, ganz ins Göttliche aufgelösten Seele gipfelte. Aber unter der starken und zweifellosen Herrschaft dieser christlichen Instinkte bewegte sich auch bei Hauptmann, wie fast bei allen Menschen unserer modernen zwiespältigen Kultur, doch eine leise Sehnsucht nach Griechenland, nach jenem anderen Pol des Lebens, dort, wo man die Götter auf der Erde wandeln sieht und die Würde der Seele in stolzer Selbstbehauptung findet. In seinen „Jungfern vom Bischofsberg", die ein helles, freies, feines, glückseliges Leben irdischer Kultur führen, glänzt etwas auf vom hellenischen Ideal; in der „Griselda" waren es zum erstenmal irdische Kräfte des Stolzes und der Liebe, die, ihren Ueberschwang aneinander mäßigend, zum Triumph führten. Und noch in Gerhart Hauptmanns letzt erschienenem Drama, das dem armen Gabriel Schilling doch zuletzt nur wieder die Flucht in den christlich sühnenden Tod läßt, taucht als vorletzte Möglichkeit die Flucht nach Griechenland auf, die Reise in das Land der Hellenen. Die Welt adeln oder der Welt entfliehen, das ist ja immer die doppelte Möglichkeit, die dem bleibt, der die Gemeinheit dieser Welt empfindet. Hauptmann selber hat einmal solche heilsame Reise nach Griechenland gemacht und hat von ihr einen Bericht gegeben, der voll liebender und neidischer Bewunderung jener weltheiligenden Kultur ist, die einst in der reinen Luft dieses meerumwogten Gebirgslandes erwuchs. Zwischen den Säulen des Parthenon und in den Schluchten von Delphi sann er damals auch den Rätseln der griechischen Kunst nach, die nach den heroischen Idyllen die blutigen Ekstasen der Tragödie zeugte. Wenn Helios wie er in der Odyssee einmal droht, den Toten scheinen wird, statt den Lebendigen, wenn das Licht einmal auf die Nachtseite des Lebens fällt, dann sind all die Geschichten, die heute in der göttlichen Heiterkeit der Epen wandeln, tragische Stoffe. Und: „Es kann nicht geleugnet werden, Tragödie heißt: Feindschaft, Verfolgung, Haß und Liebe als Lebenswut! Tragödie heißt: Angst, Not, Gefahr, Pein, Qual, Marter, heißt Tücke, Verbrechen, Niedertracht, heißt Mord, Blutgier, Blutschande, Schlächterei!" Diesen Nachtblick des Tragikers warf nun Hauptmann selbst auf die berühmteste der Homerischen Situationen, die Heimkehr des Odysseus, und er schuf ein Drama, in dem zum erstenmal der vom Leiden zerdrückte Held nicht durch Ertragen und Sterben, sondern durch Taten und Töten erlöst wird. Ein düster-drohendes, ein heiter-furchtbares Gedicht auf heidnischer Basis: „Der Bogen des Odysseus."

Nicht von Anfang an war Odysseus der Held dieses Dramas. Auch Penelope, die Rätselvolle, die dem Gatten treu bleibt und doch die Freier anlockt, die das Gewebe immer wieder auftrennt und doch stets neu beginnt, erschien dem Dichter in fragwürdiger Gestalt, als eine Schwester der Kirke, ein Weib von charakterlos lockender Naturkraft, als Bewegerin tragischer Geschehnisse. Sie tritt in dem jetzigen Drama

Digitized by Google

gar nicht auf, aber das Interesse, das der Dichter an ihrem Problem nimmt, wird doch in vielen, innerhalb der Oekonomie des jetzigen Gedichtes vielleicht zu vielen Erwähnungen deutlich. — Telemach, der Sohn, sollte, wie man weiß, eine Zeitlang selber der Träger dieses Dramas sein. Daß der junge Erbe, der sich eben erst zur Tat erheben will, gegen den nie gekannten Vater, der plötzlich wieder die Zügel in seine Hand zurückbegehrt, nicht weniger Zorn als Liebe empfinden wird, das ist keine fernliegende Variante des berühmten Kronprinzen-Konflikts. (Der jüngere Dichter Hans Frank hat vor kurzem an einem deutschen Sagenstoff: „Herzog Heinrichs Heimkehr" das gleiche Problem zur Darstellung gebracht.) Aber auch dieses Motiv trat für Hauptmann wieder zurück, nur zwei Szenen des Telemach, die die jetzige Handlung über Gebühr belasten, blieben stehen. Der Held seines Dramas aber wurde nun in Wahrheit Odysseus — Odysseus, der nicht, wie im Homerischen Liede, von der Göttin schützend verwandelt und im rechten Moment heilsam zurückverwandelt wird, sondern der wirklich als ein ganz elender, gebrochener, unkenntlich entstellter Mann zurückkommt, — der sich am eigenen Herde nicht nennen darf, weil man ihn sonst als einen der vielen Betrüger, die schon oft von Odysseus Heimkehr schwatzten, von Nahrung und Obdach jagen würde — der in Gefahr scheint, erst daheim das tiefste Elend: die Zerstörung, das Abschneiden, die Aufgabe seiner Persönlichkeit zu erleben, bis er sich in Krämpfen der Verzweiflung aufrichtet und aus tiefstem Leid die Kraft zur Tat, zur erlösenden Rückeroberung seines Ich findet.

Es ist leicht einzusehen, warum dieses Motiv schließlich bei Hauptmann alle anderen verdrängt hat und warum ihm seine Ausgestaltung so sehr gelingt. Die „Erniedrigten und Beleidigten" mit aller Kraft des Mitgefühls zu malen, das war ja von je seine tiefste Kunst. Wie die verzweifelten Weber, die vom Schicksal zermürbten Bauern oder den Hensche-Wilhelm, so vermag er jetzt auch den König Odysseus im äußersten Bettlerelend zu gestalten. Wenn Odysseus den greisen Vater Laertes in seinem schutzlosen Elend wiederfindet, dem er in seinem Jammer vorzeitig ähnlich geworden ist, und die beiden aus lachender Verzweiflung zu tanzen beginnen, — „entehrte Greise sind der Götter Labsal", — so ist Hauptmanns alte Kunst auf ihrer Höhe. Aber dann reckt er sich freilich auf einen neuen Weg hinüber. Wir sind nicht mehr auf christlichem Boden, wo tragend, leidend und sterbend sich der göttliche Kern des Dulders enthüllen würde, — wir sind in Griechenland, und der Erniedrigte und Beleidigte soll sich furchtbar als Held und Rächer aufrichten. — Mit hundert feinen Zügen hat Hauptmann sich bemüht, die Erfahrungen der Heidengötter bergenden Landschaft, wie er sie in seinem „Griechischen Frühling" schildert, zu szenischer Gestalt zu bringen. Dies Bemühen gipfelt schließlich in der stürmischen Idylle eines Panfestes der Hirten. Aber hier wird nun gerade die Uebergangsnatur, das Tastende und Versuchende dieser ersten Heidentragödie Hauptmanns deutlich. Dies Bemühen um den kulturellen Unterbau lähmt den dramatisch großen Zug des Ganzen. Es hat die Handlung schon sehr zum Nachteil vom Königspalast in die ländliche Hütte des Eumaios verlegt, es bringt allerlei Stockungen in die Handlung und führt schließlich durch eben jenes Panfest zu einem falschen Höhepunkt, denn nach jenem Aufschwung im dritten Akt kommt Odysseus noch immer nicht zur Tat, sondern in einem unwahrscheinlichen Rückzug gibt er den schwelgenden Freiern Gelegenheit, noch in einem vierten Akt ihre Ruchlosigkeit zu erhärten, ehe der fünfte endlich die Katastrophe bringt. So hat der mörderische Schlußakt zwar erstaunliche Wucht, aber er tut doch nur die halbe Wirkung, weil man ihn zu lange erwartet hat, weil man auf zu mühsamen Umwegen zu ihm gekommen ist. Wer auf den Grund sinnlicher Welt eine Tragödie bauen will, darf nicht erst eben diesen Grund bereiten wollen, er muß ihn voraussetzen. Die griechischen Tragiker setzten Homers Welt nicht nur voraus, sie überwanden, sie zerstörten sie bereits durch ihr finster-großes Werk. Man kann nicht im selben Augenblick die Idylle einer weltlichen Kultur schreiben und die tragischen Probleme zeigen, die auf dem Boden dieser Kultur erwachsen. Daß Hauptmann so erst um Heimatsrecht im Lande der Kraft und der Tat ringt, ist seiner geistigen Herkunft nach selbst-

Digitized by Google

verständlich. Ob es ihm gelingen wird, und ob wir nach der immerhin starken Talentprobe dieses ersten Versuches einen neuen Hauptmann erwarten dürfen, der an elementarer Wucht und seelischer Bedeutung dem alten ebenbürtig wird, das wollen wir abwarten. Bedeutsam für den Willen unserer Zeit bleibt jedenfalls auch im Versuch diese Wendung.

Der Mann, der auf Abwege geriet.*)

Von

Jerome K. Jerome.

Ich traf Jack Burridge vor ungefähr zehn Jahren auf einem gewissen Wettrennen im Norden.

Man hatte eben das Zeichen zum Satteln für das Hauptereignis des Tages gegeben. Ich bummelte mit den Händen in den Taschen umher, mich mehr für die Menge als das Rennen interessierend, als ein sportliebender Freund, auf dem Wege zum Sattelplatz auf mich stoßend, mich am Arme faßte und mir heiser ins Ohr flüsterte: „Ziehen Sie Ihr Hemd Frau Waller über!“

„Ziehen mein —““ hub ich an.

„Ziehen Sie Ihr Hemd Frau Waller über,“ wiederholte er noch nachdrücklicher und verschwand im Gedränge.

Ich starrte ihm überrascht und verblüfft nach. Warum sollte ich mein Hemd Frau Waller überziehen? Selbst wenn es der Dame passen würde? Und was würde dann aus mir?

Ich kam an dem großen Schaugerüst vorüber und aufblickend sah ich: „Frau Waller 12 : 1“ auf der Tafel eines Buchmachers angekreidet. Da dämmerte es in mir, daß Frau Waller ein Pferd war, und die Sache weiter überlegend, arbeitete ich den Gedanken heraus, daß meines Freundes Rat, in geziemenderer Sprache ausgedrückt, war: „Setzen Sie auf Frau Waller soviel, wie Sie nur irgend erschwingen können.“

„Danke schön,“ sagte ich zu mir. „Ich habe früher auf eisenfeste Sicherheiten gesetzt. Wenn ich nächstens auf ein Pferd wette, werde ich meine Wahl treffen, indem ich die Augen schließe und mit einer Stecknadel in die Karte steche.“

Aber die Saat hatte Wurzel geschlagen. Die Worte meines Freundes wogten in meinem Gehirn. Die über mich wegfliegenden Vögel zwitscherten: „Ziehe dein Hemd Frau Waller über.“

Ich rechtete mit mir. Ich erinnerte mich an meine wenigen früheren Einsätze. Aber das Verlangen, wenn auch nicht mein Hemd, doch jedenfalls einen halben Sovereign auf Frau Waller zu verwetten, wurde um so stärker, je stärker ich dagegen ankämpfte. Ich fühlte, wenn Frau Waller gewänne und ich nichts auf sie gesetzt hätte, so würde ich mir bis zu meinem Todestage Vorwürfe machen.

Ich war auf der andern Seite des Geläufes. Ich hatte keine Zeit, in das Gehege zurückzukommen. Einige Ellen weiter schrie unter einem weißen Regenschirm ein Winkel-Buchmacher mit Stentorstimme seine Schlußpreise aus. Es war ein großer, lustig aussehender Mann mit einem ehrlichen, roten Gesicht.

„Wie hoch Frau Waller?“ fragte ich ihn.

„14 : 1,“ antwortete er. „Glück auf!“

Ich händigte ihm einen halben Sovereign ein, und er schrieb mir einen Schein. Ich stopfte ihn in meine Westentasche und eilte fort, um das Rennen anzusehen. Zu meiner äußersten Verwunderung gewann Frau Waller. Die unbekannte Empfindung, auf den Gewinner gesetzt zu haben, erregte mich so, daß ich mein Geld ganz vergaß, und erst eine gute Stunde nachher erinnerte ich mich an meine Wette.

Ich tröstete mich mit der Erwägung, ich hätte meinen Verlust verdient — warum war ich töricht genug, einem Winkel-„Bucher“ zu trauen! — drehte auf dem Absatz um und begann nach meinem Sitz zurückzuwandern. Plötzlich rief eine Stimme mich an: „Da sind Sie ja, Herr! Sie suchen Jack Burridge — hierher, Herr!“

*) Aus einer Sammlung, „Bunte Skizzen“, die, zwei Bände der Reclamschen Universalbibliothek füllend, zeigen, wie sehr trotz aller ähnlichen Unternehmungen die altbekannten Reclamheftchen auf dem Gebiete billiger und doch gediegener Unterhaltungslektüre noch immer an der Spitze des Büchermarktes marschieren.

Digitized by Google

Ich sah mich um, und Jack Burridge war in der Nähe.

„Ich sah Sie umherschauen, Herr," sagte er. „Aber ich konnte mich nicht verständlich machen. Sie suchten auf der falschen Seite des Zelts."

Es war erfreulich, zu finden, daß sein ehrliches Gesicht ihn nicht Lügen gestraft hatte.

„Es ist sehr nett von Ihnen," sagte ich. „Ich hatte die Hoffnung, Sie zu sehen, gänzlich aufgegeben. Oder vielmehr," fügte ich lächelnd hinzu, „meine 7 Pfund."

„7 Pfund 10," verbesserte er. „Sie vergessen Ihren eignen Goldfuchs."

Er händigte mir das Geld ein und ging zu seinem Stand zurück.

Auf meinem Heimweg stieß ich wieder auf ihn. Ein kleiner Haufen hatte sich versammelt und beobachtete aufmerksam einen Strolch, der ein elend aussehendes Weib schlug.

Jack drängte sich vor, gewahrte die Szene und zog in demselben Augenblick seinen Rock aus.

„Nun, mein feiner, alter, englischer Herr," schrie er, „heran und versuchen Sie's zur Abwechselung mit mir!"

Der Strolch war ein stämmiger Halunke, und ich habe bessere Boxer als Jack gesehen. Er trug selbst ein blaues Auge und einen garstigen Hieb über die Lippe davon, ehe er recht wußte, wo er war. Aber trotz dieser Verletzungen — und er erhielt noch mehr — wich er nicht von seinem Manne und tat ihn ab.

Als er zum Schluß seinem Gegner aufhalf, hörte ich ihn dem Burschen freundlich zuflüstern: „Sie sind zu gut, wissen Sie, eine Frau zu schlagen. Ei, Sie haben mich beinahe verwalkt. Sie müssen sich vergessen haben, Kamerad!"

Der Bursche interessierte mich. Ich wartete und ging mit ihm. Er erzählte mir von seinem Heim zu Mile End in London — von seinen alten Eltern, seinen kleinen Brüdern und Schwestern, und wie er für sie sparte. Güte sickerte ihm aus allen Poren.

Viele, denen wir begegneten, kannten ihn, und alle lächelten unbewußt, wenn sie sein rundes, rotes Gesicht sahen. An der Ecke der Hauptstraße schlüpfte ein blasses, kleines abgearbeitetes Mädchen an uns vorüber mit den Worten: „Guten Abend, Herr Burridge!"

Er stürzte vor und faßte sie bei der Schulter. „Wie geht's Vater?" fragte er.

„O bitte, Herr Burridge, er ist wieder auf. Und die Fabrik ist geschlossen," antwortete das Kind.

„Und Mutter?"

„Es geht ihr noch nicht besser, Herr."

„Und wer unterhält euch alle?"

„O bitte, Herr, Jimmy verdient jetzt etwas," erwiderte das Wurm.

Er nahm ein paar Goldstücke aus seiner Westentasche und steckte sie dem Kinde in die Hand.

„Alles in Ordnung, Kleine, alles in Ordnung," sagte er, ihre stammelnden Danksagungen unterbrechend. „Du schreibst mir, wenn eure Lage sich nicht bessert, du weißt, wo Jack Burridge zu finden ist."

Als ich abends in den Straßen umherschlenderte, kam ich zufällig an dem Wirtshaus vorüber, in dem er weilte. Das Gastzimmerfenster war offen, und in die nebelige Nacht rollte seine tiefe, fröhliche Stimme, ein altmodisches Trinklied trällernd, hinaus wie ein Wind, die Winkel deines Herzens mit ihrer erfrischenden Menschlichkeit ausfegend. Er saß am obern Ende des Tisches, umgeben von einer Schar fideler Kameraden. Ich hemmte meinen Schritt für eine Weile und beobachtete die Szene. Sie ließ die Welt als einen weniger düstern Aufenthalt erscheinen, als ich sie mitunter geschildert hatte.

Ich beschloß, nach meiner Rückkehr nach London ihn zu besuchen, und demgemäß zog ich eines Abends aus, um die kleine von Mile End Road abzweigende Seitenstraße zu finden, in der er wohnte. Als ich um die Ecke bog, fuhr er in seinem Wägelchen auf; es war ein schmuckes Geschirr. Auf dem Sitz neben ihm saß eine saubere, vertrocknete, kleine, alte Frau, die er mir als seine Mutter vorstellte.

„Ich sage ihm immer, er müßte ein hübsches Mädel hier neben sich haben," sprach die alte Dame, sich zum Absteigen anschickend. „Mit einem alten Weibe wie ich ist kein Staat zu machen."

Digitized by Google

„Fort mit dir!“ erwiderte er lachend, indem er heruntersprang und dem wartenden Burschen die Zügel einhändigte. „Du könntest einigen von uns Jungen noch Points vorgeben, Mutter. — Ich habe der alten Dame immer versprochen, sie sollte eines Tages hinter ihrem eignen Pferde einherfahren,“ fuhr er fort, sich zu mir wendend. „Nicht wahr, Mutter?“

„Ja, ja!“ erwiderte die alte Seele, als sie behende die Stufen hinaufhumpelte, „du bist ein guter Sohn, Jack, du bist ein guter Sohn.“

Er führte mich in das Empfangszimmer. Als er eintrat, strahlten alle Gesichter vor Vergnügen, und ein Akkord fröhlichen Willkommens begrüßte ihn. Die alte, harte Welt war mit dem Zuschlagen der Vordertür ausgeschlossen worden. — Ich schien ins Märchenland geraten zu sein. Der Mann mit dem roten Gesichte, den kleinen, zwinkernden Augen und der derben Lunge leuchtete vor mir als eine große, dicke Hausfee.

Aus seinen geräumigen Taschen kamen heraus: Tabak für den alten Vater; eine große Gewächshaustraube für ein krankes Nachbarkind, das sich bei ihnen aufhielt; ein Buch von Henty — geliebt von Jungen — für einen lärmenden Buben, der ihn „Onkel“ nannte; eine Flasche Portwein für eine abgezehrte, ältliche Frau mit einem geschwollenen Gesicht — seine verwitwete Schwägerin, wie ich hinterher erfuhr; Süßigkeiten für das Kleine (wessen Kleines, weiß ich nicht), um es für eine Woche krank zu machen; und ein Musikheft für seine jüngste Schwester.

„Wir wollen eine Dame aus ihr machen,“ sagte er, drückte das scheue Gesicht des Kindes gegen seine bunte Weste und fuhr mit seiner plumpen Hand durch ihre hübschen Locken, „und sie soll einen Jockey heiraten, wenn sie groß wird.“

Nach dem Abendessen braute er einen ausgezeichneten Whiskypunsch und bestand darauf, daß die alte Dame sich uns anschloß, was sie schließlich unter viel Husten und Widerreden tat; aber ich bemerkte, daß sie ihren Becher leerte. Für die Kinder kochte er eine wunderbare Mischung zusammen, die er „Augenberuhiger“ nannte; die Hauptbestandteile waren heiße Limonade, Ingwerwein, Zucker, Apfelsinen und Himbeeressig. Sie hatte die gewünschte Wirkung.

Ich blieb bis spät und lauschte seinem unerschöpflichen Vorrat von Geschichten. Ueber die meisten von ihnen lachte er selber mit uns — ein lautes, stürmisches Lachen, das den billigen Glaszierat auf dem Kaminsims zittern ließ. Aber hier und da kam eine Erinnerung, die einen plötzlichen Ernst über sein lustiges Gesicht ausbreitete und seine tiefe Stimme in eine seltsame Schwankung versetzte.

Die alten Leute, deren Zungen der Punsch ein wenig gelöst hatte, würden sein Lob bis an die Grenze der Langweiligkeit gesungen haben, hätte er sie nicht fast schroff unterbrochen.

„Höre auf, Mutter,“ rief er schließlich ganz barsch, „was ich tue, tue ich zu meinem eignen Vergnügen. Ich hab's gern, daß die Leute um mich sich behaglich fühlen. Wenn sie's nicht wären, so würde ich mehr beunruhigt sein als sie.“

Ich sah ihn beinahe zwei Jahre lang nicht wieder. Als er dann an einem Oktoberabend in East End herumschlenderte, traf ich ihn, wie er aus einer kleinen Kapelle in Burdett Road kam. Er war so verändert, daß ich ihn nicht erkannt haben würde, hätte ich nicht eine vorübergehende Frau sagen hören: „Guten Abend, Herr Burridge!“

Ein buschiger Backenbart hatte seinem roten Gesichte ein herausfordernd achtbares Aussehen gegeben. Er war in einen schlecht sitzenden schwarzen Anzug gekleidet, und trug einen Regenschirm in der einen, ein Buch in der andern Hand. Auf irgendeine geheimnisvolle Weise brachte er es fertig, zugleich dünner und kleiner auszusehen, als er in meiner Erinnerung gewesen war. Im ganzen flößte er mir den Gedanken ein, er selbst — der wirkliche Mann — wäre irgendwie ausgekernt worden und hätte nur diese verschrumpfte Hülse zurückgelassen. Der belebende Saft der Menschenliebe war aus ihm herausgepreßt worden.

„Doch nicht Jack Burridge!“ rief ich aus, ihm erstaunt entgegentretend.

Seine kleinen Augen wanderten unstet die Straße auf und ab. „Nein, Herr,“ erwiderte

Digitized by Google

er (seine Töne hatten ihren stürmischen, geräuschvollen Klang verloren — eine harte, metallische Stimme sprach zu mir), „nicht derjenige, den Sie sonst gekannt haben — gelobt sei der Herr!"

„Und haben Sie Ihr altes Geschäft aufgegeben?" fragte ich.

„Ja, Herr!" erwiderte er. „Das ist alles vorbei. Ich bin früher ein arger Sünder gewesen — Gott verzeihe mir's! Aber dem Himmel sei Dank, ich habe beizeiten bereut."

„Kommen Sie — wir trinken eins zusammen," sagte ich, seinen Arm unter den meinen ziehend, „und Sie erzählen mir alles."

Er riß sich von mir los, fest, aber sanft. „Sie meinen es gut, Herr," sagte er, „aber ich habe das Trinken aufgegeben."

Offenbar wollte er mich los sein, aber ein Literat, der Stoff für seinen Suppentopf wittert, läßt sich nicht so leicht abschütteln. Ich fragte nach den alten Leuten, und ob sie immer noch mit ihm zusammenwohnten.

„Ja," sagte er, „für den Augenblick. Natürlich kann man von einem Manne nicht erwarten, daß er jemanden ewig unterhält; so viele Mäuler zu sättigen ist eine schwere Aufgabe in diesen Zeiten; und alle Welt schmarotzt an einem Mann, weil er gutmütig ist."

„Und wie geht es Ihnen?" fragte ich.

„Leidlich gut, danke schön! Der Herr sorgt für seine Diener," erwiderte er mit einem gezierten Lächeln. „Ich habe jetzt einen kleinen Laden in Commercial Road."

„Woherum?" beharrte ich. „Ich möchte Sie gern besuchen."

Er gab mir die Adresse mit Widerstreben und sagte, er würde sich sehr freuen, wenn ich ihm die Ehre schenken wollte — was eine handgreifliche Lüge war.

Am folgenden Nachmittag ging ich hin. Ich fand, daß das Geschäft eine Pfandleihe war, und allem Anscheine nach mußte er flott verdienen. Er selbst war abwesend — er wohnte der Sitzung eines Mäßigkeitsvereins bei —, aber sein alter Vater stand hinter dem Ladentisch und bat mich, näher zu treten. Obgleich es ein kalter Tag war, war kein Feuer im Empfangszimmer, und die alten Leute saßen zu beiden Seiten des leeren Herdes, schweigend und traurig. Sie schienen über meinen Anblick kaum mehr erfreut zu sein als ihr Sohn, aber nach einer Weile gewann Frau Burridges natürliche Geschwätzigkeit die Oberhand, und wir begannen zu plaudern.

Ich fragte, was aus seiner Schwägerin, der Dame mit dem geschwollenen Gesicht, geworden sei.

„Ich kann's Ihnen nicht genau sagen, Herr," antwortete die alte Dame; „sie wohnt nicht mehr mit uns zusammen. Sehen Sie, Herr," fuhr sie fort, „John hat andere Ansichten als früher. Er gibt sich nicht viel mit denen ab, die keine Gnade gefunden haben, und die arme Jane hatte niemals viel Religion."

„Und die Kleine?" fragte ich. „Der Lockenkopf?"

„Was, Bessie?" sagte die alte Dame. „O, sie dient auswärts; John denkt, es tut jungen Leuten nicht gut, müßig zu gehen."

„Ihr Sohn scheint sich stark verändert zu haben, Frau Burridge," bemerkte ich.

„Ja, Herr," pflichtete sie bei, „allerdings. Es brach mir erst beinahe das Herz — alles so verschieden von früher! Nicht, daß ich dem Jungen im Lichte stehen möchte! Wenn wir nur unser bißchen Behaglichkeit in dieser Welt zu opfern brauchten, um ihm in der andern zu nützen, so würden ich und Vater nicht mißgünstig sein — nicht wahr, Alter?"

Der „Alte" stimmte mürrisch zu.

„War es eine plötzliche Bekehrung?" fragte ich. „Wie ging es zu?"

„Es war ein junges Frauenzimmer, das ihn herumkriegte," erklärte die alte Dame. „Sie kam eines Tages in unsere Wohnung, um für irgend etwas zu sammeln, und Jack in seiner freigebigen Art gibt ihr eine Fünfpfundnote. In der nächsten Woche kam sie wieder für einen andern Zweck und hielt sich auf und sprach mit ihm im Flur über seine Seele. Sie sagte ihm, er liefe geradeswegs der Hölle zu, und er sollte die Buchmacherei aufgeben und ein achtbares Geschäft gründen. Erst lachte er nur, aber sie setzte ihm mit Traktätchen in der schreck-

Digitized by Google

lichsten Sprache zu; und eines Tages schleppte sie ihn mit zu einem ihrer Erweckungspfaffen, und der hat ihn abgetan.

Er ist seitdem nicht wieder der Alte gewesen. Er hat's Wetten aufgegeben und dies da gekauft, obgleich ich mich hängen lassen will, wenn ich den Unterschied herausfinden kann. Das Herz tut mir weh, wenn ich meinen Jack mit den armen Leuten feilschen höre — und es ist nicht seine Art. Es ging ihm erst gegen den Strich, ich sah's wohl; aber sie sagten ihm, die Menschen wären selbst schuld, wenn sie arm wären, und es wäre Gottes Wille, denn sie wären eine trunksüchtige, sorglose Bande.

Dann ließen sie ihn das Mäßigkeitsgelübde unterzeichnen. Er war immer gewöhnt, eins zu trinken, Jack, und ich denke, der Verzicht hat ihn etwas versäuert — 's ist, als hätte er keinen Muck mehr — und natürlich mußten Vater und ich auch unser Gläschen aufgeben. Dann sagten sie ihm, er müßte das Rauchen aufgeben — das wäre ein anderer Weg, um gerade in die Hölle zu fahren — und das hat ihn keineswegs aufgeheitert — und Vater entbehrt es etwas, nicht wahr, Vater?"

„Ja," antwortete der Alte ingrimmig, „muß sagen, ich habe keine hohe Meinung von diesen Leuten, die in den Himmel kommen wollen. Verwünscht, wenn ich nicht denke, sie müssen an dem anderen Orte eine lustigere Bande sein!"

Eine heftige Erörterung im Laden unterbrach uns. Jack war zurückgekehrt und drohte einer aufgeregten Frau mit der Polizei. Wie es schien, hatte sie sich im Datum verrechnet und war mit den Zinsen einen Tag zu spät gekommen. Als er sie losgeworden war, kam er ins Empfangszimmer mit der Uhr in der Hand.

„Es war Schicksalsfügung, daß sie sich verspätet hat," sagte er, sie musternd; „sie ist zehnmal soviel wert, als was ich auf sie geliehen habe."

Er spedierte seinen Vater in den Laden zurück und seine Mutter in die Küche hinab, um seinen Tee zu holen, und eine Weile saßen wir plaudernd beisammen.

Ich fand seine Unterhaltung ein merkwürdiges Gemisch von Selbstlob, das durch den dünnen Schleier von Selbstverkleinerung schimmerte, und von Befriedigung über die Gewißheit, daß er „gerettet" sei, verbunden mit einer gleich offenkundigen Befriedigung, daß die meisten andern Menschen es nicht seien. Das wurde jedoch auf die Dauer lästig, und da mir eine Verabredung einfiel, erhob ich mich, um zu gehen.

Er bemühte sich nicht, mich zurückzuhalten, aber ich konnte sehen, daß er vor Begierde brannte, mir etwas mitzuteilen. Endlich zog er eine religiöse Zeitung aus seiner Tasche und platzte, auf eine Spalte deutend, heraus: „Sie nehmen vermutlich kein Interesse am Weinberg des Herrn?"

Ich blickte nach der bezeichneten Stelle. Sie kündigte eine neue Chinesenmission an, und an der Spitze der Zeichnungsliste stand der Name: „Herr John Burridge, einhundert Guineen."

„Sie unterzeichnen freigebig, Herr Burridge," sagte ich, ihm die Zeitung wieder einhändigend.

Er rieb seine großen Hände aneinander. „Der Herr wird es hundertfach zurückzahlen," antwortete er.

„In diesem Falle ist es nicht unnütz, eine Quittung über den Vorschuß schwarz auf weiß zu haben — he?" setzte ich hinzu.

Seine kleinen Augen sahen mich scharf an; aber er erwiderte nichts, und ich gab ihm die Hand und verließ ihn.

Neue Bücher.

G. W. Surya, Schlangenbiß und Tollwut. (Leipzig, 1913, Verlag von Max Altmann.)

„Eine Sammlung wenig bekannter, aber äußerst wirksamer Heilmethoden dagegen," nennt der Verfasser seine Schrift, und bei der Lektüre kommen einem Hamlets Worte: „Es gibt mehr Dinge zwischen Himmel und Erde" usw., in den Sinn. Offenbar stammt das Buch nicht aus der Feder eines medizinischen Fach-

Digitized by Google

manns, sondern eines Laien, der ganz unkritisch Erfahrungen preisgibt. Eine zutreffende Würdigung kann aber nur durch die strengste Nachprüfung eines absolut zuverlässigen Sachverständigen erfolgen. Der Verfasser operiert mit Okkultismus und Baunscheidtismus, und man ist leicht versucht, seine Mitteilungen über „Schlangensteine", die aus dem Verdauungskanal der persischen Bezoarziege stammen sollen, und deren bloße Auflegung die Bißwunden der gefährlichsten Giftschlangen in kürzester Zeit vollständig heilen soll, als plumpen Schwindel und dreiste Spekulation auf die Dummheit allzu leichtgläubiger Mitmenschen abzutun. Aber ganz abgesehen davon, daß dem Verfasser daraus, wie man doch annehmen müßte, schwerlich Vorteile erwachsen würden, muß man auch in unserm wunderreichen Zeitalter — ich erinnere nur an die „Materialisationsphänomene" — mit solchen vorschnellen Verurteilungen besonders vorsichtig sein. Die breitspurige Anmaßung des Verfassers, seine Schrift enthalte sicher Wahrheiten, die sich durch keinerlei Verdrehung aus der Welt schaffen lassen, wird natürlich auf den kritischen, objektiven Forscher eindruckslos bleiben. Um so dringender ist aber auf Grund dieser Anregung zu fordern, daß möglichst bald von sachkundiger Seite eine eingehende, endgültige Beurteilung dieser Schrift erfolge.

Dr. Theodor Reik, Arthur Schnitzler als Psycholog. (Minden in Westfalen, Verlag von J. C. C. Bruns.)

Der Verfasser des vorliegenden Buches, ein Schüler des bekannten Wiener Psychoanalytikers Sigmund Freud, betrachtet alle Gestalten der Schnitzlerschen Muse als Patienten eines pathologischen Spezialarztes. Er lehnt von vornherein jede ästhetische Beurteilung ab, und gibt vor, nur wissenschaftliche Zwecke (im Sinne medizinischer Untersuchungen) zu verfolgen. Tatsächlich artet jedoch die vorgetäuschte Wissenschaftlichkeit, die durch Fachausdrücke, wie „Symptomenkomplex", „Zwangsneurotiker", „Paranoiagenese", „seelisches Projektionsphänomen", „Narzißmus" usw., betont wird, in eine ganz unwissenschaftliche Motivdeuterei aus. Sicher gehört Schnitzler zu den allerfeinsten und eindringlichsten Kennern der Menschenseele, sicher verwertet er in seinen Schriften viele psychischen Vorgänge und Zusammenhänge, die nur ihm als Arzt vertraut sind, und sicher enthält das Buch von Reik manchen interessanten Hinweis auf solche Verwertungen. Aber es geht unbedingt zu weit, den Lesern Schnitzlerscher Werke suggerieren zu wollen, sie hätten hier lediglich ein Laboratorium voller pathologischer Versuchsobjekte vor sich. Selbst wenn der Dichter gelegentlich medizinische Beobachtungen in seine Motivierungen verwoben haben sollte, bleiben sie doch, solange nicht ausdrücklich unser Augenmerk auf sie gelenkt wird, für den Leser absolut unwesentlich, ja gleichgültig. Daß wir jeder geschilderten Bergbesteigung einen symbolischen Sinn unterzulegen hätten, daß die Benutzung eines Mantels stets Hintergedanken verberge, daß Zuneigungen zu Gouvernanten und Tanzlehrern nur geheime Inzestwünsche ausdrückten, ist unbedingt zu bestreiten. Die Vorzüge des Buches liegen in gut beobachteten, zum Teil trefflichen psychologischen Einzelheiten, aber seine Gesamttendenz ist als verfehlt abzulehnen.

Dr. Wilhelm Bolze.

Steckenpferd-Seife
die beste Lilienmilchseife
für zarte weiße Haut

Herausgeber: Dr. Heinrich Ilgenstein. — Verantwortlich: Dr. Heinrich Ilgenstein, W., Pfalzburgerstraße 53. — Verlag: Hellmuth Rohnke, Berlin W. 15. — Oesterreich-Ungarn: Huber & Lahme Nachf., Wien I, Herrengasse 6. — Verantwortlich für die Inserate: Franz Rausch, Berlin W. — Druck und Postvertrieb: Bak & Garleb G. m. b. H., Berlin W. 57.

Digitized by Google

Die Gegenwart

Nr. 6 | Berlin, den 7. Februar 1914 | 43. Jahrgang Band 85.

Zwei Helden.

Von

Julius Bab.

Friedrich Naumann:

Alle Paragraphen in Ehren .... aber wir brauchen Achtung vor den Menschen .... Es ist die Frage, ob die Gewalt mit Verstand und Menschlichkeit gepaart ist, ... ob das Deutsche Volk außer der Macht auch noch Gemüt (Lachen rechts) in sich hat.

Deutscher Reichstag. 23. Januar 1914.

Just in denselben Tagen als Oberst von Reuter vom Kriegsgericht freigesprochen und beglückwünscht, als Held und Retter der Heereseh̃re gepriesen und schließlich mit einem Orden geschmückt ward — just in denselben Tagen erfuhr die Welt vom Tode eines Mannes, der vor anderthalb Jahrzehnten, gleichfalls als Oberst, Held und Retter der Heeresehre genannt worden war. Das war Piquart, der französische Offizier.

Wer war Piquart und was war seine Tat? Unsere Zeit hat so ein kurzes Gedächtnis, daß man schon fragen muß. Aber warum soll sie dieses Mannes Gedächtnis behalten? War er ein Genie? Hat er ungeheure Erfindungen gemacht? Schlachten gewonnen? Throne gestürzt? All das nicht — er hat nur unter gewissen sehr schwierigen Umständen bekannt, was er als Wahrheit wußte, gewirkt für das, was ihm Gerechtigkeit schien, nichts weiter. Aber ist das etwas Besonderes. Ist das mehr, als jeder anständige Mensch zu tun verpflichtet ist? Nein — nur ist das, was der Philister im sichren Port den „ganz einfachen Anstand" nennt, in den Stürmen des Lebens zuweilen eine Pflicht, deren Erfüllung heldische Art erfordert und auch mehr bedeutet, als manche gewonnene Schlacht. Von dieser Art war die Gerechtigkeitsliebe, war der Wahrheitssinn des Obersten Piquart, der seine Stellung, seine Ehre und sein Leben in die Schanze schlug, um offen zu bekennen, was er von der Affäre des Kapitän Dreyfus wußte. Wir wollen nicht vergessen, was wir, damals noch halbe Knaben, empfanden bei der Haltung dieses Mannes, der mit stählerner Ruhe eine Sache verfocht, gegen die der Pöbel mit Steinwürfen, das Ministerium mit Erlassen, das Parlament mit Aechtungsdekreten und die Armee mit einigem Haß, die Generalität mit der Erbitterung des struggle of life vorging. Aber. der Oberst Piquart hatte als Chef der Nachrichtenabteilung Spuren gefunden, die auf die Unschuld des Kapitän Dreyfus hingewiesen, der, wegen Hochverrats verurteilt, auf der Teufelsinsel saß; der Oberst Piquart meinte nicht, daß der Schein der militärischen Integrität vor allem gewahrt werden müsse, wie das seine Vorgesetzten, Kollegen und Untergebenen mit der feigen Selbstliebe eitler Kreaturen meinten; er dachte nicht, daß der Glaube an die Unfehlbarkeit der Generalität gerettet werden müsse, wenn der Preis doch nur Leben und Ehre eines unbedeutenden, einzelnen, nicht sympathischen und obendrein jüdischen Mannes sei; der Oberst Piquart dachte, daß nicht der Schein, sondern das Wesen, nicht die Form, sondern der Inhalt der Soldatenehre gerettet werden müsse — und unter der schäumenden Wut seiner hohen und höchsten Vorgesetzten bekannte er, was er wußte. Es war keine Wallung schnellen Temperaments: der Oberst Piquart wurde verschickt, er wurde verhaftet und beschimpft, er wurde durch dunkle Kerker geschleppt und Rasiermesser wurden ihm in empfehlende Nähe gelegt — und viele Monate hindurch sagte der Oberst Piquart immer gleich ruhig und entschieden, was er wußte. Er tat es nicht unter der Lockung einer Ehre, denn hoffnungslos stand damals ein kleines Dutzend Männer

Digitized by Google

gegen ganz Frankreich; er tat es nicht aus Freundschaft für den Juden Dreyfus, denn er kannte den Mann nicht, und er war Antisemit! Ja, er war Antisemit, grade das wollen wir nicht vergessen! Er hatte von Geburt oder militärischer Erziehung her eine Antipathie gegen die jüdische Art Mensch. Aber stärker als alle Sympathie- und Antipathie-Gefühle war in ihm jener tiefe „Anstand", der in jedem Menschen den Menschen und sein Recht achtet, und Gerechtigkeit vor allem und für jeden fordert. Und deshalb trug der Oberst Piquart ein Jahr und länger jede Gefahr des Leibes und der Ehre für die gerechte Sache eines Mannes, den er nicht liebte. Deshalb stand er dem Strom von Presse und Pöbel, Richtern und Räten, Generalität und Parlament, stand wider alle Mächte eines Volkes, bis die Kraft der Wahrheit gesiegt hatte. Dann trug ihn der schnell drehende Wirbel noch, sehr nachträglich, zu großen Ehren: er ward General und Kriegsminister und starb als Korpskommandeur. Jetzt ist er auf Kosten des Staates begraben worden. Uns aber scheint, wenn wir dankbar zurückblicken auf die Jugendstunden, in denen uns die Haltung des Zeugen Piquart eine Ahnung von der Größe menschlicher Ehrenhaftigkeit gab, uns scheint, daß hier wirklich ein Held war. Und auch ein „Retter der Armee"; denn er bewies, daß das französische Heer auch ohne die Lüge leben könne, daß das französische Offizierskorps nicht getrennt sei von jenen Grundfesten der moralischen Welt, ohne die keine Art von sozialer Existenz mehr bestehen darf, und er bewies nicht zuletzt, daß ein französischer Soldat Mut genug besaß, um für diese Grundfesten der Wahrheit und Gerechtigkeit das Leben zu wagen. Ich denke, das ist Kriegertugend Heldentum.

Was nun hat der in der Todesstunde des Obersten Piquart gefeierte Retter deutscher Heereshre getan? Was macht den Obersten von Reuter zum Helden? Als die durch ungezogene Aeußerungen eines sehr jungen Offiziers gereizte jugendliche Bevölkerung seiner Garnison sich gegen diesen und andere Offiziere ungezogen benahm, da tat er nichts zur Beruhigung der Gemüter, wie es Klugheit und Gerechtigkeit einem Erwachsenen beim Streit zweier Kinder raten sollte, sondern er war „schneidig". Schneidig ergriff er die Partei seines Standesgenossen, schneidig zeigte er — im Besitz der bewaffneten Macht! — den Zivilisten die herausforderndste Gebärde, schneidig riß er, als die Bürger zu murren wagten, die Herrschgewalt an sich, um zu verhaften und zu befehlen, und höchst schneidig erklärte er sein Bedauern, daß es nicht zum Schießen und Blutvergießen gekommen sei. Mit all dem ist der Oberst von Reuter nicht im mindesten ein schwarzer Schurke; er ist nichts als der durchaus normale Durchschnittsvertreter seines Standes. Er hat genau getan, was jeder durchschnittliche, von keinem tieferen Menschengewissen geschärfte Vertreter seiner Kaste auch getan hätte. (Denn wenn der „Schneid" auch eine positive Qualität ist, so ist er doch eine typische Berufstugend und steht in der Hierarchie der Geister tief unter anderen Forderungen des Gewissens.) Der Oberst von Reuter hat sogar „korrekt" gehandelt und sein Freispruch dürfte juristisch unantastbar sein, da er sich ja, ehe er die Maschinengewehre gegen Zaberns Gassenjungen mobilisierte, ausdrücklich mit der deckenden Kabinettsorder von 1820 bekannt gemacht hat. Aber eben dies nimmt ihm den letzten Schimmer von Heldentum.

Was ist ein Held? Ein Mann, der für eine Sache (die mehr als sein Wohlergehn betrifft!) viel wagt! Was hat Oberst von Reuter gewagt, als er mit den Bajonetten wider die Zaberner Gassenjungen loszog? Oh, schreit der deutsche Professor, der an der Universität der Hauptstadt die Jugend zu dem Weltgefühl unserer großen Dichter leiten sollte oh, schreit er, hat er nicht den drei gemeinen P Trotz geboten: Pöbel, Presse und Parlament! hat er nicht deren Zorn gewagt!? Dies, Herr Professor, ist, mit Verlaub, der Schulfall einer hohlen Phrase, Einsetzung eines effektvollen Wortschalls für eine Sache. Denn Sie wissen so gut wie jeder Mensch in Deutschland, daß dieser Oberst in seiner Karriere, seiner Existenz, seiner gesellschaftlichen Geltung ganz unerreichbar ist für jene drei Mächte, die Sie, gerufener Interpret der Kulturwerte deutschen Bürgertums, so tief verachten. Der Mann wußte ganz genau, daß er durch das Solidaritätsgefühl seiner

Digitized by Google

Standesgenossen, durch die Gesinnungsgleichheit seiner hohen und höchsten Vorgesetzten gegen jeden Angriff gedeckt war. Es ist nicht just Heldentum, wenn ich in einer unangreifbaren Festung auf den Feind draußen pfeife. Und das letzte sehr bescheidene Risiko — die eventuelle Unannehmlichkeit einer rein formalen Ordnungsstrafe —, es war durch das korrekte Studium des Paragraphen von 1820 fortgeräumt. Hier wurde nichts gewagt.

Nichts eigenes — aber doch Sicherheit, Ehre, Gesundheit und (der Gesinnung nach wenigstens!) Leben von vielen Mitmenschen. Für welche Sache ward diese sehr bequeme Opferhandlung vollbracht? Die Freunde des Oberst von Reuter nennen es die „Ehre der Armee", er nennt es selber so, und ich zweifle nicht im mindesten, daß er glaubt was er sagt. Nur daß das Heer, um das es sich hier handelt, in Wahrheit nichts als die gewaffnete Form des deutschen Volkes ist! Dies Heer, dem wir Deutsche nicht nur unser Geld, sondern unzählige Lebensjahre unserer jungen Menschenkraft opfern, das sind wir selbst, das hat keine andere Ehre als wir selber, und zwischen ihm und uns kann gar kein Zwist sein. Die Armee aber, für deren Spezialehre der Oberst Reuter eintritt, das ist ein besonders ausgezeichnetes Wesen, das jener ostelbische Adel, der heute noch unser Offizierkorps wie unsre Regierung beherrscht, als Fundament seiner Vormacht zu behaupten, entschlossen ist. Diese Armee hat die außerbürgerliche, die von alten Ritterideen überhitzte Spezialehre, die gebietet, auf einen Fehler nicht mit einer Entschuldigung, sondern mit einer Herausforderung zu antworten, — die gebietet, mit Gefährdung des Lebens einer Stadt von Bürgern und der Rechtssicherheit Deutschlands und der nationalen Eingliederung von Elsaß den Beweis eigner Furchtlosigkeit zu erbringen, — sie gebietet, einem Menschen, der bloß ein Schuster ist, mit dem Säbel über den Kopf zu hauen, wenn die Möglichkeit vorliegt, daß man bei ihm eine Absicht, die Standesehre eines Leutnants beeinträchtigen zu wollen, vermuten könnte! — Der springende Punkt ist, daß hier nicht für die Waffenehre des deutschen Volkes, sondern für die speziellen Ehrenansprüche einer priveligierten Kaste so viel auf's Spiel gesetzt wurde. Hier sind private Sympathien und Antipathien durch kein Gefühl für allgemeinere, unverwirkbare Rechte aller Menschen gebändigt. Der Oberst Reuter, der ohne eigenes Risiko die Möglichkeiten seines Amtes im Sinne dieser Kastenempfindung interpretierte, ist selber ein Glied dieses Adels — er hat also zuletzt sein Interesse gewahrt. Er ist kein Held.

Man ist ganz gewiß kein Schurke, wenn man sein persönlichstes Standesinteresse wahrt, es ist Recht jedes Daseinkämpfers. Wer dies besonders energisch tut, ist „schneidig". Ein Held aber ist, wer über solch selbstverständliches Daseinsinteresse hinaus den eignen Vorteil um einer höheren Sache willen in die Schanze schlägt. So tat Piquart, als er, anerzogene Standesbegriffe überwindend, für die große, die Welt erhaltende Idee der Gerechtigkeit seine Existenz wagte. Die Macht brauchen, um an der Macht zu bleiben, welcher Krämer, welcher Landsknecht, welcher Alltäglichste täte das nicht auch? — Jener Begriff aber, mit dem man den Deutschen jetzt immer wieder die Grundtatsache: daß hier um den Vorrang einer Adelskaste gestritten wird! verschleiern will -- der Begriff von der Unantastbarkeit der militärischen Ordnungsformen, der Subordination, der Disziplin, dies letzte Palladium aller Schneidigkeit, es ist trügerisch. Ordnung ist da um des Geordneten willen, Waffen sind da für den Menschen -- nicht umgekehrt! Wer aber aus der Disziplin und der Armee -- von den Machtbedürfnissen seines Standes geleitet — selbstherrliche Götzen macht, denen Menschenrecht und Menschenleben zu opfern sind, der zerstört die Form, die er zu erhalten vorgibt. Denn er entseelt sie, und kein hohler Leib kann auf die Dauer leben. Noch haben alle Mächtigen den Untergang der Autorität bejammert, wenn man es wagte, ihnen Mißbrauch der Macht nachzuweisen. Autorität ist aber nur da, um der Gerechtigkeit willen; wer sie mit dem kleinsten Opfer an Rechtsinhalt behaupten will, der macht sie zur leeren Phrase, setzt den Schall für die Sache, den Götzen für Gott. Der Oberst Piquart, der den Mut zur Sache, zum Inhalt, zur Gerechtigkeit

Digitized by Google

hatte — er hat in Wahrheit die Form, die Autorität, die Armee gerettet, indem er ihr ihren Sinn, Würde und Recht wiedergab. Die Männer aber, die ein Gelächter anstimmen, wenn im Deutschen Reichstag die Menschenstimme eines Friedrich Naumann nach dem Geist, der Gerechtigkeit, dem Gewissen fragt, um dessen willen doch alle Formen der Macht nur da sind — die zerstören das Heer, weil sie ihm seinen Wert, seinen Sinn, sein Recht nehmen.

Das heutige Heer ist nicht die gewappnete Gemeinschaft der Ritter, es ist nicht die Soldschar eines Fürsten, es ist die gewaffnete Existenzform der deutschen Menschen. Darum kann es nur als dienendes Organ dieser Menschen existieren. Wird es zum Ausdruck eines bestimmten Standesbegriffs gemacht, einer Ehre, gegen die Recht und Leben der Menschen, die im Augenblick unbewaffnet existieren, sehr gering zu achten sei — dann muß dies Volksheer zu Spott und Schande werden. Das Recht, die Ehre *aller* ist es, für die dies Heer leben kann und soll. — „Wohl denen, die gerecht sind und keine Götzen haben, sie werden nicht zum Spott." So schließt ein Buch der Bibel, das Buch Baruch. Wenn man in unserem Volke unbrüderlicherweise nicht vom Spott wider den (im Kern seiner Schneidigkeit gewiß nicht wertlosen) altpreußischen Adel läßt, so liegt das wohl daran, daß diese Männer nicht gerecht sind, und daß sie so sehr viele Götzen haben!

Arbeit und Dogma.

Von

Dr. *Max Adler*.

Die Briefe des Kardinals *Kopp* an den Grafen Oppersdorff und an den Zentrumsabgeordneten Dr. **Porsch** haben eine klare Situation geschaffen: alle Welt weiß jetzt, daß es der römischen Kurie mit der Verwerfung der interkonfessionellen Gewerkschaften, mit der Aufrichtnug des integralen Dogmas für die katholische Arbeiterschaft Deutschlands Ernst ist. Und man beginnt allmählich selbst dort, wo man bisher bei der Betrachtung sozialer Gegenwartsfragen den „religiösen Faktor" auszuschalten gewohnt war, die Aktion, die mit der Enzyklika „„Singulari quadam" des Arbeiterpapstes Pius einsetzte und nun durch die Kardinalsbriefe bekräftigt wurde, als welthistorisch zu empfinden. Man hat es anfangs mit rationalistischen Auslegungskünsten versucht, von „Papazäsarismus" und „Kardinalsplutokratie" gesprochen; aber man kam schließlich nicht darüber hinweg, daß hier etwas Großes, Schweres und doch zugleich Ureinfaches im Werke sei: etwas Tiefrevolutionäres — insofern Revolution ein Sich-wieder-Besinnen und gewaltsames Zurückgreifen auf Anfänge bedeutet.

Der moderne, auch von den christlichen Gewerkschaften anerkannte Grundsatz, daß Arbeit und Wirtschaftsleben als *rein wirtschaftliche* Mächte zu betrachten seien, die mit übersinnlichen und religiösen Fragen nichts zu tun hätten, ist von der Kirche, in Uebereinstimmung mit der klarkatholischen Berliner Richtung, ausdrücklich zurückgewiesen und die mittelalterliche *religiös-soziale* Fundierung von Wirtschaft und Berufsorganisation als die allein gültige proklamiert worden. Es wirft sich die Frage auf, ob eine Entwicklung der katholischen Gewerkschaftsbewegung denkbar ist, die dieser ältesten Tradition näherführt.

Die mittelalterlichen Gesellenverbindungen, deren sozialen Geist und Charakter niemand in Abrede stellen dürfte, waren in ihrer ersten Form tatsächlich nichts anderes als kirchliche Bruderschaften unter der Patronanz der Geistlichkeit. Zu oberst stand ihnen das religiös-sittliche Prinzip; aber die Pflege der Wirtschafts- und Rechtsinteressen kam darüber keineswegs zu kurz: sie verstand sich vielmehr, innerhalb eines wohlgeordneten Berufsorganismus, der in weiterem Sinne *alle* sozialen Kategorien des gleichen Handwerks umschloß (der Gesellenstand hatte ja nur einen Sinn als Vorstufe zur Meisterschaft!), durchaus von selbst. Es war sogar nichts Seltenes, daß die bedrängte Gesellenschaft gegen eine allzu rigorose Stadtobrigkeit beim Bischof Schutz fand.

Allein die formgebende und leitende Macht der Kirche verblaßte gegenüber der Gewalt des vordringenden, alle Lebensverhältnisse angreifenden und zersetzenden mobilen Kapitals, das als der eigentliche Schrittmacher des neuzeitlichen

Digitized by Google

Verweltlichungsprozesses auch die Herauslösung des Gesellenstandes aus dem festen Gefüge des sozialreligiösen Zunftorganismus in die Wege leitete. Zur selben Zeit, als man in den reformierten Ländern die Meßkelche und Patenen zu Trinkbechern umschmolz, erhoben sich hier wie dort die in der Folgezeit nie wieder verstummenden Klagen über die Abnahme des Gottesdiensts: wirtschaftliche Fragen traten, unheimlich isoliert, in den Vordergrund des zünftigen Interesses.

Damit aber hatte das Handwerk einen Boden betreten, auf dem ein friedliches Zusammentreffen mit der nach politischer und wirtschaftlicher Konsolidierung strebenden Staatsmacht unvermeidlich war. Der Kampf endigte mit der Zertrümmerung der volkswirtschaftlichen Organisationen, mit der Herauslösung des zünftigen Gesellenstandes aus der hegenden Totalität der Berufskorporation, mit seinem Hinabsinken in die Schicht des neu aufkommenden, aus industriepolitischen Gründen großgezüchteten Fabrikproletariats. Und es ist sicherlich nicht unzeitgemäß, daran zu erinnern, daß der Reichsschluß von 1731, der das Verbindungsrecht, die Freizügigkeit und die interlokalen Zusammenhänge des Gesellenstandes im Interesse einer erhöhten industriellen Produktion vernichtete, vornehmlich ein Werk der protestantischen Hauptmacht Preußen gewesen ist.

Die fundamentale Wandlung des Arbeitsbegriffes, die sich aus dieser ganzen bureaukratisch-kapitalistisch beeinflußten Entwicklung ergab, äußerte sich vor allem in der vollständigen Umkehrung des mittelalterlichen Verhältnisses zwischen Korporation und Berufsstand. Im Anfang war die auf religiöser Gebundenheit beruhende Korporation der in gleichen oder verwandten Hantierungen tätigen Volksgenossen: erst der vollendete Zusammenschluß zur Korporation verlieh der Gesamtheit der Fachhandwerker die Würde des Berufsstandes. Die Zugehörigkeit zur religiös fundierten Korporation war ein primäres Erfordernis, nicht, wie späterhin, eine abgeleitete Eigenschaft. Der mittelalterliche und frühneuzeitliche Terminus „Das Handwerk" bezeichnete denn auch in logischer Folge das ganze persönliche und gesellschaftliche Um und Auf der zünftigen Werkgenossenschaft, nicht etwa bloß, wie heute, die vom Handwerker abstrahierte Hantierung. Innerhalb dieses lebensvollen Organismus aber traten die sozialen Abstufungen vorerst zurück; die sittigende Norm der Innungsvorschriften überwuchs sie mit jener elementaren Bindungskraft, die im Sinne der orthodoxen, im Begriff der Erbsünde wurzelnden Gläubigkeit, einzig und allein imstande war, die Arbeits- und Erwerbstätigkeit zu heiligen. Dieselbe „Complexio oppositorum", die einst auf dem Gebiete der großen päpstlichen Politik Weltherrschaftsbestrebungen und die sublimierteste Sünden- und Gnadenempfindung zugleich umfaßt hatte, schuf in der mittelalterlichen Zunft das wunderbare Paradoxon einer religiösen Körperschaft, die von vielgestaltig-weltlichem Leben überquoll und in ihrer besten Zeit auch die ihr überwiesenen sozialen, kulturellen und wirtschaftlichen Aufgaben mit einer bisher nicht wieder erreichten Exaktheit gelöst hat.

Der merkantilistisch wirtschaftende absolutistische Staat, der die Ordnung des Gewerbewesens von den Zünften übernahm, hatte es in allererster Linie mit den Berufsständen zu tun; die religiös fundierte Korporation, deren Existenz einfach mit dem Vorhandensein der traditionell zu ihr gehörigen Familien verbürgt war, hatte den Boden unter den Füßen verloren. Persönliche Energie, persönliche Kapitalsmacht und der Besitz der modernsten Produktionsmittel entschieden nun über die Stellung des einzelnen Erwerbstätigen zur Allgemeinheit, nicht die zünftig-religiöse Satzung. „Arbeit" war jetzt etwas anderes als ehedem: eine rein persönliche, auf den beschränkten Individualnutzen zugeschnittene, vom Staat aus rein fiskalischen Gründen geförderte und beaufsichtigte Tätigkeit — wo früher erst mit dem völligen Aufgehen in einem einheitlichen Gemeinschafts- und Kulturwillen die entsühnende Voraussetzung jedes Erwerbsstrebens gegeben war. Hatte Thomas von Aquino, auf dessen Morallehre die Kirche sich stützte, die Eintracht und den Gehorsam der Arbeitenden, vor allem aber die Erwerbstätigkeit selbst als oberste sittliche Pflicht gepredigt, so erhielt nun diese Vorschrift, angewendet auf die aus ihrer natürlichen Organisationsform Herausgerissenen — Gesellen und Fabriksarbeiter — einen ganz anderen Sinn: sie drohte zu einem von außen hineingetragenen Zwangsdogma zu werden.

Digitized by Google

Die mittelalterliche Korporation unter kirchlicher Oberleitung ist es offenbar, die den Organisatoren der rein katholischen Gewerkschaftsbewegung von heute als Ziel vorschwebt. Es ist nötig, sich den ungeheuren Abstand der Zeiten und ihrer sozialen Organisationsformen klar zu machen, um die Größe des Unternehmens ermessen zu können. Wieder wird, nach dem Vorgang des Mittelalters, die katholische Gewerkschaftsfrage durchaus als Frage des religiösen Gemeinschaftslebens erfaßt: die profanen Kultur- und Wirtschaftsinteressen sollen in die zweite Linie zurücktreten, ohne deswegen ihre Berechtigung zu verlieren. Aber der kirchliche Einheitsgedanke, dem die einheitliche Kultur des Mittelalters entsprang, steht vor der schwierigen Aufgabe, sich an einem sozialen Torso — dem katholisch-orthodoxen Proletariat — auswirken zu müssen, von dem vorläufig noch keine Brücke weder zum Unternehmertum noch zur überwältigenden Masse der in den freien Gewerkschaften organisierten Arbeiterschaft hinüberführt. Das Prinzip der Gewerbesolidarität, das derzeit im Mittelpunkt der katholischen Arbeiteragitation steht, ist unter diesen Verhältnissen mehr eine Angelegenheit des Glaubens als der unmittelbaren Tagespraxis. Immerhin dürfen die an und für sich möglichen Wirkungen der konfessionellen Gewerkschaftspropaganda innerhalb eines Agitationsgebiets von acht Millionen deutscher katholischer Arbeiter nicht unterschätzt werden.

William Makepeace Thackeray.

Zu seinem 50. Todestage am 24. Dezember 1913.

Von

Will Scheller.

Jeder Nation ist die Möglichkeit gegeben, zum Fortschritte der Menschheit gelegentlich Entscheidendes beizutragen; in den verschiedensten Bereichen der Zivilisation finden sich Spuren der Wirkung, welche ein bestimmtes Volk einmal hervorgerufen hat, und mit besonderer Deutlichkeit ist dies an der Geschichte der Weltliteratur zu beobachten. Wie beispielsweise England auch in mancher anderen Beziehung nachhaltigen Einfluß auf das allgemeine Geschehen auszuüben als berufen erscheint, so hat es auf dem Gebiete des literarischen Ausdruckes erhebliche Befruchtungen verursacht. Es ist vor allem der Roman, welcher, als eine neuere dichterische Kulturform, in seiner Entwicklung von englischen Beiträgen gefördert wurde; denn indem dieses Volk des Eigentums gewisser Lebenverfeinerungen, wie der Musik — in Deutschland — und der intellektuellen Konversation, — in Frankreich —, entbehrt, mußte es sich auf ein Prinzip des vermittelnden Geistes werfen, das seinen nationalen Eigenschaften und zugleich seinem Aeußerungsbedürfnis entsprach. Dieses künstlerische Prinzip fand England im Roman, und so wurden der Weltliteratur von ihm Dichter geschenkt, welche nicht nur an sich den eisernen Bestand der Erzählkunst vermehrten, sondern auch in der Epik anderer Nationen tiefgehender Wandlungen Ursache wurden, und von denen als einer der bedeutendsten, weil selbständigsten und lebensvollsten, William Makepeace Thackeray bezeichnet werden muß.

Eine einheitliche, schöne Ausgabe seiner Werke in deutscher Sprache ermöglicht es jedem, diesem menschlich wie künstlerisch höchst interessanten Schriftsteller näher zu treten, und sowohl Menschen, die rein der Unterhaltung und der Förderung ihres Innenlebens wegen mit ihm sich beschäftigen wollen, wie solchen, die es mehr aus literarhistorischem Interesse zu tun beabsichtigen, ist diese (bei Georg Müller in München erscheinende) vortreffliche Publikation bestens zu empfehlen. Sie bringt außer den bekannten Meisterwerken auch solche Erzählungen, die bis dahin noch gar keine Verdeutschung erfahren haben, und so darf bei einer Würdigung Thackerays in keinem Falle vergessen werden, auf die einzige, alle berechtigten Ansprüche befriedigende deutsche Gestalt seines Schaffens hinzuweisen.

Es handelt sich hier um einen Dichter, der in Mängeln wie in Vorzügen groß und einzig geartet ist. Wenn sich ein schöpferischer Mensch mit aller Kraft auf eine bestimmte produktive Neigung konzentriert, so kann er es nicht vermeiden, Fehler zu machen, die aber mehr in allgemeinen Unterlassungen als in

Digitized by Google

besonderen Kunstverstößen beruhen. Auch die neueste Literatur zeigt ja Charaktere, die alle anderen überragen und doch keineswegs vollkommen sind, so vollkommen, wie etwa die Universalität Goethes dem Betrachter ein Vorbild dichterischer Vollendung geben möchte, und so ist es letzten Endes nur eine psychologische Selbstverständlichkeit, wenn ein Schöpfer von Weltruhm einmal gerade durch die Unebenheiten seines literarischen Porträts gekennzeichnet wird. Es ist ohne Zweifel ein Verdienst der psychologischen Forschung, daß die literarische Kritik sich mehr und mehr von persönlichem Bewerten entfernt und — allen „modernen" Dilettantismen zum Trotz — wissenschaftlicher Objektivität entgegenstrebt; die Gerechtigkeit einem schöpferischen Menschen gegenüber ist jedenfalls größer, wenn sein Werk allseitiger Betrachtung unterworfen, als wenn es lediglich als Gegenstand eines buchhändlerischen Prospektes angesehen wird. Was den Dichter des „Jahrmarktes der Eitelkeit" angeht, so hat er es übrigens kaum noch nötig, mit den angenehmen und unterhaltsamen Eigenschaften seiner Bücher empfohlen zu werden: er ist erheblich genug, um einen ganzen Band verneinender Enthüllungen über sein Erzählertum zu ertragen, denn was immer mit Recht an ihm auszustellen sei, Thackerays Ursprünglichkeit und Gestaltungskraft sind so mächtig, daß die negative und notwendig verzerrende Tendenz seiner Weltanschauung für den eigentlichen Leser, den Menschen, der zum Dichter kommt, um sich etwas erzählen zu lassen, allzeit in Schach gehalten wird.

Es liegt in dem mehr frömmelnden als frommen, mehr moralisierenden als moralischen Charakter des englischen Volkes begründet, daß es der eigentliche Schöpfer des Sittenromans geworden ist. Nur aus einer Nation, welche vor allem auf die Sichtbarkeit der guten Lebensführung Gewicht legt, konnten Männer hervortreten, die das Leben der Menschen untereinander, die gesellschaftlichen Zustände unter den Gesichtspunkten der Ethik zu schildern unternahmen. In einem höheren Sinne reagiert allerdings jeder große Schriftsteller auf die Bedürfnisse seines natürlichen Publikums, und so erscheinen denn die neueren englischen Erzähler in dem Maße, in welchem sie sich als Mitschöpfer der Weltliteratur erweisen, zugleich als Repräsentanten eines nationalen Charakterzuges, dessen produktive Kraft sich eben in ihnen völlig ausgelebt haben dürfte.

Bei Thackeray hat nun die Sittenschilderung, ähnlich wie bei Swift, noch einen besonderen Zug erhalten, den der Satire. Damit wäre aber nichts gesagt, wenn nicht hinzugefügt würde, daß diese Satire, wiederum ähnlich wie bei Swift, die Grenzen des Ueblichen und beinahe des Erträglichen in einer Weise überschreitet, die den Werken dieses Dichters ein einzigartiges, überraschendes Gepräge verleiht. Von der „Geschichte Henry Esmonds" abgesehen, ist nämlich in allen Erzählungen Thackerays ein Ton maßgebend, welcher, aus den untersten Tiefen des schöpferischen Temperamentes heraufdringend, im Lichte der Formwerdung sich verschärft und nun jedem Satz und jedem Wort einen gewissen Klang hinzufügt, der etwa folgendermaßen bestimmt werden kann: im Tragischen wie im Komischen stets den moralischen Sinn hervorhebend, wollen diese Romane in erster Linie den Leser zwingen, sittenrichterliche Urteile abzugeben; hiermit aber nicht genug, tritt auch die Nötigung ein, allenthalben negative Urteile abzugeben, denn der Autor bringt unter dem Vorwande, die Welt schildern zu wollen, wie sie ist, nur schlechte und bestensfalls schwache oder irgendwie bemitleidenswerte Figuren auf die epische Szene, die sich infolgedessen als ein trübseliges, wenn auch noch so unterhaltendes Tribunal darstellt.

Thackeray mag einen Ort wählen, welchen er will, Brüssel, Paris oder London, eine deutsche Miniaturresidenz oder einen britischen Herrschaftssitz, er mag die Szene mit noch so bewunderungswürdiger Bildkraft vorstellbar machen — sobald er sie mit lebenden Wesen bevölkert, wird sie zum Schauplatz von Begebenheiten, in denen die Bosheit und die Dummheit, die Häßlichkeit und die Albernheit des menschlichen Charakters hauptsächlich zum Vorschein kommen, und nur selten einige liebenswerte Züge, die auch sogleich mit anderen Schwächen verschnörkelt werden. Denn es verhält sich einmal so, daß Thackeray seinen kräftigen und klaren Verstand, seine tiefe und aus-

Digitized by Google

gedehnte Kenntnis des Herzens und seine außerordentlichen künstlerischen Fähigkeiten dazu gebraucht, seinen Haß gegen die Laster der Menschen mit möglichster Benutzung aller verfügbaren Gelegenheiten praktisch zu betätigen. In diesem Bestreben geht er bis zum Aeußersten und überhäuft, um recht eindrücklich zu wirken und Abscheu gegen die Unmoralitäten des gesellschaftlichen Lebens zu erregen, die zu solchem Zweck erschaffenen Figuren, wie Becky Sharp, die Demimondäne aus Berechnung, eine seiner großartigsten und bezeichnendsten Schöpfungen, mit Lastern und abstoßenden Eigenschaften in verschwenderischster Weise, und vertieft diese Qualitäten am liebsten bis zur Verworfenheit; glaubt der Lesende, soeben ein Non-plus-ultra von gemeiner Gesinnung kennen gelernt zu haben, so sieht er es im nächsten Kapitel schon übertrumpft, und vermag jenes nur noch als eine Bagatelle zu empfinden. Und schafft der Dichter wirklich einmal eine Gestalt von sympathischem Wesen, wie beispielsweise Amalie Sedley oder den Major William Dobbin, so macht er sie in anderen Beziehungen wieder so lächerlich, daß die Sympathie sich in blasses Mitleid auflösen muß. Er denkt unausgesetzt nach, und seine Weltübersicht ist so aktiv, daß er jede Intuition in der stets reflektierenden Stimmung zersetzt und sein Schaffen derartig beherrscht, daß die Geschehnisse in ihren einzelnen Phasen, in dem, was jeder dieser unzähligen Menschen tut und spricht, Schlag auf Schlag die Kritik des Lesers herausfordern mit dem nur halb versteckten Anruf: siehst du, so sind sie, sieh sie dir nur recht genau an, es sind reizende Leute!

Aber Thackeray schuf diesen Schwarm lebendiger Wesen, diesen unheimlich bewegten Jahrmarkt von Uebeln und Schwächen des menschlichen Charakters nicht bloß zum Ansehen, wie andere und größere Künstler, sondern um zu bessern; es war ihm tatsächlich mehr angelegen, moralische als ästhetische Wirkungen hervorzurufen. Er kombinierte seine Tragekomödien aus einer didaktischen, ja aus einer pädagogischen Absicht heraus, und daß er sich damit von dem eigentlichen Ziel der Kunst in gewisser Hinsicht entfernte, läßt sich nicht leugnen; denn je mehr Kraft er auf die Verfolgung seiner satirischen Pläne verwandte, um so weniger blieb ihm natürlicherweise für das Innehalten der künstlerischen Maße. Jedoch ist dieses nicht so zu verstehen, als ob er unkünstlerisch wäre; dazu war er eine zu bedeutende Persönlichkeit, und seine Romane gewähren durchgängig denjenigen Genuß, der von erzählerischen Kunstwerken hoher Artung gemeiniglich zu erwarten ist. Zweifellos und im unverkennbaren Gegensatze zu Balzac und auch zu Dickens, fehlt ihm jegliches epische Pathos, jegliche Begeisterung am Gegenstande; seine Darstellung berauscht nicht und hat keinerlei entzückenden Ueberschwang. Ihn interessieren vornehmlich die sittlichen Werte der gewöhnlichen Menschen seiner Zeit, und weil er seinerseits ein Mensch war, der alles verstehen, aber nichts verzeihen konnte, schuf er namentlich im „Jahrmarkt der Eitelkeit“ und in der „Geschichte von Pendennis“ jene an lebendigen, in allen Daseinsäußerungen blutwarmen Gestalten, überreichen, fesselnd bewegten und niemals zu vergessenden Bilder einer Gesellschaft, deren Einteilung er aus dem Innersten seines Herzens heraus haßte und bekämpfte, und deren Anblick seine Phantasie mit Vorstellungen überlud, deren er sich in seinen Büchern mit ungezügeltem Ingrimm und beißendem Hohn entledigte. Diese Bücher gehören aber, wie angedeutet, gleichwohl zu dem Stärksten und Wichtigsten, was die erzählerische Weltliteratur vorzuweisen hat, sie sind von einer unbeschreiblichen Farbigkeit und wimmeln geradezu von Figuren, die sich ungezwungen um einander bewegen und doch im Grunde nichts anderes tun, als was ihr Schöpfer und genialer Regisseur ihnen vorgeschrieben hat.

Despotismus aus Stellung oder Charakter, Betrug aus Geldgier oder allgemeiner Schlechtigkeit, Spielsucht aus Leidenschaft oder noch niedrigeren Gründen, Leichtfertigkeit, Heuchelei, Trägheit, Eitelkeit, Torheit des Herzens, Berechnung, Dummheit, Anmaßung, Bigotterie, Geiz, Unsauberkeit, Bosheit; Aristokraten, Offiziere, große und kleine Damen, alte Jungfern, Juristen, Kaufleute, Wucherer, Abenteurer, Genüßlinge, Kinder, Soldaten, Bediente und Bummler: keine Gestalt und keine Aeußerung des gesellschaftlichen Lebens ist diesem Dichter

Digitized by Google

fremd, er hat sie alle in dem Magazin seiner heißen und doch so bewußt arbeitenden Phantasie, und verfährt mit ihnen wie mit den Requisiten eines Marionettentheaters, dessen Raum er mit seiner von Ironie, Sarkasmus und allen Lautwerdungen des ethischen Zorns bebenden Stimme erfüllt. Ein Mann, den selber die Wechselfälle der sozialen Existenz gekostet hat, ein Mann, der das Wohlleben und die Verbindung mit der Aristokratie schätzte und pflegte, wie nur einer, ein Mensch von gedrungener Statur mit dem Kopf und der Physiognomie eines Bullenbeißers, ein Geist von ungeheurer Beweglichkeit und Kraft der Verlautbarung, von hellem Verstand und durchdringendem, nicht zu besänftigendem Witz: das ist William Makepeace Thackeray, der Moralist und klassische Erzähler, der unbestochene Betrachter der Welt und des Lebens auf ihr, und der temperamentvollste und faszinierendste Pasquillant, den die Literatur Englands und vielleicht der Welt hervorgebracht hat. —

Wedekinds „Simson"*).

Von

Wilhelm Bolze.

Es ist unendlich schwer, sich über die jüngste Schöpfung von Frank Wedekind zu äußern. Kein einziges Werk des Dichters zeigt ein so großes Mißverhältnis zwischen Wollen und Können wie der „Simson". Will man nur das fertige Werk beurteilen, so bemüht man sich angesichts dieser mißlungenen Dichtung vergeblich, seiner Hochschätzung und Verehrung dieses weitaus originellsten aller modernen Dramatiker den gebührenden Ausdruck zu verleihen. Aber deshalb gleich dies Werk und seinen Dichter überhaupt nicht mehr ernst zu nehmen, und den „Simson" als katastrophalen Zusammenbruch aller Wedekindschen Fähigkeiten abzutun, erscheint mir doch nicht angängig. Wer seinen künstlerischen Beruf so ernst nimmt und mit so aufrichtigem, lebhaftem Eifer das Beste darbieten will, was er zu geben hat, wer seine Werke so sehr aus innerer Notwendigkeit schafft und ihren Inhalt so leidenschaftlich durchlebt und durchfühlt hat, wie Frank Wedekind, darf mit Recht Anspruch darauf erheben, auch nach seinen großen Absichten gewürdigt zu werden. Und die leuchten selbst aus den schwächsten Stellen des „Simson" übermächtig und bezwingend hervor.

Der „Simson" stellt einen Wendepunkt — genau wie der acht Tage vorher aus der Taufe gehobene „Bogen des Odysseus" von Gerhart Hauptmann — in der künstlerischen Entwicklung seines Dichters dar, und enthält — wie die wenigsten seiner übrigen Dramen — Bekenntnisse eigner jahrelanger innerer Erlebnisse und Wandlungen. Zum ersten Male hat Wedekind sich eine neue Kunstform zu eigen zu machen gesucht, indem er von der Groteske, von den theoretischen Erörterungen über Sexualpsychologie, und von der Kritik und bloßen Negation der modernen Gesellschaftsmoral den Höhen einer großen, reinen, klassischen, von positiven Werten erfüllten Tragödie entgegenstrebt, und indem er an die Stelle der früher bei ihm beliebten romantischen Ueppigkeit, Buntheit und Verworrenheit der mannigfaltigen Bühnenbilder eine straffe, konzentrierte, streng geschlossene und gegliederte Handlungsfolge setzt. Aber Wedekind ermangelt leider jeglicher Gestaltungskraft, er sucht Charaktereigenschaften durch abstrakte, theoretische Diskussionen zu belegen, und er will um jeden Preis Wirkungen ertrotzen, die seiner künstlerischen Kraft und Veranlagung nun einmal versagt bleiben. Und wenn ein Dichter sein Drama mit Herzblut schreibt, anstatt mit theatralischer Routine, wenn er seine Gleichgültigkeit gegenüber seinen Zuschauern zu erkennen gibt und sein Stück mit Aphorismen, philosophischen Reflexionen und ganzen Abhandlungen überlädt, ist das Publikum immer noch verständnisvoll genug, sein Drama auszupfeifen, auszuzischen und auszuwiehern.

Wedekind ist eben von den Literaturprofessoren als Clown und Charlatan abgestempelt, und die überhitzte Propaganda seiner Anhänger für ihn in den letzten Jahren muß sich unweigerlich rächen, da die große Masse sich niemals ihren Glauben an die allein selig

*) Die Buchausgabe ist, wie alle Werke dieses Dichters, bei Georg Müller in München erschienen.

Digitized by Google

machenden Autoritäten rauben lassen will. Nach einem alten Sprichworte wird echtes Gold erst rein im Feuer, und der Dichter weiß selbst am besten, wie echt das Gold ist, das er in seinem „Simson" zu fördern und zu formen sich bemüht hat. Das ist gerade der eminente Vorzug dieser Dichtung, daß in sie die ganze heiße, glühende, inbrünstige Seele ihres Schöpfers und ein ungeheurer sittlicher Ernst versenkt ist. Und wenn jetzt das Werk des fünfzigjährigen Dichters statt billiger Jubiläumsanerkennung Schimpf und Spott erntet, so muß es doch mindestens den Zuschauer zu Aufmerksamkeit und Parteinahme reizen, und über die wohl vertrauten Hausschlüsselpfiffe wird den Verfasser die Gewißheit hinwegtrösten, daß schon mancher kühnen Neuheit aus erbitterten Gegnern bewundernde Freunde erwachsen sind. Gerade gegenüber den einseitig tadelnden Kritiken, die der „Simson" erfahren hat, muß um so schärfer hervorgehoben werden, daß sein Ewigkeitswert darauf beruht, daß er überall das stärkste Interesse erregt, daß er an die einfachsten, lebendigsten menschlichen Regungen appelliert, und daß sich in ihm eine ganze, ehrlich und unerbittlich ringende Persönlichkeit ausspricht.

Die biblische Erzählung von Simson — — — und von Delila mußte ja den Dichter des „Erdgeist" und der „Büchse der Pandora" ganz besonders reizen. Ueber die bloße psychologische und kulturgeschichtliche Darstellung der erotischen Macht des Weibchens sucht er jetzt zu einer tragischen Gestaltung des Mannes, der doch nicht von dem Weibchen loszukommen vermag, überzugehen. Daran aber gerade scheitert er. Immer und immer wieder drängt sich Delila in den Vordergrund seines Interesses und beherrscht die Situation. Wer aber eine Figur wie diese Delila überhaupt zu schaffen vermag, dem gegenüber darf man alle Bedenken gegen seine Tragödie erst dann äußern, wenn man ihr zuvor die gebührende Anerkennung und Bewunderung gezollt hat. Delila fehlt zwar die sorgsame Motivierung des Charakters, die Lulu eigen ist, aber diese Motivierung ist auch bei dem primitiven Stil der Dichtung, der sich eng an die Darstellungsweise der Bibel anschließt, völlig entbehrlich. Aber dafür ist das Bestrickende, das Katzenhafte, die Sinnenglut, die raffinierte Grausamkeit auch so über alles Maß hinaus gesteigert, dafür ist Delila so überlebensgroß, so urelementar, so triebhaft und raubtiermäßig, so göttin- bzw. teufelinartig, dafür ist diese bestialische, perverse, sadistische Dirne so geradezu als kosmisches Kuriosum aufgefaßt, daß sich einem bei dem Gedanken an ihren Schöpfer unwillkürlich der so oft mißbräuchlich zitierte Name Shakespeare auf die Lippen drängt.

Es ist eine Schwäche des Verfassers, daß er die Vorgänge seiner Tragödie erst noch durch den Untertitel „Scham und Eifersucht" kommentieren muß. Aus Eifersucht auf das schöne Weib, von dem Simson geschwärmt hat, entlockt Delila ihm das Geheimnis seiner Stärke, und läßt ihm, nachdem sie ihn der Macht der Philisterfürsten ausgeliefert hat, die Augen ausstechen, damit er nie wieder ein so schönes Weib sehen könne. Auf diese Weise kann sie auch in seiner Anwesenheit unbemerkt mit andern Männern kosen. Ihre Liebe zu dem riesenstarken Simson, der mühelos die Tore Gazas samt Riegeln, Angeln und Pfosten ausgehoben, sich auf die Schultern geladen und auf den Berg getragen hat, den man von Hebron aus sieht, ist die Quelle dieser Eifersucht, die durch ihren Stolz und ihre Eitelkeit bis zur wollüstigsten Grausamkeit und Dämonie bis zur Blendung ihres Gatten gepeitscht wird. Die Scham jedoch, die weiblichste aller Empfindungen, ist dieser Buhlerin naturgemäß fremd. Simson hat beide Eigenschaften. Er liebt das Temperament, das Feuer, die Elastizität Delilas, liebt sie so sehr, daß er sich das sorgsam gehütete Geheimnis seiner Stärke abschmeicheln läßt, und daß sogar, nachdem Delila selbst ihn hat des Augenlichts berauben lassen, ein freundliches Wort von ihr genügt, um ihn von Neuem zu betören. Deshalb ist er auch eifersüchtig auf die Philister, denen Delila ihre Gunst und ihren Leib schenkt. Aber seine stärkste Empfindung, die erst sein tragisches Geschick deutlich werden läßt, ist doch die Scham. Die Scham packt ihn, als er sich das Geheimnis seiner Stärke hat entreißen lassen, als er in der Mühle zu Gaza das Geflüster und Getuschel unberufener Zuschauer hört, die sich am Anblicke seines niederen Handwerks und seiner lächerlichen Hilflosigkeit er-

Digitized by Google

götzen, und als er dem albernen Philisterpöbel als Spottbild vorgeführt wird. Gerade in diesen Augenblicken findet er allein unsre ganze Teilnahme und offenbart die ganze Tragik seines Schicksals und seines Charakters.

Der Kampf der Geschlechter, eins der ältesten Probleme aller Dichtung und Philosophie, bildet im „Simson" erneut das Grundthema, ohne bereichert und vertieft zu sein. Vielmehr vereinfacht Wedekind dies ganze komplizierte Seelengebiet und greift für seine Darstellung nur das Allerwesentlichste heraus, um gerade dies zu einer unerhörten, kaum zu überbietenden Höhe emporzuheben. Die Kargheit und Primitivität dieses dramatischen Gedichts ist kein Fehler, sondern gerade sein Vorzug. Außer Simson und Delila und dem Philisterkönig Og von Basan, der gewissermaßen eine Ergänzung zu Simson bildet, ist keine Person im ganzen Drama individualisiert. Simson ist der treuherzige, vertrauensselige, unerschrockene, titanenstarke Held, der — wie fast alle starken Männer — in den Händen einer schönen Frau weich wie Wachs ist und sich allen ihren Launen in blindem Gehorsam fügt. Delila ist das sinnenfrohe, mit allen körperlichen Reizen prunkende, verführerische, kalt und schlau berechnende Weib, das sich dem Manne zu eigen gibt, der es zu vergewaltigen vermag. Für sie ist der Begriff der Liebe identisch mit dem taumelseligen Leidenschaftsrausch. Auch Simson fühlt nur dunkel den Drang zu einer Veredelung und Erhöhung seiner Sinnlichkeit; er ist ganz ihr schwacher Sklave.

Eifersucht und Eitelkeit treiben die auch von den Philisterfürsten heiß begehrte Delila zu der sadistischen Verstümmelung ihres Geliebten. Er wird seiner Macht beraubt und muß die Mühle drehen. Delila leistet ihm Gesellschaft, verschmäht aber auch nicht, den Besuch des Philisterkönigs Og von Basan verstohlen zu empfangen. Die Liebesworte, die sie noch immer gelegentlich für Simson übrig hat, erfüllten ihn mit Wonneschauern, trösten ihn über sein grenzenloses Leid und begeistern ihn noch zu feurigen Gesängen. Und während er dem kühlen, klugen, brutalen Philisterkönig sein schönstes Lied auf Delilas Verlangen vorträgt, entführt ihm der sein Weib. Sie wird Königin und läßt in einer Hochzeitslaune Simson holen, damit er bei dem Bankett im Vorhofe des Palastes den amüsierbedürftigen Volksmengen etwas vortanze. Aber ehe Simson ihr den Wunsch erfüllt, empfängt sie aus Ogs Hand den Tod. Simson aber rächt sich an den Räubern seines Augenlichts und seiner Geliebten, indem er mit seinen Armen zwei Säulen umschlingt, den ganzen Palast einstürzen und sich samt allen Philistern unter seinen Trümmern begraben läßt.

Das meiste Eigne und gerade das Beste gibt Wedekind im zweiten Akt. Die edle Schamhaftigkeit des Helden und die ganze, ewige Tragik seines Schicksals, von dem über alles geliebten Weibe trotz ihrer teuflischen Grausamkeit nicht loskommen zu können, treten hier am eindringlichsten und ergreifendsten zutage. Und gerade die Szene, während der Simson den Gesang seines Leides anstimmt und selbst als der lächerliche Betrogene da steht, ist von suggestiver, zarter poetischer Kraft, daß in ihr in der Tat die schönsten neuen Verheißungen für die künstlerische Entwicklung von Frank Wedekind liegen.

Die Darstellung am Lessingtheater, deren Regie der Dichter selbst zu Nutz und Frommen seiner Intentionen führte, war von einzigartiger Meisterschaft. Tilla Durieux war die in Weibesgestalt verkörperte Hölle, und Friedrich Kayßler ein Simson von erschütternder Lebenswahrheit.

Randbemerkungen.

Doktorfabriken

Die philosophische Fakultät der Universität Heidelberg hat kürzlich ein Doktordiplom, das sie im Jahre 1912 ausgestellt hatte, für null und nichtig erklärt, weil sich herausstellte, daß die Dissertation des Promovierten mit unerlaubter Hilfe angefertigt worden war. Diese unerlaubte Hilfe ging von einem sogenannten „Promotionsinstitut" aus: einem jener gar nicht seltenen „wissenschaftlichen" Institute, deren häufige Inserierungen in verschiedenen Tagesblättern auf einen beträchtlichen Annoncenetat

Digitized by Google

und infolgedessen auch auf nicht unerhebliche Einnahmen schließen lassen. Der annullierte Doktor hatte den seltenen Mut gefunden, gegen das fragliche in Halensee bei Berlin domizilierende Unternehmen wegen irgendeiner Differenz einen Prozeß anzustrengen, aus dessen Akten unzweideutig hervorging, daß seine Doktorarbeit ein untergeschobenes oder mindestens in jener akademischen Brutanstalt großgesäugtes Kind war, und daß er es mit seiner eidesstattlichen Vaterschaftserklärung wohl etwas zu leicht genommen hatte.

Das war ein Fall von vielen. Wer zählt aber all die andern graduierten Akademiker, deren Doktorhüte ebenermaßen aus der Doktorfabrik stammen! Daß es sich hier um die Universität Heidelberg handelte, ist vielleicht nur Zufall. Es gibt aber in Deutschland einige Universitäten, die tatsächlich in dem Rufe stehen, daß an ihnen jeder halbwegs „gebildete Mensch" mit Leichtigkeit den Doktor machen kann. An dieser Universität muß der Klient des hilfsbereiten Instituts einige Kollegien belegen, erhält seine Dissertation fix und fertig aus der Fabrik geliefert, die ihm meist zu gleicher Zeit als „Presse" für einen mehrmonatlichen Spezialkurs dient — und so wird die Sache schließlich mit Ach und Krach „geschoben". Reiche Bräute, die nach einem passenden — oder auch unpassenden — Aufputz für ihre und ihres Verlobten künftige Visitenkarte suchen, plötzlich wohlhabend Gewordene, die untröstlich wären, wenn sie sich nicht, wie Schultzes von nebenan, rasch einen „Dr. phil." als Sohn leisten könnten, und andere Leute, denen das Geld im Beutel klingt, suchen und finden hier erfahrungsgemäß den Weg zur Befriedigung ihrer eitlen Titelsucht.

Man würde aber fehlgehen, wenn man etwa annähme, daß die Inhaber jener Doktorfabriken vielgeplagte Menschen sind, die im Schweiße ihres Angesichts Dissertationen gegen bar zusammenstoppeln. O nein — es sind oft recht gut gestellte Unternehmer darunter, die sich von anderen Fabrikanten nur dadurch unterscheiden, daß sie sich um ihren Betrieb fast gar nicht zu kümmern brauchen. Ihre Sache ist in der Regel bloß die Verteilung der Stoffe an einen Stab von Spezialmitarbeitern und die Akquisition. Im übrigen leben sie irgendwo, fern von Madrid, in vornehmer Zurückgezogenheit, lassen den Strom dieser ehrgeizigen Welt gelassen an sich vorüberrauschen und zeigen sich lediglich dafür besorgt, daß ihnen bei dieser Gelegenheit möglichst viel Geld in den Händen zurückbleibt. Und da es ihrer Art von Kundschaft auf ein paar blaue oder braune Lappen nie ankommt, so führen diese stillen Wohltäter der pseudoakademischen Menschheit meist ein recht beschauliches Rentnerdasein.

Vielleicht bringt die prozessuale Untersuchung des Heidelberger Falles so nebenbei einige schätzenswerte Aufschlüsse über den Umfang, die Klientel und das finanzielle Ergebnis des Doktorgeschäfts; damit wäre am Ende nicht nur der Justiz gedient, sondern auch dem Fiskus!

Die Prämie.

Es gibt in der Welt der kleinen menschlichen Schwächen eine sehr verbreitete, in ihren bedenklichen Wirkungen noch wenig erkannte Eigenschaft, die man „verirrte Güte" nennen möchte. Die mit ihr Behafteten sind sicherlich keine schlechten Menschen. Im Gegenteil: sie haben meist ein gutes und großmütiges Herz, nur — es sitzt nicht auf dem rechten Fleck. Dieser Kategorie sind etwa die weichherzigen Eltern zuzuzählen, die nicht imstande sind, ihre ungeratenen Schlingel von Söhnen im Bedarfsfalle hart anzufassen; oder die Millionäre, die ihre bedürftigen Verwandten enterben, um ihr Vermögen einer spekulativ veranlagten Wirtschafterin zuzuwenden, die sich gut aufs Kochen und noch besser aufs Schmeicheln verstand; oder die übel beratenen Wohltäter, die notorische Quartalssäufer unbedenklich mit dem für ihre Liebhabereien nötigen Betriebskapital ausstatten.

Zu dieser Spezies von guten Menschen und schlechten Musikanten gehören auch jene beiden wohllöblichen Stammtischrunden in Tarnowitz und Kattowitz, die kürzlich einen Preis für denjenigen Soldaten ihrer Garnison stifteten, der sich als erster unehelicher Vater ausweisen könne. Zunächst

Digitized by Google

kamen die Tarnowitzer auf die glorioſe Idee, und zwar in dem Augenblick, wo es bekannt wurde, daß Tarnowitz Garniſonſtadt geworden ſei. Da wußten ſich denn etliche Tarnowitzer nicht mehr zu halten und gründeten in ihrer unbändigen Freude ſofort einen Verein; einen Verein mit der ſtatutariſchen Beſtimmung, unehelichen Kinderſegen, ſofern militäriſche Autorſchaft ſich nachweiſen läßt, im erſten ſich darbietenden Falle zu belohnen.

Nun hat ja auch Frankreich, um dem Geburtenrückgang zu ſteuern, längſt zu ähnlichen Mitteln ſeine Zuflucht genommen und dabei ſogar die — in der Tat ſehr unerhebliche — Differenzierung zwiſchen Zivil- und Militärvätern fallen gelaſſen. Man ſollte aber meinen, daß man hierzulande, doch noch nicht ſo weit iſt, zu derlei verzweifelten Stimulantien greifen zu müſſen. Der Prozentſatz der unehelichen Soldatenväter iſt auch ohne dieſes Preisausſchreiben der Tarnowitzer Tafelrunde ein ſehr erheblicher; es wäre nicht nötig geweſen, den erotiſchen Eifer der Marsſöhne, der ſchon in unprämiiertem Zuſtande den Eltern erwachſener Töchter oft viel zu ſchaffen macht, durch den gedachten angeblich humanitären, in Wirklichkeit aber wenig gemeinnützigen Vereinszweck noch ausdrücklich zu fördern.

Nich weit von Tarnowitz liegt Kattowitz. Auch hier fühlte man ſich, zumal man ebenfalls im Beſitz einer Garniſon iſt, bemüßigt, irgend etwas gegen den Geburtenrückgang zu tun. Man hat dem erſten Soldatenkinde der Garniſon eine Sammelbüchſe geſtiftet, die in einer dortigen Bierhalle untergebracht iſt und bereits eine ſtattliche Reihe von Reichstalern vereinnahmt haben ſoll.

*

Wenn man's ſo hört, möcht's leidlich ſcheinen: nicht dem Vater, ſondern dem unſchuldigen Kinde, das für das Amuſement der Eltern die Zeche bezahlen muß, ſoll das Ergebnis der Sammlung zugute kommen. Die uralte Poeſie und Romantik des Regimentskindes ſcheint die gutgemeinte Sammelbüchſe der braven Kattowitzer ſegnend zu umſchweben. Aber letzten Endes iſt auch ſie nur eine Prämie für einen wenig fördernswerten Schnelligkeitsrekord.

Etwas anderes wäre es, wenn man eine Sammlung für alle in Betracht kommenden Soldatenkinder in die Wege leitete; oder wenn man die Geſetzgebung veranlaßte, beſſer als bisher für das Wohl der unehelichen Kinder zu ſorgen. Aber den erſten unehelichen Vater und das erſte Soldatenkind prämiieren, heißt: zu einem, im wahren Sinne des Wortes „unlauteren" Wettbewerb auffordern. Und das haben doch die wackeren Tarnowitzer und Kattowitzer ſicherlich nicht gewollt!

„Fräulein Hausaſſiſtentin."

Auf eine originelle Art verſucht die vor einigen Jahren gegründete Organiſation der Dienſtmädchen in Kopenhagen die ihren Stand betreffenden ſozialen Fragen zu löſen: auf dem Umweg über die Rang- und Titelfrage. Ausdrücke wie „Dienſtmädchen" oder gar „Dienſtbote" ſollen von nun ab ſtreng verpönt ſein; an ihre Stelle ſoll die „Hausaſſiſtentin" treten. An dem herrſchenden Dienſtboten-Elend, ſo behaupten die Wortführerinnen der Bewegung, ſei in erſter Linie jene „foſſile" Standesbezeichnung ſchuld: ein Pariatitel ziehe ganz von ſelbſt eine Pariaſtellung nach ſich. Es wäre nicht einzuſehen, warum die Dienſtmädchen als erwerbstätige, ſelbſtändige Frauen nicht Anſpruch auf dieſelbe ſoziale Poſition erheben dürften, wie etwa die Geſchäfts- und Kontorgehilfinnen, die Lehrerinnen oder die Vertreterinnen anderer weiblicher Berufe. Bei Abſchluß von Dienſtverträgen ſoll alſo fürderhin die Forderung eines entſprechenden Titels und einer entſprechenden Form der Anrede geſtellt werden. Als paſſend und ſtandesgemäß wurde der Titel „Hausaſſiſtentin" vorgeſchlagen, der übrigens je nach dem „Reſſort", das dem betreffenden Mädchen im Haushalt anvertraut iſt, ſpezialiſiert werden könnte, ſo daß man in Zukunft nicht mehr von einem „Stubenmädchen", einem „Kindermädchen", einer „Köchin" und einem „Mädchen für Alles", ſondern nur noch von einer „Stubenaſſiſtentin", einer „Kinderaſſiſtentin", einer „Küchenaſſiſtentin" und einer „Hausgehilfin"

Digitized by Google

reden dürfte. Natürlich heißt auch das publizistische Organ der dänischen Dienstmädchen-Fachorganisation nicht mehr, wie bisher, „Das Dienstmädchen", sondern „Die Hausassistentin".

Die Kopenhagener Hausfrauen sollen dieser Titelrevolution angeblich nicht ohne Sympathie gegenüberstehen, und die Führerinnen der Dienstmädchenbewegung, an ihrer Spitze die energische Agitatorin Marie Christensen, setzen alle Hebel der Versammlungs- und Pressepropaganda in Bewegung, um dem Publikum die „Hausassistentin" mundgerecht zu machen. Man verspricht sich von der allgemeinen Anerkennung des Titels ungemein viel; so glaubt man allen Ernstes, daß sich nun auch Mädchen aus besseren Kreisen in größerer Zahl um die „gehobenen" Dienstbotenstellen bewerben und damit zugleich der sozialen Kategorie ein höheres Relief geben würden.

Die Schwächen dieser Argumentation liegen auf der Hand. Die Annahme des schöner klingenden Titels würde ja vielleicht in der Tat einen kleinen Fortschritt auf dem Wege der organischen Eingliederung des weiblichen Hauspersonals in den Familienkreis mit sich bringen. Aber die Kopenhagener Titelreform bliebe doch schließlich mehr oder weniger am Aeußerlichen haften. Wo der Wille ist, die treue, aufopferungsvolle Helferin im Haushalt in gewissem Sinne als Familienmitglied zu behandeln, da wird auch die jetzige unscheinbare Etikette nicht hinderlich sein, diesen Willen in die Tat umzusetzen; gerade der neue anspruchsvolle Titel mit seinem fatalen Beigeschmack von Beamtenhaftigkeit und seiner „Bis-daher-und-nicht-weiter"-Pose würde auf das gute Einvernehmen zwischen den Angestellten und ihren Brotgebern von vornherein erkältend wirken. Dienstmädchen-Obliegenheiten lassen sich nun einmal ohne einen Schuß Demut nicht bewältigen: ja, diese schöne Demut — die absolut nichts Entehrendes an sich hat — ist es gerade, die das Dienstmädchen als Hausgenossin oft so wertvoll und unentbehrlich macht. Man male sich aber gefälligst das Tableau aus, wie das „Fräulein Stubenassistentin", mit Würd' und Hoheit angetan, unter den schadenfroh gaffenden Blicken der nichtbeamteten Hausbewohnerschaft den Mülleimer — oder noch Schlimmeres! — über den Hof transportiert! ....

Zugegeben, daß solche Einwände altmodisch anmuten: sie haben aber den nicht zu unterschätzenden Vorteil für sich — daß sie nicht gut zu widerlegen sind! Vultur.

Die modernsten Dichter.

Die „Vossische Zeitung" hat kurz vor Weihnachten eine Umfrage folgenden Inhalts an Berlins bedeutendste Schauspieler und Schauspielerinnen gerichtet:

„Wer von den modernen Dichtern gewährt Ihrer Meinung nach dem Darsteller die reizvollsten Aufgaben, und worin besteht der besondere Reiz und die Neuheit dieser Aufgaben?"

Das Resultat ist den Fragestellern gewiß unerwartet gekommen, obwohl es sich sehr ergötzlich liest und eigentlich gar nicht überraschen darf. Naturgemäß vermeiden die meisten Darsteller, bestimmte Autoren, bestimmte Stücke und bestimmte Rollen namhaft zu machen. Nur in einem einzigen Idealfalle weiß eine Künstlerin dem Sinne der Anfrage vollkommen gerecht zu werden. Mary Dietrich hat die ihr am meisten zusagenden und modernsten Rollen in der „Verkündigung" von Paul Claudel gefunden. Aber eine Reihe der angesehensten Darsteller nennt andere Namen, und sie lauten immer wieder: Shakespeare, Schiller, Kleist. Helene Thimig spricht von „Lessing und Genossen". Carl Forest hat die ungewöhnliche und doch so treffende Beobachtung gemacht, daß bei keinem Dichter so viel zwischen den Zeilen stehe und keiner so viel bisher bei ihm Uebersehenes auszudrücken ermögliche wie Schiller. Arthur Kraußneck erklärt als das Schwerste vom Schweren: „. . . das Pathos einer dichterisch verklärten oder zur Ueberlebensgröße gesteigerten Wirklichkeit mit so viel echter Menschlichkeit zu durchsetzen, daß selbst ein im Naturalismus herangereiftes Publikum sich dieser Doppelwirkung erschüttert beugen muß", und bezeichnet „Shakespeare-Schiller-Kleist" als „die Schule, in der dies einzig gelernt werden mag". „Sie zeigen uns," fährt er fort, „wie

Digitized by Google

Naturalismus und dichterische Phantasie sich wechselseitig durchdringen können", und in ihnen sieht er die Dichterfürsten im Bühnenreich, die „Größe und echtes Menschentum, dichterischen Schwung und Naturwahrheit zu höchster Schönheit einen". Und in begeisterten Worten wird Shakespeare als der stets Moderne, stets unbegrenzte schauspielerische Möglichkeiten Eröffnende, Unsterbliche, Ewigfrische, Ewigneue, Unerschöpfliche auch von Rudolf Schildkraut und Otto Sommerstorff gerühmt, deren Urteil doch wohl einigermaßen schwer wiegen dürfte. Schildkraut ersehnt sogar ein „Shakespearetheater", in dem Abend für Abend, Sommer und Winter, nur die Werke des Namenspatrons unter der für einen modernen Dichter unerläßlichen Regie von Max Reinhardt gespielt werden.

Sollten diese Antworten nicht manchen modernen Dramatiker nachdenklich stimmen?

W. B.

Auer Dult.

Von

Hans Harbeck.

Der alte Marktschreier, der sich schwitzend bemüht, die trägen Bauerntölpel von der Güte und der Unentbehrlichkeit seiner Panzerplattenstahlschleifstangen zu überzeugen, drückt diesen populären Gedanken um einige Grade derber aus. Sein jüngerer Zunftgenosse bietet mit einem beängstigenden Aufwand von Gesten und drastischen Erläuterungen einen sinnreichen Zelluloidapparat, mit dessen Hilfe man aus einem karierten Sacktuch im Handumdrehen eine tadellose Kravatte herstellen kann, für lumpige zwanzig Pfennige feil und nimmt erst recht kein Blatt vor den Mund.

An jeder zweiten Ecke steht irgendein Jakob auf seiner Kistenburg oder hinter seinem Wagen und drischt auf das Publikum los.

„Seht her, Männer!"

„Lassen Sie sich die Mark nicht am Herzen gewachsen sein!"

„Passen Sie auf, diese Lilienseife, vor der nehm' ich immer den Hut ab (tut es), wenn ich sie sehe, so sehr verehr' ich sie!"

„Hier diese feinen, praktischen und haltbaren Hosenträger. Die lassen sich dehnen von Hamburg bis Bremen, von München bis Bruck und wieder z'ruck . .!"

Und so fort usque ad infinitum oder wenigstens bis zum Einbruch der Dunkelheit.

Irgendwo macht ein Händler für sein geräuchertes Schweinefleisch Propaganda, indem er an die Umstehenden Proben verteilt. Eines dieser Probestücke fällt ihm aus der Hand. Wahrhaft imponierend ist die Selbstverständlichkeit, mit der er es geringschätzig in den Staub scharrt und sofort ein neues Stück holt.

Ein halb erblindeter Greis dreht ein musikalisches Bergwerkmodell. Seine Frau läßt in angemessenen Zwischenräumen einen Blechteller kreisen.

Ein Mann, der wie Andreas Hofer ausschaut, verkauft moussierende Limonaden.

An einer Straßenkreuzung steht ein Blinder. Auf seiner Brust hängt ein Schild mit der Aufschrift: „Eine Gottesgabe ist das Licht; wer's nicht verlor, der weiß es nicht!" In seinen Augenhöhlen wohnt das Grauen. Seine Hände tasten ins Leere. Mich dünkt, er taumelt . . .

Zu Füßen der Auer Mariahilfkirche, deren buntes Mosaikdach in der Sonne glitzert und gleißt, dehnen sich die Budenreihen. In mehrere Hauptstraßen ist der Platz eingeteilt. Tändler, Altertumshändler, Antiquare, Goldschmiede, Leinenweber, Töpfer und Bäcker haben ihre Waren sauber und kunstvoll zur Schau gestellt. Das Nützliche wetteifert mit dem Angenehmen, und neben Gediegenem spreizt sich Wertloses. Aus Möbeln, Büchern, Bildern, Waffen, Ledersachen, Musikinstrumenten, Schirmen, Tuchresten, Bleistiften, Lebkuchen, Kokosnüssen und unzähligen „Partiewaren" ergibt sich ein malerisches Potpourri.

In gemütlichstem Schlenderschritt durchquere ich die Budenstraßen und mache hin und wieder Halt, um eine verwitterte Apostelstatue, einen alten Stich oder einen geschnitzten Stuhl prüfend anzuschauen. Lehrreich und er-

Digitized by Google

götzlich sind manchmal die Gespräche zwischen dem zuversichtlichen Händler und seinen mißtrauischen Kunden. Und höher schlägt das Herz beim Anblick der Gasse, in der sich die Antiquare angesiedelt haben. „Jedes Buch 20 Pfg.“ Wer durch eine solche, tausend romantische Möglichkeiten in sich bergende Ankündigung nicht in einen gewissen bangen Freudentaumel versetzt wird, ist ein Barbar oder ein Trottel. Bedächtig wandere ich von Stand zu Stand, blättere in manchem Buch und in mancher Zeitschrift und hoffe immer, irgendeinen kapitalen Fund zu machen. Heut' hab' ich, scheint es, keine glückliche Hand. Immerhin besteht meine Beute aus dem „Fließenden Licht“ der Gottsucherin Mechthild von Magdeburg, Herders Preisschrift: „Ueber den Ursprung der Sprache“ und — — Paul de Kocks „Mädchen mit den drei Unterröcken“.

In einer besonders stattlichen Bude „Zum billigen Büchermann“ wird die Schundliteratur bekämpft. Die Wiesbadener Volksbücher, Schaffsteins grüne und blaue Bändchen, die Bunten Jugendbücher und die Volksbücher der Deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung sind da ausgebreitet, und ein sehr sichtbar aufgehängtes Plakat teilt mit, daß dieser Marktbuchladen unter dem Schutz der Jugendschriftenkommission des Bezirkslehrervereins in München und des Südbayerischen Volksbildungsverbandes steht. Das scheint mir ein taktischer Fehler zu sein; denn sicher ergreift mancher Mann, wenn er die Worte Kommission, Verein und — Bildung liest, schleunigst das Hasenpanier.

Auf der Kohleninsel, in unmittelbarer Nachbarschaft des Neubaues des Deutschen Museums, erheben sich die Karussells, Schaubuden und Kinematographentheater. Ein Riesenochs, der über zwei Meter lang ist und mehr als drei Zentner wiegt, und eine Teufelsrachenwurfbude erscheinen als die hauptsächlichen Attraktionen. Ein Kasperletheater fehlt natürlich nicht, und auch eine Festwirtschaft ist da, die sogar ein neues, eigens zur Dult eingebrautes Bier, das Alt-Münchener Klosterbier, zum Ausschank bringt.

Allerhand wehmütige Kindheiterinnerungen steigen herauf bei den Klängen der Karussellmusik.

Am Brückenpfeiler, wo die Kreszenz Wörz den Schweizer Käse mit den großen Löchern verkauft, hab' ich lange gestanden und in das närrische Treiben geblickt . . .

Schwarzgoldene und blauweiße Fahnen hängen schlaff in der Luft. Soldaten von allen Waffengattungen schlendern gemächlich über den Platz. Mädchen im gefährlichsten Alter gehen schwatzend und lachend an mir vorüber. Hin und wieder dringen die lauten Jubelrufe der Kinder, die das Kasperletheater belagern, an mein Ohr.

Ich balle die Fäuste vor ohnmächtiger Wut und beiße die Zähne zusammen vor ingrimmigem Schmerz. Arm wie ein Bettler bin ich. Abgeschnitten von den Quellen der Freude, starre ich trübselig vor mich hin . . .

Die rüstige Kreszenz bedient ihre Kunden, und in Anbetracht der allgemeinen Lustbarkeit, von der nur ich, der Sklave des Intellekts, ausgeschlossen bin, kommt mir mein Leben ganz wie ein Käseloch vor . . .

Aphorismen.

Der Ruf der Jugend: Den Vielen will ich nichts, Einem will ich alles sein. Die Vielen sollen mir nichts, Einer soll mir alles sein.

Die Grabtafel des Alters: Vielen war ich etwas, Keinem alles. Viele waren mir etwas, Keiner war mir alles.

*

Die schönste Erfüllung: Sehnsucht zu zweien.

*

Unsere Erlebnisse sind nichts als bloße, schwache Erinnerungen an unsere Sehnsucht; unsere Taten nicht als bloße, schwache Erinnerungen an unsere Wünsche.

Hugo Marcus.

Herausgeber: Dr. Heinrich Ilgenstein. — Verantwortlich: Dr. Heinrich Ilgenstein, W., Pfalzburgerstraße 53. — Verlag: Hellmuth Johnke, Berlin W. 15. — Oesterreich-Ungarn: Huber & Lahme Nachf., Wien I, Herrengasse 6. — Verantwortlich für die Inserate: Franz Rausch, Berlin W. — Druck und Postvertrieb: Paß & Garleb G. m. b. H., Berlin W. 57.

Digitized by Google

Die Gegenwart

Nr. 7 | Berlin, den 14. Februar 1914 | 43. Jahrgang Band 85.

Deutschland, England, Amerika.

Von

Dr. Freiherr von Mackay.

Zum Jahreswechsel hatte die New-Yorker Presse eine selbst für ihre Reklame- und Fantasiemaßstäbe großartige Ueberraschung bereit: die Nachricht nämlich vom Abschluß eines deutsch-britischen Bündnisses gegen das Sternenbannerreich. Beweise des türkischen Anschlages, den Herr von Bethmann-Hollweg vor Jahresfrist bei einer Zusammenkunft mit Sir Edward Grey in Belgien angestiftet habe, seien: die gemeinsame Weigerung Deutschlands und Englands, die Weltausstellung in San Francisco zu beschicken; das Zusammenwirken der Berliner und Londoner Hochfinanz, um die Begründung einer latein-amerikanischen Filiale der National City Bank zu verhindern; die gewaltigen Anstrengungen der Agenten beider Mächte zur Förderung des europäisch-südamerikanischen Handelsverkehrs und zur Beherrschung der Küstenschiffahrt der Neuen Welt; Winston Churchills Flottenfeierjahr-Vorschlag (!) und dergleichen mehr. Eine hübsche Melodie, Onkel Sam! Etwas verworren und nicht eben leicht verständlich, aber doch Zeuge erstaunlicher Erfindungsgaben und temperamentvoller, logischer Sprünge von der Art des Hasen, der den Jäger durch Kreuz- und Querzüge hänselt. Und läßt man sich von dem Sang einschläfern, so meint man deutlich zu vernehmen, wie mit ihm im Gleichtakt ein Pendel schlägt, dessen Triebkraft eine dunkle Macht ist: das böse Gewissen des Sängers. In der Tat: wenn man es in Washington darauf abgesehen hätte, eine Interessengemeinschaft zwischen Deutschland und England mit der Spitze gegen die Union herzustellen, so hätte das nicht besser erreicht werden können, als durch die Art, wie man dort neuerdings den Bogen der leidigen Monroelehre überspannt hat.

In der demokratischen Platform, auf deren Boden die Demokraten siegten, wurde der republikanische Imperialismus als ein ‚inexcusable blunder' in Acht und Aberacht getan. Seitdem ist ein Jahr verflossen, und wie ist unterdessen die Hoffnungslosigkeit enttäuscht worden, die da meinte, es werde unter den Auspizien des neuen Regiments die Schneide der amerikanischen Machtpolitik abgestumpft werden! Woodrow Wilson hat Ende November die Wähler von Mobile in einer aufsehenerregenden Ansprache über sein Programm aufgeklärt, und da die akademische Farbe der Rede von der Presse alsbald in allen möglichen Entstellungen mißdeutet wurde, so hielt es der Londoner Botschafter Page für angemessen, dem Sawage-Klub eine authentische Erklärung der Meinung des Präsidenten zu geben. Erstens: die Vereinigten Staaten seien gesättigt und wünschten keinen Fuß breit fremden Gebiets zu erwerben. Zweitens: der moralische Standgrund der Politik der Union sei der Wille, keine staatliche Autorität zu unterstützen, die nicht „eine Regierung für das Volk, mit dem Volk und durch das Volk sei." Drittens: der Ursprung des Monroeismus sei die Absicht des Sternenbannerreichs gewesen, nicht zu dulden, daß irgendeine europäische Macht mit den damals üblichen Gewaltmitteln amerikanischen Boden an sich reiße und dessen Bevölkerung unterjoche. Unterdessen hätten sich aber viel feinere, verschleierte Methoden der Machtentwicklung ausgebildet, denen das Monroegesetz natürlich angepaßt werden müsse: vorab durch die bündige Erklärung, daß die Union keine Art finanzieller Kontrolle über eine der Schwesterrepubliken durch eine Großmacht der

Digitized by Google

Alten Welt oder irgendeine Maßregel, die auf eine Untergrabung der politischen Selbständigkeit durch wirtschaftliche Uebergewalt hinziele, zulassen werde. „In den kommenden Jahrzehnten und Jahrhunderten werden die Vereinigten Staaten alles aufbieten, um ihren Nachbarn und Freunden durch Rat, moralische Ueberredung, durch Billigung oder auch durch Verweigerung der Zustimmung und durch das Beispiel der Selbstbeherrschung schrittweise und so schnell als möglich zu einer Regierung zu verhelfen, die eine wahrhaft konstitutionelle und freiheitliche genannt werden kann." Folgte ein Epilog, der darlegte, wie alles das Vorbereitungen und erste, energische Schritte seien, um dem Millennium des Weltfriedensideals näherzurücken und auf dessen Boden alle Völker zusammenzuführen. Aber — „ihr würdet denken, ein Weiberhemd sei ein weiblicher Engel, so sinkt er euch über das Aermelchen und den Busenstreifen". Die ganze Auseinandersetzung ist offensichtlich nichts als der Ausfluß eines Beglückungswahns, dessen schwärmerische Ehrlichkeit gewiß nicht verkannt werden soll, der aber der gefährlichen Linie der Psychose schon bedenklich sich nähert, und der jedenfalls bekannten Vorbildern nach, während er in der Geste der Freiheit sich gefällt, den Geist sophistischer Tyrannei atmet.

Die Monroelehre war ursprünglich nichts als eine Waffe gegen die Machtanmaßungen der Heiligen Allianz in der Neuen Welt und gegen die Bestrebungen Englands und Rußlands, von Kanada und Alaska aus ihre Grenzen gegen die Union vorzurücken. Polk ward dann der Erfinder der republikanischen Präventivklausel, wonach der Große Bruder berechtigt sein soll, seinerseits in die Rechtsordnung der Schwesterrepubliken einzugreifen, um einer etwaigen Einmischung von europäischer Seite vorzubeugen. Daraus entstand wieder in zwangsläufig fehlerhafter Denk-Kreisbewegung die berüchtigte Dragodoktrin, die von den bankerotten mittelamerikanischen Staaten mit Freuden als Mittel zur Nichterfüllung ihrer Schuldverpflichtungen nutzbar gemacht wurde. Eine treibende und gärende Kraft der Weltmachtpolitik wurde aber der Monroeismus erst, als ihn Roosevelt „aus der Passivität zur Aktivität erweckte", mit anderen Worten ihn in den Dienst seiner imperialistischen Propaganda stellte mittels eines wiederum höchst eigenartigen Syllogismus: Die Union könne ihr Schutz- und Pflegeramt als Vormacht der Neuen Welt nur dann wirksam ausüben, wenn sie nicht nur jede wirtschaftliche, sondern auch jede politische Verschlechterung oder Gefährdung der Lage amerikanischer Staaten hintanhalte, woraus dann der Anspruch auf den Primat in der ganzen spezifischen Machtsphäre und schließlich sogar, als Bekrönung dieses Gebäudes denkbar merkwürdiger Gedankenkonstruktion, das Postulat der Beherrschung der Philippinen abgeleitet wurde. Die gegenwärtige Entwicklung der Prozeßsache entspricht ganz dem zwitterhaften, vieldeutigen Wesen, das ihr von Anfang an eignete. Den mittelamerikanischen faulen Schuldnern gegenüber, die sich in der Monroeburg sicher fühlten, kehrten die europäischen Gläubiger den Spieß herum und machten Washington für die Verbindlichkeiten seiner Schützlinge haftbar. Das entsprach den politischen, nicht aber den finanziellen Interessen des klug rechnenden Patrons; den Ausweg aus dem Dilemma zeigt Wilson mittels einer neuen Theorie, die seinem Ruf als Philosoph größte Ehre macht. Keiner Macht auf der Welt soll das Recht zustehen, sich in die häuslichen Angelegenheiten der Schwesterrepubliken einzumischen, mit der einzigen Ausnahme des Falls, daß „ein allgemeines kultursittliches Interesse besteht", die Diktatur einer schlechten Regierung, die nicht jenen Forderungen echten, demokratischen Wesens entspricht, zu verhindern. Unter allen Umständen soll der Union das Prüfungsrecht und die Befugnis zustehen, die von den moralisch nicht gehörig qualifizierten Regierungsbehörden erteilten Gerechtsame — gleichviel welcher Art sie sind und zugunsten welcher Nation sie vergeben werden — zu untersuchen und als nichtig zu erklären. Die Praxis hat über die Bedeutung dieses Orakelspruchs schneller und eindringlicher belehrt, als es irgendeine professorale Instanz amerikanischer Völkerrechtsweisheit tun könnte. Erst in Mexiko, dann in Kolumbien, und in beiden Fällen mit der Wirkung, daß England die

Digitized by Google

Möglichkeit unterbunden wurde, amerikanische Oelquellen für seine Flottenbedürfnisse nutzbar zu machen. Unterdessen hat aber auch Roosevelt als Vater des amerikanischen Imperialismus sich zu Wort gemeldet und auf seiner südamerikanischen Reise die Brasilianer und Argentinier beruhigt. „Sie," rief er aus, „sind heute so stark, daß Sie unseres Schutzes gegen irgendeine europäische Vergewaltigung nicht mehr bedürfen. Für Sie besteht daher auch unser Gesetz nicht mehr; Sie sind imstande, ihre eigene Monroelehre zu betreiben." Sehr schön! Aber wo liegt nun und wer bestimmt die Grenze des Monroe-Machtgebots? Wilson hat ihm als unbedingtes Hoheitsgebiet nur Mittelamerika zugewiesen. Aber Kolumbien gehört gemeiner Geographie nach zu Südamerika; und wie steht es um Venezuela, Ecuador, Peru, Bolivia, Chile? Indem die Frage gestellt wird, ist schon der Hinweis auf den eigentlichen aktuellen Kern, die tiefere, weltgeschichtliche Bedeutung der Streitsache gegeben.

Seine ideellen wie reellen Interessen weisen Latein-Amerika durchaus nach Europa, nicht nach den Vereinigten Staaten. Europa ist der Verbraucher seiner Erzeugnisse; für die Union ist es fast ausschließlich Absatzmarkt. Europa beherrscht die gesamte überseeische Güterbewegung nach der Neuen Welt, und die Vorteile des hier nicht näher zu erörternden ‚triangulären' Verkehrssystems bewirken es, daß Süd- und Mittelamerika seine Waren weit billiger und schneller von den großen Umschlagplätzen der Alten Welt als von den im Mittel auch räumlich nicht näher gelegenen nordamerikanischen Häfen beziehen kann. Europa, nicht New York, ist der Kreditgeber Latein-Amerikas; Europas, nicht des Yankees Unternehmungsgeist hat die Verkehrsmittel und Industrien geschaffen, welche die Südhälfte der Neuen Welt kulturwirtschaftlich vorwärts brachten, und deren ganzes geistiges Leben fußt auf den Beziehungen zu den romanischen Staaten der Alten Welt; deren Literatur steht noch heute durchaus unter dem Einfluß von Paris und Madrid. Kurz, die imperialistisch-monroeistische Idee, Amerika bilde einen natürlichen, einheitlichen Organismus, der als Friedenssymphyklonie höherer Gesittungsordnung dem zerrissenen, unfreien, vom Rüstungsfieber besessenen Europa gegenübergestellt werden müsse, steht ungefähr auf der Höhe der Denkart desjenigen, der meint, Pferde, Kühe, Esel seien einerlei Art, weil sie zufällig auf demselben Hof zusammengetrieben sind. Nun wird mit der Eröffnung des Panamakanals — wenigstens ist das die allgemeine Ueberzeugung des selbstbewußten Nordamerikanertums — die Weltgeschichte „sich auf die pazifische Seite legen". Europa, und vor allem seine beiden größten Handelsmächte, können gewiß dieser Verlagerung der politischen und wirtschaftlichen Schwergewichte nach der Gegenfüßler-Erdhälfte der größten Wassermasse nicht untätig zusehen. Sie müssen die früher fast ausschließlich von der atlantischen Seite betriebene südamerikanische Kulturarbeit jetzt energisch von der pazifischen Seite aufnehmen, um sich im Reich des Stillen Ozeans, wo die Würfel um Weltmachtgröße in der Zukunft fallen werden, feste Stellungen zu sichern, und sie vertreten damit im Grunde nur die wohlverstandenen Interessen der Union selbst, die angesichts der Schwäche ihrer Armee und ihrer Handelsflotte für die siegreiche Durchfechtung des Riesen-Rassenkampfes mit den mongolischen Massen, dessen Entscheidungen immer näher rücken, offenbar die Hilfe der Alten Welt in diesem säkularen Ringen zwischen Weiß und Gelb gar nicht entbehren kann. Statt aber den natürlichen Bundesgenossen die Wege freizumachen und den nötigen Ellenbogenraum zu gewähren, will ihnen Washington den Riegel einer denkbar dehnbaren, knifflichen und in seinen Folgewirkungen unübersehbaren anmaßlichen Herrengebots vorschieben.

Bismarck hat in seiner derben, aber treffsicheren Art den Monroeismus eine Unverschämtheit genannt; hätte er die heutigen Versuche zur Ausweitung des Machtprinzips miterlebt, so würde er diese gewiß mit einem entsprechenden Komparativ jenes Positivs gekennzeichnet haben. Wilson hat sich in der kurzen Zeit seiner Präsidentschaft als ein Staatsmann von außerordentlichen Fähigkeiten erwiesen, der in einem Jahr Geschäftsverwesung mehr nützliche Reformen durchzusetzen vermochte, als

Digitized by Google

viele seiner Vorgänger in der ganzen Zeit ihrer Amtsführung. Aber hier, dem Monroe-Hausgespenst des Kapitols gegenüber, ist er, fast stärker noch wie die republikanischen Machthaber, von der Zwangsvorstellung befangen, das Glück radikal-demokratischer Verfassung allen amerikanischen Staaten entweder ‚durch Ueberredung' oder auch mit dem big stick ins Haus bringen und die Union zum General-Tugendwächter konstitutioneller Moral und Wohlaufführung machen zu müssen. Die Mißgestalt der doppelten Moral, deren Saat diese Politik zugunsten der Ausbeuter von Wallstreet und gegen den gepredigten Weltfrieden aufgehen läßt, sieht man in Washington nicht oder will es nicht sehen. Hier sind wir Bürger der Alten Welt doch bessere Menschen; haben gerade wir drüben als rückständig verschriene Deutsche doch höhere Anschauungen von politischer Freiheit, deren erste Voraussetzung im Verkehr mit anderen Völkern nach unserer Meinung es ist, sie nach ihrer Fasson selig werden zu lassen und ihre Krankheiten nicht nach dem Schema einer Allerwelts-Hausmedizin heilen zu wollen. Das Monroegesetz ist eine Erbsünde aus der Zeit, da Onkel Sam noch ein unbedachter Jüngling war, ein, wie man es anfaßt, mit den Stacheln der Widersinnigkeit gespicktes Prinzip, aus dem niemals, wie immer es modern umfrisiert werden mag, etwas Gutes werden wird. England war bislang sein Patron, ohne dessen Schutz es sich niemals hätte halten können. Heute sieht es ein, daß die Spitze dieser Waffe sich vornehmlich gegen den Schildhalter selbst wendet; und wenn noch vor kurzem in der Londoner Presse eifrig für den Gedanken Propaganda gemacht wurde, die am diesjährigen Weihnachtsabend zu begehende Jahrhundertfeier des Genter Friedens, der den britisch-amerikanischen Kämpfen ein Ende setzte, durch die Verkündung eines Bündnisses zwischen den beiden stammverwandten Nationen zu bekrönen, so sind die Aussichten für die Verwirklichung des Planes heute denkbar schlecht. Dessen unausgesprochener, aber klar genug zu Tag liegender Hintergedanke war es, die Union zum Sachwalter der englischen Interessen in der pazifischen Machtsphäre zu machen und sie als Schutzwall gegen die Größerbritannien von dorther drohenden Gefahren zu nutzen, so zwar, daß London selbst der Notlage enthoben worden wäre, um dieser Drohung willen seine europäische Ententenpolitik zu ändern und eine Verständigung mit Deutschland zu suchen. Das Schicksal will es anders: die Verwicklungen des pazifischen Problems mit dem Monroeismus erweisen sich umgekehrt als eine neue Triebkraft der Annäherung Berlins und Londons auf dem Fuß der Erkenntnis, daß sie beide an den Gestaden des Stillen Ozeans wichtigste Lebensinteressen der Handelsfreiheit und der offenen Tür zu verteidigen haben. Das ist der ‚bottom of the matter', wie der Amerikaner sich ausdrücken würde, dessen Tiefen und Wesen man in Washington wohl untersuchen sollte, bevor man das Monroeroß neuerdings zu ritterlichen Streiffahrten von — Wallstreet satteln läßt.

Neues vom Himmel und von der Erde.

Von

Prof. Dr. Marcuse.

Die Tatsache, daß auf einer von der nordamerikanischen Harvard-Sternwarte in Jamaika errichteten astronomischen Beobachtungsstation eine merkwürdige Veränderung auf der Mondoberfläche konstatiert werden konnte, lenkt unsere Aufmerksamkeit zu dem Trabanten der Erde hin, der als eins der schönsten und zugleich interessantesten Himmelsobjekte der einfachen Beobachtung selbst in kleineren Fernrohren zugänglich ist. Der Mond, der in einer mittleren Entfernung von nur 385 000 Kilometern die Erde umläuft, ist trotz dieser für kosmische Verhältnisse geringen Distanz hinsichtlich seiner Oberflächenbeschaffenheit doch noch nicht endgültig erforscht. Wohl die auffallendste Tatsache, die von der modernen Mondforschung festgestellt werden konnte, ist das Fehlen einer Atmosphäre auf unserem Trabanten. Selbst in großen Fernrohren erkennt man weder Wolkenbildungen noch Dunstan-

Digitized by Google

häufungen; alle Schatten auf dem Monde erscheinen scharf und niemals verwaschen. Bei der Sichelgestalt des Mondes macht sich kein Uebergreifen der Hörner über den halben Umfang der Scheibe, wie bei dem Planeten Venus, als Wirkung einer dichten Atmosphäre bemerkbar, und bei Sonnenfinsternissen, wo der Mond sich zwischen Sonne und Erde schiebt, umgibt kein heller Ring die tiefschwarze Scheibe des Erdtrabanten. Am entscheidendsten sind in dieser Beziehung die Bedeckungen der Fixsterne durch den rasch am Himmel dahinziehenden Mond. Würde eine merkliche Mondatmosphäre vorhanden sein, so könnte das Verschwinden und Wiederauftauchen eines Sternes hinter der Mondscheibe nicht so plötzlich stattfinden, wie es tatsächlich beobachtet wird. Auch spektroskopische Untersuchungen des Mondlichts erweisen das Fehlen einer merklichen Lufthülle, die die reflektierten Sonnenstrahlen absorbieren müßte, während das Mondspektrum ganz und gar mit dem Sonnenspektrum identisch ist. Der Mond hat also keine nach unseren Begriffen merkliche Atmosphäre, kein Wasser, und der Mondforscher Riccioli hatte recht, wenn er über seine Arbeit zur Mondforschung das Motto setzte: Hier können weder Tiere noch Pflanzen leben. Trotzdem können in der unmerklich dichten Lufthülle des Mondes noch gewisse, vom äußeren Druck abhängige und mit ihm wechselnde Dampfspannungen auftreten, die in sehr geringer Dichte über den Gesteinen des Satelliten lagern. Dafür würde z. B. die Wahrnehmung am Mondkrater Bode, genannt nach einem früheren Berliner Astronomen, sprechen, da in jenem kleinen Krater zuzeiten ein zentraler Ringberg sichtbar und dann wieder unsichtbar wird. Unter allen Umständen muß unser Mond in früheren Zeiten, als er sich einmal von der Erde ablöste, auch eine Atmosphäre besessen haben. Was ist aus jener Lufthülle geworden? Hierüber können nur Vermutungen geäußert werden. Vielleicht ist die Annahme nicht unwahrscheinlich, daß bei der schnellen Abkühlung des an Größe der Erde weit nachstehenden Mondes die Lufthülle von den lunaren Gesteinsmassen absorbiert worden ist. Wie sieht nun die Oberflächengestaltung des Mondes aus? Nach den neuesten, durch die Anwendung der Himmelsphotographie wesentlich unterstützten Forschungen werden im wesentlichen fünf Hauptformationen auf unserem Trabanten wahrgenommen: Ebenen, Krater, Berge, Rillen und Strahlensysteme. Die Ebenen, seltsamerweise trotz fehlenden Wassers doch „mare" genannt, stellen weite und dunkle, schon dem unbewaffneten Auge sichtbare Tiefebenen dar, die sich zumeist auf der nördlichen Mondhälfte vorfinden und in der Regel astrologische Bezeichnungen tragen, wie „Mare Crisium", „Serenitatis" usw. Die Krater bilden die häufigsten und charakteristischsten Mondformationen als kreisförmige, von Wällen umschlossene Gebirge, die steil nach innen und mäßig nach außen abfallen. Man kennt gegenwärtig über 33 000 Kraterformationen auf dem Monde, die zumeist nach berühmten Astronomen und Naturforschern der Vergangenheit genannt sind, wie Tycho, Kepler, Kopernikus, Linné usw., so daß ein geistvoller französischer Astronom des 19. Jahrhunderts, Arago, dem man eine jetzt zwar veraltete, aber pädagogisch noch immer wertvolle populäre Himmelskunde verdankt, nicht mit Unrecht den Mond als „Kirchhof der Astronomen" bezeichnete. Die eigentlichen Mondberge, montes genannt, stellen gewaltige, den terrestrischen Bergformationen ähnliche Gebirgsketten dar, die als Bergmassive über 8000 Meter über dem Mondhorizont emporreichen. Die Rillen sind schmale, nur wenige Kilometer breite, aber bis 500 Kilometer lange Furchen, die meist in grader Linie die Mondoberfläche durchsetzen und von denen etwa 350 bekannt sind. Wahrscheinlich stellen sie wirkliche Risse in der Mondoberfläche dar, die von den starken Temperaturunterschieden auf der mit der einen Seite zur heißen Sonne, mit der andern nach dem kalten Weltenraum gekehrten Mondkugel herrühren. Etwas rätselhaft bleiben noch immer die Strahlensysteme, die zumeist bei Vollmond in klarer Beleuchtung sichtbar werden und sich manchmal fast über ein Viertel der Mondscheibe erstrecken. Man hat dieses Strahlensystem vielleicht nicht unrichtig mit den Sprüngen auf einer durch

Digitized by Google

Druck von innen gesprengten Glaskugel verglichen.

Wenn man die nunmehr vorliegenden zahlreichen Zeichnungen und photographischen Einzeldarstellungen der Mondoberfläche, die seit langer Zeit ein Bild der lunaren Figurationen geben, kritisch auf die interessante Frage durchsieht, ob denn noch etwa Veränderungen auf der scheinbar ganz abgestorbenen und total erkalteten Oberfläche unseres Trabanten vorkommen, so gelangt man zu folgendem Ergebnis: Der Mond ist nicht, wie man früher zu sagen pflegte, der die Erde umkreisende Totenkopf, sondern es kommen auch auf diesem, immerhin schon stark abgekühlten Himmelskörper doch noch gelegentliche Veränderungen vor. Bei der Mondlandschaft „Alhazen", beim Krater „Linné" und bei dem kleinen Ringgebirge „Eimmart" liegen sicher konstatierte Veränderungen ihrer Formationen im Vergleich zu früheren Beobachtungen vor, die auf ein Einstürzen der Wälle, auf eruptive Ueberflutungen usw. hinzudeuten scheinen. Der modernen Selenographie oder Mondbeschreibung, die gegenwärtig mit Hilfe der Photographie immer mehr genaue Spezialkarten der Mondgebiete herstellt, wird es hoffentlich in einer nicht zu fernen Zukunft gelingen, die Ursachen dieser lunaren Veränderungen aufzufinden. Allerdings hat auch die photographische Technik zu diesem Zweck noch eine wichtige Aufgabe zu lösen, da vorläufig noch einer weiteren Steigerung der Genauigkeit in der photographischen Darstellung das allzu grobe Silberkorn unserer empfindlichsten Platten entgegensteht.

Wenn wir nunmehr von diesen rein astronomischen Betrachtungen zu terrestrischen Dingen übergehen, um unserer Aufgabe gemäß Himmel und Erde miteinander in Verbindung zu bringen, so liegt es nahe, etwas über den Einfluß des Mondes auf die Erde zu sagen. Mit Recht hat man unseren Trabanten als das „Schreckenskind der Meteorologie" bezeichnet, weil er für alle möglichen Wetteränderungen verantwortlich gemacht und sogar zur Voraussage des kommenden Wetters herangezogen wird. Auf Grund einer nunmehr langjährigen und ausgedehnten wissenschaftlich-meteorologischen Statistik muß die Einwirkung des Mondes auf das Wetter endgültig in das Gebiet des Aberglaubens verwiesen werden. Es kann durchaus nicht bestritten werden, daß sehr häufig Aenderungen des Wetters mit dem Wechsel der Mondphasen zusammenfallen. Das hat aber keinen ursächlichen Zusammenhang, sondern liegt daran, daß nicht nur die Wetterzustände, sondern auch die Lichtgestalten des Mondes sich häufig ändern und daher sehr leicht Aenderungen von Mondphasen und Wetter zusammenfallen. Außerdem pflegt der nicht wissenschaftlich, sondern rein nach der Gewohnheit statistisch arbeitende Mensch das Eintreffen einer ihm genehmen Voraussage lange zu behalten, das Nichteintreffen dagegen bald aus dem Gedächtnis zu verlieren. Es wäre sehr bequem, wenn man den Mond für die Zwecke der recht schwierigen und noch immer nicht ganz gelösten Wettervorhersage heranziehen könnte, gleichsam als überirdisches Barometer; leider reichen aber weder seine Licht- und Wärmewirkungen, noch seine auf die Lufthülle ausgeübten Anziehungswirkungen auch nur im entferntesten dazu aus. Man hat nachgewiesen, daß die auf die Luft vom Monde auszuübende Flutwirkung nur wenige Zehntel Millimeter Druckschwankungen hervorzubringen vermag, während die durch lokale Einflüsse in Verbindung mit Temperaturwirkungen der Sonne entstehenden Druckschwankungen bekanntlich sehr oft 10 bis 40 Millimeter betragen. Auch bei der dem Monde vielfach zugeschriebenen wolkenauflösenden Kraft handelt es sich nur um eine Verwechslung von Ursache und Wirkung. Wenn unser Trabant durch Wolken sichtbar wird, so hat nicht seine Kraft diese „Segler der Lüfte" aufzulösen vermocht, sondern, da durch aufsteigende Luftströme von der Erdoberfläche aus ein Zerreißen der Wolken stattfand, ist der Mond in Wolkenlücken eben sichtbar geworden. Allerdings die Ebbe und Flut der Meere kommt zum größten Teil durch die Anziehungswirkungen des Mondes auf die Wassermassen der Erde, die nicht so elastisch sind wie die Luft, zustande. Auf diese schönste und interessanteste rhythmische Bewegung der Meere

Digitized by Google

und Seen unseres Planeten sei das nächstemal näher eingegangen, um jene durch Mond und Sonne hervorgerufene kosmisch-terrestrische Erscheinung eingehender behandeln zu können.

Snobismus.

Von

Julius Bab.

Das Wort „Snob" stammt — durchaus nicht „bekanntlich", lieber Leser, denn ich habe es selbst erst vorgestern erfahren —, das Wort Snob also stammt aus den Listen der englischen Universität, wo man im 18. Jahrhundert hinter die Namen der jungen Grafen und Lords die betreffende Würde schrieb, bei den gemeinen Bürgerlichen aber vermerkte: „sine nobilitate", abgekürzt s. nob. So hieß Snob (nicht anders entstanden als Kabale oder Bedag aus unorganischem Zufall) zunächst: der Mann ohne Rang und Stand. Sehr bald aber im besonderen der Mann unbedeutender Herkunft, der trotzdem den glänzenden Schein, die Teilnahme an der Lebensart der Vornehmen suchte. Der Humorist Thackeray hat dann den Typus festgelegt. Wie alle Leute, die etwas anderes scheinen wollen als sie sind, ist Snob allerdings zunächst eine komische Figur. Aber da er durchaus ein Entwurzelter ist, da er nicht mehr nach Trieben, Bedürfnissen, Leidenschaften, sondern nur nach Zwecken, Absichten, Eitelkeiten handelt, da ihn niemals Wert oder Unwert einer Sache, sondern nur ihre modische Geltung interessiert, und er somit letzten Endes eine Kreatur ohne Selbstgefühl, ohne Halt, ohne alle Orientierung in der Welt ist, so braucht man nur wenig tiefer zu blicken, um im Snob auch eine tragische Figur zu erkennen. So ein Fall bitterböser Narrheit ist nun ein gottgegebener Stoff für den Dramatiker Karl Sternheim, der sich bei uns seit einigen Jahren als der gefährlichste Karikaturist des Bürgertums aufgetan hat. Sein letztes Opfer war der „Bürger Schippel", der arme Prolet, der mit verzweifelter Gier in die Bourgeoisie heraufklettert, wo es Plüschsofas, Napfkuchen und Zylinderhüte gibt. Jetzt sind wir einige Sprossen höher auf der lustigen Leiter, und Christian Maske klettert aus dem Bürgertum in die Aristokratie, wo es Vollblutpferde, Champagner und Adelskronen gibt. Christian Maske ist der Sohn jenes mit Recht „Maske" getauften Urtyps von Kleinbürger, den uns Sternheims erste Komödie „Die Hose" vorgestellt hat. Von jenem Kanzleirat, an dessen intelligentem Stumpfsinn und fröhlicher Brutalität alle Gefahren komplizierterer Geistigkeit abprallen, hat Christian die pedantisch-seelenlose und dabei energisch zwecksichere Intelligenz geerbt. Aber begieriger und kecker als sein Vater trachtet er über seinen Stand hinaus und bringt es denn auch glücklich zu gewaltigen Reichtümern, zu gesellschaftlicher Geltung und schließlich zu einer Grafentochter. Wie er auf diesem Wege Schritt für Schritt den Boden seiner Herkunft von sich stößt und sich in die feine Welt hineinangelt, von den Krawatten zu den echten Corots und der ganz feudalen Weltanschauung, das stellt Sternheim mit außerordentlichem Witz dar. Die Schwierigkeit des braven Christian ist aber nun die unentschuldbare Tatsache, daß er geboren ist, geboren von unrettbar bürgerlichen Eltern. So entsteht für diesen denaturierten Menschen eine groteske Variation des Bibelwortes: „Das Bewußtsein, überhaupt zu verdanken, sei es das Leben, ist in meiner Rüstung ein schwacher Punkt. Wie alles in meiner Welt aus mir entstand, wie ich nur auf mich beziehe, für mich hoffe und fürchte, muß frei sein von Rücksicht auf jedermann, um zu marschieren. Und so fürchte ich Vater und Mutter". Diese snobistische Furcht vor den eigenen Eltern gibt nun das Bewegungsmotiv für die Komödie ab. Im ersten Akt verschickt sie Christian nach korrekter Auszahlung aller für ihn gehabten Unkosten; im zweiten ist er so mächtig, daß er sich den inzwischen in Mode gekommenen Luxus eines schlichten Elternpaares wieder leisten will; jetzt will er Eltern, um mit ihnen zu renommieren. Im dritten Akt aber, als es sich darum handelt, seiner Komtesse auch innerlich zu imponieren, schafft er beide Eltern wieder ab, indem er für die inzwischen verstorbene Mutter eine hübsche und sehr teure von Renoir gemalte Frau einsetzt und sich statt des Vaters einen französischen

Digitized by Google

Grafen (er erfindet eine Eheirrung der gemalten Frau Mama) zum Erzeuger anlügt. Man sieht daraus, der äußere Bewegungsvorgang ist nicht stark. Er ist es bei Sternheim nie; aber die lückenlose Folge einschlagender Charakterpointen entschädigt. Wenn mich die Lektüre mehr ergötzte als die Aufführung in den „Kammerspielen", so wird die Ursache mindestens zu einem Teil an der Aufführung liegen, die zu laut war; auch Bassermann, der den Selbstbetrug dieses Geschöpfes natürlich herrlich verkörperte, verwischte durch zu breiten Kraftaufwand viele feine Pointen. Sternheim, der wenig Blut, aber verblüffend viel Gehirn hat, muß eben auch intellektuell gespielt werden. Dann wird man merken, daß in der von Akt zu Akt wachsenden Loslösung von der Natur, wie sie Snobs Verhältnis zu den Eltern darstellt, doch auch eine dramatische Steigerung liegt. Und wenn Christian Maske einen Brief schreiben will und auf der Jagd nach dem effektvollen und vornehm klingenden Wort schließlich das Gegenteil von dem schreibt, was er eigentlich vorhatte, so ist es ein Witz, dessen überalltägliche Kraft auf unserer armen Komödienbühne gar nicht überschätzt werden kann.

Denn in einem solchen Witz liegt der ganze Typus in seinem letzten Wahnsinn offen: der Mensch, dem die Sache nichts mehr und der Schein alles gilt, dessen Willen statt von eingeborenen Kräften lediglich von außen, vom Befehl der Mode regiert wird. Wenn man diesen Typ studieren wollte, so gab es unlängst in Berlin eine wunderschöne Gelegenheit. Nämlich als man im Lessingtheater den neuen Wedekind: „Simson" aufführte. Da saßen 500 Leute im Parkett und klatschten. Und das waren dieselben Leute, die vor 10 Jahren den starken, hoffnungsvollen Dichter von „Erdgeist" und „Frühlings Erwachen" ausgezischt hatten.

Dieser Dichter hat sich nun im Laufe seiner Entwicklung in die Labyrinthe abstrusen Theoretisierens verirrt und ist im „Simson" jeglicher dichterischen Gestaltungskraft bar. Dazwischen gibt es allerdings auch noch Töne von einem Dichter, erschütternde Aufschreie einer gequälten Tiernatur und eines vom Wahnsinn geängsteten Gehirns. Was aber die zweimal 500 Hände in Bewegung setzte, das waren nicht die Reste einer zerstörten Dichterkraft, das war auch wesentlich nicht die außerordentliche Menschendarstellungskunst, die Friedrich Kayßler und die Durieux in ihren Tierrollen entfalteten, — das war auch nicht einmal die Freude gemeiner Sinnlichkeit, die sich gestreichelt fühlt. — Denn die Sinnlichkeit der Philister ist immer verlogen, mit idealen Worten behängt, sie will deshalb das unehrlich „Pikante" und erschrickt eher, wenn sich ein Wille zur Animalität so unverhüllt zeigt wie in Wedekinds ehrlich verranntem Fanatismus. — Was diesen Applaus schuf, das war lediglich die von ein paar „sensiblen" Aestheten inzwischen geschaffene Großstadtmode. Man trägt jetzt Wedekind. Man trüge ihn auch mit Begeisterung, wenn er heute das große Einmaleins auf der Bühne rückwärts aufsagen ließe. Von allen sachlichen Beweggründen fröhlich befreit, beklatschen sie jetzt die Auflösung desselben Dichters, dessen prachtvolle Anfänge sie verhöhnten — damals, als man ihn noch nicht trug! Dies ist der Snobismus in seiner Reinkultur.

Der Logiker als Literatur-Idyll.

Von

Franz Graetzer.

Logiker pflegten von jeher alles Mögliche und nur e i n e s unter keinen Umständen zu sein: idyllisch. Die Wurzel des Idyllischen ist eine wohlanständige Ruhe, der Urgrund des unerbittlich Logischen aber ihr gerades Gegenteil, eine hartnäckige Beweglichkeit, die aufreißen, aufregen, aufrühren, aufwühlen, aufstören will; und das zumal, wenn eine Logik sich nicht auf das irdisch Alltägliche beschränkt und nur auf gelegentlichen Streifzügen wie unabsichtlich im Kosmischen landet, vielmehr vom Kosmischen ausgeht und das tellurisch-Menschliche lediglich als seine kleinste verzerrende Spiegelung mit nachsichtiger Liebe streift. Logischer Dichtkunst oder dichterischer Logik erinnert man sich, bisweilen bereits begegnet zu sein, weiß indessen zuverlässig, daß von dieser Verbindung jedenfalls e i n Element der Poesie, das Groteske, bislang völlig ausgeschlossen schien. Für das Wesen aller grotesken

Digitized by Google

Kunst galt stets gerade das Antilogische als bestimmend; eine vollendete Groteske erblickte man jederzeit in einer gänzlichen Verkehrung des Weltbildes, in einer rasend-rollenden Geschehniskette von tollster Unbegreiflichkeit, in einer Ueberspringung und kecken Verleugnung der gesamten irdischen und kosmischen Gesetzlichkeit.

Man wird mit dieser eingewurzelten Anschauung jäh brechen müssen, seitdem Mynona zum erstenmal als ein geschlossenes, nicht mehr fortzuheuchelndes Ganze aufgetreten ist. Wer ist Mynona? Ein Buch mit dem ansprechenden Titel „Rosa, die schöne Schutzmannsfrau“ (im Verlag der Weißen Bücher soeben erschienen), ein Buch mit einem wilden Konterfei auf dem Einbande, gibt einzig auf diese, zunächst wichtigste, Frage unzulängliche Auskunft; in einem „Das interessante Gespräch“ überschriebenen Dialoge taucht der Name flüchtig auf, und es heißt ganz ernsthaft:

„Mann, mit Ihren Blasphemien sind Sie so mordsmäßig langweilig wie Mynona.“

„Was? Wer ist diese Mynona?“

„Vermutlich ein Unterrock: Pseudonym für irgendein verunglücktes altes Mannsbild.“

„So?“

„Glauben Sie mir, der Mensch ist entweder altklug, wenn er jung ist, oder jungklug, wenn er . . . ich habe vergessen, was ich sagen wollte.“

Wahrheit liegt wohl in dieser kleinen Enthüllung, doch eine nur halbe Wahrheit, die der Ergänzung bedarf, einer Ergänzung, die etwa lauten muß: „Mynona ist, ob altklug oder jungklug, jedenfalls klug, entsetzlich klug. Er ist einer der abgründigsten Denker unserer Zeit, einer von der Art, deren Grübeln man mit Unrecht unfruchtbar schilt; freilich fördert seine hirnliche Arbeit keinen technischen Fortschritt der Welt, keinen unmittelbaren ethischen oder ästhetischen oder gar wissenschaftlichen Aufschwung zutage; freilich ist sie letzten Endes nur feiner, spielerischer Talmudismus, mit kaustischer Ironie gesättigt. Wohl aber ist Mynona erstlich an einer wesentlichen Erweiterung des literarischen Zeitbildes schuld, ist er ein Kuriosum allerersten Ranges, ist er ein echter und starker Dichter, ein romantischer Ironiker, ein sarkastischer Neopathetiker, ist er zudem ein überaus andächtiger Weltbelauscher, ein Kind an Seele, ein Greis an Verstand. Wohl aber wird er, zum zweiten, vielleicht ein mächtiger Anreger der reifenden Generation sein, die, ohne jede Schädigung ihrer Religiosität, die Metaphysik künstlerisch wird zu bewältigen und in befreiendes Gelächter aufzulösen vermögen.“

Sehr viel dieses Gelächters klingt schon aus der Grotesken-sammlung, die in ganz seltsamer Weise Idealismus und Materialismus, Intellektualismus und Formalismus, Aktualität und Zeitlosigkeit verschweißt und an innerer Harmonie und artistischer Vollendung ihresgleichen sucht. In unserer gesamten reichen Epoche hat Mynona nur zwei Blutsverwandte: den Zeichner Preetorius und den Dichter Paul Scheerbart, den er mehrfach in seinem Werke anruft. Und doch trennen ihn Klüfte auch von diesen beiden: von Preetorius eben seine logische Energie, die ihn nur ganz selten zusammenzuflicken vergessen läßt, was jener zerreißt, von Scheerbart wieder der Wille, nur zu tändeln (in freilich mozartischer Art zu tändeln), wo der andere, Größere, ständig den Spieltrieb überwindet. So steht er, trotz dem durch die Stoffwahl oft widersprechenden Scheine, der Idee einer tragischen Groteskkunst weltenfern, und befreiende, zum logischen Freidenkertum erlösende, Gemütsheiterkeit bleibt seines Schaffens einziges Ziel. Sie, die er in einem (wohl unter wahrem Namen) lange geführten Kampfe um Kant, Schopenhauer und Nietzsche erworben hat, völlig und restlos mitzuteilen, ist er in jeder seiner vierunddvierzig Skizzen imstande, und dies in solchem Maße, daß, unbeschadet aller tönenden Nachdenklichkeit, sein Werk eine wild-taumelnde rauschhafte Lustigkeit hinterläßt und demgemäß zum angenehmsten Erziehungsmittel wird, als daß es der Dichter nur irgend wünschen konnte.

Pädagogische Tendenzen verfolgt Mynona in der Tat mit blutigem Ernste, und es ist vielleicht gar nicht so merkwürdig, daß die Grundzüge seiner Ethik sich völlig mit denen der Hebbelschen, sogar der Goethischen decken, die ja auch in der Lehre von den göttlichen Ehrfurchten gipfeln. Noch der Goethe der „Wanderjahre“ wußte ihrer drei aufzuzeigen; für den Pantheisten Mynona sind sie, wie zuvor für den Dualisten Hebbel, längst zu einer verschmolzen, da beide Moralisten, so oder so, die irdische Autorität völlig überwunden haben und allein noch

Digitized by Google

die kosmische kennen und fordern. Wo sie in dem köstlichen Buche einmal spöttisch behandelt ist, ist des Dichters natürliche Liebe zu ihr (die Schaukal begründet hat) transparent und ebensowenig zu verwischen gesucht wie eine bewußt gesteigerte Lieb- und Respektlosigkeit aller, aber auch aller, irdisch-kleinmenschlichen Souveränität gegenüber. Es ist fühlbar, wie der Dichter seinen Ehrfurchtsmangel hier mühsam bis zur grausamen Lieblosigkeit auftreibt, wie diese erst zuletzt ganz der nachsichtigen Duldsamkeit ihren Raum nimmt. Anfangs ist Mynona harmlos-moralistisch und dabei zweifellos höchst persönlich-bekennerisch; wenn er die entzückende Fabel vom zarten Riesen erzählt, der durch sein rücksichtsvollstes Schreiten, Husten, Weinen, Lachen, Sterben Weltbrände entzündet und Sintfluten erzeugt, wenn er darlegt, daß „wahre Sanftmut wie höllischste Teufelei wirken kann, — sollte sie von einem Riesen herrühren," so scheint es durchaus, als wolle ein zu plumper Wutgebärde neigender Hasser sich selbst Einhalt gebieten, als wolle ein stürmischer Griesgram seinen Mißmut gewaltsam hindern, sich in Untaten umzusetzen. Und dieses Bestreben scheint noch von Erfolg gekrönt, solange vom Altvater Duhnemann gehandelt wird, dessen göttlich verehrte Nachlaß-Wurstsemmel den glorreichen Fortschritt menschlicher Dummheit bezeugen, sine ira et studio bezeugen soll. Bald aber erwacht die verhaltene Wildheit zu einem nicht mehr zu erstickenden Leben, und durchaus aus des Dichters Geiste stammen die Worte, die sein verröchelnder Gunimar äußert: „Der Mensch liegt aller übrigen Natur wie eine schwere Unverdaulichkeit im Magen, wie ein zersetzendes Gift. Mit seiner Dummheit, welche er Geist nennt, steckt er die ganze Natur an; die ganze Natur beginnt wahrhaftig zu grimassieren wie ich, wenn ich das Monokel ins Auge stecke." Demgemäß büßen jetzt Menschen in Opfern unerhört die Schuld ihres Daseins: der arme, flügellahme Ottokar, der, um seine Erdenleiche zu beleben und die Totenbeschauer zu beschämen, sein ätherisches Blütenseelensein aufgibt, erschießt sich aus Wut über mitmenschliche Selbstherrlichkeit und verpaßt „durch gänzliches Fehlen experimenteller Bedachtsamkeit" die Möglichkeit, von neuem geistigen Zusammenhang in der Natur zu suchen. Der Doktor Krenbelen, der die Atmosphäre reinigt und an des Todes Stelle das ununterbrochene Leben rückt, vergißt mit allem vorherigen auch die eigene Tat und damit den Nachruhm. Der Papa, der Herrn Lehmann in die Welt gesetzt hat, muß es sich gefallen lassen, von diesem Mordbuben für theoretisch tot erklärt und, trotz pfeifender Gegenwehr, durch einen ausgefertigten Schein aus dem Leben gejagt zu werden. Der alte Federhut, der, scheintot, seinen Vivisektor erstickt, muß am peinlichen Gefühle, mit offener Pulsader zu existieren, verröcheln. Den humanen Essigwarenfabrikanten tötet die Reue über die Entlassung eines Dieners, und sein letzter „tosender Schmerzesruf" muß — blutige Ironie! — „Gute Nacht!" lauten. Weit setzt sich diese „Preetorianergarde" Sterbender fort: denn Tod, freiwilliger und unfreiwilliger Tod, liefert überhaupt dem Spötter Mynona die schönsten Vorwürfe, und der Logiker, der den Urgründen des Lebens nur mit krausesten Abstraktionen zu nahen vermag, findet mühelos ganz neue Ursachen des Sterbens im Sächseln eines Papageien, im Liebesgeständnis einer alten Witwe, in göttlicher Lenkung. Zumal diese letzte dünkt ihm höchst ergötzlich, — und kühnlich nennt er, im Streite gegen Ostwald, Häckel und Harnack, den lieben Gott „eine ungeheuer gemütliche Idee", und das mit der gleichen ungeheuren Gemütlichkeit, mit der er kurz zuvor den Tod als „ein sehr plumpes Mittel, gestorben zu sein" bezeichnete.

Unter den Alltagsproblemen ziehen Mynona vorwiegend die ewigen des Hungers und der Liebe an; materiellen Hunger freilich kennt seine romantische Phantasie kaum, wohl aber einen unermeßlichen zerebralen, der, durch Zusammenpralle mit Polizeigewalten, Marsbewohnern oder auch nur mit der verruchten Erotik, zur Würde, Vorwurf zu sein, emporwachsen kann. Nicht selten freilich steht auch eine völlige Problemlosigkeit im Mittelpunkte einer Dichtung, und vielfach hinterläßt gerade eine solche, „naive", den unvergeßlichsten Eindruck. Mynona, der in der Geschichte vom „Präsentismus" als das Großmaul eines Indifferentisten fungiert, wird freilich entsetzt sein, wenn jemandem der Schauspieler Nesselgrün, der Student Milan Schnoller oder der Erfinder des Ferntasters nicht viel weniger, vielleicht

Digitized by Google

sogar mehr zu sagen wissen als „geistigere“ Helden anderer Novelletten; und doch muß es ausgesprochen werden, daß die künstlerische Vollendung sich nirgends so stark aufdrängt wie in diesen fast ganz konkreten Phantasien, die, statt von genial durchgehaltener Abstraktion, von minutiöser Bildhaftigkeit jedes Wortes leben und lange zu leben versprechen. Wundervoll knapp sind hier Ideen in Handlung transponiert: und die Notwendigkeit einer Erfindung des Telehaptors, mittels dessen man bis ins W. C. des Lyrikers Expresbar nicht nur riechen, sondern auch fühlen, mittels dessen man die aus dem Beischlafe sprechende Dirne Kleptomanopatra nicht mehr nur hören, sondern greifen, mittels dessen man endlich den Novellisten Paul Juchheyse nicht mehr nur ahnen, sondern betasten kann, erscheint selbst dem Skeptiker unabweisbar. Ueberhaupt hat Mynona ein Elixier für Zweifler und Grübler geschaffen, ein Vademekum für Lebenskünstler, ein Evangelium für Lacher gegeben, ohne im geringsten bei jenen die Methode des Wahnsinns oder den Wahnsinn der Methode, bei diesen die Schalheit und Trägheit zu begünstigen; hat er in eine Sammlung scheinbar nur lustiger Schnurren unendlich viel Scherz, Satire, Ironie und tiefere, ja tiefste Bedeutung zu legen gewußt. Mit seinem „dummen August-Ou.“, der shakespearischen Geblütes ist, muß er sich in die Ehre dieses Endurteils teilen:

„Bimssteinerner Bock! Schweinernes Ideal!
Herbstgelächter! Ermordetes Bacchanal!
Gott und Bengel!“

Worte, deren Synthese das Wesen des echtesten Groteskkünstlers bezeichnet!

Randbemerkungen.

Anzeigen und Anzeichen!

Der freundliche und gewiß auch geduldige Leser wird es mir zugute halten, wenn ich mir in dieser karnevalistisch angehauchten Zeit einige Scherze erlaube. Aus meinem sich bedenklich füllenden Schnitzelkasten greife ich aufs geratewohl eine Handvoll solcher schöner Dinge heraus, es sind diesmal — Heiratsinserate. Auch der Heiratsmarkt hat wie jeder andere Markt sein Angebot und seine Nachfrage; vom ökonomischen Standpunkte wäre auch nichts dagegen einzuwenden, mehr schon vom ethischen und sittlichen. Aber hier schallt es einem schon mit Seniorenstimme entgegen „Auf diesem nicht mehr ungewöhnlichen Wege“. Vorweg sei noch bemerkt, daß ich bei der Wiedergabe meiner Blütenlese das Unwesentliche und besonders die Namen weggestrichen habe.

Zum Heiraten gehören immer zwei. Meist ist es immer „Er“, der die Nachfrage stellt, das Angebot übernimmt „Sie“ mit ihren Mitgiften. Ein drittes, das Heiratsbureau, übernimmt gegen „Prozente“ die Vermittlung zwischen den zwei Kontrahenten, darum nennen sich auch die meisten Vermittler stolz „Freya“, eingedenk der edlen Aufgabe unserer alten Germanengöttin, welche die Beschützerin junger Ehen und des Lenzglückes war. Wenn nun, wie schon erwähnt, die einträgliche Tätigkeit unserer jetzigen „Freyas“ mehr auf die Prozente hinausläuft, so dient ihnen wohl zur Entschuldigung, daß die heutige Zeit in allen Dingen jene alten Werte ungewertet hat. Das schöne Nietzesche Wort von dem „Hinaufpflanzen“ durch die Ehe wird zur Farce. Den nötigen Trick muß man besitzen, die passende Kombination wissen, ähnlich den unschuldigen Beispielen aus den „Fliegenden Blättern“, die immer Schwarz-Weiß, den Schornsteinfeger und die Köchin, ein Paar werden lassen.

Darum kalkuliert auch ein junger, schnurrbartspitzensprossender Kaufmann in der ganzen Unschuld und Schönheit seiner Jugend ganz folgerichtig, wenn er das nachfolgende Inserat in einer unserer großen Tageszeitungen veröffentlicht:

> Wer leiht jungem Kaufmann, 24 J., hum. gebild., 1500 M. zur Beendig. seines Studiums (Diplom-Handelslehrer). Bei jg. Dame später Heirat nicht ausgeschlossen.

Freilich wird manche unserer schon versorgten schönen Leserinnen ein maliziöses Lächeln nicht unterdrücken können, sonderlich bei dem Wort „humanistisch gebildeten“.

Einen noch besseren Vers wird sich diesmal bei dem nachfolgenden Inserat der schmunzelnde Leser machen. Diese „Blüte“ zeigt eine famose tabellarische Uebersicht der zu verhökernden Objekte — in diesem Falle liebesbedürftige

Digitized by Google

Witwen, bei denen die Zahlen ihres Alters graduell im Verhältnis zu den entsprechenden Vermögenszahlen stehen. Eine „reelle, vornehme" Ehevermittlung offeriert:

— — — — — — — — —
Witwe, 44 Jahre, 4000 Einkommen,
Witwe, 46 Jahre, 7000 Einkommen,
Witwe, 48 Jahre, 8000 Einkommen,

„Je öller, je döller!" sagte in solchem Falle der alte Humorist Eduard Jürgensen.

Junge unbemannte Damen, die noch nicht in das sogenannte „gefährliche Alter" eingerückt sind, offerieren: „Junge, gebildete, häuslich erzogene Dame aus gutem Hause, musikalisch, auch 60 000 M. Barmitgift, sucht Eheglück und baldige Verlobung." Alle Tugenden, die nur ein Frauenmund von sich aufzuzählen vermag, finden in den gedrängten Räumen der Inseratenspalten ihre Würdigung, kaleidoskopartig ziehen diese kleinen Entrefilets des Lebens vorüber, von denen jedes wohl ein Schicksal birgt und auf den Romanabschluß wartet. Darum hat auch der Heiratsmarkt einer Zeitung einen solchen Anreiz für kluge Frauen, die zwischen den Zeilen zu lesen verstehen, auch dann noch, wenn sie selbst lange schon versorgt sind.

Eine gewissermaßen in die Tragikomik hinüberspielende Seite gewinnen die Inserate, bei denen es sich um ältere, des Wartens müde Mädchen handelt: „Für eine Dame, 38 Jahre alt, bedeutend jünger aussehend, mit hervorragenden Charaktereigenschaften, 20 000 Mark Mitgift . . ." oder „Pastorentochter, 30 Jahre, wirtschaftlich, tüchtig, groß, kräftig, möchte soliden Herrn, Witwer mit Kindern nicht ausgeschlossen". Liest man nicht aus dem letzten Inserat die ganze Tragik des im guten Hause aufgewachsenen und nun alleinstehenden älteren Mädchen heraus, das tapfer den Kampf fürs Leben aufnehmen will und doch wieder nicht so, daß es auf seine alten Tage noch in fremder Leute Häuser umherirren muß. In diesem Falle ist jedenfalls die Humorblüte, der „Schrei nach dem Kinde" schon vor der Ehe, nicht auf das Konto der Armen zu setzen. Jedenfalls haben es da die Reichen besser, die wenden sich einfach an das Heiratsbureau, von dem der passende Gatte nach Auswahl geliefert wird. Die Art des Inserierens jener Geschäfte ist darum auch von einer dankenswerten Offenheit und Kürze:

Für Berl. Fabrikbesitzerswitwe, 33, hübsch, lebenslustig, einige hunderttausend Barvermögen. — Für getaufte Bankierstochter, Ia. Familie, 22, sehr reich, suche Großindustriellen. — Für reiche Amerikanerin suche adlg. Offizier.

oder:

Dame gesucht
mit mehreren Millionen für einen Fürsten, 41 Jahre alt, zwecks Heirat. Postlagerkarte 896, Postamt 37.

Die Herren der Schöpfung, die infolge ihrer Minderheit gegen den Bestand der Frauen es nicht nötig hätten, abseits von dem legalen Wege ihre Eheliebsten zu suchen, bedienen sich ebenso eifrig des Heiratsmarktes. Nur müssen sie schon — oftmals wohl aus ganz bestimmten Gründen — dreimal so viel Raum im Inserat benötigen als die Frau, um ihr Licht leuchten zu lassen. Dafür sind sie aber auch viel selbstbewußter, kühner, draufgängerischer, wie das ja in ihrer Natur begründet liegt. Sie offerieren sich als „freidenkende Christen", was wohl so viel heißen soll wie „vollständig vorurteilsfrei" oder als „Hauptmann a. D., aber trotz Schicksalsprüfung, elastisch, lebensfrisch". Sie sind „in voller Lebenskraft, gebildet, im Alter von 25 Jahren". Sie bevorzugen „Witwe oder Fräulein mit Kindern nicht ausgeschlossen", sie schwärmen speziell für „geschiedene" Frauen. Nichts, gar nichts lassen sie von ihrer Paschanatur verlauten, die reinen Waisenkinder — wie auch ein Herr inseriert „bin Waise, alleinstehend" — und Engel sind es, die alles an der Frau verzeihen mit ihrem „vorurteilsfreien" Denken. Und doch merkt man sofort den Pferdefuß bei ihren Inseraten heraus trotz aller Schönfärberei. Geld muß die spätere Walterin vom Hause besitzen, Geld und abermals Geld. Für Geld kann man alles haben, sogar die Liebe. Geld macht glücklich, und die Liebe ohne Geld ist der Nagel zum Sarge. Für Geld kann die spätere Gattin einen Buckel haben.

Und so will ich noch zum Schluß dieses karnevalistischen Reigens zwei Musterbeispiele geben, wie man erfolgreich inserieren wird:

25 J., Bayer, charakterfest, Sohn eines Gutsbes., blond, 1,70 m gr., intakte Figur, selbständig in Rechts- und Finanzwesen tätig, ohne Anhang, ohne Passionen, vornehm, feinfühlend, weltgereist, gesund, musikalisch, mit gutem Ton, außergew. Anspruchslosigkeit, Allgemeinbild., selten

Digitized by Google

vorkomm. natur-, reise-, wissenschafts- u. kunstlieb., gutmüt., wesensfrdl. Idealdenkungsweise 30 000 M., kath., ersehnt i. Neigungsehewege mit Treue die Zeit zum Glück u. Freude einem verehrl. Fräulein oder Witwe v. 35 J., gleich welcher Religion, Nat. u. Standes zu widmen, die Vermögen hat.

Das zweite Muster lautet:

. . . stramm, muskulös gebaut, dicken Kopf, schon wegen seines Aussehens flößt er jed. Respekt und Furcht ein, er ist sehr wachsam, treuer Begleiter, nicht bösartig, folgt aufs Wort, Schritt und Tritt, ist Zimmer und Hof gewöhnt, kinderfromm, verträglich, besitzt überh. edlen Charakter, für jedes Geschäft geeignet, zum eigenen Schutze unbezahlbar, man kann sich voll und ganz auf ihn verlassen, ersetzt den größten — — wegen seiner Tugenden.

Leider wird wohl der aufmerksame Leser schon gemerkt haben, daß ich ihn mit dem letzten Inserat aufs Glatteis führen wollte. Es ist die Anpreisung eines zum Verkauf gestellten — Hundes, ein Inserat, das sich nur zufällig unter die Zettel verirrte und das doch so schön und treffend gewesen wäre als Muster für eine — Heiratsanzeige. Es paßt, der offerierte Boxer-Rüde besitzt alle die vorzüglichen Eigenschaften, die eigentlich der Mensch besitzen sollte.

Friedrich Natteroth, Friedenau.

Deutsche Mode?

In einem seiner bekannten Bücher über Deutschland spricht der französische Schriftsteller Huret von dem unentwickelten Eigengeschmack unseres Volkes. Wie wenig von einem solchen Geschmack die Rede sein könne, erhelle am besten daraus, daß wir weder in den niederen Ständen eine Volkstracht, noch in den höheren eine deutsche Mode besäßen, wohingegen sich der Engländer wie der Amerikaner, der Franzose wie der Italiener einer dem Landesgeschmack entsprechenden Bekleidung erfreuten, der Russe zum mindesten einer ausgeprägt russischen Volkstracht.

Es ist wahr, es gibt noch keine wirklich deutsche Mode. Das erscheint um so verwunderlicher, als der Allgemeinsatz Hurets von unserm unentwickelten Eigengeschmack falsch ist. Wir haben heute ein ausgesprochen deutsches und dazu ausgesprochen neuzeitliches Kunstgewerbe, dem die Franzosen nichts auch nur Aehnliches an die Seite stellen können. Kunstgewerblicher Natur sind aber auch alle Modeschöpfungen, die Erfindungsgabe und Schönheitssinn vereinigen. Es ist also nicht einzusehen, warum wir, deren Baukunst, Plastik, Malerei und Kunstgewerbe sich mit andern Völkern getrost vergleichen darf, nicht auch eine deutsche Mode haben sollten.

Daß wir trotzdem keine haben, das verschuldet unsere Ausländerei. Wie Kommerzienrat Gautsch kürzlich in einer Sitzung der Münchener Handelskammer mitteilte, ist es in Kaufmannskreisen längst bekannt, welch eine Unsumme von Modeartikeln deutschen Ursprungs, Stoffen wie fertigen Arbeiten, unter dem Deckmantel eines französischen Erzeugnisses auf den Markt kommt, teilweise auch ausgeführt und wieder eingeführt wird, bloß um die Bezeichnung „französisches Modeprodukt" zu rechtfertigen. Und dabei habe gerade München schon bewiesen, daß es in der Lage sei, auf dem Gebiet der Mode eine gewisse „Selbständigkeit und Unabhängigkeit herbeizuführen". Daß Münchener Modegeschäfte von Münchener Künstlern entworfene Kleider mit Erfolg in Paris verkauft hätten, daß sogar ein Pariser Atelier die Vermittlungsstelle des Münchener Bundes um die Namen derjenigen Künstler gebeten habe, die als Modezeichner und -Maler nach Paris zu gehen gewillt seien — das wisse man in München recht wohl. Allerdings, wenn unsere tonangebenden Kleiderhäuser nicht den Mut fänden, ein deutsches Kleid als deutsche Arbeit zu verkaufen, werde auch keine deutsche Modedame den Mut finden, ein deutsches Kleid zu tragen.

Nun, am Käufer wird es wohl nicht weniger liegen wie am Verkäufer. Gewiß, der Verkäufer kann durch geschmackvolle, deutsche Bezeichnung, durch ständigen persönlichen Hinweis auf die Ueberlegenheit der deutschen über die Fremdware wohl erreichen, aber so lange nicht unserm ganzen Volke, namentlich unserer Jugend, eingepflanzt wird der Stolz auf die deutsche Arbeit und der Wille, ihr Ehrenschild rein zu erhalten, so lange ist im Kern der Sache

Digitized by Google

nichts getan. Erst wenn Käufer und Verkäufer zusammenstehen, dann wird unser eigenwüchsiger, erfindungsbegabter, und fleißiger Kunstgewerbler die deutsche Mode schaffen, und zwar über Nacht. Bernhard Siepen.

Die Musik der Geräusche.

In einem unlängst veröffentlichten Brief an den furuistischen Musiker Ballila Pratella hat Luigi Russolo, Maler und Futurist in Mailand, mit dem seiner Richtung eigentümlichen Brustton unerschütterlicher Ueberzeugtheit die „Musik der Geräusche" als die Musik der Zukunft gefeiert. Von den fraglichen Geräuschen ist bisher erfreulichermaßen noch nicht viel in die Oeffentlichkeit gedrungen; in Berlin wurde sogar die Klaxonhuppe der Automobilisten, diese grausame Erfindung des Teufels und Schrittmacherin der futuristischen Musik, dank der Jagowschen Fügung mit Bann und Interdikt belegt. Aber die Richtung hat sich auf alle Fälle zunächst einmal photographisch aufnehmen und in den illustrierten Blättern vervielfältigen lassen: vielleicht, weil man von der raffinierten Annahme ausging, daß die im Bilde dargebotene Häßlichkeit geeignet sei, den Uebergang zu den projektierten musikalischen Gräueln der Zukunft schonend zu vermitteln. Man sieht da in einem kahlen Zimmer die ehernen Schlünde von etlichen Dutzend Schalltrichtern drohend auf sich gerichtet, bereit, „gegen die Tyrannei der Harmonie und des guten Geschmacks" — so ungefähr lautete ja die Parole des futuristischen Manifestes — durch ein noch nie dagewesenes Trommelfellattentat möglichst laut zu demonstrieren. In einer Ecke, vorsichtig hinter einen der imposantesten Trichter geduckt, steht der Erfinder und Dirigent des Höllenkonzerts, in etwas verknitterter Haltung — „zweimal gebeugt wie ein Faustkämpfer, der einen Schlag in den Wind empfängt", heißt es in einem seiner schneidigen Bildkommentare. In einer anderen Ecke, gleichfalls durch einen Trichterwall gedeckt, lauert ein fanatisch blickender Jüngling, um auf den ersten Wink des Kommandeurs loszuprotzen.

Während man bei uns in Deutschland noch den Offenbarungen von Luigi Russolos, polyphonischen Konzerten" entgegenschmachtet, ist man in Paris, wo man ja bisher alles früher hatte — auch den Tango! — längst schon so weit. Ein Herr und eine Frau d'U'Remp veranstalten dort in einem „kubistischen Saal" futuristische Tees unter der Devise: „Es wird gelärmt." Das Konzertprogramm verheißt die Mitwirkung von sechs Brumminstrumenten, sechs Pfeifinstrumenten, zwei Schlaginstrumentun, vier Knallinstrumenten, einem Zischinstrument, einem Donnerinstrument, zwei Kollerinstrumenten, zehn Schnaubinstrumenten und vier sonstigen Lärminstrumenten. Und es verspricht überdies, einige reizende Musiknummern zu Gehör zu bringen, wie: „Stelldichein von Autos und Aeroplanen" oder: „Man speist auf der Terrasse des Kasinos." Zu dem Theater der Wunder und Rekorde, das der Futuristenhäuptling F. T. Marinetti plant, wäre also ein ebenbürtiges Orchester bereits entdeckt. Nun fehlt nur noch, daß man nach Marinettis Rezept den Sängern Nacken, Arme und Haare fein säuberlich anstreicht - und zwar das Haar grün oder orangefarben, den Nacken blau und die Arme violett —, daß man fernerhin nach desselben Meisters Ratschlag die Werke Beethovens, Wagners, Bachs, Bellinis und Chopins mit neapolitanischen Gesängen „belebt" und vor allen Dingen nicht vergißt, die Bretter der Bühne mit Seife zu beschmieren, damit die Darsteller im höchsten tragischen Augenblick ausgleiten und hinplumpsen — und die Musik der Zukunft ist auf absolut sichere Grundlage gestellt . . .

Niemand wird dem Deutschen nachsagen, daß er revolutionäre Musik nicht vertrage. Ihm kommt es in Wahrheit nur darauf an, daß eine schöpferische Macht sich darin auswirke. Hinter der wälschen Kakophonie steckt aber nichts als systematischer Unfug. Die „Musik der Geräusche" unterscheidet sich von Mr. Meschugges Darbietungen nur durch den unberechtigten Anspruch, ernst genommen zu werden. Bultur.

Digitized by Google

Der kranke Bauherr.

Von

Friedrich Natteroth.

Die Szene spielt auf einem Neubau. Dieser ist bis zum Keller gediehen. Die Arbeit stockt, da das Eisen fehlt. Maurermeister, Zimmermeister, Architekt und Polier beratschlagen, was getan werden soll. Der Bauherr wird gesucht.

Der Erste wird nach ihm geschickt. — Er kommt zurück: Der Bauherr soll krank sein. . .

Der Zweite wird abgeschickt: Der Bauherr soll krank sein. . .

Der Dritte wird abgeschickt: Der Bauherr soll krank sein. . .

Maurermeister, Zimmermeister, Architekt und Polier begeben sich nach seiner Wohnung: D . . B . . . s . . . k . . . s . . .!?

Die Arbeiter murren. Der Moment wird kritisch. Allgemeines Rufen: „Eisen! Eisen!! Eisen!!!"

Der Eisenlieferant erscheint auf der Bildfläche. Er wird umringt. Er will nur liefern, wenn er bares Geld bekommt. - - Der Bauherr ist krank.

Eisenlieferant, Maurermeister, Zimmermeister, Architekt und Polier begeben sich in die Kneipe vis-à-vis. Niemand weiß Rat. Die interessierten Geschäftsleute wollen bürgen. Der Eisenmann legt einen Wechsel vor; alle schreiben quer. Nur der Bauherr nicht — der ist krank. - -

Das Eisen wird angefahren. Die Arbeit wird fortgesetzt. Das Eisen ist vermauert. Der Bauherr ist wieder gesund. Er soll das Eisen bezahlen und behauptet, nichts bestellt zu haben. Er verbittet sich ein für allemal die Einmischung in seine Angelegenheiten und stellt es anheim, das Eisen wieder herauszureißen.

Ein plötzlicher Schwindelanfall zwingt ihn, den Bau zu verlassen.

Der Bauherr beschließt, öfter krank zu werden.

Aphorismen.

Das Bild: mir Spiegel und Fenster zugleich.

*

Der Dichter: Worte sind plötzlich eine Auszeichnung, die eben noch eine bloße Bezeichnung waren. Andere, die sonst einen Schimpf bedeuten, werden plötzlich unschuldig und zeichnen, bezeichnen nur noch, statt zu richten.

*

Vorwurf: Du bist keine Geige; denn ich singe und du schwingst nicht mit.

*

Geschichte: Heute Betrübnis empfinden, weil vor zweitausend Jahren ein Bild zerstört wurde.

Oder: Wissen, daß einer bereits fünfzig, hundert, tausend Jahre tot ist, und es plötzlich nicht mehr glauben können und um seinen Tod trauern, als wäre er gestern gestorben.

*

Gesundung: Erst vergessen, was man vergessen mußte, und dann vergessen, daß man vergessen mußte.

Hugo Marcus.

Neue Bücher.

Siegfried Jacobsohn: Das Jahr der Bühne II. Verlag Oesterheld & Co., Berlin.

Der Begründer und Leiter der „Schaubühne" sammelte zum zweiten Male seine Kritiken einer Spielzeit mit der vollen Absicht, Theatergeschichte zu schreiben; er gibt allein die Geschichte eines berliner Bühnenwinters, doch er meint bestimmt, sie sei zugleich die des deutschen überhaupt; denn: „warum nicht? Weil ein paar neue Dramen in Hamburg, München, Stuttgart und nicht in Berlin aufgeführt werden? Das ist ein Glück für Berlin, — nicht ein Zeichen, daß Berlin schon

Digitized by Google

lange aufgehört hat, die Theaterhauptstadt Deutschlands zu sein. Was wird aus diesen Dramen? Die meisten verschimmeln, nachdem sie ein- bis dreimal gespielt worden sind — nachdem oder weil sie meist ungenügend gespielt worden sind. Die Qualität der Aufführungen ist ja für den Rang einer Theaterstadt nicht unwesentlich. Was nützt das köstlichste Stück, wenn man es nicht inszenieren, nicht darstellen kann! Man sage nur nichts gegen Berlin. Man sage meinetwegen viel gegen Berlin; nur sage man's nicht früher, als bis man die zweitgrößte Kunststadt Deutschlands im Vergleich zu der größten ein Dorf genannt hat!" Diese fanatische Liebe zu seiner Heimat ist nichts im Vergleiche zu der, welche Jacobsohn seinem Berufe zu folgen zwingt, seiner Berufung zum wahrhaften Kritiker. Wundervoll sind die Worte, in denen er seine Ziele bezeichnet; gesprochen nicht von einem Tagesschreiber, einem Tintenkuli; sondern seine klare, scharfe Sprache ist die eines Predigers und Apostels, eines echten Abkömmlings aller derer, die seit Lessing, Carlyle und Kürnberger für Kunst als Ethiker kämpften. Als eine moralische erfaßt Siegfried Jacobsohn vorwiegend seine kritische Sendung, und seines Lebenswerkes größter Teil bleibt naturgemäß Polemik, bleibt harter Krieg um die Wahrheit gegen die Vorurteile einer blinden und immer neu verblendeten Masse. Die Spielzeit, deren Einspiegelung in sein Herz und Hirn vollendet vorliegt, gab ihm Gelegenheit, sich oft und heftig als besonderer Streiter wider die Kunst der Lindner, Sudermann, Dreyer, Birinski, der Hülsen, Lantz, Charlé, der Nissen, Clewing, Hartwig, Orloff grimmig zu wehren, bot ihm aber noch häufiger die ersehnte Möglichkeit, für reines und wahres Können großer Dichter von Shakespeare, Hebbel, Ibsen und Strindberg bis zu Hauptmann und Sternheim, großer Helfer wie Reinhardts und Barnowskys, und herrlicher Darsteller wie Bassermanns, Sauers, Arnolds, Wegeners, Else Lehmanns und Lucie Höflichs wunderbar-warm sich einzusetzen. (Daß er die Mühe scheut, junge Talente an Volksbühnen und Provinztheatern zu entdecken, bleibt bedauerlich; denn keiner wäre mehr als er dazu berufen.)

Wer ihn indessen bislang lediglich als Bühnenpraktiker wertete und bisweilen an seinem literarischen Verständnis zweifeln vermochte, den wird seine Analyse des mittleren Ibsen belehren, daß Jacobsohn seine eifervolle Propaganda nur noch auf Hamsun und Scheerbart, die Dramatiker, auszudehnen braucht, um auch hier hoch aufzuragen, und wer ihm ungerecht-einseitige Verherrlichungen Reinhardts auf Kosten Brahms vorwarf, dem kann das Gedächtnismal, das er diesem, trotz langem Abstiege uns allen jetzt wieder so teuren Toten setzte, genügsam beweisen, wie wohl der Kritiker auch hier das Bleibende vom Alltäglichen, das Heilige vom Profanen stets zu scheiden gewußt hat. Einen dauernden Aufstieg bezeugen vor allem die schöpferischen Analysen mimischer Gestaltungen, wie sie zurzeit vielleicht nur noch Jacobsohns beste Mitarbeiter, Bab und Ihering, tiefer zu geben vermögen; überall ist nun der letzte Rest konventioneller Beschreibung dem plastisch bauenden Worte gewichen, und bleiben werden seine schönen, wesenstiefen Sätze über Sauer und Else Lehmann, wie hoffentlich das ganze hochwertige Werk.

Immer wieder erheben sich Stimmen gegen Jacobsohn; immer wieder vergißt Berlin, wenn es Anwürfe rechtens geprügelter oder abgeschüttelter Neidinge liest, sich selbst von der Lebenskraft des Befehdeten zu überzeugen. Man schlage also den, durch frische Jünglingstagebuchblätter auch künstlerisch fesselnden, „Fall Jacobsohn" (Verlag der Schaubühne) auf, um alsbald überzeugt zu sein, wo das Recht, das mit uns geboren und das Daseinswert heißt, liegt, und spreche in Zukunft von einem einmaligen „Fall Jacobsohn" nur noch, um die Kulturarbeit seiner Zeitschrift und seiner Bücher zu rühmen!

Franz Graetzer.

Steckenpferd-Seife
die beste Lilienmilch-Seife
für zarte weisse Haut
a Stck. 50 ₰

Herausgeber: Dr. Heinrich Ilgenstein. — Verantwortlich: Dr. Heinrich Ilgenstein, W., Pfalzburgerstraße 53. — Verlag: Hellmuth Johnke, Berlin W. 15. — Oesterreich-Ungarn: Huber & Lahme Nachf., Wien I, Herrengasse 6. — Verantwortlich für die Inserate: Franz Rausch, Berlin W. — Druck und Postvertrieb: Paß & Garleb G. m. b. H., Berlin W. 57.

Digitized by Google

Die Gegenwart

Nr. 8 | Berlin, den 21. Februar 1914 | 43. Jahrgang Band 85.

Kriminalstatistik und Alkoholfrage.

Von

Heinrich Ilgenstein.

Die Leser unserer Blätter wissen, daß die gesunde Bestrebung, dem Mißbrauch des Alkohols nach Möglichkeit zu steuern, an dieser Stätte stets wärmste Unterstützung, die englisch-amerikanische Abstinenzbewegung mit ihrer den heimlichen Schnapsgenuß fördernden Tugendheuchelei um so energischere Ablehnung erfährt.

Die bemitleidenswerten Kümmerlinge, die mit dieser schönen fruchttragenden Gotteserde nichts Besseres anzufangen wissen als die angeblichen Segnungen der prinzipiellen Abstinenz in allen Lebenslagen und auf allen Gebieten zu predigen, beehren uns deshalb mit ihrem Groll. Nur zu verständlich. Gerade die letzten „Siege" der Enthaltsamkeitsfanatiker haben sich nur allzubald als frommer Schwindel erwiesen.

Kaum hatten sie es in die Welt hinausposaunt, daß auch die Riesenorganisation der deutschen Turnerschaft feierlich das Enthaltsamkeitsgelübde abgelegt, und flugs sandte der Vorsitzende im Namen der Organisation einen Absagebrief, der an Deutlichkeit nichts zu wünschen ließ. „Der Deutsche Kaiser, in der Alkoholfrage als gekrönter Abstinenzler seinem Volke mit leuchtenden Beispiel vorangehend .." Keine Tageszeitung in deutschen Landen, in die man in letzter Zeit diese Notiz nicht hineinzuschmuggeln verstand. Aber jetzt sind die Berliner Hoffeste im Gang, und Wilhelm II. trinkt Wein und Bier, daß die armen Abstinenzler, die sich schon wie bessere Hoflieferanten gebärdeten, einem leid tun können.

Aber wo alles versagt, da hat noch immer die Statistik geholfen. Und im Zusammenhang mit der Alkoholfrage ist nichts so als nie versagendes Kampfmittel zu verwenden wie die Kriminalstatistik.

Verbrechen und Alkohol. . . Es ist leider eine alljährlich durch die Kriminalstatistik aufs neue bewiesene Tatsache, daß ein wesentlicher Prozentsatz von Verbrechen direkt oder indirekt auf den Mißbrauch des Alkohols zurückzuführen ist. Aber angesichts des Umstandes, daß wie jeder Mißbrauch so auch der Mißbrauch des Alkohols sich an demjenigen, der sich diesem Mißbrauch in zügelloser Weise hingibt, früher oder später rächt, selbst dem weisen Genuß den Krieg erklären, das ist es, wogegen sich der Lebensstarke unter allen Umständen wenden muß. Hinter jedem Genuß, den diese Erde und dies Menschenleben beut, steht die Gefahr, daß unbeherrschte Hingabe die Lust zum Laster machen kann. Aber deshalb die Lust überhaupt verdammen, das heißt, die mangelhafte Erziehung einzelner zur allgemeinen Voraussetzung des ganzen Menschengeschlechtes machen und die Gesunden unter die Gesetze der Kranken stellen wollen.

Die Kriminalstatistik beweist, daß in einem Volke von über sechzig Millionen sich alljährlich einige tausend Verbrecher, wenn man ihrem Vorleben nachgeht, als Opfer des Wirtshauses anzusprechen sind. Und nun setzt ein Krieg gegen das Wirtshaus ein, der nachgerade groteske Formen annimmt. Man ruft allen Ernstes nach einer allgemeinen Polizeistunde, die nach englisch-amerikanischem Muster den Bürger fürderhin zu vorschriftsmäßiger Zeit wie einen ewigen Pennäler zu Bett schicken soll. Man ruft nach einem uniformierten Staatsmaßkrug, über den hinaus nur noch Brunnenwasser kredenzt werden darf. Ja, einige geistige Opfer der Abstinenzbewegung rufen schon nach Verstaatlichung der ganzen

Digitized by Google

Wein- und Bierproduktion, um auf diesem Umwege diese „Gifte" allmählich zu kassieren. Der deutsche Gastwirt, bislang auch nach dem Urteil des Auslandes von seinen internationalen Kollegen der weitaus tüchtigste, ist von den prinzipiellen Enthaltsamkeitsfanatikern auf die Anklagebank versetzt und muß sich an der Hand einer ebenso oberflächlichen wie fröhlich ad hoc mißbrauchten Kriminalstatistik alljährlich vorrechnen lassen, wieviel Verbrecherseelen auf das Konto seines Gewerbes kommen.

Die Enthaltsamkeitsfanatiker gehen in Deutschland um und hängen sich vom orthodoxen Hofprediger bis zum Bürgermeister in der kleinsten deutschen Kleinstadt an alles, was Titel und Ansehen hat, um für die Beschneidung der vorläufig noch intakten Freiheit des deutschen Gasthauslebens Stimmung zu machen. Angesichts dieser Schikanen ist es wirklich angebracht, darauf hinzuweisen, daß gerade im Zusammenhang mit der viel beschworenen Kriminalstatistik das alte gute deutsche Gasthaus von den unterkittigen Großstadtbars mit ihrem sittlich wenig einwandsfreien Nachtbetrieb, die übrigens aus dem klassischen Heimatlande der Temperenzler, Amerika, stammen, abgesehen durchaus seine Meriten hat.

Gewiß, es gibt der Gäste so manche, die sich an diesen Stätten immer mehr dem unkontrollierten Alkoholgenuß verschreibend, allmählich jene moralischen Hemmungen verloren, die sie von der Bahn des Verbrechens noch gerade zurückhielten. Aber wer sich auch nur ein wenig auf das Zusammenleben der Menschen und auf die Naturgeschichte der Kriminalität versteht, der sollte nicht übersehen, daß das Gasthaus im guten Sinne alljährlich sicher viel mehr Menschen, die sich durch ihre sonstige Lebensweise in einer gewissen kriminellen Gefahr befinden, von der Bahn, auf der es abwärts gehen würde, doch noch zurückhält.

Das Gasthaus? Schon sehe ich den in warmem Familienglück Geborgenen, wie er für diese Behauptung nur ein unverständliches Lächeln hat. Aber es gibt nicht allzu viele, die glücklich geborgen sind. Es gibt so viele, die der Lebensweg, der die Menschen heute so viel leichter ihrer Heimat und Verwandtschaft entführt, jenseits eigentlichen Familienlebens geworfen, und die in fremder Stadt das Leben von mehr oder minder Einsamen führen.

Philisterhaft, in solchen Fällen wenigstens für einige Abende in der Woche das Surrogat einer trauten Gasthausstube zu suchen? Philisterhaft, beim Glase Bier ein paar Stunden verplaudern zu wollen mit Männern, mit denen wir keinen andern Zusammenhang haben als den, daß sie auch ein bißchen einsam sind wie wir und das Bedürfnis gelegentlicher Aussprache haben? Der Dämmerschoppen, die Bierbank, von der aus sich Deutschland so leicht und angenehm regieren läßt, der Tabaksdunst und der blaue Dunst, den man sich sonst vormacht . . . Das alles ist so philisterhaft, meine Lieben, daß gar nicht darüber zu streiten ist. Aber wären wir noch Deutsche, wenn wir keine Philister wären? Und wenn gewisse ganz modern auffrisierte Weltstadtkinder so stolz darauf sind, keine Bierphilister zu sein, wie schnell werden wir es alle, ob jung oder alt, ob glücklich oder unglücklich oder gar nicht verheiratet, wenn uns unser Beruf in die deutsche Mittel- oder Kleinstadt führt, in der du um die gemütliche Gasthausstunde doch nicht herumkommst.

Was das mit der Frage Kriminalität und Alkohol zu tun hat? Mehr als der blinde Enthaltsamkeitsfanatiker sich in seiner Menschenfremdheit träumen läßt. Außer dem Gespenst der wirtschaftlichen Existenzlosigkeit, die viel mehr Menschen zu Verbrechern macht, als der ganze konsumierte Alkohol zusammengenommen, ist sicher völlige Einsamkeit und völliges Alleinstehen für den Durchschnittsmenschen die weitaus gefährlichste Voraussetzung zur allmählichen Hingabe an kriminelle Triebe.

Die Alleinstehenden minder heldenhaften Formats haben aus gesundem Instinkt heraus von Zeit zu Zeit das Bedürfnis, ihrer Einsamkeit zu entfliehen und sich über die latente, nur dunkel empfundene Gefahr mangelnden Zusammenlebens an Stätten hinwegzubringen, an denen an Stelle einsamen Spintisierens zwanglose Aussprache wie in der Wirtsstube sich ganz von selbst ergibt.

Digitized by Google

Kriminalität und Alkohol ... Kein Vernünftiger leugnet, daß vor dem Mißbrauch des Alkohols nicht genug gewarnt werden kann. Aber wenn sich die prinzipiellen Enthaltsamkeitsapostel nun gebärden, als wenn deshalb einem gesunden, dem Bedürfnis vieler Tausende entsprechenden Gasthausleben durch allerlei Polizeischikanen nach Möglichkeit der Garaus zu machen sei, so sagen wir: hier spricht eine Oberflächlichkeit, die eine wesentliche Seite geflissentlich zu übersehen beliebt. Treibt all die Einsamen, die heute im Gasthaus noch so etwas wie eine Abendheimat finden, zu schülerhafter Stunde auf die Straße hinaus, und die Kriminalität wird doppelt wachsen. Wird wachsen, weil der Kriminalität niemand so leicht verfällt wie der Einsame, der mit sich und seinen Trieben zu oft allein gelassen wird.

Herbert Eulenberg als Essayist.

Von

Wilhelm Bolze.

Essaysammlungen — wer nennt mir ein gutes, treffendes deutsches Wort für den Modeausdruck „Essay"? — sind in den letzten Jahren wie Pilze aus der Erde geschossen. Das Lesepublikum liebt diese kleinen, anspruchslosen, mehr oder weniger geistvollen, gefälligen Plaudereien über Menschen, Probleme und Ereignisse von aktueller Bedeutung, und viele Schriftsteller fühlen sich berufen und befähigt, über Tagesfragen aller Art ein gewichtiges und entscheidendes Urteil zu sprechen. Als der Begriff des „Essay" zuerst in Frankreich auftauchte, verstand man darunter ein kleines Kunstwerk in seiner Art, eine inhaltlich und formal durchgereifte, gehaltvolle, anregende Studie über irgendein besonders aktuelles Gebiet von jemandem, der wirklich originell und sachkundig sprechen konnte. Solche Bücher haben wir vereinzelt heute etwa noch in Hardens „Köpfen" oder Volkelts „Zwischen Dichtung und Philosophie". Vielfach haben aber auch schon Journalisten minderen Grades ihre Zeitungsfeuilletons von Eintagswert zu überflüssigen Bänden gesammelt und dadurch die Verwirrung des Büchermarktes noch vergrößert.

Aus der Hochflut aller derartigen Publikationen ragen die „Schattenbilder", die Herbert Eulenberg 1909 veröffentlicht hat*), wie ein geradezu sensationelles Ereignis hervor. Wie aus dem Titel zu ersehen ist, vereinigt dies Buch keine großen, umständlichen Aufsätze, keine tiefgründigen, gelehrten Forschungen, sondern nur mit ein paar Strichen skizzierte Federzeichnungen, kurze, knappe, aber überraschend prägnante Charakteristiken. Entstanden sind sie zum größten Teile aus kleinen orientierenden Ansprachen, die der Autor als Dramaturg bei den sonntäglichen literarischen Matineen des Düsseldorfer Schauspielhauses gehalten hat. Eulenberg, der selbst ein Künstler von anerkanntem Rang und Ruf ist, hat ein ungemein scharfes und sicheres Empfinden für den eigentlichen Wesenskern im Leben und Wirken der von ihm charakterisierten Persönlichkeiten, und er weiß mit ganz wenigen überaus treffenden Worten seine Menschen so deutlich und lebendig vor uns hinzustellen, wie es oft umfängliche biographische Werke nicht zu tun vermögen, weil ihnen die Hauptvorzüge der Eulenbergschen Darstellungsweise fehlen, die verständnisvolle Einfühlung in die spezifische Eigenart der Menschen, ihrer Zeit und Umwelt, und die plastische, bewegte Schilderung. Mehr oder weniger haben alle „Schattenbilder" einen novellistischen Anstrich, und das verleiht ihnen einen eigenartigen, fesselnden Reiz, weil eben dadurch — und hier kommt wieder der Dramatiker zur Geltung — die charakterisierten Personen so greifbar anschaulich uns entgegentreten.

Es ist erstaunlich, wie vieler grundverschiedener Menschen Wesen uns Eulenberg zu vermitteln vermag, und wie er niemals mit seiner großen Belesenheit prunkt, sondern die Ergebnisse seiner eigenen jahrelangen Studien in flüchtige Andeutungen zusammendrängt, um nur ja nicht die scharf umrissenen Konturen seiner Bilder zu verwischen. Aus einem ein-

*) „Schattenbilder." Eine Fibel für Kulturbedürftige in Deutschland, von Herbert Eulenberg. Verlag von Bruno Cassirer, Berlin.

Digitized by Google

zigen Satz beispielsweise, in dem etwa ein Roman oder ein philosophisches Werk nur gleichsam im Vorübergehen erwähnt ist, läßt sich auf Grund des Zusammenhangs und des Ziels dieser Bemerkung unverkennbar folgern, wie wohlvertraut dem Autor das zitierte Buch sein muß. Durch eine nur kurz berührte Nuance im Benehmen eines Menschen fällt ein Streiflicht auf eine bedeutsame Seite seiner ganzen Lebensführung und auf ihre eigentümlichen Wirkungen auf sein Schaffen. Nicht nur Dichter sind es, denen Eulenberg die Kunst seiner Charakterisierung widmet; auch Maler und Musiker weiß er mit gleicher Treffsicherheit zu schildern; auch Philosophen, Kultur- und Gesellschaftsreformern, Feldherren und Staatsmännern widmet er seinen Griffel. Lessing und Goethe stehen neben Luther und Franziskus von Assisi, neben Raffael, Dürer und Rembrandt, neben Giordano Bruno, Schopenhauer und Nietzsche, neben Bismarck, Friedrich dem Großen und Napoleon, neben Oskar Wilde und Dostojewski, neben Zola und dem Grafen Gobineau, neben Grillparzer, Heine und Mörike. Und neben den einzelnen Gestalten, die vor unser geistiges Auge treten, sehen wir die Zeitverhältnisse, aus denen heraus sie sich entwickelt haben, und die Menschen ihrer Umgebung, die von Wichtigkeit für ihr Leben und Wirken gewesen sind.

Es ist nur natürlich, daß neben solchen eminenten Vorzügen auch Mängel zutage treten, daß also, wie es Goethe ausdrückt, wo viel Licht ist, auch starker Schatten ist. Diese Mängel setzen ja gar nicht wesentlich den Gesamtwert des Buches herab, geben nur hier und da zu kritischen Ausstellungen Anlaß. Es wäre ja auch kaum denkbar, daß für so viele verschieden geartete Gestalten in einer Seele das gleiche durchdringende Verständnis und die gleiche ruhige, kühle, zielsichere Objektivität vorhanden wäre und nicht doch gelegentlich einmal die starke Eigenpersönlichkeit des Autors zum Durchbruche käme. Auch formale Einwände lassen sich an einigen Stellen erheben. Eulenberg neigt gelegentlich zu einer überschwenglichen Ausdrucksweise, die seine Personen allzu weit über das Maß der ihnen zukommenden Bedeutung hinaushebt. Auch liebt er es, seine Menschen bisweilen — etwa in Briefen, Gesprächen oder Reden — sich selbst charakterisieren oder von Zeitgenossen charakterisieren zu lassen. Abgesehen davon, daß diese Schilderungsweise meistens in eine gesuchte, aber gekünstelt wirkende Manier verfällt, die dem Zeitgeist entsprechen soll, wird dadurch auch meistens das Charakterbild des Geschilderten oder des Schilderers entstellt.

Eulenberg beginnt — vorsichtig tastend — mit Hans Sachs, dem Dichter derber, primitiver, mit Moral durchsäuerter, immer von einem warmen Gemüt und einer abgeklärten Lebensweisheit zeugender Schwänke und Fastnachtsspiele. Da über die so außerordentlich fruchtbare dichterische Tätigkeit des Nürnberger Schusterpoeten ja nicht viel zu sagen ist und seine Stücke für uns doch vorwiegend nur noch ein literarhistorisches Interesse haben, beschränkt sich die Charakteristik im wesentlichen auf den Menschen Hans Sachs, wie er sich in seinen Werken widerspiegelt. Ein biederer, ehrenfester, mit einer guten Portion überlegener Schalkhaftigkeit begabter Bürgersmann steht vor uns, oder sitzt vielmehr bei seinem Abendtrunk im Bratwurstglöckl vor uns, der das Dichten nur in seinen Feierstunden als Erholung von seinem alltäglichen Schusterhandwerk betreibt. Der tiefe Lebensernst, die Ehrlichkeit und Natürlichkeit, die ruhige Reife des gütigen Alters, der frische Humor, die Naivität und die Kunstlosigkeit sind an dem Manne wie an seinen Komödien die hervorstechendsten Eigenschaften.

Die folgende „Rede von Hans Sachs“ ist gewiß originell und inhaltreich, enthält auch manche wohlgemeinte Ermahnung an die Zuhörer einer Aufführung, die sehr gut von dem Verfasser des „Kälberbrütens“ und des „Roßdiebs zu Fünfing“ bei seiner Premiere gesprochen sein könnte, stammt aber dennoch von Eulenberg, und nicht von dem, dem sie in den Mund gelegt ist. Die ganze Ausdrucksform ist so gehalten, daß sie gar nicht zu dem Bilde paßt, das uns von Hans Sachs vor Augen schwebt.

Nachdem dann Andreas Gryphius, der hochgelahrte, schulmeisterliche Zeitgenosse Shakespeares und Verfasser steifer, hölzerner, blut-

Digitized by Google

triefender Trauerspiele und amüsanter, mit handfestem Volkswitz erfüllter Komödien, ziemlich farblos an uns vorübergezogen ist, fühlen wir uns plötzlich wie von einer göttlichen Erleuchtung durchdrungen, wenn wir die Kapitel „Lessing“ und „Der junge Goethe“ lesen. Das ganze, von Anfang bis zu Ende erschütternd tragische Leben und Schaffen Lessings, seine glühende Leidenschaft für die dramatische Literatur und das Theater, das Leben und Treiben der zügellosen Schauspieler von damals, und das Entsetzen des Vaters Lessing über den Umgang seines Theologie studierenden Sohnes mit diesen fahrenden Leuten, die Schöpfung seiner noch heute bei aller Kargheit und Strenge so ungeheuer blut- und lebensvollen Dramen, seine bahnbrechende, ewig unvergängliche Tätigkeit als hamburgischer Dramaturg, wo er den bis dahin allmächtigen Corneille entthronte und durch Shakespeare zu ersetzen suchte und Goethe und Schiller zu seinen ewigen Schuldnern gemacht hat, seine freimaurerische Bewertung des reinen Menschentums vor jeder unduldsamen Konfessionalität, seine hervorragende philologische, ästhetische und kunstgeschichtliche Bildung, um die ihn viele Hochschulprofessoren beneideten, seine unerbittliche Wahrheitsliebe und Ehrlichkeit, endlich sein von Unglück über Unglück heimgesuchtes Leben, das ihm den treusten Freund Ewald von Kleist, seine über alles geliebte Gattin und sein kaum geborenes, heißersehntes Söhnchen durch den Tod raubte, und ihm die Anerkennung der Größten seiner Zeit, vor allem Friedrichs des Großen, den er so verehrte, versagte, so daß er schließlich völlig verarmt, mißachtet, todmüde vom Lebenskampfe, nur 52 Jahre alt, in den Armen eines mitleidigen Juden starb; das alles ist mit so wortarmer Eindringlichkeit und Wucht dargestellt, daß wir gepackt werden, als ob wir selbst leibhaftige Zeugen dieser ganzen sich vor uns abrollenden Tragödie wären.

Auch der junge Goethe, der das friedliche Wetzlar als Rechtspraktikant mit den dithyrambischen Phantasien seines Stürmer- und Dränger-Daseins in Aufregung versetzt, der dann auf einmal in schwärmerischer Leidenschaft zu Lotte Buff entbrennt, für den das bereits verlobte Mädchen halb Verlangen, halb Abwehr verspürt, dessen neumodische Art Liebe dem philiströsen Bräutigam Kestner ganz wunderlich vorkommt, der tagelang sich von immer heftiger werdenden Selbstmordgedanken einspinnen läßt, bis er endlich unter befreitem Aufatmen und jauchzender Lebensbejahung die Pistole in die Lahn schleudert, das Städtchen ohne Abschied verläßt und sich in seinem Roman „Werthers Leiden“ selbst erlöst, tritt mit der gleichen greifbaren Anschaulichkeit vor uns. Solche Charakteristiken kann nur ein Dichter schreiben, ein geistiger Verwandter, der vermöge seiner Intuition in das tiefste Innere dieser Wesen dringen kann, das dem nüchternen Literaturkritiker immer verschlossen bleibt.

So oft deshalb Eulenberg den geschilderten Menschen seine ganzen Sympathien entgegenbringt, glücken ihm so lebendige, unauslöschliche Eindrücke, wie sie von den eben genannten Charakteristiken ausgehen. Wo er andrerseits eine gewisse Voreingenommenheit zu überwinden hat, da verfehlt er auch den Kern im Wesen des Gegenstandes seiner Darstellung. Deshalb geht ihm jedes Verständnis für das einzigartige dramatische Genie Schillers ab, und er verwechselt ihn mit einem äußerlichen Theatraliker, Effekthascher und Phrasendrescher. Auch bei der Beurteilung von Schillers Aesthetik der Tragödie und ihrem so komplizierten Bau weiß er nicht über Nietzsches — Ursache und Wirkung vertauschenden — Begriff vom Moraltrompeter hinauszufinden.

Von den Worten über Heinrich von Kleist, die der alte Geheimrat Goethe gesprochen haben soll, als ihm Wieland die Botschaft von der Tragödie am Wannsee überbrachte, gilt das Gleiche, wie von der Rede des Hans Sachs. Es scheint fast, als ob Eulenberg die Verantwortung für sein zwar rühmendes, auch manchen Hauptpunkt treffend hervorhebendes, aber doch nicht eben tiefgehendes Urteil auf den Weimarer Großen abwälzen wollte. Tatsächlich sind aber auch diese Worte im Munde Goethes, der in Wahrheit immer unbegreiflich kurzsichtig gegenüber dem titanischen Genie Heinrichs von Kleist geblieben ist, ganz unmöglich.

Gleich Lessing und dem jungen Goethe ist Eulenberg auch Grillparzer ans Herz ge-

Digitized by Google

wachsen, und auch das Bild dieses heute immer noch lange nicht genug gewürdigten Dichters ist überaus lebendig wiedergegeben, dessen Leben und Seele zwiespältig zwischen idealsten künstlerischen Bestrebungen und plattester Alltagsnüchternheit umhergeworfen wird, und dessen „dem Leben nicht gewachsene Innerlichkeit“ ... wie Volkelt es so schön in seinem Buche über „Grillparzer als Dichter des Tragischen“ ausdrückt — auch die Ursache seiner wehmütigen Liebestragödie mit seiner ewigen Braut Kathi Fröhlich gewesen ist. Außerordentlich treffend charakterisiert der Verfasser seinen wesensverwandten Landsmann Heinrich Heine, indem er seine ganze Eigenart, seinen Zynismus und seine Selbstironie, seine Sympathien für die Franzosenwelt, seine Ueberwindung der allmählich versteinernden Romantik als keineswegs aus seinem Judentum, sondern gerade aus seinem Rheinländertum entspringend ausdrücklich hervorhebt. Mit meisterhafter Anschaulichkeit ist ferner das Bild Mörikes gezeichnet, dieses biederen, naiven, gemütvollen, kunstbegeisterten schwäbischen Landpastors, dessen Lieblingsbeschäftigung das Faulenzen gewesen ist, und der nur gelegentlich aus innerem Antriebe Gedichte gemacht hat, dann aber auch gleich solche köstlichen Perlen wie „das verlassene Mägdlein“ oder den „alten Turmhahn“. Auffällig ist es auch, wie menschlich verstehend sich Eulenberg der durch Heines Anzüglichkeiten so stark kompromittierten Persönlichkeit des Grafen Platen annimmt.

Es ist unmöglich, auf jedes einzelne „Schattenbild“ hier einzugehen. Glänzend gelungen ist z. B. noch das des raffinierten, schon ganz leise mit dem haut goût der Dekadenz behafteten Lebenskünstlers Oskar Wilde, ferner das von Franziskus von Assisi, Dostojewski, Bismarck, Friedrich dem Großen und Napoleon. Gerade des Letztgenannten Persönlichkeit, sein bewunderungswürdiges Uebermenschentum im besten Nietzscheschen Sinne, seine eiserne Willenskraft und Charakterstärke, sein treues Soldatenvatertum sind außerordentlich plastisch dargestellt.

Wundern muß es einen, wie wenig treffend Eulenberg seine eignen literarischen Ahnherren Jean Paul und E. T. A. Hoffmann charakterisiert, wie oberflächlich er so reichhaltige und mannigfaltige Naturen wie Brentano oder Cervantes oder vollends Shakespeare behandelt, und daß er ganz und gar solche Gestalten, wie Kant, die Stürmer und Dränger, Tieck, Eichendorff, Büchner, Böcklin, Feuerbach, Savonarola, die Renaissancefürsten, die ihm doch eigentlich sehr nahestehen müßten, übergeht.

Daß gerade die Reformation Martin Luthers (dessen Schattenbild übrigens sonst vortrefflich gelungen ist) ausschließlich die Spaltung des deutschen Volkes verschuldet hat, will mir nicht einleuchten. Unsre Nation neigt doch an und für sich zum Partikularismus, und wenn der Verfasser sagt, daß kein außerdeutsches Land unsern ausgeprägten Gegensatz von Katholiken und Protestanten kenne, so vergißt er, daß auch kein andres Reich in so viele Königreiche und Fürstentümer wie Deutschland zerfällt, und daß auch in keinem fremden Staat eine Erscheinung wie der kürzlich bei uns vorübergehend aufgetauchte „Preußenbund“ möglich ist.

Wenn Eulenberg Raffael im Gegensatze zu der heute allgemein geltenden Auffassung über Michelangelo stellt, weil er harmonischer, kultivierter, geläuterter und geschmackvoller sei, weil er Heiterkeit, reine, maßvolle Schönheit und und kühle Vornehmheit offenbare, so verkennt er doch, daß eben die von ihm selbst zugegebene — stärkere Persönlichkeit Michelangelos seinen Werken einen tieferen Gehalt, eine größere Erhabenheit und eine weitaus nachhaltigere Eindrucksfähigkeit verleiht.

Verständlich, wenn auch nicht zu rechtfertigen, ist die nicht eben ruhmvolle Beurteilung des großen naturalistischen Bühnentechnikers Henrik Ibsen durch den für Phantasie, Spiel und Unwirklichkeit begeisterten Dichter Herbert Eulenberg, der glaubt, daß Ibsen in weniger als fünfzig Jahren nur noch einer alten zerschossenen und verstaubten Scharteke gleichzuachten sein wird. Wir wollen doch heute ehrlich genug sein, um einzuräumen, daß der „Peer Gynt“ sich an poetischem Gehalt ganz ruhig mit unsrer oft stark überschätzten Nationaldichtung, Goethes „Faust“, messen kann, und daß durch Werke, wie z. B. die „Gespenster“, „Die Wildente“ und „Rosmersholm“ die Weltliteratur um einige ihrer unschätzbarsten und unvergänglichsten Kleinodien bereichert worden ist.

Digitized by Google

Wie ich aber schon im Anfange meiner Ausführungen hervorgehoben habe, vermögen diese Mängel dem Gesamtwerte des Buches nicht wesentlich Abbruch zu tun. Man hat doch mehr oder weniger überall das Bewußtsein und das Gefühl, daß der Verfasser das Wesen und die Eigenart seiner Menschen mit Liebe und Verständnis studiert und sie uns unter schärfster, lebendigster Wiedergabe ihrer markantesten Charakterzüge vor Augen führt. So bleibt uns schließlich nur der Eindruck im Gedächtnis haften, eine Fülle wohlbekannter Gestalten in vollendeter Körperlichkeit gesehen und eine Menge neuer Züge an ihnen entdeckt zu haben.

Mit Recht haben darum die „Schattenbilder" viel Beifall gefunden, und die erste Auflage war in zwei Monaten vergriffen. Heute – also vier Jahre und einige Monate nach ihrem Erscheinen – liegen sie bereits in siebzehnter Auflage vor. Dieser unerwartete Erfolg hat den Autor veranlaßt, vor anderthalb Jahren einen weiteren Band „Neue Bilder"*) folgen zu lassen. Seine Kunst hat sich verfeinert, und er wendet mehr Sorgfalt auf die Details und die breitere Ausmalung seiner Bilder an. Aber im großen und ganzen will sich der bezwingende Eindruck der „Schattenbilder" nicht wieder einstellen. Gerade das, was ihren leuchtendsten Vorzug ausmacht, die Knappheit und Sparsamkeit der darstellenden Mittel und die Schärfe und greifbare Deutlichkeit der Charakterisierung, fehlt in den „Neuen Bildern". Die Neigung des Verfassers zur novellistischen Form tritt hier noch weit stärker hervor als in dem früheren Werke. Oft erzählt er Episoden aus dem Leben seiner Menschen mit exaktester Ausführlichkeit, immer geistreich, originell und interessant, aber in solchen Episoden erschöpft sich auch meistens seine ganze Gestaltung, und das eigentliche Wesen ihrer Hauptfiguren wird kaum erkennbar. Freilich darf nicht verschwiegen werden, daß auch in dieser Sammlung sich noch manche Bilder finden, die den bestgelungenen der vorigen gleichwertig sind.

Sehr verheißungsvoll wird der Reigen von Horaz eröffnet. Nur leider ist es nicht der Horaz, der uns gemeinhin vor Augen steht, der liebedurstige Jüngling und genießerhafte Prophet heiterer Lebenskunst, der sich von Mäcenas verhätscheln läßt und gleichzeitig mit dessen Gattin Licymnia flirtet, der heute Nachmittag Lalage besucht und heute Abend bei Mondschein mit Chloe die Tiberufer auf und ab wandelt und noch später im Kreise weinseliger Freunde — und Freundinnen – den herrlichen Falernerwein schlürft, sich etwas vortanzen läßt und seine neusten Oden zur Zither zum besten gibt. Der Eulenbergsche Horaz ist ein altgewordener, bequemer, behäbiger, spießbürgerlicher Junggeselle, der sich ein Bäuchlein angemästet hat und seinen Gemüsegarten beackert. Noch ärger entstellt scheinen mir die Bilder von Bürger, Baudelaire und besonders Verlaine. In diesen Schilderungen ist überhaupt keine bestimmte Physiognomie mehr wahrzunehmen.

Ueber Hölderlein und Otto Ludwig, über Lenau und „die Droste" – wann wird diese unhöfliche Bezeichnung endlich aus unsrer Literaturgeschichte verschwinden? – über Dickens und Stendhal weiß Eulenberg manches kluge und feine Wort zu sagen, wenn auch diesen Skizzen die rechte Bildhaftigkeit fehlt. Lebendiger ist schon die Charakteristik Grabbes, der zwar weniger als Dichter, desto mehr aber als Mensch leibhaftig vor uns erscheint. Eine hocherfreuliche Ueberraschung bereitet uns der Autor bei dem Lebensbilde Petrarkas. Nachdem er seine vielseitige künstlerische, wissenschaftliche, menschliche und ethische Bedeutung mit liebevollem, tiefgründigem Verständnis gewürdigt hat, beschert er uns noch eine reiche Auswahl der wundervollsten Sonette dieses Dichters in einer hervorragend schönen Uebersetzung.

Ausgezeichnet ist die Darstellung der Persönlichkeit von Ferdinand Lassalle, dem größten deutschen Sozialreformer seit Luther, der ein leidenschaftlicher Idealist gewesen ist, und dessen ritterliche Vornehmheit mit dem plebejischen Gebaren der heutigen Sozialdemokratie, die ihn gar zu gern als ihren geistigen Vater ansprechen möchte, nicht das Geringste gemein hat. Glänzend erfaßt und ungemein eindrucksvoll wiedergegeben ist ferner das tragische Leben und das bilder- und farbenreiche Schaffen des realistischen holländischen Malers van Gogh.

Seine höchsten Trümpfe verspart sich der Verfasser geschickt bis zum Schlusse, wo er die

*) Herbert Eulenberg, „Neue Bilder", Verlag von Bruno Cassirer, Berlin.

Digitized by Google

Schatten von Chopin, Hans von Bülow, Mozart, Beethoven und Richard Wagner heraufbeschwört. Das Leben Chopins zerpflückt sich nach Eulenbergs Worten wie ein kleiner, matt duftender, welk gewordener Strauß von blaßblauen, zarten Parmaveilchen; es ward zu gleichen Hälften an das verlorene Polenvolk und an die Musik verschenkt. Mit vielen Frauen verband ihn keine zarte oder leidenschaftliche Freundschaft, und sein Klavierspiel paßte nicht in den Konzertsaal, sondern übte seine tiefsten Wirkungen im intimen Salon aus. Ganz anders geartet ist die Persönlichkeit des durch fortwährende Reisen abgehetzten Hans von Bülow, des genialen Dirigenten, der aus dem Orchester die bezauberndste, überirdischste Himmelsmusik hervorzulocken vermag. Dem übergewaltigen Riesen Beethoven und der grandiosen Wucht seines so tragisch inspirierten künstlerischen Schaffens vermag Eulenbergs Stift nicht ganz gerecht zu werden. Treffend jedoch ist Richard Wagner charakterisiert, vor allem in seinen unsympathischen menschlichen Schwächen, seiner Selbstüberhebung, die in seinem Ausspruch gipfelt: „Ich bin der größte Mensch seit Christus." Das Köstlichste und Ergreifendste bietet der Verfasser uns in der in eine Traumvision gekleideten Schilderung Mozarts. Die Nachzeichnung dieses menschlich und künstlerisch so ungemein liebenswerten Musikergenies ist den eindrucksvollsten Schattenbildern des ersten Bandes ebenbürtig zur Seite zu stellen.

Damit haben wir die Wanderung durch Eulenbergs Bildergalerie beendet. Eine unübersehbare Zahl von Gestalten ist an unserm geistigen Auge vorübergezogen. Dankbar genießen wir die Fülle der uns gespendeten Anregungen und fühlen manche bisher von uns wenig beachtete Persönlichkeit jetzt unserm Interesse und Verständnis viel näher gerückt. Was die „Schattenbilder" so überaus wertvoll macht, ist der Umstand, daß Eulenberg sie aus innerem Berufe geschaffen hat, und daß er uns Menschen in frischester Lebendigkeit und unverhülltester Aeußerung ihres Charakters vor Augen führt.

Oskar Wilde.*)

Von

Herbert Eulenberg.

Der im Februar des Jahres 1892 um die Mittagszeit auf dem Embanquement an der Themse in London auf und ab spazierte, der konnte fast täglich beobachten, wie ein höchst elegant gekleideter Herr in einem herrlichen Sealpelzmantel, eine Sonnenblume oder eine Pfauenfeder in der Hand tragend, gegen zwei Uhr vom Lunch aus einem der vornehmen Hotels am Strande dort heraustrat.

Er machte ein paar Schritte auf der Promenade, schaute aus seinen großen, glaskugelartigen Augen zerstreut oder phlegmatisch ein wenig dem Leben auf der Themse zu oder blickte dem Rauch seiner Zigarette nach, drehte seine von grünen und blauen Steinen funkelnden Ringe zurecht, pfiff schließlich einem Cab, drückte dem Bummler, der ihm den Schlag öffnete, einen Schilling in die Hand und rollte von dannen in den Hydepark oder irgendwohin, wo die große Welt sich amüsierte.

Dieser Mann im Sealpelzmantel mit der Sonnenblume und den bunten Ringen und der Zigarette und den großen, glaskugelartigen Augen war Oskar Wilde, der damals im Zenith seines Ruhmes stand und sich den „König des Lebens" nannte, der 300 000 Schilling im Jahre einnahm, die er bis auf den letzten Heller für sich und seine Lebensführung verbrauchte.

Von Hydepark fuhr er dann zum Tee zu irgendeiner Gräfin oder Fürstin, die ihn — er war damals das Orakel des guten Geschmacks für die ganze Aristokratie Londons — über holländisches Porzellan oder altfranzösische Gobelins oder japanische Holzschnitte oder sonstige geldverschlingende Passionen um Rat fragte. Bisweilen traf er dort auch zufällig seine Gattin mit dem einen oder anderen seiner beiden Söhne. Man redete ein paar Worte zusammen: „Sie auch hier, Madame?" — „Du wirst ja ein hübscher Bengel, my boy!" und Oskar fuhr, sich mit einer geschickten Wendung

*) Aus: Herbert Eulenberg „Schattenbilder". Verlag von Bruno Cassirer, Berlin.

Digitized by Google

einen „guten Abgang“ machend, von dannen. Zu einem Diner bei Lord Douglas oder Comte d'Orsay oder Fürst Metternich oder zu einem der vornehmen Klubs im Pall Mall, wo der Prinz von Wales verkehrte, und wo Wilde seinen Geist und sein Geld, beide unerschöpflich, an die vornehme Welt verspielte.

Oder es gab eine Premiere für ihn an jenem Abend, ach, ja richtig, „Lady Windermeres Fächer!“ wurde heute im St. James-Theater aufgeführt. Und er fuhr hin, in dem Gehrock Londons, moquierte sich hinter den Kulissen über die guten, beschränkten Leute, die da vorne vor Lachen tobten und Beifall brüllten, und trat schließlich vor den Vorhang, eine grüne Nelke im Knopfloch, die brennende Zigarette in der Hand und sagte so blasiert als nur möglich: „Ich konstatiere mit Vergnügen, daß das Stück dem Publikum zu gefallen scheint.“

Oder er fuhr mit ein paar Freunden oder noch lieber ganz allein in einem eigens zu diesem Zweck gekauften schlechten Anzug nach Whitechapel oder zu den Docks am Horizont der Riesenstadt heraus und trieb sich bis zur Erschlaffung in den Opiumhöhlen herum und genoß das Laster mit geschlossenen Augen, wie ein Kind Süßigkeiten herunterlutscht.

Oder er gab ein Fest in seinem Hause, das mit Kunstschätzen vollgepfropft war wie ein Museum, bei dem es neu entdeckte Speisen gab, Premieren von Bowlenmischungen, und bei denen ein Diener ein Vermögen verwüstete, wenn er eine Saucière fallen ließ.

Oder Wilde reiste, wenn er London und die Lords leid war, auf acht Tage nach Paris, wo er ständig eine große, nur selten benutzte Wohnung auf dem Boulevard des Capucines unterhielt, und wo alte Freunde und neue Freuden seiner warteten.

So lebte damals dieser Mensch, der nach seinem eigenen Ausspruch sein Genie an sein Leben, an seine Werke nur sein Talent ausgegeben hat, und alle Welt war entzückt von ihm oder beneidete ihn.

Wer drei Jahre später als diese Zeit, da sein Glück im Zenith stand, nur gewagt hätte, den Namen „Wilde“ in einem Salon auszusprechen, wäre gesteinigt worden. Der Mann dieses Namens, dem einst der heutige König von England kordial die Hand gedrückt hatte, saß zusammengekauert in einer Art Kaninchenstall, im Zuchthause zu Reading, und mußte mit der kahlen Hand, an der einst die bunten Ringe funkelten, alte Säcke flicken und Taue zerpflücken. Er war vom Schwurgericht zu London als Verderber der Jugend, als sittenloser, unmoralischer Mensch zu zwei Jahren Zuchthaus verurteilt worden. Seine Haltung vor den Geschworenen war glänzend und ein letztes Leuchten der Ritterlichkeit, die im Dandytum steckt. Er widerrief kein Wort von dem, was er geschrieben hatte, und zuckte nur leise nervös mit den Schultern, als der Urteilsspruch ihm in die Ohren klang, während draußen der sittliche Pöbel Londons vor dem Gerichtsgebäude bei der Nachricht kannibalische Freudentänze aufführte. Und er ging aufrecht, ohne daß seine Füße schauderten, in die Nacht der Gefangenschaft, die ihn vernichtete.

Viele schlechte Psychologen haben sich damals gewundert und wundern sich noch heute darüber, daß Wilde nicht die Frist bis zu seiner Verhaftung, die das Gericht — vielleicht absichtlich — in die Länge zog, benutzte, um ins Ausland zu fliehen. Was ihn daran hinderte, war einmal die grausige Neugier, die Leiden zu schmecken, nachdem er alle Freuden durchgekostet hatte, die teuflische Lust, in den Schatten zu gehen, und die andere düstere Hälfte des Daseins zu betreten. Und zum andern war es das brünstige Verlangen des, der sich schuldig fühlt, nach Gerechtigkeit, ob sie ihn auch auslöschen mag, der Schrei des einzelnen, der seine Macht und damit sein Recht überschritten hat, nach Sühne, dieser seltsame soziale Trieb im Verbrecher, der einen Raskolnikow zur Anzeige seiner Mordtat, einen Wilde zur Anerkennung und Abbüßung seiner ihm gleichsam von sich selbst verhängten Strafe treibt. Weil er nicht wie Krupp bei uns den Mut hatte, selber einen Strich durchs Leben zu ziehen, hatte er dafür etwas nicht minder Gutes, nämlich die fixe Idee, nach der Zuchthauszeit ein neues Leben zu beginnen und mit neuen Kunstwerken die Schmach, die auf der schwarzen Tafel seiner Vergangenheit stand, fortzutilgen und sich so wiederum die Welt zu erobern.

Digitized by Google

Wie unmenschlich er unter dem mittelalterlichen Vollzug seiner Strafe gelitten, das wird jedem aus seiner Ballade vom Zuchthause zu Reading fürchterlich in die Ohren gellen. Nur eine kleine Geschichte sei hier noch erwähnt, die man nicht erzählen und anhören kann, ohne von Wut ergriffen zu werden. Es war in der ersten Hälfte seiner Leidenszeit: Wilde wurde nebst mehreren anderen aus dem Zuchthause zu Wandsworth nach Reading transportiert. Man mußte den Zug wechseln, und der Trupp der Sträflinge stand eine Weile wartend auf dem Bahnsteig einer kleinen Station. Ein paar Kaufleute gingen auf und ab und sprachen über die beste Möglichkeit, der Konkurrenz den Hals zu brechen. Plötzlich bemerkt einer Wilde unter den Kurzgeschorenen. „Das ist ja Oskar Wilde!“ ruft er, geht auf ihn zu und spuckt ihm, der ihn, ohne zu zucken, aus seinen großen glaskugelartigen Augen ansieht, mitten ins Gesicht hinein. Dieser Mensch, den die Gesellschaft frei laufen ließ, hätte siebenmal den Galgen verdient.

Der Dichter ist nach seiner Entlassung aus dem Kerker nicht wieder in die Höhe gekommen. Er hatte nicht mehr die Kraft, die vita nuova, von der er geträumt hatte, zu beginnen. Das Sträflingsmal war ihm zu tief in die Seele gebrannt, als daß er den Mut zu neuen Werken gefunden hätte. Verkommen und häßlich geworden, lebte er noch ein paar Jahre in Paris, oft so arm, daß er frühere Freunde um einen Absinth anborgen mußte, bis er im Nebelmonat des Jahres 1900 in einem kleinen Hotel im Quartier Latin verendete. Ein halb Dutzend Freunde aus alter Zeit geleiteten ihn, den einstigen Liebling von ganz London, zum Armenkirchhof; ein einziger Kranz hing an seinem Sarge. Er war von dem Wirte, bei dem er gewohnt hatte; „meinem Pensionär!“ stand auf der Schleife gedruckt.

So endete dieser Mensch, dessen Leben viel mehr Bedeutung hat als seine Werke, dessen erste Tat nach seiner Entlassung aus dem Zuchthaus -- dies beweist seine Güte -- ein offener Brief war mit einem eindringlichen Protest gegen die Entlassung eines Gefängniswärters, der einem hungrigen Kinde ein paar Kakes gegeben hatte, dessen witzige Stücke - dies beweist seinen überlegenen Verstand — von ihm alle spielend, meist wegen Wetten, hingeschrieben wurden, und dessen Lieblingszitat — dies beweist seine Vorurteilslosigkeit — die Worte des greisen König Lear im Shakespeare waren: „Kein Mensch ist sündig; keiner, sag' ich, keiner. Und ich verbürg' es.“

Ernst Lissauer.

Von

Julius Bab.

Eine Vorlesung, die dieser Dichter unlängst vor Berliner Studenten hielt und die mannigfachen Widerhall fand, mag Anlaß sein, Wesen und Weg Ernst Lissauers vor den Lesern der „Gegenwart“ anzudeuten. Denn mit das Beste und Wichtigste, was wir von der neuen Generation in Deutschland erhoffen, das wächst und wirkt auch in den Gedichten dieses jungen Künstlers. Wenn unser Zeitalter sich nicht immer grimmiger und greller die Züge der Dekadenz, der Auflösung, der fruchtlos verwuchernden Lebenskraft ins Antlitz prägen lassen will, so kann unsere Kunst nicht weiter gehen in der Richtung schwelgerischer Materialvergeudung, in immer subtileren und immer mehr form- und ziellosen Nervenextasen. Das menschliche Ethos, das als Pflicht, als Frömmigkeit, als Arbeitslust das Chaos unserer Sinne bändigt, muß auch künstlerisch als Wille zu reinen Formen und großen Stoffen eine Neugeburt erleben.

Ringen um solch Ziel aber ist Lissauers Wesen, wie es sich uns von Jahr zu Jahr deutlicher in seinem Dichten enthüllt. Lissauer begann mit ganz kleinen Gedichten in dem Bändchen: „Acker“, in dem mehr noch als das Inhaltliche eine außerordentliche formale Zucht: phrasenlose Gedrängtheit des Satzbaus, klare Durcharbeitung des Verses, manhafte Energie des Tons für den Charakter des neuen Mannes zeugten. All diese Gedichte, die von einem starken, sinnlichen Erfassen des Raumes und der in Raum gebetteten Menschenarbeit sprachen, standen an der Schwelle des Epigram-

Digitized by Google

matischen. Der Reiz des Erschauten war weniger zaubermächtig über unser Gefühl gemacht als mit einem Schlage für unseren begreifenden Geist zum Sinnbild erhoben. Der rauchende Schlot ward das Arbeitsbanner einer neuen Zeit, das Brot die verkörperte Bauernarbeit, Tinte ward Geistesblut, Feuersbrunst — im Leuchten und Verwüsten — Leidenschaft. — Ein Mensch war zu spüren und ein Künstler auch, aber wohin dies Talent, noch auf der allzu schmalen Scholle zwischen Sinnspruch und Lied angebaut, künftig sein Korn werfen würde, das erschien ungewiß.

Schon Lissauers nächstes Buch, „Der Strom", brachte Antwort. Der neue Titel war durchaus symbolisch für ein geändertes, mächtig in Fluß geratenes Lebensgefühl. Vom einzelnen Raumgebild, vom einzelnen Werk war des Dichters innerer Blick geweitet in die Unendlichkeit des Raumes und in den endlosen, beseeligenden, göttlichen Strom alles Schaffens. Sein epigrammatisch enger Vers aber wuchs nun zu einer weitausholenden und doch straff gebundenen, hart pochenden Musik der Reime an, und über dem Sinngedicht erhoben sich zwei neue Möglichkeiten: die Hymne und die Ballade. Die Hymne, die vielerlei Sinnbilder im Feuer anbetender Gewalt zu einem hohen Lied der Kraft, der durchseelten Welt, des zeugenden Geistes zusammenschweißt. Die Ballade, die stolze Gestalten, große Taten als Denkmal zeugender Gewalt aufrichtet. Das Buch von „1813", dieser Balladenkranz vom deutschen Volksaufstand, war als Lissauers nächstes Werk nicht in allen Teilen glücklich, aber doch bedeutsam und erfreulich als ein klares Fortschreiten eines Talents zu seiner Bestimmung.

In seiner neulichen Vorlesung nun bestätigte der Dichter in schönster Weise alles, was Freunde seiner Kunst erwarten mögen. Nicht daß alle neuen Produkte, die er vorlas, auch gut, auch meisterhaft gewesen wären. In seinem epischen Gedicht steckt einstweilen noch zu viel lyrische Breite, zu langsames Auskosten der einzelnen Situation; und die sehr persönliche Technik seiner ganz freien, aber durch den Reim gestrafften Rhythmen droht zuweilen zur Manier auszuarten: man spürt hie und da, wie der Reim das Bild heraufführt, statt umgekehrt. Gleichwohl überwiegt auch rein artistisch die Freude an einem ungewöhnlichen Können: Erstaunlich wie der alte Kopisch, der Dichter der Kölner Heinzelmännchen und vielerlei anderen wirbelnden Märchenspuks, jetzt unmittelbar nach seiner in allerlei Neuausgaben bezeugten Wiederentdeckung auch einen Jünger erhält! Ein Jünger, der Kopischens Fähigkeit, der deutschen Sprache sinnlichste Klangmalerei zum Ausdruck vielfacher Bewegung abzunötigen, geerbt hat, in dessen Worten es auch surren, sausen, springen, stolpern, klirren und klappern, toben und taumeln kann — und der doch diese Künste nicht lediglich zum sinnlichen Vergnügen treibt, sondern sie in geistigen Dienst stellt. Denn diese strophenlos wallende Verstechnik und noch mehr der etwas eng begrenzte, aber höchst charakteristische, ganz und gar auf das räumlich Klare, architektonisch feste gestellte Wortschatz Lissauers, sie dienen der Verkörperung eines Geistes, einer Gesinnung, einer Weltanschauung. Der große Täter, der Baumeister irdischer Dome, der weltliche Heiland ist es, den Lissauers Gefühl immer wieder gebiert. In der Heldenverehrung verschmilzt das hymnische und das balladeske Element seiner Kunst. Mit Pfingstgesängen begann er seine Vorlesung, und der letzte dieser Pfingstgesänge, von der Ausgießung des heiligen Geistes, die da in allen großen Taten der Geschichte neu geschieht, er wirkt fast wie das Programm des Balladendichters! Denn ob nun Luther auf der Wartburg das ganze deutsche Land in sein Bibeldeutsch hineinwandern sieht, — ob in dem kleinen Verstand des alten Dessauers, dem „Musik Krieg" ist und der mit Pistolenschüssen betet, sich eine große Seele heiter spiegelt, — ob Goethe sich verklärt im Anblick der von ihm geschaffenen und geordneten Dinge — „und er fühlte sie fühlen", — ob Johann Sebastian Bach aus einem Leipziger Kleinstadtidyll in sein singendes Himmelreich emporstürmt: die Ausgießung des heiligen Geistes ist es überall, die Lissauers Thema gibt.

Und ich glaube, dieser Dichter ist auf gutem Wege. Wahrscheinlich war er zum Liedersänger, zum Lyriker im höchsten aber auch engsten Sinne, gar nicht geschaffen. Es singt

Digitized by Google

die Seele, die in sich selbst Genügen findet, die mit ihrem Gott allein sein will. In einem allerletzten Sinne ist alle Lyrik romantisch. Wer unromantisch auf der Erde ein Haus bauen will, seinen Gott in Werken der Erdpflege, der Kultur bezeugen will, der muß Anteil bezeugen an der draußen gebreiteten, an der Menschenwelt, seine Kunst muß ins Epische wachsen. Sie wird sich auf der Höhe seelischer Reife im Dramatischen vollenden. Vielleicht darf man in der Tatsache, daß Stefan George ganz und gar und nur ein Lyriker blieb, ein Symptom für die Grundschiefe seiner Stellung in der Welt finden; denn auch George wollte freilich den Charakter stolz dem Schwall verwirrender Gefühle entgegensetzen, aber er verschmähte das Meer der Welt, den Strom der Geschichte, aus dem sich nach Goethes Meisterwort allein der Charakter bildet. Er wollte aus bloßer Selbstbetrachtung das Bild des Helden gewinnen; aber die abseitige Einsamkeit zeitigt höchstens Heilige; Helden werden im Kampf, in der hingebenden Auseinandersetzung mit allem Wirklichen. So streckt sich schon Richard Dehmels Lyrik in tieferem Instinkt machtvoll ins Epische hinüber, und daß uns in Lissauer ein neuer, von großem Geist getragener Balladenstil heranreift, das ist gewiß ein schönes, ein bedeutendes Zeichen der Zeit. Der Zeit, in der Fortinbras, der königliche Täter seiner Taten, Hamlet den trauernden Zyniker, den von Betrachtung Gelähmten, ablösen wird!

Gedichte von Ernst Lissauer.*)

1.

Erde und Pflug.

(Aus dem „Acker".)

Der Pflug ging übers Feld und wühlte tief den Grund.
Das Blut der Erde sprang im braunen Schollengleiten.
Die Erde stöhnte auf: du wühlst und wühlst mich wund.
Der Pflug sprach: mein Beruf und Werk ist Schmerzbereiten.

Die Erde sprach: stoß zu! ich liebe deine Kraft,
Sie wirkt mir Fruchtbarkeit, wenn ihre Eisen schneiden.
Er sprach: mein Leben lebt für deine Mutterschaft,
Daß ich dich schmerzen muß, das ist mein Leid und Leiden.

2.

Seele.

(Aus dem „Strom".)

O du meine Seele, die du beglückst mein Blut, meinen Leib, all mein atmendes Sein,
Du fliegst auf in die Welt, und die Welt wird mein,
Menschen und Fluten und Felsen und Sterne, —
Froh badest du dich in aller Nähe und Ferne.

O du meine Seele, wie fühl' ich dich reifen!
Bebende Luft ist spürend, ist bindend zwischen uns ausgespannt . . .
In Schmiedhämmern pochst du: ich klinge hart wie schlagende Eisen —
Ueber Abendsteppe hin treibst du: ich verdämmere weit wie ein Land —
Gier glimmt in mir wie in lauernden Tigerpranken —
Ich zacke steil wie gletscherne Firne —
Es wehklagt in mir Fieberglut eines Kranken —
Ich gleite am Firmament wie Trümmer zerborstner Gestirne—

O du meine Seele, du sollst mir niemals wiederkehren!
Du sollst wandernd wie Wind dich mit Samen von Welt beschweren.

3.

Schlachtgebet des alten Dessauers.

(Aus dem „Strom".)

Oestreicherschwadronen schimmern entlang den morgenroten Horizont.

*) Die drei Bücher Lissauers erschienen im Verlage Eugen Diederichs, Jena.

Digitized by Google

Durch die blinkende Ebene weit
Stehn Preußendragoner und -grenadiere gereiht,
Der Dessauer hält vor der Front.

Langsam, als schlügen rings Turmuhren die Stunde,
Dröhnen Kanonen da und dort in die Runde;
Eine Kugel weht,
Er zieht den Degen: „Helm ab zum Gebet!

Herrgott! Ich kann nicht jeden Tag vor dein Angesicht treten,
Nur mit Schüssen kann ich zu dir beten.
Wenn ich jetzt Sturm trommeln lasse
Und den Feind fasse,
Säbel an Säbel, Mann an Mann, —
Herrgott von Preußen, nimm es an!"

4.

Die Totenwacht.

(Aus einem Zyklus: Johann Sebastian Bach.)
(Aus dem Manuskript.)

Als Johann Sebastian Bach gestorben war,
Ward er zu Sankt Thomas aufgebahrt am Altar.
Taub lagen die Hände, die schaffend gejubelt in Lauf und Griff,
Dunkel dämmerte nieder über Kanzel und Schiff,
Rings auf den Leuchtern verlöschte der Kerzenschein,
Weit in der Kirchennacht tot lag Bach allein.

Von der Empore
Strich ein Ton hell herab und scholl wieder vom Chore,
Und wiederum glänzte ein Klang
Die Schiffe entlang, —
Zog wer die Züge? Trat wer das Pedal?
Es streift wie Gespräch, es pfeift wie Signal.

Und leise, zart dröhnten die Wände des Baus,
Lösten die Pfeifen sich aus dem Orgelhaus,
Die hölzernen Pfeifen,
Die zinnernen Pfeifen,
Die großen Pfeifen, hoch wie mächtige Männerleiber,

Die sanften Pfeifen, anmutig wie Weiber,
Pfeifen keck wie Knaben, Pfeifen wie Mädchen gelind,
Aus dem Orgelgehäuse in langer Schar,
Die Treppe hinab durch den Gang zum Altar,
Schritt das Volk der Pfeifen mit Kind und Kindeskind.

Sie umglitten den Sarg, gereiht zwei und zwei,
Schlürfend schlich ihr Schreiten über die Fliesen,
Die dunkeln Bordune bliesen,
Die andern murmelten Litanei.

Quer durch die Schiffe, von Wand hin zu Wand,
Rings um die Bahre nahmen sie Stand,
Hoch zu Häupten Posaunen und Prinzipale,
Zur Rechten Gedakte und Violinen,
Zur Linken Flöten und Suaviale,
Zu Füßen Echos und Aolinen.

Es tönte die Halle
Dumpfhin von ihrem dunkelnden Schalle,
Rundum von den Steinen
Widerhallte Wehklage und Weinen, —

Die ganze Nacht
Hielten die Pfeifen bei Bachen die Totenwacht.

Aus der Reichshauptstadt.

Ausrufer.

In der neuen Berliner Straßenordnung, die sich gerade jetzt der öffentlichen Kritik stellen muß, wie eine Premiere, hat der Polizeipräsident Dr. jur. Traugott von Jagow — hoch soll er leben, hoch soll er leben, dreimal hoch — wieder einmal so sehr den Nagel auf den Kopf getroffen, daß ich die Absicht habe, ihm zu seinem nächsten Geburtstage, der ja dem Gotha mit Leichtigkeit abzulesen sein muß,

Digitized by Google

einen prachtvollen Notizblock zur ersten Niederschrift seiner Lapidarerlasse als Angebinde eines aufrichtigen Verehrers in Bescheidenheit zu spenden. Diese Bewunderung fällt nicht deshalb vor die Füße unseres Lépine (so hieß nämlich Jagows wesentlich apathischerer Pariser Kollege), weil seine neue Thora mit den Gesetzen für den Berliner Straßenverkehr die Scheinwerferreklame auf den Berliner Straßen verbietet. Meine Augen, wenngleich sie für das Berliner Ereignispanorama aus naheliegenden Gründen täglich neu gewaschen werden, haben über den Asphalt der deutschen Reichshauptstadt noch keine Scheinwerferreklame geistern sehen — „Und schrieb und schrieb an weißer Wand Buchstaben von Feuer und schrieb und schwand" —: und die goldene Sektflasche, die (nachts um die zwölfte Stunde) an der Fassade eines Friedrichstraßenhauses den Becher mit Flammentropfen füllt, um dann immer wieder von dem großen Rachen der Dunkelheit verschlungen zu werden: die Dame ohne Unterleib, die sich, an einer anderen Hauszinne, ihre Goldlichtzigarette anzündet, um sich dann wieder in Funkenatome aufzulösen: diese und andere kühne Reklamelichtbilder aus dem öffentlichen Berliner Kino wird Herr von Jagow, der ja selbst eine Hetz' liebt, kaum dem Berliner Nachtleben entziehen wollen. Frauen und Sekt, aus Glühlichttropfen gebildet, sind ja nicht schädlich; nicht dem Herzen, nicht dem Magen und nicht, was die Hauptsache ist, der Moral. Aber — und nur deshalb tanze ich Triumph vor der Bundeslade der neuen Berliner Straßenordnung —: der Polizeipräsident hat im Namen aller rechtlich denkenden Menschen jenen Ausrufern das Maul gestopft, die (unmittelbar neben den Bürgersteigen der großen Boulevards) von der hiesigen Journaille nicht gerade gefördert, aber auch nicht behindert, gewissen mit der Sensation verschwisterten Berliner Zeitungen Propagandadienste leisten, und die längst vor ein ästhetisches Gericht gehören würden, wenn ihnen nicht eben jetzt der Bannfluch des Polizeipräsidenten das Genick gebrochen hätte ... Z. B.: Man läßt sich, wie man es seiner Gesundheit schuldig ist, wieder einmal von dem Tumult der Friedrichstraße oder der Tauentzienstraße tüchtig durchwalken. Plötzlich krähen, den Straßenlärm übertrumpfend, heisere, verbrauchte Männerbässe, keifende, schrille Frauendiskante ein Zitat, das den Vorübergehenden wie ein Kotspritzer mitten ins Gesicht trifft. Etwa: „Der sensationelle Selbstmord des Schauspielers Willy Froböse: Frau und Sohn mittellos zurückgeblieben!" (Diese Episode ist Wahrheit, nicht Dichtung.) Man ist Jahrzehnte lang nicht allzuweit von diesem Menschen durchs Leben gegangen, hat sich von Zeit zu Zeit immer wieder mit ihm zusammengefunden, noch vor wenigen Tagen mit dem Rüstigen und Gesunden Wort und Handschlag getauscht, kennt seine Mängel, aber auch seine großen menschlichen Vorzüge und erlebt nun, daß Berlin mit der unerwarteten Hiobspost von seinem Tode stimuliert wird, wie mit einem schlechten Fusel. Diese Nachricht, die eine Familie zertrümmert, einen großen Freundeskreis für Tage seelisch aus den Angeln hebt, Berlins große Kunstgemeinde das Gruseln lehrt, muß von den ungewaschenen Mäulern der Camelots immer wieder in die vorübergehende Menge geschleudert werden, um sie zu alarmieren und das automatische, teilnahmlose Gegröhle in Fünf- und Zehnpfennigstücke umzusetzen. Auch die letzten Todesfälle, die den Pulsschlag Berlins beschleunigten, wurden ja in dieser sinnlos widerlichen Form in die Mitte des großen Publikums bugsiert. Man hörte: „Der plötzliche Tod des Schauspielers Josef Giampietro"; und der grelle Refrain wurde im Licht des Winternachmittags so lange wiederholt, bis man sich die schmerzenden, von der Sache und dem gräßlichen Widerhall zerquälten Ohren zuhielt. Und wenige Tage später klangen die Gassen und die Plätze abermals vom Echo einer neuen Walze, die die Camelots in ihr unkendes Grammophon eingestellt hatten: „Das entsetzliche Ende des Schriftstellers Julius Freund: das „Metropoltheater" in „tiefer Trauer"!" So werden Mitteilungen vom schwersten Kaliber wie Leierkastentöne weitergegeben: die Tonart, in der der Berliner Camelot Nichtsahnende an die Gräber bekannter Persönlichkeiten zerrt, unterscheidet

Digitized by Google

sich kaum durch eine Nuance von der Wurstigkeit, mit der ganz derselbe Mensch, mürrisch, fast todestraurig unter der buntpapierenen Narrenmütze, in diesen Faschingstagen gedruckte Fröhlichkeit verschleißt: „Die neueste Nummer der „Berliner Blauesten Nachrichten“ ....! Und wenn jene Herolde der Abend-, Nacht- und Wochenblättchen (nomina sunt odiosa) — sie marschieren sehr symbolischerweise neben den Straßenrändern immer gerade an jener Stelle auf, wo sich früher der Rinnstein befand —, wenn sie ihre zerfressenen Organe wenigstens im Dienste der Wahrheit weiter abnützen würden! Aber diese Anreißer vor den Läden der publizistischen Sensation, diese Kläffer, die die Skandälchen des Tages unter das Volk bellen, leben davon (und lassen ihre Auftraggeber davon leben), daß sie, wenn die Wirklichkeit einmal nichts Großes, Verblüffendes, Erschütterndes hergegeben hat, Winzigkeiten auffärben und diese auf das Postament eines Zeter- und Mordiotitels stellen, damit sie so das Ohr der leicht geblufften Menge bequemer erreichen. Z. B.: man läuft Spießruten zwischen dem Ruf der Zeitungsverkäufer, der sich von Munde zu Munde fortpflanzt: „Die sensationellen Enthüllungen über die „Deutsche Bank“, und man liest, sobald man dem Marktschreier auf den Leim gegangen ist, daß eine der leitenden Persönlichkeiten des genannten Instituts ihren Urlaub antrat, oder daß in einem der Bureaus der Bank ein kleines Schadenfeuer brannte. Ja, der Camelot von Berlin WW, Wittenberg-Platz, von dem ich mich selber am häufigsten neppen ließ, bombardierte mit Umgehung aller Titel- und Inhaltseinzelheiten — die Ohren der Passanten einfach mit dem Stentorruf: „Das Furchtbare — furchtbar; das Furchtbare — furchtbar“ (was sehr aufreizend klingt, aber im Grunde gar nichts sagt) und behielt doch niemals ein Zeitungsblättchen in seinen schmutzigen Fingern. — Im Vorgehen gegen diesen unästhetischen, brutalen, jedes Gefühl abstumpfenden Unfug gibt also — ich sagte es bereits — Herr von Jagow die neueste Variation seines alten, geflügelten Wortes: „Ich warne Neugierige“, und er gestattet den Ausrufern nur noch, die Titel ihrer Zeitungen zu schreien, nicht aber, diesen Köder mit der fetten Lockspeise einer Aufsehen erregenden Meldung oder einer feisten Lüge zu beschweren. Ich sage „Hallelujah“; auch wenn Jagow noch mehr auf dem Kerbholz hätte, als es der Fall ist. Denn oft genug hab' ich mir die Sehnsucht verbissen, auf jenes schamlose Propagandageschrei der Zeitungshändler mit jenem auffordernden Satz zu antworten, mit dem diese Burschen vor einigen Jahren ein (längst verstorbenes) minderklassiges Scherzblatt: „Die große Schnauze“ öffentlich anzupreisen pflegten, und ihnen zuzurufen, was sie einst uns Vorübergehenden zuriefen: „Halten Sie die große Schnauze!“

Urbanus.

„Der Maler Munch“.

Mit einer Ausstellung von 80 Gemälden Edward Munchs hat sich der Salon Fritz Gurlitt ein außerordentliches Verdienst errungen! Wohl hat Munch bei uns stets einen großen Namen gehabt, und niemals sind die Bilder, die man von ihm hier und da sah, einige Landschaften bei Cassirer und zuletzt die Entwürfe zu den Universitätsbildern für Christiania in der Herbstausstellung, eine Enttäuschung gewesen, aber erst mit der Ausstellung Gurlitts wird Edward Munch für uns zum bestimmenden Erlebnis. Natürlich gilt das für den Maler Munch, der Graphiker ist ja schon seit langem bei uns eine führende Persönlichkeit. (Den äußeren Anlaß zu der Ausstellung gab der 50. Geburtstag Edward Munchs.)

Soll man den Charakter Munchs in eine Formel fassen, so bezeichnet ihn am besten ein Vergleich mit Hodler. Es ist, in der Tat merkwürdig, wie stark die Parallelen zwischen beiden Künstlern sind. Ist einem diese Erscheinung einmal deutlich geworden, so findet man auf Schritt und Tritt, ohne doch in philologische

Digitized by Google

Tüftelei zu verfallen, die auffallendsten Bestätigungen. Und man kommt schließlich zu dem Ergebnis, daß Edward Munch die farbige Ergänzung zu dem linearen Hodler ist! Man findet z. B. einen männlichen Akt, der nicht nur in der Stellung, sondern auch in der vereinfachten, streifigen Wiedergabe der Landschaft an Hodler erinnert, ja selbst der seelische Gehalt ist hier und da verwandt. Aber während Hodler alles Leben seiner Bilder in die Vibration, die Intensität der Kontur legt, die an allen Punkten fest geschlossen und vom Grunde abgehoben ist, verläuft bei Munch, dessen stärkstes Ausdrucksmittel die Farbe ist, der Umriß locker, an zahlreichen Stellen offen und springend. Wie gesagt, ist auch die Empfindungsweise der beiden Maler verwandter, als man es zunächst anzunehmen bereit ist. Jene unendlich zarten und innigen Bilder Munchs, in denen die scheue Zaghaftigkeit junger Mädchen rührend ausgedrückt ist, haben bei Hodler ihre Parallele in Bildern wie „Ce que disent les fleurs", der „Ergriffenheit", oder dem „Auserwählten". Aber wenn es auch hier bei Munch die Farbe ist, die den wesentlichen Träger des Ausdrucks macht, am deutlichsten wohl in dem herrlichen Bilde: „Mädchen und Boot" mit seinem Weiß, Blond und Rot vor dem grauen Grunde, ist es bei Hodler die Linie, die alle Empfindung hält und überträgt, am deutlichsten, um auch hier ein Beispiel zu nennen, in der Ergriffenheit (1894), wo das Geäst und Gezweige der Bäumchen ja keine andere Aufgabe hat, als unser Gefühl zu beeinflussen.

Interessant ist auch, daß sowohl Munch wie Hodler, die doch von „Damenmalerei" so entfernt wie irgend möglich sind, Porträts gemalt haben, die den Typ der eleganten modisch gekleideten Dame überzeugend geben. Die Art, wie sie hierbei die modische Tracht durch Vereinfachung malerisch unschädlich machen, ohne doch ihre Reize zu unterdrücken, ist wieder einer jener Punkte, wo der Norweger und der Schweizer einander merkwürdig ähneln, ja selbst eine solche Aeußerlichkeit, wie die Vorliebe Hodlers für purpurrote Blumen, die aus dem grünen Grunde herausleuchten — man findet sie auf fast allen Figurenbildern der letzten Zeit! —, entdeckt man bei Munch hier und da wieder, z. B. auf dem Bildnis des Fräuleins S. Und zieht man den Kreis der Beobachtung einmal weiter, indem man auch die Schüler und Nachfolger Hodlers in den Vergleich einbezieht, so stellt ein Bild wie Munchs Bauernfrau in der Stube an einem Tisch mit weiß-roter Decke (das eines der wundervollsten Bilder der Kollektion ist), eine Brücke dar zu den Arbeiten etwa eines Buri, ohne daß wir damit diese beiden Künstler in der Qualität vergleichen wollen.

Uebrigens ist gerade der Porträtist Munch in der Ausstellung Gurlitts überaus glänzend vertreten. Im letzten Zimmer hängen nahe beieinander vier Herrenbildnisse. Es ist ein seltener Genuß, zu verfolgen, mit wie feinen Mitteln der Komposition, der Farbe und des Hintergrundes Munch diese vier verschiedenen Temperamente ausdrückt. Das Feinste des Koloristen Munch aber steckt wohl in jenen Landschaften, zumeist mit Schneefeldern, deren schönste sich „Pferd im Galopp" nennt.

Von den frühen Bildern Munchs bis zu den letzten ist ein weiter Weg. Unter den Frühwerken interessiert am meisten das Bild „Musik auf der Straße" (1889), das an Degas erinnert und auch in der Qualität kaum den Vergleich mit Degas zu scheuen braucht. Am Ende stehen Bilder wie die „Eifersucht" und das „Lokal zum süßen Mädel", die mit neuen Mitteln eine Malerei der Seele bringen.

Dr. Adolf Behne.

Herausgeber: Dr. Heinrich Ilgenstein. — Verantwortlich: Dr. Heinrich Ilgenstein, W., Pfalzburgerstraße 53. — Verlag: Hellmuth Johnke, Berlin W. 15. — Oesterreich-Ungarn: Huber & Lahme Nachf., Wien I, Herrengasse 6. — Verantwortlich für die Inserate: Franz Rausch, Berlin W. — Druck und Postvertrieb: Paß & Garleb G. m. b. H., Berlin W. 57.

Digitized by Google

Die Gegenwart

Nr. 9 | Berlin, den 28. Februar 1914 | 43. Jahrgang Band 85.

Der Große von Jena.

Von

Friedrich Steudel (Bremen).

Muß man in Deutschland 80 Jahre alt werden, um endlich seine verdiente Anerkennung noch bei Lebzeiten ernten zu können? Fast scheint es so. Der 16. Februar trug dem großen Forscher endlich eine durch keinen Mißton gestörte, überwältigend vielstimmige Anerkennung dessen ein, was er als Mann der Wissenschaft und Mensch für die moderne Geisteskultur geleistet hat.

Die Frommen werden sagen, Gottes Langmut sei es, die dem Greise eine so lange Gnadenfrist gewähre, denn noch immer sei es ja nicht zu spät zur Umkehr. Wir anderen freuen uns, daß sich hier der bekannte Satz: „mens sana sano in corpore" bei dem großen Jenenser ebenso schön bewähren durfte, wie einst bei dem Großen von Weimar.

Was ist uns Haeckel, was ist er seiner Zeit? Ein Musterbeispiel dafür, daß, wer Großes will, ein Ganzer sein muß.

Auch Haeckel hat seine Metamorphose hinter sich. Sie liegt freilich weit zurück. Als das standard work des großen Engländers erschien, war er noch ein ganz und gar im kirchlichen Glauben Befangener. Lange hat er sich gesträubt, sich von diesem Erbstück seiner Erziehung zu trennen. Als er nachgegeben, wurde aus dem Saul ein Paulus. Einem Darwin verdankte er nicht bloß die neue, ungeahnte Perspektiven eröffnende Erkenntnis auf dem Gebiet seiner Wissenschaft, vielmehr auch die innere Befreiung aus den angezogenen religiösen Vorurteilen, und er fühlte sich, seitdem er frei geworden war, als einen, den man früher um die Wahrheit betrogen. Eben darum wollte er nun auch, was er durch die neue Erkenntnis geworden war, ganz sein und setzte im Dienste ihrer Verbreitung die volle Persönlichkeit ein.

Ich weiß nicht, was ich höher einschätzen soll, die innere moralische Kraft dieser Persönlichkeit oder den staunenerregenden Ertrag seiner wissenschaftlichen Arbeit.

Was er für die Wissenschaft geleistet, ist ja allgemein anerkannt, wenn auch die „von der Parteien Haß" vergifteten Nörgler nicht fehlen, die ihm auch hier meinten am Zeuge flicken zu dürfen.

Den Forscher hier zu würdigen, der durch mühevolle Kleinarbeit Sandkorn für Sandkorn reichte zur Vollendung des von Darwin genial entworfenen Baues, ist nicht meine Aufgabe. Dem großen Deutschen war es ja nicht vergönnt, die geniale Idee, die der geistigen Struktur unseres Zeitalters ihren Stempel aufdrückt, selbst erst zu konzipieren — aber, daß der große Engländer nur zusammen mit Haeckel als dem Ergänzer, Vollender und großzügigen Propagandisten dieser neuen Idee genannt werden kann, sagt genug. Die ontogenetische Ergänzung der Darwinschen Phylogenese ist sein geistiges Eigentum. Und damit erst ist es ihm gelungen, den Bau der Darwinischen Deczendenztheorie mit granitenem Fundament zu unterfangen und für alle Zeiten zu sichern. Haeckel bedeutet in der Tat für den Darwinismus, was ein Kepler und Galilei für die Kopernikanische Weltanschauung.

Und neben dem großen Verdienst, das wiederum ihm vor allen anderen zukommt, die Oeffentlichkeit erst auf das Epochemachende in Darwins Forscherergebnissen aufmerksam gemacht zu haben, wollen wir ein anderes nicht vergessen: Seinem persönlichen Einfluß auf Darwin ist es nicht zum wenigsten mit zu

Digitized by Google

danken, daß dieser sich entschloß, 12 Jahre nach dem Erscheinen des grundlegenden Werkes über die „Entstehung der Arten" das andere, viel heftigeren Widerspruch in der Allgemeinheit herausfordernde „Ueber die Abstammung des Menschen" folgen zu lassen.

Doch das alles hätte vielleicht ein anderer auch leisten können. Die Ergänzung der Darwinschen Deszendenztheorie durch das biogenetische Grundgesetz lag doch schon sozusagen in der Luft. Haeckel hat sie nur als Exponent aus den von einem Fritz Müller, Virchow und anderen empfangenen Anregungen herausgesetzt. Was aber nur ein Haeckel leisten konnte, weil ihn sein innerstes Wesen, die prophetische Eigenart seines Charakters dazu prädestinierte, das war die Tat, die er durch die Popularisierung der neuen Ideen geleistet hat. Das macht ihn zum Kulturpionier. Ihrer sind ja leider nicht allzu viele, die wie er mit einem solchen Enthusiasmus in ihrem wissenschaftlichen Werk leben, daß sie „ihr volles Herz nicht wahren, dem Pöbel ihr Gefühl, ihr Schauen offenbaren", — daß sie den Mut finden, aus der akademischen Reserve heraus und mitten in die Schar der zeitgenössischen Laien hineinzutreten. — Wenn heute ein Unternehmen, wie die Kosmosgesellschaft, nach Tausenden von Mitgliedern zählt, — ohne Haeckel, der erst das Interesse für Biologie in weitere Kreise getragen, ist ein solcher Erfolg undenkbar.

Daß er den Mut zur praktischen Konsequenz fand, das eben ist es, was seinem Lebenswerk die Krone aufsetzt. Wie schwach und klein steht doch von da aus gewertet eine Koryphäe der Wissenschaft wie der vorsichtige, politisch abwägende Virchow neben ihm. Oder nehmen wir einen Vergleich aus ganz anderem Gebiet: Was hätte ein Mann von dem grandiosen Wissen eines Harnack auf dem Gebiete der Kirche und Theologie unserer Zeit sein können, wenn er auch nur über das hundertste Teil des von einem Haeckel bewiesenen Mutes zur Konsequenz verfügen würde. Nun aber hat er für den Stärkeren nur billigen Spott über.

Für das, was Haeckel in der Geistesgeschichte der Gegenwart bedeutet, gibt es nur einen geschichtlichen Vergleich: Giordano Bruno. Wie er der erste war, der die philosophische Konsequenz aus der Kopernikanischen Feststellung zu ziehen wagte, der erste, der die Riesentragweite des neuen Weltbildes für die Gesamtweltanschauung klar durchschaute, so ist ein Haeckel nicht müde geworden, es seiner Zeit erst zum Bewußtsein zu bringen, was sich aus der Erkenntnis der natürlichen Entwicklung des Lebens für die Gesamtweltanschauung mit unabweißlicher Notwendigkeit ergibt. Und alle überlegene Kritik, die erkenntnistheoretisch besser geschulte Berufsphilosophen an den Schwächen Haeckelscher Philosophie geübt, vermag doch das unsterbliche Verdienst nicht abzuschwächen, daß er den Zeitgenossen ins Gewissen gerufen: Von jetzt an gilt es, seine Weltanschauung vom Grund aus zu revidieren; hier ist eine neue Erkenntnis, bestimmt der schon lange erschütterten dualistischen Weltanschauung vollends den Rest zu geben; seht zu, wie ihr damit fertig werdet!

Tatsächlich datiert von einem Haeckel an die Zeit, wo das in die Luft hinein Philosophieren, als dessen letzten klassischen Vertreter wir einen Hegel ansprechen, definitiv unmöglich geworden, wo jeder Philosoph, der ernst genommen sein will, gezwungen ist, von einer Auseinandersetzung mit den durch die Naturwissenschaft gestellten Problemen den Ausgangspunkt seiner Gedankenarbeit zu nehmen. Ob er dann gerade zu dem Monismus eines Haeckel kommen muß, ist eine untergeordnete Frage. Das Entscheidende bleibt, daß er der von Haeckel gestellten Forderung gar nicht mehr ausweichen kann, und weil er das nicht kann, wird auch seine Gesamtauffassung irgendwie monistisch bestimmt sein. Es mag sich ja mancher höchst wichtig vorkommen mit seinen kritischen Noten zu Haeckels „Welträtseln" und sich einbilden, es sei ihm gleich einem David gelungen, einen Goliath zu erschlagen. Bei Weiterblickenden wird sein stolzes Selbstbewußtsein doch nur mitleidigem Lächeln begegnen.

Nicht, ob der spezifisch Haeckelsche Monismus sich philosophisch rechtfertigen läßt, ist hier die Frage, sondern ob die Weltanschauung in ihren Grundzügen sich noch halten und rechtfertigen läßt, auf welche die überlieferte Re-

Digitized by Google

ligion aufgebaut ist. Und darauf kann es für den, der auch nur einen Teil der naturwissenschaftlichen Erkenntnis von heute in sich aufgenommen und verarbeitet hat, nur ein glattes Nein geben. Man mag die Identifizierung von Monismus und Religion, wie Haeckel sie vollzogen, ablehnen, — das ändert doch nichts an der Tatsache: Mit der veränderten naturwissenschaftlichen Erkenntnis — mögen auch trotz Haeckel noch so viele Welträtsel ungelöst, noch so viel „Ignoramus" im Rest bleiben — ist unabweislich die Forderung gestellt, für die Befriedigung der Bedürfnisse, die der Mensch in der Religion sucht, eine neue Grundlage zu schaffen. Das aber hat keiner seiner Zeit so unerschrocken, so eindrucksvoll zu predigen verstanden, wie der greise Forscher von Jena. Daß er die neue Kulturaufgabe klar erfaßt und in den Mittelpunkt unserer geistigen Interessen gestellt hat, — daß er das große Problem in der öffentlichen Diskussion nicht wieder zur Ruhe kommen ließ, das sichert ihm den Ehrenplatz eines führenden Geistes in der Kulturgeschichte der Menschheit.

Der König von Myslowitz.

Von

Max Adler.

Durch Korfus Zypressenalleen, gar nicht weit von dem verträumten Marmorschlosse, das Deutschlands Herrscher von der edelsten aller Kaiserinnen überkommen hatte, sah man noch vor wenigen Jahren einen würdigen älteren Herrn lustwandeln, den die eingesessenen Korfioten mit scheuer Ehrfurcht den „Herrn Baron" titulierten. Mit heiterer Gelassenheit und unumwölkter Stirn, ein Dandy und weiser Genießer: so blickte er frei und stolz um sich, sah tief zu seinen Füßen das Heer williger Arbeitstiere krabbeln und hatte für diese Welt Mühseliger und Beladener nur ein nachsichtiges Mitleidslächeln.

Er war in der Tat nicht nur ein angesehener, sondern sogar ein sehr oft angesehener Edelmann, dieser angebliche Baron Ferdinand Weißmann: denn sein Porträt prangte in sämtlichen Verbrecheralbums Europas, und Hunderten von Polizeibeamten, die jahrelang ebenso eifrig wie vergeblich nach ihm fahndeten, schwebte beständig sein lichtes Bild vor Augen. Er war mit einem Wort der größte Mädchenhändler und geriebenste Spitzbube seiner Zeit. Sein Exporthaus war das erste der Branche, seine Spezialartikel fanden in allen Bordells der alten und der neuen Welt reißenden Absatz; zumal für seine ungarische Marke zahlten verschiedene schwerreiche Talmieuropäer in Belgrad und Bukarest, Konstantinopel und Athen, Petersburg und Moskau fabelhafte Preise. Er hatte Orden — vom ersten Juwelier, und eine unglaubliche Menge von Schwestern, Nichten und sonstigen weiblichen Verwandten. Wiederholt hatte man ihn auf den Polizeibureaus gemessen, gewogen, seine Daumenabdrücke dem Archiv einverleibt und das ganze Phänomen Weißmann als zuchthausreif befunden: aber immer wieder gelang es ihm, teils durch Freundlichkeiten, die er den Beamten erwies, teils durch entsprechende Ausnutzung der Gesetzeslücken — die Gesetzgebung zur Bekämpfung des Mädchenhandels steckt heute noch in den Kinderschuhen! — sich rechtzeitig in Sicherheit zu bringen. Den Beschluß machte seine dauernde Ansiedlung als Grundherr, Millionär, Ehrenmann und Freiherr auf Kerkyra, wo er noch manches Jährlein als lebendes Zeugnis von der Blindheit Justitias in Ansehen und Ueppigkeit von seinem Sündengeld zehrte.

Der Weißmannjünger Lubelski, den dieser Tage die Beuthener Strafkammer auf neun Jahre ins Zuchthaus schickte, hatte nicht so viel Glück. Vielleicht war er eben daran gewesen, seinen Geldsack zu schnüren und sich als sein eigener Auswanderungsagent in eine sichere Marmorvilla auf irgendeinem begehrenswerten Erdenfleck zurückzuziehen; Schwierigkeiten wäre dieses Vorhaben kaum begegnet, denn er hatte ja die Grenze „gut" gemacht, wie es im Jargon heißt, und für die „Begütigung" der Beamten diesseits wie jenseits der Grenze Tausende aufgewendet. An Gelegenheit, zu entkommen, hätte es also dem „König von Myslowitz" kaum gefehlt. Aber

Digitized by Google

er dachte offenbar bis zum letzten Augenblick gar nicht an Flucht. Er fühlte sich vollkommen sicher. Und das eben ist der Humor davon!

* * *

Was hätte er auch in seiner Haupt- und Residenzstadt Myslowitz zu fürchten gehabt? Ein Mann, der seine 40 000 — 60 000 Mark jährlich ins Verdienen bringt? Mußte ihm nicht ganz Myslowitz zu Füßen liegen? Der Prozeß in Beuthen hat den Beweis für die traurige Tatsache erbracht, daß in einer dürftigen Umgebung der gefährlichste Gauner, sofern er nur ein „gemachter Mann" ist, begründete Aussicht hat, sich zum Herrn der Situation aufzuschwingen. Lubelski und Max Weichmann, die beiden Hauptzutreiber der Hamburg-Amerika-Linie, waren die unumschränkten Gebieter der Stadt. Aber ihr Joch war sanft und ihre Bürde war leicht. Die Beamten brauchten nur das als Fracht für die Auswandererschiffe bestimmte Menschenfleisch unbehindert über die Grenze lassen und lebten wie die Maden im Käse. „M. W." war der Zauberschlüssel, dem sich das Sesam der herrlichsten irdischen Genüsse auftat. Wer „M. W." sagte, konnte in einem Restaurant auf Kredit speisen, falls er ein Mann war, dem man aus irgendeinem Grunde freundschaftliche Konnexionen mit Herrn Max Weichmann zutraute. Z. B. ein Polizeibeamter. Konnte man es da dem Janhagel und den Straßenjungen von Myslowitz verargen, wenn sie die „Herren" in ihren kostbaren Gehpelzen als Halbgötter staunend begafften, wenngleich ihr Geld keinen besonders angenehmen Geruch um sich verbreitete? Aus der ganzen Umgebung strömten den beiden die Helfer zu, Hunderte von zweifelhaften Existenzen, die nun das Beuthener Urteil mit einem Schlage vernichtet hat. Wie werden sie ihrem Lubelski nachtrauern!

Die Moral der Myslowitzer Mädchenhandelsgesellschaft gipfelte in der Erkenntnis, daß heute um Geld für jede verbrecherische Gesinnung ein gnädiger Schleier, ein praktikables System der Konturenverwischung und Perspektivenverrenkung käuflich ist. Wie schlecht hatte nicht der Polizeibeamte Halemba abgeschnitten, der — nach Korfantys Behauptung — entlassen worden war, weil er sich durch Ehrlichkeit lästig machte und sich als Feind des Mädchenhandels bekannte! Wie übel war es dem Belastungszeugen Cohn ergangen, dessen Zeugenschaft auf Betreiben Weichmanns durch die Verläumdungen gedungener russischer Verbrecher vereitelt wurde! Und der Polizeirat Mädler, der als „alter Freund" Weichmanns Geschenke genommen haben soll ....

Nein, da war nichts zu fürchten! Wo die Hände der Hapag-Helfer hinlangten, da ging die goldene Saat auf. War es nicht das Bequemste und Sicherste, mit den beutemachenden Wölfen zu heulen?

* * *

Nach Köln — Myslowitz! Wie konnte man sonst so wacker schmälen, als drüben in Oesterreich die Auswanderungsskandale die Perspektive auf ein bureaukratisches Panama eröffneten! Und ist nun selbst der Sünde bloß! Glaubt man aber wirklich mit der gerichtlichen Verfolgung der Weißmanns, Lubelskis und Weichmanns die Sünde aus der Welt geschafft zu haben? Sie sind ja nur die Marodeure des großen Feldzugs, den die Unbedenklichkeit des bureaukratisch gestützten Mammonismus gegen alles sittliche Volksempfinden eröffnet hat.

Langsam aber unaufhörlich steigt die Flut. Die Hemmungen fehlen. Im Beuthener Prozeß erklärte der Staatsanwalt ganz unumwunden: „Eine polizeiliche Kontrolle ist nicht vorhanden gewesen; sie bestand nur auf dem Papier, weil viele der Beamten von Weichmann pekuniär abhängig waren. Daß solche abhängige Beamte ihr Amt nicht pflichtgemäß versehen können, ist klar." Der Hauptagent, der als die Seele des ganzen Auswanderungsgeschäfts angesehen werden kann, der Angeklagte Lubelski, hat (als Ausländer!) nicht einmal eine Konzession zur Ausübung dieses Gewerbes gehabt!.... Und weiterhin sagte der Staatsanwalt über Lubelski: „Zugute kommt ihm freilich, daß die Behörden ihn in seinem Treiben nicht störten, die höheren Behörden wenigstens sind in diesem Punkte in arger Weise getäuscht worden;

Digitized by Google

sie glaubten ihn, nach den ihnen von der Polizeiverwaltung Myslowitz gewordenen Mitteilungen, im österreichischen Jenzor, während er drei bis vier Jahre lang in Myslowitz selbst wohnte.

Myslowitz hat zirka zwanzigtausend Einwohner. Und die Anwesenheit eines Einwohners, in dessen Händen sich der russisch-argentinische Mädchenhandel konzentrierte, blieb, unbeschadet der strengen Meldevorschriften, mit denen alles, was Einwohner heißt, sonst behelligt wird, drei bis vier Jahre lang unbemerkt. Und von der Kriminalpolizei unbemerkt blieben leider auch die vielen dunklen Existenzen, Schmuggler und Mädchenhändler, „die die Sicherheit in Myslowitz in hohem Grade gefährdeten, und nicht wenig zu der erhöhten Kriminalität in Myslowitz beitrugen."

Wer einmal die Sittengeschichte dieser Zeit zu schreiben berufen ist, wird die Feststellungen des Beuthener Staatsanwalts zum Kapitel Myslowitz nicht überschlagen dürfen. So leicht, wie dem „König von Myslowitz", wurde einem zielbewußten Herrscher die Ausübung seines „Herrscheramtes" noch selten gemacht. . . . .

* * *

Man hat verschiedentlich die Frage aufgeworfen, ob für Individuen von der Couleur Lubelski nicht die Prügelstrafe als Ahndungsmittel am Platze wäre. Das englische Unterhaus hat tatsächlich vor gar nicht langer Zeit eine Vorlage angenommen, die der Polizei die gesetzliche Befugnis einräumen will, Zuhälter und Mädchenhändler ohne Arrestbefehl zu verhaften und über derartige Verbrecher im Wiederholungsfalle die körperliche Züchtigung zu verhängen. Aber Bernard Shaw hat schon damals in „The Awakener" warnend ausgerufen: „Täuscht euch nicht! Die meisten von denen, die von den Gewinnen der Prostitution leben, werden nicht geprügelt werden!"

Man braucht für Shaws amoralische Zynismen nicht viel übrig zu haben: aber für seine Prügel-Skepsis ist Myslowitz eine glänzende Rechtfertigung!

Der Staat als Mäzen der Toten.

Von

Johannes Gaulke.

In dem Van Eyck-Saal des Kaiser-Friedrich-Museums ist zurzeit die neueste Erwerbung des Museums, das Altarwerk des Hugo van der Goes, „Die Anbetung der heiligen drei Könige", das jahrhundertelang in einem spanischen Kloster verborgen war, ausgestellt. Müßige Museumsbesucher, in der Hauptsache aber Menschen, die sich nur in eine Galerie verirren, wenn sie durch ihr Leibblatt auf eine besondere Sensation, auf einen „Clou" hingewiesen werden, umlagern das Bild und ergehen sich in wunderlichen Betrachtungen über die Kunst im allgemeinen und die des alten van der Goes im besonderen. Eine Million Mark hat der preußische Staat, der sich doch sonst immer recht zugeknöpft zeigt, wenn es sich um Kulturforderungen handelt, für das so lange im Verborgenen blühende Werk bezahlt. Es muß also schon etwas an der Sache sein, argumentiert man in anererbter Ehrfurcht vor den Kunstautoritäten, die die Geschäfte des Staates besorgen. „Einfach himmlisch!" ruft ein Backfisch voller Entzücken aus. Ein dickes Ehepaar zählt fast mit Andacht die Kleinodien, die von den drei Königen vor dem Christkind ausgebreitet werden. Ein anderer plappert das Urteil eines Kunstkritikers nach, um den Anschein höherer Bildung zu erwecken. Und so fort.

Ohne Frage überragt Hugo van der Goes, von dem wir nur wissen, daß er ein abenteuerliches Leben geführt hat und 1482 im Wahnsinn gestorben ist, seine Zeitgenossen in koloristischer Beziehung wesentlich, im übrigen bleibt er aber eben nur Zeitgenosse. Er ist kein bahnbrechendes Genie, das der Kunst ein neues Stoffgebiet erschlossen, oder in der Darstellung des Menschen die engen Grenzen der mittelalterlichen Meister gesprengt hätte. Seine Madonna ist nach dem Schema der van Eycks, das sich in der religiösen Tafelmalerei Jahrhundertelang unverändert behauptet hat, komponiert, ebenso weichen die anderen Figuren

Digitized by Google

nicht im geringsten von dem herkömmlichen Schema ab, mögen sie auch sonst manche zeichnerische Feinheiten aufzuweisen haben. Im ganzen eine tüchtige Leistung, die in der christlich-mittelalterlichen Welt wurzelt und daher mehr den Kunsthistoriker als den Künstler und Kunstgenießenden interessiert.

Seien wir ehrlich: das meiste, was über die mittelalterliche Kunst und ihre Schönheit gesagt worden ist, beruht auf einer schlecht angebrachten Konvention. Ohne das handwerkliche Können der alten Meister zu unterschätzen, müssen wir endlich mit dem Wahn aufräumen, als hätten sie in künstlerischer Beziehung etwas vor uns voraus, als hätten sie allein aus dem Urquell aller Kunst geschöpft. Wenn man die mittelalterlichen Kunstwerke scharf zueinander abwägt, so kann man zu einem geradezu vernichtenden Urteil über den künstlerischen Ideengehalt gelangen. Während eines Zeitraums von vielen Jahrhunderten wurde derselbe Vorwurf immer und immer wieder bearbeitet, und zwar in einer Weise, die wir als Manieriertheit ablehnen müssen. In der ganzen Reihe der Madonnen-, Christus- und Heiligenbilder treffen wir kaum eine individuelle Auffassung der Dargestellten an. Der christlichen Kunst fehlt jede feinere Differenzierung; für den Ausdruck der Freude wie den des Schmerzes gibt es immer nur ein begrenztes Schema. Feinere Aeußerungen des Seelenlebens wußte die christliche Kunst nicht darzustellen, ebenso kannte sie für die Darstellung der verschiedenen Lebensalter immer nur einen begrenzten Typus. Auch die größten Werke des Mittelalters, wie die vielbestaunte Anbetung der Könige von Hugo van der Goes, machen von dieser Regel keine Ausnahme.

Bleierne Langweile breitet sich in den Sälen der großen europäischen Galerien, diesen Begräbnisplätzen der Kunst, aus. Es gehört die ganze Spitzfindigkeit deutscher Philologen und Kunsthistoriker dazu, dort künstlerische Werte zu entdecken, wo keine vorhanden sind.

Es entsteht nunmehr die Frage, ob eine Bereicherung unserer bereits überfüllten Museen durch neue Stücke überhaupt erforderlich sei. Man kann in dieser Beziehung eigentlich nur von einem „längst empfundenen Bedürfnis" sprechen, wenn man selbst Kunsthistoriker ist. Für die Kunst hat die systematische Aufstellung und Anhäufung von alten Kunstschätzen herzlich wenig zu bedeuten. Man soll die Früchte nicht in den Wurzeln, sondern in den Zweigen suchen! Wenn der preußische Staat eine Million für einen gut abgelagerten alten Meister anlegt, so geschieht dies in Unbetracht des bescheidenen Kunstfonds auf Kosten der modernen Kunst. In welcher Weise könnten unsere schwer ringenden Maler und Bildhauer durch eine derartige generöse Zuwendung gefördert werden!

Die Vergeudung von Staatsmitteln für den Ankauf alter Scharteken kann ich nach allem nur als Unfug bezeichnen. Wir besitzen in unseren Museen schon gerade genug wertlose, aber — leider — sehr preiswerte Ladenhüter. Ich erinnere an die Wachsbüste, die als ein „Originalwerk Lionardos" dem glücklichen Vorbesitzer die runde Summe von 400 000 M. eingebracht hat. Der Skandal, der sich an diesen Mißgriff einer anerkannten Kunstautorität knüpfte, ist noch in frischer Erinnerung. Die Museumsverwaltung bezeichnet heute das Werk, das jedenfalls eine Erfindung „frei nach Lionardo" ist, vorsichtigerweise als eine Arbeit aus der Werkstatt Lionardos.

Um die alte venetianische Schule zu ergänzen, hielt man es vor einigen Jahren für angebracht, einen Crivelli „Thronende Madonna mit Heiligen", um die Summe von etlichen hunderttausend Mark zu erwerben. Auch dieses Bild mag das Entzücken aller Kunstforscher erregen, dem objektiven Betrachter sagt es nicht mehr als die anderen mit naivem Ungeschick auf eine leere Fläche gesetzten Gestalten der heiligen Dreieinigkeit und ihres himmlischen Anhanges.

Im Interesse der modernen Kunst können wir nicht entschieden genug vor einer Ueberschätzung der alten Meister warnen und der Sammelwut, die eine unsinnige Preissteigerung der oft sehr wertlosen Antiquitäten herbeiführt, entgegentreten. Wir leben und wirken nicht für die Toten, sondern für die Lebenden!

Digitized by Google

Berliner Theater.

Von

Julius Bab.

Hermann Bahr ist der Odysseus der modernen Kultur. Wenigstens die Oberfläche ihres Meeres hat er allenthalben befahren, und hat vielerlei Städte gesehen und Menschen erkannt. Und keine „Richtung" gibt es, in der er nicht mitgegangen ist. Und wenn einer so viel Reisen tut und von seinen Reisen amüsant erzählen kann, so verstreut er damit sicher vielerlei Anregungen, und das hat seine Verdienste. Vor dem Schriftsteller, dem Feuilletonisten, dem intellektuellen Reiseberichterstatter Hermann Bahr habe ich also die größte Hochachtung. Aber der Dichter Bahr ist immer bloß ein Phantom gewesen. Ihn gibt es gar nicht; er ist nur eine Laune, eine kleine Eitelkeit des geistreichen Feuilletonisten Hermann Bahr. Der will zuweilen seine Apercus mit verteilten Rollen aufsagen lassen, seine Ansichten über das Leben gelegentlich irgendeiner Szenensituation zum besten geben — und ganz nebenher sich vielleicht auch noch am metallischen Tantiemensegen laben. Von jener selbstlos liebevollen Hingabe an die Gestalt, von jener lebenschaffenden Phantasie, die den Bühnendichter macht, besitzt Bahr im Grunde gar nichts. Und da er andererseits nicht die intellektuelle Bescheidenheit und die Harmlosigkeit des Gemüts besitzt, mit der man geistlos fidele Schwänke hämmert, so entsteht überhaupt kein theatralisches Lebewesen, sondern nur ein Phantom. — Wenn Bahr sein neues Stück nun aber selber „Das Phantom" nennt, so meint er es freilich anders. Er meint damit das erotische Ideal, das sich das unbeschäftigte Gehirn eines müßigen Frauenzimmerchens zurechtbaut, und das man bloß mit seiner veranlassenden Wirklichkeit handgreiflich zu kontrastieren braucht, um es in Rauch aufzulösen. Nichts ist aber charakteristischer für die Eitelkeit der Bahrschen Produktion, als daß er, der tiefsinnige Weltendurchwanderer, zur Verkündigung seiner Bühnenweisheit als problematisches Objekt immer wieder solch winzig kleine um den sexuellen Punkt kreisende, hirnlose Geschöpfe braucht, eigens nämlich damit ihnen gegenüber sich der abgeklärte Geist und der überlegene Witz Hermann Bahrs in Gestalt eines Spielpartners möglichst gründlich abhebe. Das ganz nichtige Wesen war im „Konzert" der Ehemann; diesmal ist es die Ehefrau. Und ihr Gatte, Dr. Fidelis Schmorr, kann nicht nur eine Reihe teils banaler, teils wirklich feiner Klugheiten sagen, sondern er bekommt auch zwecks komischer Kontrastwirkung einen altmodisch beschränkten Vertreter der früheren Generation und einen bieder primitiven Hochgebirgsler zur Seite. All diese schematischen Zutaten des Feuilletonbewußtseins ergeben aber zuletzt nichts, was irgendwie einem dramatischen Werke gleicht, nichts was ein eigentliches Erlebnis, gefühlte Menschen und erlittene Situationen ersetzen könnte. Es ist ein Jammer, daß das „Deutsche Künstlertheater", die Sozietät, deren dramaturgische Leitung offenbar mit zwei linken Händen arbeitet, seinen achtbaren Eifer und seine mindestens in der älteren Hälfte sehr guten Kräfte (sogar die Else Lehmann war diesmal aufgeboten) wieder an eine solche aussichtslose Sache verwendet.

Mit ganz anderer Sicherheit wird bei Barnowsky im Lessingtheater gearbeitet, das die beste Aussicht hat, den Platz im Vordergrund deutschen Theaterlebens, den die Bühne einmal von Brahm erhielt, wieder zurückzuerobern. Man hat dort keineswegs lauter Meisterwerke gespielt und keineswegs nur vollkommene Aufführungen geboten. Aber kein Abend, der nicht der literarischen Absicht oder der theatralischen Leistung oder zum mindesten der theatergeschäftlichen Kalkulation nach einen Sinn und ein Recht gehabt hätte. Am ehesten unter dem letzten Gesichtspunkt ist wohl die Aufführung von Molnars „Liliom" anzusehen. Aber wenn ein Theater doch hin und wieder an dem Geschmack des breiten Publikums ein Zugeständnis machen muß, so kann das meines Erachtens gar nicht manierlicher und unschädlicher geschehen wie durch ein Stück im Genre von „Liliom". Liliom (der Titelheld hat eigentlich einen unaussprechlichen slawischen Namen und ist als

Digitized by Google

Hutschenschleuderer auf einem Budapester Rummelplatz ein besserer Strolch) nennt sich nämlich eine „Legende", ist aber ganz einfach ein Volksstück in sieben Bildern ohne Gesang. Wesen des Volksstückes ist es, lustig und rührende, jedenfalls aber sehr deutliche, Bilder aus einem Menschenleben ohne recht zwingende Organisation aufeinander folgen zu lassen, mit der Lieblingspointe: in der rauhen Schale der armen Volkskinder den goldenen Kern zu zeigen. So geschieht auch mit Liliom, der das Dienstmädel, das er verprügelt, doch liebt, so sehr, daß er für sie und ihr Kind, sintemalen er doch andere Erwerbsquellen nicht recht beherrscht, sogar Raubmörder werden will, und der sich ersticht, als die Sache mißlingt. Daß die Geschichte nachher noch ein paar Bilder weiter läuft, in den Himmel oder in die Hölle, ist dem Volksstückwesen auch nicht gerade fremd. Und Molnar, der Hauptmanns „Hannele" mit Nutzen studiert hat, baut seinem Liliom einen Himmel auf, der gewiß nicht an dichterischer Erfindungsgabe, aber wohl an psychologischer Konsequenz mit dem christlichen Märchenhimmel des armen Dorfkindes wetteifern kann. Denn wie soll ein gutartig rüder, gehetzter und handfester Strizi sich schließlich die himmlischen Boten anders vorstellen, denn als schwarzberockte Detektivs? Das himmlische Lokal ist ihm irgendein Polizeibureau, das oben in den Wolken hängt, und der Gott vertretende Erzengel ist ein freundlicher alter Polizeikonzipist mit eben „himmlischer" Geduld. Nach Dichter- und Menschenrecht kommt halt jeder in den Himmel, an den er glaubt. — Ueberhaupt hat der gewandte Ungar von der modernen realistischen Technik genug profitiert, um seiner rührsamen Arbeit einen halbwegs literarischen Schliff zu geben. Im Grunde zwar kommt er von der grellfarbigen Charaktermalerei des Volksstücks nicht los, und nicht einmal von seiner bewegungsarmen, allzu behaglichen Breite. Aber er versteht es durch Umkehrungen den Tatbestand zu verschleiern: wo das alte Volksstück die Leute in lange, rührselige Klagen hätte ausbrechen lassen, da versteinert er sie zu völliger Stummheit, das wirkt im Moment diskret und intim, und ist im Grunde doch ebenso lebensfern und grell. Und den behaglichen Episodenkram würzt er durch ein wenig soziale Satire: — etwa wenn die Gendarmen angesichts des verendenden Selbmörders über ihre Gehaltszulage diskutieren. Zuweilen freilich gibt es Momente, die mehr als geschickt scheinen können: wenn unmittelbar aus dem Jubel über die Aussicht, Vater zu werden, dem armen Kerl der Entschluß zum Verbrechen reift — wenn der probeweise zur Erde entlassene, selige Selbstmörder in seinem ungebesserten Temperament es schließlich doch nur dazu bringt, sein innig geliebtes Kind zu schlagen — das Kind aber fühlt den Schlag der geisterhaften Liebe so wenig, wie einst die Mutter Schmerz empfand, als Liliom sie schlug. Das sind Augenblicke, die den Verdacht rege machen können, daß dieser geschickte Mann aus Ungarn einmal etwas von einem wirklichen Dichter gehabt haben könnte. Wie sehr oder wenig ernst man nun aber auch die künstlerische Qualität des Stückes nehmen mag, es bleibt in jedem Fall eine legitime Art von Publikumsunterhaltung und kommt mit seinen grob theatralischen Beispielen dem letzten Zweck aller Dichtung — unser Gefühl für die Heiligkeit des Lebens in jeglicher Kreatur zu wecken — jedenfalls näher als Hermann Bahr mit all seinem wohlgemeinten und gescheiten, aber vollkommen theaterlosen Klugreden. Dazu kommt dann bei Barnowsky eine Aufführung, in der der gewandte Herr Salfner als Liliom zwar nicht den Ton des wilden, totbereiten Gehetztseins hat, Tilla Durieux aber aus ihrer schier unbegrenzten Geschicklichkeit eine seelenvoll dumpfe, still ergebene Dienstmagd vollkommen hervorzaubert, und in der neben Ilka Grüning ein neues Fräulein Rieß und die Herren Herzfeld und Rottmann ganz ausgezeichnete Chargen liefern. Die Regie arbeitet taktvoll und sicher und stellt eine Kette von Szenenbildern, die reizvoll genug sind, um einem eventuell noch schlechteren Stück einen Schein von Kunst zu leihen.

Im Königlichen Schauspielhause dagegen — im Königlichen Schauspielhause spielt man die allergrößten Dichter so, daß nichts entsteht als der Schein eines müh-

Digitized by Google

selig staubigen Theaterbetriebs. Es ist zuzugeben: seit man die greise Ohnmacht des alten Paul Lindau endgültig außer Dienst gestellt hat, geschieht auf dieser Bühne hin und wieder etwas. Man bemüht sich, Anschluß an die lebendige Literatur zu finden, man möchte sogar die Namen Strindberg und Ibsen auf dem Repertoir haben. Wie man im Anfang der Saison sich die Illusion verschaffte, einen Strindberg zu spielen, ohne dabei irgend etwas von dem wilden Wind dieses revolutionärsten Genies in die sanfte Hoftheaterluft wehen zu lassen, das ist noch erinnerlich: man spielte ein schwaches, nur in seiner biographischen Umgebung interessantes Märchenstück des späten Strindberg, spielte es vor einem Publikum, das von dem übrigen Strindberg keine Ahnung hatte, spielte es auf gut hoftheatralisch, und das Hoftheaterpublikum hält Strindberg gewiß nun für einen liebenswürdigen, wenn schon mit einigen Schrullen behafteten Märchenpoeten, Henrik Ibsen aber, den hält es jetzt für den etwas konfusen, im ganzen aber doch recht wirksamen Verfertiger eines ausgezeichneten Operntextes. Dies aber nicht, weil man ein recht entlegenes und unerhebliches Werk von ihm spielte. Im Gegenteil, man hat sein größtes, sein unsterblichstes Gedicht, man hat den „Peer Gynt" gespielt. Man hat sogar, in der richtigen Erkenntnis, daß dieser neue Faust in einem einzigen Abend nicht zu bezwingen ist, zwei Abende dafür angesetzt. Aber man hat diese Zeitfülle, die sich ein königliches Theater eben leisten kann, keineswegs dazu benutzt, nun vom Wesen der Dichtung einen entsprechend vollständigen Eindruck zu übermitteln. An Barnowskys einem Abend ist zwar ein ganzer Halbakt (der Anfang des fünften) weniger gekommen, aber die ersten vier hatten (von der theatralischen Ausgestaltung einstweilen noch abgesehen) rein textlich viel mehr Kontinuität und Klarheit als hier an zwei Abenden erreicht wurde. Diese bestdodierte aller deutschen Bühnen kann sich nämlich noch immer nicht zur Einrichtung eines modernen Verwandlungsapparates entschließen, hält Dreh-, Schiebe- oder Versenkbühne offenbar für revolutionären Unfug und ist deshalb auf das Zusammenlegen von Szenen angewiesen. So klebt die Hoftheaterdramaturgie immer drei bis vier Szenen Ibsens in eine Dekoration, was einerseits gewaltsame und sinnlose Uebergänge im Text, andererseits mindestens für drei Vierteile der betreffenden Verwandlungen den Mangel einer charakteristischen Szenerie zur Folge hat. Indessen ist das noch eine der geringsten Sünden, die hier Bearbeiter und Regisseur gemeinsam begingen. Der Uebersetzer, Herr Dietrich Eckart, hat Ibsens bittere Schärfe, seinen elementaren Zynismus und seine schmerzlich starke Lyrik in ein bald burschikoses, bald sentimentales Reimgeklingel aufgelöst. Bald sagt er berlinisch salopp „Mach keine Szene" oder „das merkt'n Pferd", bald heißt es im Ton verwaschenster Lyrik „Der liebe Gott steht mir zur Seite mit seinem schönsten Liebespfand" oder hochgebildet aus Bauernmund: „Laune, wie sie auch uns beschleicht". Wenn der große Krumme von Peer Gynt ablassen muß, weil „Weiber neben ihm standen", so heißt das in Eckarts Hoftheaterdeutsch „Die Liebe stand ihm bei", und aus einem „besoffenen Schwein" wird ein „alberner Tropf". Indessen, nicht einmal diese Entmannung des ganzen Tones ist das Schlimmste. Bitterböse Bemerkungen über das Kirchenchristentum, wie sie in der Trollszene fallen, werden gestrichen, die ganze höhnische Satire auf die objektive Gelehrsamkeit — denn auch dies ist ja ein Feld, auf dem der Philister gewordene Peer sein selbstgenügsames Ich weiden läßt —, wird gestrichen, der Weg zum Irrenhause bleibt vollkommen im Dunkeln. Zur Erzielung von Szenenübergängen muß Peer Gynt sentimentale und alberne Verschen rein Eckartscher Machart sagen, auch muß er in der Hochzeitsszene des ersten Aktes nicht der Geprügelte, sondern der siegreiche Hoftheaterheld sein, und wird nicht von den Bauern, die ihren Spaß haben wollen, zum Saufen verführt, sondern erbeutet die Schnapsflasche, um aus unglücklicher Liebe zu trinken. So ist es doch edler! Hier beginnt nun allerdings schon die Mitschuld des Regisseurs Dr. Bruck, der in allem Geschickten konventionell und in allem irgendwie Neuem grenzenlos ungeschickt war. Er

Digitized by Google

beherrschte nicht die Technik, sondern die Technik beherrschte ihn; wenn die nicht verwandelte Szene es so wollte, mußten die dämonischen Geisterstimmen in friedlicher Landschaft bei Sonnenschein ertönen, und der Dampfer, der nach hoftheatralischer Kunst explodieren soll, bedeutet auf der rechten Seite, wo Peer Gynt den Koch hinabstößt, offenbar „Tod" und auf der linken, wo er zu seiner Rettung herabspringt, „Leben"! Und wenn es mit all dem nicht weiter ging, so kam ein grauer Vorhang herunter (dabei kam sich Dr. Bruck wahrscheinlich Reinhardtisch modern vor!) und die Irrenhausszene (Barnowskys grausig stärkste Wirkung) verpuffte in einem vollkommen unverständlichen Gehampel vor der Rampe. Die Bilder waren, so weit der Dekorationsmaler es wollte, schön; aber niemals von speziell dramatischer Ausdruckskraft. Nicht einmal der unmittelbare Befehl des Ibsenschen Textes kam zur Ausführung, es gab geradezu mörderische Betonungen, und es gab Stellungen, die dem deutlich gesprochenen Wortlaut Ibsens widersprachen. Ja nicht einmal das einfachste und stärkste Symbol des Stückes, die Hütte, vor der Solweig fünfzigjährige Treue bewahrt, war getroffen; sie war am Schluß des Stücks eine ganz andere als im ersten Teil —, weil man für ein recht schönes Schlußbild ein anderes Haus brauchte, als für die effektvolle Schneelandschaft vorher! Dies aber ist das rechte Symbol der ganzen Aufführung, die nicht auf den grimmigen dramatischen Sinn, den Kampf egoistischer Phantasterei um das Wesen der (überselbstischen!) Seele eingestellt war, sondern auf eine lustig sentimentale Feerie mit schönen Bildern und viel Musik. Denn die an sich so wundervolle Griegsche Musik wurde in geradezu erbitternder Weise über das Wort erhöht, sie erdrückte die Handlung, sie machte alle Aktschlüsse zu lebenden Bildern mit viel Musik. Gegen diese Art von Inszenierung wäre wohl auch eine bedeutende Menschendarstellung nicht aufgekommen. Aber der allgeschickte Clewing kann als Peer Gynt den Mangel einer irgend wie beschaffenen Seele doch nicht ganz verhüllen, die liebe, starke und echte Helene Thimig ist für die madonnenhafte Schwere der Solveig doch noch ein wenig zu jung, und Frau Paula Conrad-Schlenther, deren erstes Wiederauftreten sehr gefeiert wurde — sie war vor fünfzehn Jahren als Puck und Hannele mit Recht ein Liebling der Berliner, — hatte als Mutter Aase in der Sterbescene ein paar herzlich menschliche Töne, aber sonst nichts von der Phantastik und dem Humor der Rolle. In den kleineren Partien aber gab es neben Künstlern wie Pohl und Kraußneck eine ganze Zahl jener unsäglichen, heulenden, gurgelnden und zischenden Geschöpfe, die „weder Ton noch den Gang von Christen, Heiden oder Menschen hatten", und die man wohl nur noch an Hoftheatern für Menschendarsteller hält. Ein Halbdutzend solcher Mimen aber wäre allein vermögend, einem jedes Gefühl von Leben und echter Leben erfüllender Kunst zu nehmen, — selbst wenn sonst alles so künstlerisch wäre, wie es nicht ist! Der Geist dieses Hauses scheint unüberwindlich. Man möchte sich freuen, daß sie Ibsens Peer Gynt spielen — im Geist und in der Wahrheit haben sie ja aber doch nur wieder eine Hoftheaterfeerie gespielt!

Randbemerkungen.

Ein deutsches Heine-Denkmal.

Die ehemalige freie Reichsstadt Frankfurt am Main hat kurz vor Weihnachten das erste öffentliche Heine-Denkmal in Deutschland aufgestellt. Sie hat damit einem der bedeutendsten, einflußreichsten, meistgelesenen, künstlerisch reifsten deutschen Dichter die längst verdiente Ehrung zuteil werden lassen und sich mit achtungswerter, der Nacheiferung anzuempfehlender Initiative für die jetzt endlich allmählich immer mehr platzgreifende Verbreitung der Anerkennung eingesetzt, die dieser in der Entwicklung der deutschen Dichtkunst so außerordentlich wichtigen Persönlichkeit gebührt.

Herr Dr. Ferdinand Werner, Oberlehrer aus Gießen, denkt freilich anders. Er ist nämlich von seinen Landsleuten in den Reichstag geschickt, um für die Ausrottung der Juden mit Feuer und Schwert zu eifern. Da sein Parlamentssitz, auf dem er sich natürlich ungemein wohl

Digitized by Google

fühlt, sehr heiß umstritten wird, muß er sich von Zeit zu Zeit in empfehlende Erinnerung bringen. Dazu bot ihm die Enthüllung des Frankfurter Heine-Denkmals willkommenen Anlaß. Bekanntlich war Heine von semitischer Abstammung. Daß seine Gesinnung und seine Weltanschauung außerhalb aller konfessionellen Grenzen gelegen hat, ist Herrn Dr. Werner gleichgültig. Wie der Patriarch in Lessings „Nathan" vertritt er den Wahlspruch: „Der Jude wird verbrannt." Alles also, was Heine jemals geschrieben hat, soll nichts als das wertlose Machwerk eines räudigen Juden sein, und alle, die die Aufstellung eines Heine-Denkmals propagieren, sind damit für Herrn Dr. Werner „gerichtet".

Man sagt oft mit Unrecht: „Politik verdirbt den Charakter." Herr Dr. Werner zeigt, wie ein „Charakter" die Politik verderben kann. Sein zweiter Wahlspruch lautet: „Der Zweck heiligt die Mittel." Zur Charakterisierung Heines stellt er eine Reihe von Urteilen hervorragender Deutscher über den Dichter zusammen und begeht dabei in seiner Broschüre „Fort mit der Schmach eines öffentlichen Heine-Denkmals in Deutschland!" (Verlag von G. Hedeler, Leipzig) die frisch-fromm-fröhlichsten Fälschungen. Ich greife eine heraus, um die Methode des Verfassers ad oculos zu demonstrieren. Hebbel soll gesagt haben: „Heines Dichtermanier ist das Erzeugnis der Ohnmacht und der Lüge." In Wirklichkeit sagt Hebbel gerade das Gegenteil. Er meint nämlich, was man gewöhnlich lyrischen Humor nenne, sei ein leeres Produkt der Ohnmacht und der Lüge. Demgegenüber gelte von Heine: „Aus dem Innern des Gemüts quellen seine Lieder hervor, und wenn, seinem Naturell gemäß, bei ihm die Reflexion auch meistens die Gestalt des Witzes annimmt, so ist sein Witz doch nur das launige Veto, das dem Herzen gegenüber der Geist einlegt, niemals aber, oder selten, das kahle Zentrum des Gedichts." Es mag Herrn Dr. Werner anheimgestellt sein, diese Worte in Hebbels Rezension von Heines „Buch der Lieder" nachzulesen!

Herbert Eulenberg hat in seinen „Schattenbildern" dargelegt, daß die spezifischen poetischen Eigenschaften Heines gar nicht aus seinem Judentum, sondern vielmehr aus seinem Rheinländertum zu erklären seien. Eulenberg ist selbst Rheinländer und versteht auch — wie hervorragende Kritiker urteilen — etwas von Kunst. Er hält Heine für einen absolut deutschen Dichter. Aber der Oberlehrer Dr. Ferdinand Werner weiß das besser als Hebbel und Eulenberg. Er hat deutschen Unterricht zu erteilen und darf Wilhelm Jensen und den sonst gewiß sehr verdienten Ferdinand Avenarius über Heine stellen. Er darf mit philologischer Unfehlbarkeit den Literaturpapst spielen, er braucht kein Gefühl zu haben für die lyrische Sonnenpracht von Gedichten wie „Auf Flügeln des Gesanges", „Die Lotosblume ängstigt sich", „Ich grolle nicht", „Hör' ich das Liedchen klingen", „Es fällt ein Stern herunter", „Das Meer erglänzte weit hinaus", „Du bist wie eine Blume", „Ich wollt', meine Schmerzen ergössen sich", „Es träumte mir von einer Sommernacht" u. a.; er kann es sich leisten, wegwerfend über „Die Wallfahrt nach Kevlaar" und den „Asra" zu sprechen, und — man höre und staune! — die „Loreley" als „poetisch nichtssagend" zu bezeichnen.

Man könnte über solche Erzeugnisse wie die Wernersche Broschüre zur Tagesordnung übergehen. „Wer Pech angreift, besudelt sich." Aber sie ist leider zu bezeichnend für eine gewisse moderne Geistesströmung, die gehässig ihr ätzendes Gift gegen ideale Werte und Güter ausspritzt, als daß man sie ganz unbeachtet lassen dürfte. Es soll auch hier wieder einmal vor aller Welt festgenagelt werden, in welcher unlauteren Weise selbst fernliegende Gebiete zu politischen Agitationszwecken mißbraucht werden. Der Kampfruf des Oberlehrers Dr. Ferdinand Werner bedeutet einen Höhepunkt des Philister- und Muckertums, ähnlich der albernen, trivialen Verunglimpfung, die Nietzsche durch Herrn Otto Ernst erfahren hat. Ich muß bei solchen Anpöbelungen großer Kulturträger immer an die famose Bilderserie „Der Dichter und die Kritiker" von Olaf Gulbranssson denken. Wir brauchen — Gott sei Dank! — Herrn Dr. Werner nicht, um zu wissen, was wir von Heine zu halten haben, aber es ist wünschenswert, von Zeit zu Zeit mit der Blendlaterne der Kritik in die Winkel solcher Dunkelmänner hineinzuleuchten, damit die Scrupellosigkeit und Lächerlichkeit im Treiben dieser Leute vor der ganzen Welt in vollster Klarheit erstrahle.

Dr. Wilhelm Bolze.

Digitized by Google

Von der Preisstellung des Buches.

Der Roman zeigt in Deutschland eine deutliche Tendenz zur Verbilligung, und die häufig gehörten Klagen, Romane seien bei uns teurer als im Auslande, entbehren eigentlich jeder Berechtigung. Die wachsende Gleichgültigkeit der männlichen intellektuellen Kreise gegen den Roman hat dazu geführt, ihm durch volkstümliche Ausgaben zu einem Einheitspreise erneute Absatzgebiete zu sichern. Hier handelt es sich fast durchweg um Dichtungen, die schon vor Jahren in einer teureren Originalausgabe erschienen waren. Für die Originalausgabe eines Romans galt lange Zeit als stehender Satz eine Mark pro hundert Seiten; ein Preis, der gewöhnlich nach oben abgerundet wurde und vom buchhändlerischen Standpunkte durchaus nicht zu hoch ist. In jüngster Zeit hat man diesen Satz bei Werken, die einen großen Absatz versprechen, noch verbilligt. Von einer übermäßigen Belastung des Leserpublikums, das sich noch viel zu häufig mit geliehenen Büchern begnügt und den persönlichen Besitz eines Geisteswerks offenbar nicht genügend einschätzt, kann also ernsthaft keine Rede sein. Gerade sehr wohlhabende Großstadtleute, denen der Thaler nur ganz lose in der Tasche sitzt, tragen eine seltsame Scheu, ihn zum Ankauf einer Dichtung zu verwenden. Wenn der deutsche Buchhandel das französische System von 3,50 Frs. nicht mitmacht, so tut er wahrscheinlich recht daran, weiß man doch, daß in Frankreich seit Jahren eine Bücherkrisis besteht, die den Normpreis faktisch erheblich herabgedrückt hat.

Wesentlich anders steht es mit der Preisstellung des wissenschaftlichen Werkes. Auch auf diesem Gebiete gibt es freilich treffliche Sammlungen, die in der Preislage von 1 bis 1½ Mark außerordentlich viel leisten. Merkwürdigerweise ist aber das Standardwerk auf jedem einzelnen wissenschaftlichen Gebiete von dieser Preisreduktion unberührt geblieben. Erscheint die hohe Preislage wegen der unmöglichen Vorausberechnung des Absatzes bei der Erstausgabe noch angemessen, so gibt es keinen ersichtlichen Grund, warum das Buch nicht bei einer Neuauflage im Preise fällt und sich auf diese Weise einem größeren Leserkreise erschließt.

Ich gebe nachstehend ein paar sehr charakteristische Daten der Bücherpreise von wissenschaftlichen Hauptwerken, deren Kenntnis durchaus zur allgemeinen Bildung gehört, aber eben durch die erstaunliche Teuerung des Buches gerade dem Leserkreise verschlossen wird, die als geistige Abnehmer dafür in Betracht kommen. Die zehnbändige „Geschichte der neueren Philosophie" von Kuno Fischer kostet (ungebunden) 173.— M., das macht für den einzelnen Band durchschnittlich M. 17.—. Mommsens „Römische Geschichte", die vier Bände umfaßt, kostet 32.— M. Daran schließt sich Heinrich von Treitschkes „Deutsche Geschichte im neunzehnten Jahrhundert" mit 50.— M., Sybels „Begründung des Deutschen Reiches" mit 24.50 M., Taines „Entstehung des modernen Frankreichs mit 51.50 M. (die französische Ausgabe ist ganz erheblich billiger). Der Altmeister der neueren deutschen Geschichtsschreibung, Leopold von Ranke, soll hier nicht vergessen werden. Der Preis für seine „Römischen Päpste" ist noch immer auf 18.— M. angesetzt, die neunbändige „Weltgeschichte" kostet 158.— M., die gekürzte vierbändige Ausgabe 40.— M. Ludwig Pastors berühmte „Geschichte der Päpste" bedeutet bei einem Preise von einigen 50.— M. für weitere Kreise eine gänzlich unmögliche Ausgabe. Demgegenüber ist Ludwig Friedländers „Sittengeschichte Roms" (20.— M.), Carl Justis „Winkelmann und seine Zeitgenossen" 36.— M., Hayms „Romantische Schule" (16.— M.), Erich Schmidts „Lessing" (18.— M.) schon beinahe als billig zu bezeichnen. Dagegen steigt wieder die meisterhafte „Geschichte des Altertums" von Eduard Meyer und die in ihrer Art gleichfalls unübertreffliche Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts von Hermann Hettner (64.— M.) ganz ins Ungemessene.

Diese Bücherliste könnte man auf anderen Gebieten noch sehr bequem erweitern. So kostet etwa Adolf Harnacks monumentales „Lehrbuch der Dogmengeschichte" über 50.— M. Selbst die schönwissenschaftliche Literatur weist eine Reihe äußerst wertvoller Werke auf, ich nenne nur Gottfried Kellers Tagebücher und Briefe, die durch eine sehr hohe Preisstellung dem Verkehr entzogen werden.

Digitized by Google

Auf diese Weise ergibt sich die merkwürdige Tatsache, daß unsere wichtigsten Geisteswerke durch eine unrichtige Verlegerpolitik gleichsam unter Ausschluß der Oeffentlichkeit erscheinen. Sie stehen in den Lesesälen unserer Bibliotheken, werden von besonders kapitalkräftigen Wissenschaftlern erworben, aber von einer wirklichen Befruchtung unseres Geisteslebens durch sie kann keine Rede sein. Wir schöpfen nicht mehr aus den Quellen, sondern die große von genialen Gelehrten geprägte Münze wird in Kleingeld umgewechselt und so ans Volk gebracht. Hier tut Abhilfe dringlich not, da es sich tatsächlich um Verluste handelt, die die Kultur erleidet. Ist das Verlegertum aus eigenen Kräften außerstande, das monumentale Werk zu verbilligen, so müßten andere Faktoren hier helfend eingreifen.

Hans Landsberg.

Der Stationsvorstand in F.

Im Sommer bringen noch zuweilen kleine Touristenschwärme den Tumult der Großstadt in die verschollene Gebirgsstation. Aber im Winter: Zwanzig, dreißig an den Boden geduckte Häuschen: bis zur Leibmitte im Schnee. Und immer noch tanzen weiße, weiche Flocken aus dem unendlichen Himmelsreservoir. Ohne menschliche Abwehr, ohne ein energisch abschüttelndes Sichbefreien zu finden gegen ihre nivellierende Last, die Hang und Hütte unkenntlich überbreiten will. Nichts Geruhsameres, nichts Passiveres und mehr Fatalistisches kann gedacht werden. Eine beschauliche bildhafte Idyllität. Auf einmal aber durchreist sie im rasenden Wirbelwindtempo das ewig fliehende Geschöpf der Weltexpansion. Hastige Schritte stürzen an die Weichenmaschine. Hebel kreischen in die Stille. Das winzige Signalglöckchen bimmelt. Fiebernd fängt das tastende Gehämmer des Morse Nachricht, Weisung, Befehl aus Kilometerfernen auf, hurtig gibt es sie weiter. Und nun ist in der kleinen Gebirgsstation ein unerhört feierlicher, grandioser, empfangsbereiter Moment. Bahnwärter, Vorstand, Portier stehen gleicherweise parat. Ein Augenblick beinahe festlich gespannter Erwartung, die den Atem an sich hält. Weshalb, wozu, wofür? Der wagrechte Signalhebel springt kerzengerade in die Höhe: Strecke frei! Und im nächsten Nu ist der Nord-Südexpreß auch schon vorüber.

Der nachdonnernde Lärm von hallenden Schienen schreckt die Drei aus der steifen Habtachtposition. Für den Bahnwärter, für den Portier, für die beiden dampfumkreisten Alten ist eine Arbeit getan. Aber der junge, blasse Stationsvorstand, mit den blicklos über die Dinge gleitenden Augen, schaut der entschwindenden Zugschlange nach. Selbstvergessen zucken die Finger an das Schild seiner Mütze. Ein Gruß an die Ferne.

Wie er es merkt, flieht eine genierte Röte über sein Gesicht. Dann schreitet er rasch an den Morseapparat. Den Bruchteil einer Sekunde durchfährt ihn der Gedanke an eine Geschichte, die er irgendwann, irgendwo gelesen oder gehört hat. Es ist just die Geschichte von der englischen Arbeiterin, die, bei der Ankunft jenseits des riesigen Wassers gefragt, was sie kann, geantwortet hat: Feilen packen. Und der blasse sehnsüchtige Mann mit der roten Mütze tippt auf den Telegraphentaster: Nord-Südexpreß. Vier Minuten Verspätung. Gegenzug anhalten in G. Für diesen Augenblick rührt sein Finger an dem Umlauf der großen Welt. Seine Nerven sind von dem Bewußtsein eines ungeheuren Machtgefühls durchspannt. Hunderte, tausende Menschenleben hängen an seinem Fingerdruck, pendeln in dieser nonchalanten Bewegung seiner Hand, ihr Sein und ihr Nichtsein voltigiert auf der winzigen Spitze seines kitzelnden Fingers, das Sein von Hunderten, von Tausenden Menschenleben. Und wer weiß: Künstler, Industriekapitäne, Staatslenker lehnen in den Samtpolstern dieses Zuges. Ein Versehen, ein Versagen ... über Wirtschaftskrisen und Staatsumstürze wird in dieser Sekunde entschieden, über das Geschick von unzähligen Familien, von ganzen Ländern und Völkern und Reichen: von ihm, dem kleinen Stationsvorstand in F. Welch eine Ironie!

Ein allerkleinstes, von niemand bemerktes, von keinem beachtetes Rädchen des Weltverkehrsorganismus, meilenfern hinausgeschleu-

Digitized by Google

dert von aller menschlich bindenden Gemeinschaft. Von keinem beachtet, von niemand bemerkt und auch von keinem bedankt. Aber wenn es in dieser entscheidenden Sekunde nicht präzis in die Weltmaschinerie einschnappt! Und irgendwie wächst der kleine, bleiche, sehnsüchtige Stationsvorstand in dieser Sekunde riesenhaft, gigantisch in die Höhe: Ein Symbol unseres ganzen Lebens, das weiter, gewaltiger, expansiver ist, als irgendeines zuvor, und das, als antagonistische Gegenwelle seiner selber, wie als beruhigende Fixpunkte seiner fluktuierenden Unabsehbarkeit das engst verkeilte, das härtest umgrenzte Geschöpf hervorgebracht hat, die englische Feilenpackerin und den Stationsvorstand in F.

Nie und nirgends preßt sich diese Leibeigenschaft des Spezialistentums mit ihrer tragisch angefärbten Ironie so sinnfällig aus, als vor diesem glaebae asscriptus, der dennoch wie keiner alltäglich, allstündlich gestreift wird von dem vorwärtsbrausenden Atem, der den Ferndust aus allen Kulturzentren der Welt in sich trägt. Aus dem atemlos erraffenden Tumult der Friedrichstraße, den gespannten Pulsschlag jagenden Erwerbs noch in den Adern, in den hämmernden Schläfen, in der ganzen Haltung, stürzen die im Kupee ihr Leben in den taumelnden Trubel von Nizza und Monte. Vorbei an den ewig nämlichen Handgriffen dieses seßhaften Handlangerlebens auf der Strecke. Aber „Die Leichten sind an die Schweren, wie an Luft und Erde gebunden". Dr. Hans Wantoch (Wien).

Der Ausflug ins große Leben.

Von

Richard Rieß (München).

Der Kavalier hielt im Tanze inne und bat seine Dame, mit ihm ein Glas Sekt zu trinken. „Ich habe oben eine Loge reservieren lassen", sagte er leichthin. Und während er mit dem blonden Domino über den roten Plüschteppich des Deutschen Theaters ging, kokettierte er mit seinem Bilde, das der mannshohe Spiegel des Etagenabsatzes zeigte: Er machte wirklich eine gute Figur im Frack; eine Dame konnte sich sehen lassen mit ihm! In dieser Betrachtung lächelnd, stolperte Anatol über die ersten Stiegen des neuen Stufenlaufs und trat seiner Partnerin auf den Kleidsaum.

„Aber — mei G'wand . . .!" sagte die.

„Pardon . . ." erwiderte Anatol und wurde wieder ein wenig irre an sich. — Dann waren sie oben. Anatol ließ seiner Dame, bewußt Kavalier, den Vortritt . . . . O dieses große Leben! Endlich hatte er sich einmal losgerissen aus der Dunkelheit! Hatte sich hineingewagt in dies umworbene, heiß umsehnte Glück . . .

„Bitt schön . . .!" Er goß Sekt ein. Es war der billigste, aber es war Sekt. (Anatol wollte lieber an der Qualität sparen, um dem Kellner dann ein möglichst reichliches Trinkgeld geben zu können; falls seine Dame es sähe . . .)

Anatol hieß eigentlich gar nicht Anatol. Er hieß — glaub ich — Julius. Aber seit er einmal bei einer Aufführung für die „Kaufmännischen Vereine, München" im „Schauspielhause" einen Schnitzler-Abend erlebt hatte, nannte er sich in Damengesellschaft stets Anatol. Das klang so frei, . . . so graziös . . . so wienerisch-lebemännisch.

Anatol freute sich, daß er beim Sekteinschenken nichts daneben gegossen hatte. Er war doch ein Weltmann, jawohl! Wenn seine Freunde vom „Paulaner-Stammtisch" auch meinten, es sei für ihn besser, in Ruhe seine Maß zu trinken, als beim bal paré den Schwerenöter zu spielen . . . Was verstanden denn die vom „Großen Leben? . . . Der alte Zubermayer, der Redakteur des Münchener Gastwirtsorgans, der eingefleischte Junggeselle und Weiberfeind, dessen riesige Glatze von Millionen hurtig geleerter Maßkrüge zeugte, . . . Obermullanger, der pedantische Geschäftsführer eines Wiener Tagescafés", und schließlich der Huber-Franzl, der Expedient, mit dem berüchtigten „Kunstsinn", Huber, der mit treuer Regelmäßigkeit die Sonntag-Nachmittagvorstellungen im Schauspielhause besuchte — obwohl er sich nirgends mehr langweilte, als im Theater. Aber, seine verstorbene Frau, die braune Magdalen, hatte es so gehalten, und so handelte Franzl, pietätvoll, auch nach ihrem Tode, ihrem Sinne gemäß . . . .

Digitized by Google

Die Bilder seiner Stammtischkollegen traten lächelnd vor Anatols Geist, als er in der eleganten roten Loge saß .... neben einer Frau, die wahrscheinlich sehr schön war.

Er sprach kein Wort. Die Situation war ihm vorläufig noch zu neu. Sein Pulver war schon verschossen. Die 25 Mark, die er sich von seinem mageren Buchhändlergehalte für diesen Abend erspart hatte, ermöglichten ihm, eine Flasche Sekt lang den Kavalier zu spielen. Aber nun war der Sekt bestellt. Und damit hatte er auch seine anderen Haupttrümpfe ausgespielt: die reservierte Loge und den schroffen, „echt kavaliermäßigen" Ton im Verkehre mit den Kellnern.

Anatol begann sich unbehaglich zu fühlen. Wär er doch wirklich lieber am Stammtisch geblieben. Dort war er der Ueberlegene, der große Don Juan. „Ja," hieß es dort immer, „wenn erst aus'm Julius der Annatoi wird, nacha wird ganz a Schlimmer draus ... Hier aber .... Lächelte die Dame nicht? Ob das wohl seiner Unbeholfenheit galt? ... O, dann wollte er doch zeigen, wer hier Herr der Situation war!

„Na, Kleine", sagte er (in der Tat: Kleine!!), „möchst jetza net dei Visier ablegen?" — Der Domino schüttelte den Kopf. Anatol erinnerte sich, gelesen zu haben, daß der Kavalier in solcher Lage mit sanfter Gewalt vorgehen müsse. Daher beugte er sich zu seiner Partnerin hin und warf, nach der Zurückweichenden greifend, einen Sektkelch klirrend zu Boden. (Um Gottes willen, was wird der kosten?!) Aber, dadurch nicht irre gemacht, riß er etwas tölpelhaft an den Gummischnürchen der schwarzen Larve. Der kleine Domino wurde bös: „Auslassa's ... Sonst geh i!" Anatol fuhr zurück: Sie sagte Sie zu ihm ... ganz gegen Karnevals Brauch. Da lehnte er sich denn schmollend in seinen Sessel zurück und sprach eine Zeitlang wieder gar nicht. Die Kleine blickte hinunter .. in den Tanztrubel. Dann sagte sie: „Sie .. i mag fei tanz'n ... Der Fransé (Francaise) geht glei aan."

„Sagt man ... „Sie" .. beim bal paré?"

„Also ... nacha: Du .., laß mi tanz'n ... i komm schon wieda retour .. gel?"

Anatol freute sich, daß sie sich an ihn wandte. Und er fühlte seine Ueberlegenheit, als er ihr den Wunsch abschlug.

„Aber .. dann .. den nächsten Woizer .. den laß i fei nimmer aus .. dees is ja fad."

Anatol fand nun Gesprächsstoff: „Ich schau viel lieber zu .. von oben .. das schöne Bild (er tanzte schlecht) ... Ich finde den Eindruck so schön ... so künstlerisch ... Ich bin nämlich Künstler, Kind ... Ja (er lachte auf) wenn du wißtest, wer hier neben dir sitzt ..."

„So ... so ....", sagte die Kleine, die sich viel mehr dafür interessierte, wer in der Nebenloge saß. Dort hatte sie nämlich einen schwarzen, schlanken Jüngling entdeckt. Sie dachte: Ein Ausländer ... sicher ... Und die Ausländer, die mochte sie für ihr Leben gern ...

„Ja, aber du möchtest gewiß erfahren, wer ich ... Ja, aber (Anatol meckerte) ... Ja, aber ich bin hier incognito .."

„So .. so .. incognato saan's .." (Ob's wohl ein Rumäne ist? ... O, diese schönen schwarzen Augen ...)

„Liest du die „Jugend", Kind? ... Regelmäßig?"

„Na ... na ... i les kaa Zeitung" (sie lächelte; denn der Rumäne — es war sicher einer — hatte ihr zugenickt).

„Schade", sagte Anatol. „Ich schreibe dort regelmäßig unter ... (und er nannte einen bekannten Autornamen).

„So g'scheit bist .. .naa" ... gab die Kleine leichthin zurück.

„Liebst du net Gedichte? Lirische Gedichte?"

Von unten kam der Rhythmus des Tanzes. Das Mädel sehnte sich in den Saal: „O, warum sind wir net tanz'n gang'n ..."

„Ich finde die ewige Hüpferei fad .. ich werde mal einen Artikel gegen diese Unsitte schreiben ... Ich habe einen Freund, der ist Chefredakteur an einem großen Münchener Blatte (Zubermayers Glatze leuchtete vor ihm) .. Der Artikel wird sicher Aufsehen erregen .. Meinst du nicht auch ...?"

Von drüben kam ein Zeichen der schwarzen Augen. Anatol merkte nichts davon. Aber das merkte er, daß seine Konversation keinen

Digitized by Google

großen Eindruck machte. Da suchte er stärkeres Geschütz:

„Kannst du schon Tango tanz'n?"

„I net . . . der Woizer und an richtiger Franse mag ich am liabst."

Auch das verfing nicht! Anatol fragte verzweifelt: „Was bist du eigentlich, Kind?"

„O, dees ist d'Leut ausg'fragt . . ."

„Hättest du Lust, zur Bühne zu gehen?" (Anatol lauerte daran seinen stärksten Trumpf auszuspielen.) Ich hab einen Freund (der arme Huber!), der ist sehr intim mit einem hiesigen Theaterdirektor . . . Im Ernst . . . Der bringt dich sicher an . . . . Sicher . . . Denn du hast ja zweifellos Talent . . . Und wenn wir zwei uns erst besser kennen werden . . . besser (betonte er), dann bereden wir noch das Nähere . . ."

Die Kleine lachte feinfühlig: „Na, du bist aber ein Schlimmer!"

Endlich! Endlich! Anatol jauchzte innerlich. Endlich „wirkte er". Er triumphierte: Ich bin eben doch unwiderstehlich! Er wollte seine Lage sofort ausnützen und sogar einen Kuß riskieren. . . da sprang die Kleine auf und rief: „Du . . . da geht eben mei Freundin vorbei . . . I hab's schon so lang net g'sehgn . . . beim bal paré . . . Gel . . i darf's herbringn . . Sie is so lust'g . . ."

Und sie holte die Freundin, die auch maskiert nicht sehr reizvoll aussah. Die beiden Mädeln setzten sich nebeneinander und tuschelten. Anatol aber, der sich als Kavalier zweier Damen eben noch auf der Höhe seines Wüstlingsruhmes gefühlt hatte, fand sich vernachlässigt in seiner einsamen Ecke. Man tuschelte. Die Blicke der beiden gingen zu dem „Rumänen". Einverständnis flog. Anatol aber war alldem gegenüber blind. Galant bot er der Freundin ein Glas Sekt an. Die trank; flüsterte noch ein paar Sekunden mit Anatols Dame und erhob sich: „I muß wieder retour zu meine Leut", sagte sie. Und: „I dank auch schön für'n Schampus."

Dann ging sie und nahm sonderbarerweise noch einen Augenblick in der Nebenloge Platz.

Anatol aber rückte wieder dichter an sein Mädchen heran. Er spürte, wie Zärtlichkeit ihn zu durchwärmen begann:

„Prost!" sagte er, „Auf . . . auf-die Liebe."

„Prosit", lächelte der Domino und schielte nach rechts, wo die Freundin mit dem Rumänen tuschelte.

Anatol schenkte ein. Aber nur seiner Dame Spitzkelch füllte er. Denn eine zweite Flasche konnte er sich unmöglich leisten.

„Heut muß ich'n Schwips hab'n . . . heut muß i'n Schwips hab'n . . ." lachte die Kleine . . . „Dees hab i mir vorgenommen schon in der Früh . . und so muß es sein!"

Anatols Besorgnisse wuchsen.

„Und jetza muß i an Woizer tanz'n . . . Du gestattest doch . . . bis nachher . . ." Sie erhob sich, Anatol wollte sie begleiten.

„Na . . na . . . ." wehrte die Kleine . . , „Ich hab den Tanz schon vergeb'n . . . Aber den übernächst'n . . den tanz'n wir dann z'samm . . . gel. Hältst mir mei Platzl . . , net wahr?"

Anatol setzte sich wortlos. Die Kleine jagte davon. Auch in der Nebenloge erhob sich nun jemand. Unten sah man das Paar bald zusammen. Und als die ersten Walzertakte lockten, schmiegte der kleine Domino sich selig in den Arm des schlanken, schwarzen Tänzers.

Anatol aber rief:

„Ober . . . zahlen!" Er gab nur zwanzig Pfennig Trinkgeld. Dafür sagte er: „Ist es immer so fad hier, Ober?" (Was der elegante Kellner überhörte). Dann ging Anatol. Hastig drängte er sich zwischen den Leuten hindurch . . . dem Ausgange zu . . . Und es freute ihn, daß einige Menschen seinen plötzlichen Aufbruch beachteten. Er tat sehr beschäftigt.

Auf der Straße kam ihm dann der Gedanke: Was war das für ein gemeines Frauenzimmer! . . . Das . . . . Mit was für Menschen man doch bei solch einem Ball zusammenkommen kann . . . Pfui Teufel!!

Und er bedauerte, diesen Abend für den Stammtisch verloren zu haben.

Anatol, der Don Juan . . . .

Berichtigung. In der Skizze „Auer Dult" von Hans Harbeck in Nummer 6 nimmt der erste Satz Bezug auf einen Vierzeiler „Auer Dult, likeriki, Mundus vult decipi!", der durch ein Versehen des Setzers fortgefallen ist.

Herausgeber: Dr. Heinrich Ilgenstein. — Verantwortlich: Dr. Heinrich Ilgenstein, W., Pfalzburgerstraße 53. — Verlag: Hellmuth Johnke. Berlin W. 15. — Oesterreich-Ungarn: Huber & Lahme Nachf., Wien I, Herrengasse 6. — Verantwortlich für die Inserate: Franz Rausch, Berlin W. — Druck und Postvertrieb: Paß & Garleb G. m. b. H., Berlin W. 57.

Digitized by Google

Die Gegenwart

Nr. 10 | Berlin, den 7. März 1914 | 43. Jahrgang Band 85.

Die Keilinge.

Von

Max Adler.

Der Streikbrecheragent Paul Keiling, den das Schwurgericht in Leitmeritz dieser Tage wegen Totschlags zu acht Monaten schweren Kerkers verurteilt hat, war schon anno 1897 wegen Kuppelei unter Polizeiaufsicht gestellt worden. Aus dieser unfreiwilligen Annäherung an die Exekutive erwuchsen nach und nach intimere Beziehungen, die schließlich dazu führten, daß Herr Keiling im Hause seines zuständigen Polizeireviers Quartier nahm und mit der ehrenvollen Aufgabe betraut wurde, bei Ausbruch von Streiks die Unruhestifter zu ermitteln. Warum auch nicht? Er hatte die nötige Vorbildung. Er hatte wegen Körperverletzung, Betrugs, Kuppelei, Diebstahls, Hehlerei, Nötigung und Freiheitsberaubung zirka 8½ Jahre Kittchen absolviert — darunter ein Jahr und drei Monate Zuchthaus wegen Diebstahls im Rückfalle — und war sechzehn Jahre lang ohne bürgerliche Ehre herumgelaufen. So hatte er sich allmählich eine gründliche Gesetzeskenntnis angeeignet, die ihn zur Ausübung seines Ueberwachungsdienstes ganz besonders qualifizierte. Er war wiederholt durch Begnadigungen ausgezeichnet worden und — was für ihn das Wichtigste war — er fand auch Gnade vor den Augen des Arbeitgeberschutzverbandes, der ihm für jeden vermittelten Streikbrecher zwanzig Mark bar auf den Tisch legte.

So hätte sich Herr Keiling mit der Zeit zu einer lebenslänglich versorgten Koryphäe der Heintze-Schule entwickeln können, wenn ihm die berauschenden Erfolge seiner Laufbahn nicht zu Kopfe gestiegen wären. Der amtlich gebilligte circulus vitiosus: Verbrecher — Polizeiagent, Polizeiagent — Verbrecher machte ihn keß und siegesgewiß, so daß er sich alsbald für berechtigt hielt, jeden niederzuknallen, der ihn an der glatten Abwicklung seiner Zwanzigmark-Geschäfte hindern wollte. Er fühlte sich — wie fast jeder kommune Mensch, der es zu einem halbwegs anständigen Einkommen gebracht hat — und hielt Arbeitersolidarität für eine Angelegenheit der Crapüle.

Dieser Vorkämpfer einer schneidigen Kameralistik von anno Tobak ist jetzt bei dem Versuch, seine nationalökonomischen Maximen über die Grenze zu tragen, gestolpert; und man hätte wünschen mögen, daß ihn auf absehbare Zeit niemand fürderhin weder begnadigt noch finanziert. Aber es ist anders gekommen. Ein bischen Totschlag .... Ueberschreitung der Notwehr ... Nichts mehr.

Und die Keilinge arbeiten ungestört weiter. Wie viele mögen ihrer heute noch in Deutschland unbehelligt und ungeschoren herumlaufen, im Vollbesitz einer Strafkonduite, die sie zu den schönsten Hoffnungen auf ihrem Spezialgebiet berechtigt? Man wird sich nicht im Geringsten wundern dürfen, wenn nächstens verlautet, daß als Zutreiber auf dem Schlachtfelde der Arbeit gelegentlich ein notorischer Totschläger gedungen wurde. Denn wahrhaftig: wo sind hier die Grenzen des Möglichen? Ueber die Fehlbarkeit der Detektivs ist in letzter Zeit viel geredet und geschrieben worden: über ihre Vorstrafen, die in diesem Falle das weitaus Wichtigste sind, dringt nur bei Gelegenheit von Totschlägen etwas in die Oeffentlichkeit.

Paul Keiling ist ein Typ: der „revoltierende Abhub" könnte man ihn klassifizieren. Der Ausgestoßene, der sich rächt, indem er die kompakte Majorität, von der er sich bedroht und vergewaltigt wähnt, seinerseits zu terrorisieren

Digitized by Google

sucht. Die russische Revolutionsgeschichte kennt den Typ unter dem Namen Ewno Mayerfischelewitsch Asew. Auch er war einer, dem die Organisierten von Haus aus nicht trauten: gerade darum aber schwang er sich zu ihrem Inspirator und Lenker auf — um die Revolution zu knebeln. „Der größte Verräter unserer Zeit", wie sein Entlarver Burzew ihn genannt hat, ging bis zu seinem moralischen Tod mit einem Janusgesicht umher, spielte das diplomatischste, gewagteste aller politischen Spiele; bis er, eines schönen Tages, von dem schwindligen Grat, den er jahrelang mit nachtwandlerischer Sicherheit beschritten hatte, unversehens abstürzte.

Der okzidentalische Spitzel ist unkomplizierter, draufgängerischer. Hüllt sich in die strenge Toga staatserhaltender Prinzipien. Er murkst konsequent und mit eindeutiger Ueberzeugtheit: ein spitzfindiger, mit Schneid und Selbstbewußtsein ausgestatteter Gauner, der sich aus allerhand sehr zweifelhaftem persönlichem und sachlichem Material das Kartenhaus seiner Totschlägerlogik zusammenbaut. Kunschak erschoß den Abgeordneten Schuhmeier und redete am Ende sich und der Welt eine „Befreiungstat" ein. Paul Keiling wiederum handelte — wenn auch ohne Mandat — als Beauftragter eines „staatserhaltenden" Verbandes, fühlte sich vielleicht sogar ganz insgeheim als strebsames, zu höheren Dingen berufenes Glied der Polizeigewalt. Anstandlos erhielt er in Berlin und Prag seine Waffenpässe und sicherte sich so den Besitz eines Mordwerkzeugs, dessen Gefährlichkeit und außerordentliche Durchschlagskraft von den Sachverständigen einstimmig betont wurde; wobei zu bemerken ist, daß Repetierpistolen dieser Gattung in Oesterreich streng verboten sind und auch in Deutschland Leuten mit der Vorstrafenliste Keilings niemals gestattet werden — es sei denn, es handle sich um Beamte des Keilingschen Ressorts.

Daß man Verbrecher von solch durchsichtiger Struktur sich amtlich gebärden läßt, daß es Unternehmer gibt, die mit ihnen paktieren, sich wirtschaftliche Hilfe von ihnen angedeihen lassen, verdient als Kulturtatsache festgehalten zu werden. In der alten Zunftzeit hätte sich jedermann, auch der nicht zum Handwerk Gehörige, reiflich bedacht, sich mit derlei Individuen an einen Tisch zu setzen oder ihnen Verkehrsmittel zur Verfügung zu stellen — heute schickt man ihnen Abgesandte entgegen, stattet sie mit Privilegien aus und begrüßt sie als Retter der Industrie: sie, die Avantgarde nationalökonomischer Brutalität, die den Weg zum sozialen Frieden und zu einer vernünftigen Arbeitsverfassung mit Gummiknütteln und vorgehaltenem Revolver versperrt. Schlicht und elementarhaft kam das alte gute Volksempfinden in der Aussage eines Zeugen zum Ausdruck, der auf den Vorhalt des Verteidigers, auch er hätte sich an Keiling vergriffen, zur Antwort gab: „Nein, daran ist kein Wort wahr. Keiner von uns hat Keiling angerührt, keiner hat ihn auch nur angesprochen, *denn mit einem solchen Menschen redet man doch nicht!*"

Dieser Zeitgenosse nun, mit dem man nicht redet, der seinen Mitmenschen nie anders als mit gezücktem Revolver gegenübertrat und jede Störung seines schäbigen Zwanzigmark-Gewerbes mit Erschießen bedrohte, der einen braven Arbeiter wegen der Betätigung einer durchaus ehrenhaften kollegialen Gesinnung ohne viel Federlesens kalt machte und eine Familie ihres Ernährers beraubte, ist wieder einmal mit ein paar Monaten Staatsbeköstigung davongekommen und wird sich nach seiner Freilassung vermutlich mit frischen Kräften seinem einträglichen Doppelberuf widmen dürfen. Der Staatsanwalt im Keiling-Prozeß, Dr. Edler v. *Roetka*, hatte in seinem glänzenden Plaidoyer den Geschworenen nahegelegt, den Angeklagten des Mordes schuldig zu sprechen und so nicht nur seine Tat zu sühnen, sondern auch zugleich für jeden ein Warnungszeichen aufzurichten, der das Leben seiner Mitmenschen gering schätzt. Die Leitmeritzer Geschworenen haben diese Mahnung nicht befolgt und nur auf Totschlag, Ueberschreitung der Notwehr und Vergehen gegen die Sicherheit des Lebens erkannt. Der Staatsanwalt hatte davor gewarnt, sich beim Schuldspruch von sozialen und wirtschaftlichen Argumenten leiten zu lassen. Die Leitmeritzer Geschworenen konnten es sich nicht versagen, durch ihren Wahrspruch ihrer Antipathie gegen die Solidarität der Arbeitnehmer

Digitized by Google

Ausdruck zu geben, obgleich der Staatsanwalt, der sicherlich der Nächste dazu wäre, staatserhaltende Tendenzen zu propagieren, in seinem Plaidoyer frank und frei betont hatte, daß gerade die Organisationen es sind, die den wirtschaftlichen Kämpfen ihre Schärfe nehmen. „Ick wer' Euch wat mit Kollejen!" hatte Keiling die Tetschener Buchdrucker angeschnauzt, als diese den „arbeitswilligen" Kollegen Hinz auf ein Wort beiseite riefen. Und die Herren Bürger auf der Geschworenenbank in Leitmeritz brachten dieser Kritik des Organisationsgedankens, obgleich sie im Berliner Dialekt geäußert war, anscheinend volles Verständnis entgegen; denn Leitmeritz liegt hart an der Grenze -- weiter südlich hätte man Herrn Keiling vielleicht nicht so gut verstanden ....

Es hat nichts genützt, daß der Staatsanwalt den Angeklagten als einen gemeingefährlichen Menschen bezeichnet, dessen Tat schwer geahndet werden müsse, und es machte wohl auch keinen sonderlichen Eindruck, als die arme kleine Frau des erschossenen Maschinenmeisters zu Protokoll gab, daß sie im Begriff stehe, einem sechsten vaterlosen Kinde das Leben zu geben. Sie wurde mit ihrem Bußanspruch auf den Zivilrechtswege verwiesen. Paul Keiling aber, als man ihn abführte, berlinerte frohgemut vor sich hin: „Na, det wa ja janich so schlimm!"

Und es war doch schlimm! ....

Die Beherrschung der Luft.

Von

Prof. Dr. Marcuse.

Man hat das zwanzigste Jahrhundert schon jetzt als das Jahrhundert der Luftschiffahrt bezeichnet. Darin liegt viel Wahres, wenn auch vielleicht eine noch größere Aufgabe der Technik ihre endliche Lösung in diesem Säkulum erwartet, nämlich die Verwertung der Sonnenenergie zum Ersatz der stetig, wenn auch langsam abnehmenden Kohlenvorräte im Schoße unseres Planeten. Diese praktische Ausnutzung von kosmischen, durch die Licht- und Wärmestrahlen der Sonne gegebenen Kräfte für die Zwecke der irdischen Industrie ist ohne Zweifel eine der gewaltigsten und wichtigsten Aufgaben der Technik des 20. Jahrhunderts, deren Lösung aber noch weit vom Ziele liegt.

Vorläufig kann man deshalb tatsächlich und ohne Uebertreibung unser Zeitalter als das der Luftschiffahrt bezeichnen. Der Traum aller Zeiten, fliegen zu können, ist verwirklicht; die Eroberung der Luft, jenes uralte Problem menschlicher Sehnsucht, hat seine Lösung gefunden.

Der Freiballon, in technisch vollendeter Ausführung, konnte kühne Luftschiffer fast 3½ Tage durch den Luftozean tragen, vermochte Höhen bis zu 10 800 Meter in der Atmosphäre zu erreichen und Distanzen bis zu 3000 Kilometern auf ein und derselben Fahrt zu durchfliegen.

Der Lenkballon hat es schon auf Eigengeschwindigkeiten bis über 22 Sekundenmeter oder auf 82 Kilometer in der Stunde gebracht, konnte in ununterbrochener Fahrt fast 40 Stunden in der Luft bleiben und bis zu Höhen von 2000 Metern über dem Erdboden manövrieren.

Das Flugzeug endlich erreichte Eigengeschwindigkeiten von etwa 200 Kilometer in der Stunde, also über das Doppelte der Maximalgeschwindigkeit des Vogelfluges, erzielte eine Flughöhe von über 6000 Meter und vermochte bereits 16 Stunden ununterbrochen in der Luft zu bleiben.

Neben diesen Leistungen mit bemannten Luftfahrzeugen gelang es mittels Sondirballons selbstregistrierende meteorologische Instrumente bis in Lufthöhen von 33 000 Meter zu schicken und Drachenapparate mit Beobachtungsinstrumenten an Stahldrähten mit Winde bis zu 7000 Meter emporzulassen.

Das sind in der Tat staunenswerte Leistungen zur Eroberung der Luft, die sämtlich erst in diesem Jahrhundert erzielt wurden, in einem Zweige der wissenschaftlichen Technik, dessen Entfaltung überhaupt kaum mehr als 130 Jahre alt ist. Der eigentliche Geburtstag der Luftschiffahrt war der 5. Juni 1783, als die Brüder

Digitized by Google

Montgolfier in Frankreich ihren ersten, mit heißer Luft gefüllten Taftballon von 10 Meter Durchmesser bis zu 1900 Meter emporsteigen ließen. Gleichzeitig hatte der berühmte Pariser Physiker Charles einen Taftballon von 4 Meter Durchmesser, aber mit Kautschuk imprägniert und mit dem um jene Zeit gerade von Cavendish gefundenen leichten Wasserstoffgas gefüllt, gebaut. Also auch hier wieder eine Duplizität wichtiger Ereignisse! Wir gehen rasch über diese ersten Anfänge der Luftschiffahrt hinweg und begnügen uns mit der Feststellung, daß in Frankreich die Wiege der Luftschiffahrt zu suchen ist und daß der Physiker Charles als Vater des modernen Freiballons mit Gasfüllung, gummierter Hülle, Netz, Klappenventil, Füllansatz, Sandballast usw. betrachtet werden muß. Auch das Lenkluftschiff, das gegenwärtig in Deutschland die höchste Entfaltung erreicht hat, ist in Frankreich geboren und hat als ersten Urheber den französischen Genieoffiziers Meusnier, der bereits 1783 der Pariser Akademie der Wissenschaften eine Denkschrift über den Bau lenkbarer Luftschiffe vorlegte, worin er schon die Ballonetts zur Prallhaltung, die Stabilisierungsflächen, die dynamische Höhensteuerung, die Luftschraube, ja sogar Luftschiffhallen vorschlug. Mit Berücksichtigung der historischen Wahrheit muß man ferner auch die Wiege der Militärluftschiffahrt in Frankreich suchen, da der große französische Mathematiker Monge, der Napoleon I. auf dem ägyptischen Feldzug begleitete, dort den Fesselballon als Erkundigungsmittel im Kriege vorschlug. Bald darauf wurde in Frankreich die Luftschiffer-Truppe und die erste Militär-Luftschifferschule eingerichtet. Das Flugzeug endlich, das noch immer gefährlichste aeronautische Transportmittel, hat seine Wiege gleichfalls in Frankreich, dem klassischen Lande der ersten Luftfahrten, aber trotz französischer Vorversuche gelang es doch erst in Deutschland durch Otto Lilienthal, eine wirklich wissenschaftliche Flugtechnik zu begründen, deren weitere praktische Ausgestaltung allerdings zunächst im Auslande, insbesondere durch amerikanische und französische Schüler Lilienthals, wie die Gebrüder Wright, Kapitän Ferber u. a., durchgeführt wurde.

„Ein bißchen Feuerluft, die ich bereiten werde, hebt uns behend von dieser Erde. Und sind wir leicht, so geht es schnell hinauf. Ich gratuliere Dir zum neuen Lebenslauf.“ Diese kühnen Worte, die Goethe vor etwa hundert Jahren nur dem Teufel in den Mund legen konnte, sind vollgültig wahr geworden; wir durchfliegen die Luft nicht nur auf aerostatischem Wege, also mittels Ballonkörper, sondern auch auf aerodynamischem Wege oder mit Flugapparaten schwerer als Luft.

Der Luftozean bleibt für alle Luftfahrzeuge der gleiche, und seine Besonderheiten müssen dem Luftschiffer ebenso vertraut sein wie die Einrichtungen des Fahrzeugs selbst. Die Atmosphäre der Erde, die in ihren tieferen Schichten aus einem Gasgemenge von Stickstoff (78 %), Sauerstoff (21 %) und Argon nebst Kohlensäure (1 %) besteht, reicht, wie man erst jetzt weiß, bis zu Höhen von 400 Kilometer empor; sie wiegt pro Kubikmeter am Meeresniveau rund 1,3 Kilogramm und drückt entsprechend diesem Gewichte auf je einen Quadratmeter Oberfläche mit einer Last von rund 10 000 Kilogramm. Jede Fortbewegung durch die Luft in vertikaler oder horizontaler Richtung bezeichnet man als Fliegen, und da jeder Körper durch die Schwerkraft gegen die Erdoberfläche gedrückt wird, gehört zur Lösung der Flugaufgabe die Bewältigung des Schwebe- sowie des Fortbewegungsproblems. Beim aerostatischen Fluge mittels Ballonkörper (Frei- oder Lenkballon) wird das Schwebeproblem durch Auftrieb gelöst, der für die Gondel durch Verbindung mit einem größeren Ballonkörper erzielt wird, dessen Füllgas leichter als Luft ist. Da Luft pro Kubikmeter 1,3 Kilogramm, Leuchtgas aber nur 0,6 und Wasserstoffgas sogar nicht mehr als 0,1 Kilogramm wiegt, beträgt der faktische Auftrieb (Differenz zwischen Luft- und Gasgewicht) bei Leuchtgasfüllung des Ballons rund 0,7 Kilogramm und bei Wasserstoffüllung etwa 1,2 Kilogramm pro Kubikmeter, so daß ein Ballon von 1000 Kubikmeter Inhalt, mit Wasserstoff gefüllt, einen Auftrieb von 1200 Kilogramm und derselbe Ballon, mit Leuchtgas gefüllt, einen Auftrieb von 700 Kilogramm besitzt. Dieser aerostatische Auftrieb ist bis zu einem gewissen Grade auch von den physikali-

Digitized by Google

schen Eigenschaften des Luftozeans abhängig, da er bei niedriger Temperatur größer wird als bei höherer, bei hohem Barometerstand mehr beträgt als bei niedrigem und endlich auch mit wachsender Luftfeuchtigkeit abnimmt. Die Winde oder die sogenannten „Stromlinien der Luft" haben gleichfalls großen Einfluß auf die aerostatische Luftschiffahrt, da die Fortbewegung des Freiballons ganz und gar in jenen Stromlinien der Luft vor sich geht, während Richtung und Geschwindigkeit der Vorwärtsbewegung beim Lenkballon von Windrichtung und Windstärke beeinflußt werden. Die meteorologische Wissenschaft, die aus der Erforschung der freien Atmosphäre mittels bemannter und unbemannter Luftfahrzeuge den größten Nutzen auch für die bessere Ausgestaltung der Wettervorhersage gezogen hat, leistet jetzt der Luftschiffahrt Gegendienste, indem ein besonderer aeronautischer Wetterdienst rechtzeitig Richtung und Stärke der zu erwartenden Winde den Luftschiffern verkündet, ja sogar auf drahtlos telegraphischem Wege während der Fahrt anzugeben vermag. Dieser prophylaktische Wetterdienst, der an den bekannten Sturmwarnungsdienst für die Seeschiffahrt erinnert, befaßt sich neuerdings auch mit der Vorhersage von Gewittern im aeronautischen Dienste. Diese akuten Entladungen der Luftelektrizität, die nach ausgiebiger Jonisierung der oberen Luftschichten unserer Atmosphäre durch ultraviolette Sonnenstrahlen zustande kommen, stellen den gefährlichsten Feind der aerostatischen Luftschiffahrt dar. Sobald eine bestimmte Art von Haufenwolken mit ihren Spitzen die hohen, von den ultravioletten Sonnenstrahlen beeinflußten Zirruswolken berührt, steht die Gefahr der Gewitterbildung bevor; Freiballone und Lenkluftschiffe sind zu schleunigem Landen gezwungen, wenn es nicht etwa dem schnellfahrenden Lenkluftschiff gelingen sollte, eine mehr lokal auftretende Gewitterwolke zu umfahren. Sogar der Freiballon ist in der Vertikalen wenigstens insofern lenkbar, als er mit Hilfe von Ballastabgabe oder Gasauslassung höhere oder tiefere Schichten der Atmosphäre mit anderen Luftströmungen aufzusuchen imstande ist. Aber bei einer drohenden Gewitterbildung hat sich das früher gelegentlich versuchte Ueberfliegen der Gewitterwolke meist als verhängnisvoll erwiesen, da über und unter jenen elektrischen Wolkenbildungen meist sehr heftige Vertikalwirbel bestehen.

Auch für die Flugmaschine bleibt der Luftozean derselbe wie beim Ballonflug, aber der Auftrieb ändert sich, da der Schwebezustand eines Körpers schwerer als Luft nur durch eine bestimmte Schwebearbeit herbeigeführt werden kann und zwar durch Muskel- oder Motorkräfte, die den Gewichtsdruck des Flugkörpers überwinden und ihn, obwohl er schwerer ist als die von ihm verdrängte Luftmasse, emporheben. Die Grundlagen dieses aerodynamischen Fluges liegen im Tierfluge, und der Mensch mußte sich am Vogel oder am fliegenden Repti! (besonders an der Fledermaus) ein Beispiel nehmen. Den Nachteil des „homo sapiens" gegenüber den fliegenden Geschöpfen: das Fehlen der Flügel sowie des zum Fluge geeigneten Körperbaus, gleicht er mit genialen Erweiterungen seiner Gliedmaßen durch Werkzeuge und mit staunenswerten Steigerungen seiner Kräfte durch Maschinen aus. Es kommt daher nur darauf an, die Leistungen der Technik richtig auszunutzen, um die Natur, des Menschen Lehrmeisterin, zu erreichen und womöglich noch zu übertreffen.

Zunächst einige neuere Ergebnisse aus der Untersuchung des Tierfluges. Beschränkt man sich auf Landtiere, so können drei Viertel aller Tierarten fliegen, wahrscheinlich eine im Kampf ums Dasein errungene Entfliehungsmöglichkeit. Da es sich bei allen Tieren auch um Flugapparate schwerer als Luft handelt, erkennt man als wesentliche Bestandteile: die Segelflächen zum Durchgleiten der Luft und die Flugmuskeln als Motoren zur Erzeugung des aerodynamischen Auftriebs. Die frühere Vermutung, daß z. B. bei Vögeln die im Körper befindlichen Luftsäcke einen aerostatischen Auftrieb erzeugen, ist irrig. Dieselben ermöglichen vielmehr die Ventilation der bei raschen Flügen stark überlasteten Lungen und erinnern an die bei unstarren Luftschiffen zum Prallhalten der Hülle verwendeten Ballonetts. Auch der sonstige ökonomische Körperbau der Vögel mit pneumatischen Knochen und fehlenden Zähnen vermag die Flugtechnik anzuregen, um bei mög-

Digitized by Google

lichst geringem Gewicht doch haltbare Flugzeuge zu bauen. Alle Großflieger (Vögel, Fledermäuse, Flugeidechsen usw.) entwickelten sich aus Baum- und Klettertieren und brauchen zum Abflug eine erhöhte Stellung, einen Anlauf (wie unsere Drachenflieger) oder Sprung. Ein zweites wichtiges Moment beim Tierflug ist die Ausdauer der Flugmuskulatur, die beim Tier vorhanden, beim Menschen jedoch unzureichend ist. Während der Storch im Fluge nur 0,02 Pferdekräfte gebraucht, müßte der Mensch zum Fliegen etwa 0,9 PS. haben, obwohl er für längere Zeit höchstens 0,15 PS. leisten kann. Daher kann nur die überlegene Kraft der Explosionsmotoren in der modernen Flugtechnik zum Ziele führen. Der Mensch bahnt sich den Weg durch die Luft, indem er die einem „Aufwärts" und „Vorwärts" in der Atmosphäre entgegenstehenden Kräfte besiegt. Zu diesem Zweck muß der Flugkörper unter Kraftverbrauch Arbeit leisten; dadurch entsteht Widerstand in der Luft, der die Flugzeuge schwerer als Luft trägt, sie durch Rückwirkung auf die Luftschraube vorwärts treibt und sie während des Abfliegens, der Fahrt wie des Landens wirksam steuern läßt. Derselbe Luftwiderstand bedingt aber auch großen Kraftverlust, der nicht nur höchst wirksame Motoren, sondern vor allem auch günstig gebaute Tragflächen nötig macht. Dazu kommen noch möglichst eingreifende Steuerorgane und schließlich — last not least — wirksame Stabilisierungseinrichtungen. Von diesen vier wichtigen Grundforderungen ist in der fortgeschrittenen Technik die Motor- und Steuerfrage fast gelöst, das Problem der Tragflächen noch verbesserungsfähig und die Aufgabe der Stabilisierung fast noch ungelöst, wenn auch die von Orville Wright erdachten, aber bisher noch nicht öffentlich bekannten Ideen zur Stabilisierung eines Flugzeugs schon einen wichtigen Fortschritt bedeuten mögen.

Zum Schluß noch einige Worte über die Nutzanwendung der modernen Luftschiffahrt. Es handelt sich hauptsächlich um vier große Gebiete der aeronautischen Nutzanwendung, nämlich die wissenschaftliche, sportliche, militärische und verkehrstechnische. Wissenschaftlichen Nutzen hat die Luftschiffahrt in hervorragendem Maße für Meteorologie, Geographie, Zoologie und Hygiene. Die Erforschung der freien Atmosphäre oder die sogenannte Aerologie, durch die auch die Lehre vom Wetter erheblich gefördert wurde, basiert ganz und gar auf aeronautischen Messungen, was ohne weiteres klar ist. Die Erdkunde besitzt im Freiballon, Fesselballon und Luftschiff in Verbindung mit der Ballonphotographie hervorragende Mittel zur geographischen Anschauung, zur Kartenaufnahme und zur Erkenntnis von Erdformationen. In der Zoologie haben Vogel- und Insektenkunde der Luftschiffahrt manche Förderung zu danken, die sich in der Erkundung über Auftreten und Flug von Vögeln und Insekten äußert. Die Hygiene der gesamten Höhenkrankheiten und die damit zusammenhängende Sauerstofftherapie verdankt ihre Fortschritte den wissenschaftlichen Fahrten bemannter Ballons in große Höhen der Atmosphäre. Von etwa 5000 Meter Höhe ab muß der Mensch eine künstliche Zufuhr von Sauerstoff benutzen, um dem durch allzu flache Atmung entstehenden Sauerstoffmangel des Blutes wie der Gewebe entgegen zu wirken. Die militärische Bedeutung der Luftschiffahrt liegt in der Möglichkeit, vom Luftfahrzeug nicht nur eine Erkundung und Berichterstattung, sondern auch eine Waffenwirkung ausüben zu können. Im ersteren Falle wirken Funkentelegraphie und Fernphotographie mit, im letzteren die verfeinerte Beobachtungstechnik durch Zielfernrohre. Der Sport darf in der zielbewußten Ausübung von Luftfahrten eins seiner gewaltigsten Mittel sehen, da an die menschliche Abhärtung, Geschicklichkeit und Kaltblütigkeit höchste Anforderungen gestellt und dem Dichterworte Geltung verschafft wird:

„Es überwindet, ob auch der Kampf währt,
jegliche Feinde machtvoll der Mensch."

Am geringsten sind naturgemäß die Leistungen der Luftfahrt in verkehrstechnischer Hinsicht, was ohne weiteres klar wird, wenn man bedenkt, daß z. B. ein Eisenbahn-Güterwagen für je 1000 Kilogramm einen Kraftbedarf von nur 1 PS., das Luftschiff aber 60 und das Flugzeug sogar 180 PS. bedarf. Von

Digitized by Google

besonderem Interesse endlich ist auch die hiermit zusammenhängende juristische Seite des modernen Luftverkehrs, da nicht nur eine Luftverkehrsordnung, sondern auch ein besonderes Luftrecht entstanden ist. Letzteres knüpft in mancher Hinsicht an bekannte Erfahrungen des Seerechts an, wobei jedoch der Unterschied gilt, daß unter einem Seeschiff nur Fische, unter einem Luftfahrzeug aber Menschen sich befinden. Die Neuschöpfungen der Technik haben stets auch auf die Jurisprudenz eingewirkt, aber eine der intensivsten juristischen Bewegungen löste die glänzende Entfaltung des neuesten zur Eroberung der Luft dienenden technischen Dreigestirns: Ballon, Luftschiff und Flugmaschine aus.

Der Dichter des Mandelhauses.

Von

Julius Bab.

Vor kurzem feierte ein großer deutscher Dichter seinen fünfzigsten Geburtstag. Er heißt Hermann Stehr, schreibt Romane und hat nicht entfernt soviel Leser, wie Ompteda, Zobeltitz, Rudolf Stratz oder sonst einer seiner wirklich bekannten Kollegen. Aber allerdings, man schämt sich fast, die Dinge, die er geschaffen hat, mit den Worten Roman und Novelle, die das belletristische Unterhaltungsgewerbe so schwer kompromittiert hat, zu benennen. Hermann Stehr legt uns das alte, zu schwer gewordene Wort wieder auf die Zunge: er ist ein epischer Dichter. Und die Epen, die er schafft, sind zwar nicht in Versen geschrieben und handeln nicht von Königen und spielen nicht in Himmel oder Hölle. Aber diese schlicht gekleideten Geschichten von schlesischen Bauern, Volksschullehrern und Bureauangestellten sind dennoch Bilder einer ganzen großen Welt, umfassen Götterdämmerungen und kosmische Geburten, Höllen und Himmel so gut wie Ilias und Nibelungenlied, Edda und Göttliche Komödie.

Der große Dichter Hermann Stehr ist ein Schlesier, und das sagt nicht wenig. Wie bei seinem Landsmann und Freunde Gerhart Hauptmann leuchtet in diesem Volksschullehrer aus den Glatzer Bergen deutscher Lebensstoff geheimnisvoll auf, in jener Luft, die von der benachbarten slawischen Welt hinüberschwingt. Das heilige Rußland hat ja dem letzten Menschenalter die große christliche Renaissance gebracht, hat aus der Tiefe seines alten Volkstums noch einmal den erdvernichtenden, heiligen Geist geboren, der sich über alle Kämpfe der Erscheinung, über allen Stolz und Trotz der Persönlichkeit aufschwingt in das übervernünftige Reich der Seele, des Gottes, der immer in uns, aber ganz und gar nicht in dieser Welt des Scheins ist. Von einer gleichen religiösen Leidenschaft lebt im Grunde Gerhart Hauptmanns bisherige Dramatik, die den Seelenkern befreit, indem sie im Leidensfeuer die Schlacken von einer Persönlichkeit abschmilzt; von solcher Gesinnung lebt auch das Werk Hermann Stehrs, der in seinen tragischen Erzählungen zeigt, wie in Menschenherzen der begrabene Gott mit vernichtender Gewalt aufersteht, um das ganze Geschöpf in seinem Feuer zu verzehren, oder wie umgekehrt mit dem Schimmer göttlicher Sehnsucht auch alles Gottähnliche und Menschenwürdige aus einer Existenz weicht. (Siehe Stehrs letzte Veröffentlichung „Der Schimmer des Assistenten".)

Indessen sind diese Deutschen keine Russen. Sie haben nicht die ungeheuerliche, weltzerstörende Urgewalt des riesigen Dostojewsky, weil sie nicht mit der leidvoll höhnischen Wut dieses großen Fanatikers die Welt in den Abgrund Gottes hinunterstoßen. Aus den sanfteren Kreisen der schlesischen Sektierer tretend, haben diese Christen doch nicht die erhabene Maßlosigkeit, die alles Russische kennzeichnet, und haben dafür eine frohere, nicht ausschließlich leidende Teilnahme an der sinnlichen Welt. Namentlich Stehr hält in jeder, auch der kleinsten Wirklichkeit, mit Rührung ein Gefäß des ewigen Lebens in Händen: nicht nur das Gefängnis, auch die schöne Schale der Seele ist ihm der Leib. Und wenn auch die Flamme des Ueberwirklichen jederzeit aus seinem Alltag herausfahren kann, wenn nach Geheiß der Seele bei ihm Pferde sprechen

Digitized by Google

und tote Kinder neben lebendigen Menschen wandeln können, dieser Phantast ist doch zugleich vollkommener Realist. Nicht nur „Naturalist" in dem mystisch drohenden Sinne Dostojewskys, der mit dem Stoff der ganzen Natur das Feuer seiner Himmelfahrt schürt — nein, Realist, wie die deutschen Dichter, die aus sinniger Liebe zu den kleinen und seltsamen Verästelungen des großen Lebens geschaffen haben. Und ein so besonderer Sinn für die barocken, krausen, humorigen Formen des großen Ernstes zeichnet Stehr aus, daß er seltsamerweise zuweilen auch wie ein Bruder des erdhaft geruhigsten der deutschen Erzähler erscheint: so bedenklich es im allgemeinen ist, vom unermeßlichen Geist mit den Bildern des Raumes zu sprechen, so sehr hat es doch einen lebendigen Sinn, wenn man sagt, daß die Stehrsche Kunst irgendwo in einer unfaßbaren aber lebendigen Mitte zwischen Dostojewsky und — Gottfried Keller zu finden sei. Wirklich gibt es immer wieder Momente bei Stehr, die uns an die lächelnde Kleinmalerei des Seldwylers erinnern; aber die Wendung, die Stehr, aus solcher Vertiefung in das Labyrinth des kleinen Lebens auftauchend, nimmt, führt nicht wie bei Keller auf die Hochebene der praktischen Vernunft, sondern stets in den Himmel oder die Hölle der unvernünftigen Seele. So ursprünglich wie Keller ein Moralist ist Stehr ein Metaphysiker.

Vielleicht gibt es für alle, die diesen großen Dichter noch nicht kennen, keinen leichteren und schöneren Eingang in sein Werk als sein letztes Buch, die „Geschichten aus dem Mandelhause"*). Und zwar deshalb, weil das eine Kindergeschichte ist, und weil wir ja alle am Kinde jene Uebermacht des inneren Menschen über die (noch minimale) äußere Erfahrung, jene Herrschaft nicht der Gründe, sondern des Glaubens, kennen und erleben, die als den Kern auch erwachsenen Lebens aufzuzeigen das erschütternd schwere Werk von Stehrs tragischen Erzählungen ist. — Indessen ist das Schicksal des kleinen Amadeus Mandel im Schneiderhause von Roehrsdorf keineswegs ein reines Idyll. Vielmehr ist der erste Kampf seiner Seele mit der Außenwelt dargestellt; denn mit seinem Schicksal ist das des Vaters, des ganz in Gottfried Kellers Stil schrullenhaft phantastisch gehaltenen Schneiders Eusebius Mandel verflochten. Eusebius verlor bei der Geburt des Kindes die Frau, ein stilles, feines Wesen, das singen konnte, und diese Kraft auf den kleinen Jungen vererbte, der mit dieser wortlosen Musik seiner Seele das ganze Haus beherrscht. Des Eusebius Sinne aber wenden sich der rüstigen taubstummen Böhmin, der Maruschka, zu, die ihm seit dem Tode der Frau das Haus führt. Die sinnliche Spannung zwischen den beiden schafft eine Atmosphäre, in der das Kind nicht singen und nicht leben kann, und in der es ersticken würde, wenn nicht der Vater im letzten Moment zur Einsicht käme und in bitterer Selbstüberwindung der Maruschka den Abschied gäbe. Das ist die ganz einfache Handlung. Stehr stellt dar, wie die Seele des kleinen Amadeus von der singenden Mutter und dem fabulierenden Schneider geboren wird — die Wanderburschengeschichten des Alten, wie er wirklich in Berlin und fast in Hamburg war, und bei Hildesheim einmal auf einem richtigen Pferde zu reiten kam! das sind die Hauptquellen, aus denen des Amadeus Weltwissen sich speist. Und dies ist noch bekannte Psychologenkunst. Aber wie diese freie Kinderseele nicht vorlaut an einer angeblichen Wirklichkeit gemessen, wie vielmehr ihre Empfindungswelt als eine Realität mitten in unsere Realität gestellt ist, das ist das eigentliche Stehrsche Wunder an dieser Erzählung.

Der kleine Ausschnitt, der hier folgen soll, ist von dieser einfachsten Geschichte Stehrs wieder das einfachste Kapitel, denn er zeigt das Kind beim Spielen, und das Kinderspiel begreift auch der ärmlichste Laie in der Seelenkunde als ein Wunder. Denn „Spiel" ist ja eigentlich ein ganz falsches Wort, weil beim Kinde die Freude der willkürlichen Wahl ganz fehlt, weil ihm Klötzchen zu wirklichen Häusern und Grashalme zu sehr wirklichen Bäumen werden. — Dies Beispiel mag dem Leser nur als Probe gelten von Stehrs ganz allgemeinem künstlerischen Talent: der lücken-

*) Wie alle Werke Hermann Stehrs bei S. Fischer in Berlin erschienen.

Digitized by Google

los quellenden Fülle sinnlicher Anschauung und dem zwingenden Rhythmus seiner Sprachgestaltung. Was das besondere Genie dieses Mannes ausmacht — die Fähigkeit: jene Allmacht der Seele, die der Ungeweihte vielleicht nur noch im Kinderspiel wahrnimmt, in jeder unserer schwersten Wirklichkeiten aufzuzeigen — das deutet dies Beispiel freilich erst von fern an. Es will nur eine Aufmunterung sein, diesem Dichter weiter zu folgen, in seine Heimat — denn die wahre Heimat dieses Schlesiers ist das Reich der Seele.

Geschichten aus dem Mandelhaus.

Von

Hermann Stehr.

Länger als andere Kinder lebte Amadeus in wunderbaren Gesichten. Aber auch bei ihm fügte sich aus Morgen und Abend der erste Tag, und er erwachte zum Leben der andern.

Wie immer saß er mit einem Töpfchen Milch und einer Schnitte Brot, seinem Frühstück, auf der Fußbank vor dem Stuhle und sah durchs Fenster. Doch schaute ihn heute die ganze Welt nicht mit seinen Einbildungen an. Alles bisher traumhaft Vertraute kam ihm rätselhaft vor.

Die Weide auf dem Wiesenplan, die er schon so oft gesehen hatte, stand krumm da, als blicke sie sich auf die Füße.

„Warum steht der Baum auf der Wiese?" fragte er seinen Vater.

„Weil sie ihn hingepflanzt haben."

„Warum haben sie ihn hingepflanzt?"

„Wegen dem Schatten?"

„Was ist das: Schatten?"

„Das ist schwarz und kühl und liegt unter dem Baume."

„Wem gehört der Schatten?"

„Dem Baum, Amadeus."

Dann nahm der Kleine einen Bissen Brot und einen Schluck Milch. Er rückte herum und sah des Nachbars rotes Ziegeldach.

„Wem gehört das rote Dach?"

„Dem Bauer Schnallke."

„Warum ist der kein Schneider?"

„Weil er Kühe und Pferde hat."

„Warum wohnt er neben uns, und wir haben keine Kühe und Pferde?"

„Er gehört zum Dorfe, Junge."

„Heißt das Dorf auch Schnallke?"

„Nein, es heißt Röhrsdorf, liegt im Kreise Habelschwerdt und gehört zum Königreich Preußen."

Nach einer Weile bückte sich Amadeus und schaute durch das kleine Fenster hinauf in den Himmel, um zu sehen, wie hoch das Königreich Preußen ginge.

„Wohnt dort der König von Preußen?"

Christoph Eusebius stieg aus dem Schneidertisch, bückte sich auch und blickte an dem Arm des Kleinen entlang.

„Nein, Amadeus, das ist kein Haus, das ist der Lange Busch."

„Aber dahinter wohnt der König."

„Nein, da wohnt deine Muhme, und wenn du groß bist und fleißig lernst, so gehen wir durch den Busch einmal zu ihr."

Eusebius stieg wieder in den Schneidertisch und schmunzelte, daß Amadeus ein so geweckter Junge sei. Der Kleine vollendete gedankenvoll sein Frühstück. Dann sah er wieder aufmerksam und gründlich zu jedem Fenster hinaus. Zuletzt schüttelte er das Köpfchen und fragte beklommen:

„Gehört das Dorf Röhrsdorf uns?"

„Freilich, Amadeus," antwortete der alte Mandel, „denn wir wohnen ja drin."

Dieser Aufschluß vertrieb die Kümmernis von des Jüngleins Gesicht, und aufgehellt verließ er die Stube.

Draußen stieg er, nicht allzu weit vom Hause, auf einen Haufen Lesesteine, um zu erforschen, wie groß seines Vaters Dorf sei. Jedesmal, wenn er ein Haus erblickte, sagte er: „Röhrsdorf," und je mehr Dächer vor seinem erstaunten Auge auftauchten, desto froher wurde er, und zuletzt sang er den Namen seines Heimatortes, seines Vaters und flocht auch ein Lied vom Könige von Preußen ein. Das, was er sang, stürmte ganz unbändig, solange es in seiner Nähe war, sobald es aber immer tiefer in die helle Luft hinein-

Digitized by Google

flog, wurde es immer glänzender, ihm fremder. Und nichts war imstande, sein Lied zu hemmen. An den Grashalmen glitt es hin, daß sie zitterten, die Bäume berührte es, daß sie grüner wurden, und gar bis an die rote Sonne reichte es hinauf und schien dort oben aus dem Feuerrad an der blauen Decke tiefe, friedsame Laute loszulösen. Manchmal war es, als sänken diese Klänge gerade aus dem Himmel herab, dann wieder kam es ihm vor, als würden sie über den Hainwald herübergetragen. Nun erkannte er deutlich, daß es die Glocken von Neudeck seien, schwieg bestürzt, weil er meinte, seine Stimme habe sie angestoßen und sie müßten läuten, solange er singe. Wirklich verstummten sie nach einer Weile, und Amadeus dachte, wenn er der König von Preußen wäre, dann hätte sein Singen solche Gewalt, daß es die Kirchenglocken der ganzen Welt weckte. Auf der Straße drüben fuhr hin und wieder ein Wagen nach Berlin oder Hildesheim. Und Amadeus erkannte, wenn er ein König werden wolle, der die ganze Welt mit seiner Stimme beherrschte, müsse er erst eine Stadt haben. Darum stieg er von dem Steinhaufen herunter und errichtete aus großen Steinen einen Wall, hinter dem er Hildesheim erbaute. Hohe, schmale Steine waren die Türme; lange, plumpe Brocken bildeten die Häuser. Da waren auch kleine Häuschen, putzige Knötchen, daß Amadeus lachte, wie Leute so dumm sein könnten, darin zu wohnen. Als er auf dem Steige eine weggeworfene Streichholzschachtel fand, war ihm um Leute und Glocken nicht mehr bange. Er brach das Schüblein auseinander und hatte vier Leute: zwei große und zwei kleine. Der eine lange Span war die Frau, die aus der Stadt läuft, weil sie darin zu sehr mit den Glocken läuten.

Sie stand vornübergeneigt nahe beim Wall. Damit sie hinauskäme, nahm er einen Stein aus der Stadtmauer und hatte nun das schönste Tor. Die kleinen Spänchen, die Kinder des Weibes, die mit ihrer Mutter flüchten wollen, sind hingefallen und liegen jämmerlich vor der Stadt, auf deren längstem Turme die Glocke wackelt, die Hülse an dem queren Hölzchen. Amadeus gönnt ihr keine Ruhe. Immer stößt er sie mit dem Finger an und läutet mit seiner Stimme dazu, ob auch die Frau ganz verzweifelt ist und ihre armen Kinder auf der Nase liegen. Allein, nun soll doch sein Vater nach Hildesheim hereinkommen, und es ist noch keine Brücke über die alte Wasserfurche gebaut, damit er über den großen Fluß könne. Amadeus hält den reisigen Eusebius, den andern langen Span, in der Hand und weiß einen Augenblick nicht, wie da zu helfen sei. Wie er so über den Wiesenplan nach allen Seiten ausschaut und denkt: Es muß doch wer aus Berlin oder Hamburg kommen, ruft es von des Schnallke Bauers Schuppen her: „Schmiedla, hier!“ und bald läuft hinter einem Spitzhündchen, das im Grase tanzt und komisch bald das eine, bald das andere lange Ohr umklappt, des Bauers kleiner Junge. Als der den Amadeus erblickt, schreit er noch viel lauter nach seinem Hunde. Der kleine Mandel, der neben Hildesheim steht und seinen Vater in die Steine gesteckt hat, wünscht sich, Schmiedla, der Spitz, möchte herkommen, damit er ihn streicheln könne. Aber er rührt sich nicht, und auch als der Hund bei ihm ist und an seinem Bein hinaufschnobert, greift er ihn aus einer unbehaglichen Empfindung nicht an, die ihm der Schnallke Junge einflößt. Das ist ein strunkiger, kleiner Mensch mit einer Knopfnase und einem verwogenen, gesunden Gesicht. Seine braune Haare stehen durcheinander wie die Borsten eines zerstrichenen Butterpinsels, mit dem man die Kuchenbleche einfettet, und das eine Lederhöschen ist unten ohne Schnüre.

Als er herangekommen ist, ergreift er den Hund an den längeren Haaren des Halses und fragt:

„Bist du etwa der Schneiderjunge?“

Amadeus antwortet nicht, setzt sich neben die Stadtmauern und deckt seinen Vater zur Vorsicht mit der Hand zu. Diese Schweigsamkeit ärgert den kleinen Bauern offenbar, und um zu beweisen, was er für ein Mensch sei, sagt er:

„Die Wiese gehört uns. Dort ist unser Hof und dort ist unser Korn.“

„Und die Weide?“ fragte Amadeus.

„Die gehört auch uns.“

Digitized by Google

Der kleine Mandel lacht, denn er weiß es besser. Da ereifert sich der Schnallkejunge und ruft laut: „Der Baum und der und der dahinter und die andern und der ganze Busch, alles, alles, gehört uns, und ich heiße Martin Schnallke."

Er läuft um den Steinhaufen herum und zeigt auf die ganze Welt. Als er an Amadeus vorbei will, greift ihm dieser an die Hosen, um zu erkunden, aus was für Stoff sie seien.

Eigentlich wollte Martin nach Hause laufen, um seinem Vater zu klagen, es sitze draußen auf der Vorderwiese ein Junge, der nicht glaube, daß alles dem Schnallke-Bauer gehöre. Als er aber des kleinen Schneiders Hand an seinem Bein fühlt und ein Verwundern in dessen Gesicht gewahrt, beruhigt er sich und sagt gewichtig: „Ja, ja. Das sind Lederhosen. Glaubst du etwan, die sein nich meine?"

Amadeus deckt die Hand noch fester auf seinen Vater und fragt: „Und wem gehört das Dorf?"

„Unser Dorf?"

„Nu ja, Röhrsdorf?"

„Doch nicht etwan dir?"

Nun ist des kleinen Mandel großer Augenblick gekommen. Er erhebt sich und sagt mit tiefstem Ernst:

„Das gehört dem König von Preußen."

Da erschrak der Schnallke Martin doch sehr und setzte sich neben Amadeus, und der erzählte ihm vom Königreich Preußen. Das ginge bis an den Himmel und hinter dem Walde, noch viel weiter als seine Muhme, wohne der König von Preußen, der Hosen habe so weit wie Kornsäcke, gar nicht zu Hause zu sein brauche wie die andern Menschen, sondern immerfort mit allen Eisenbahnen fahre.

Dann spielten sie „Hildesheim". Der Schnallke-Martin wurde der Glöckner von Hildesheim und freute sich, daß die Frau fortlief und daß die Kinder dalagen und schrien. Er wackelte mit der Streichholzschachtel in einem fort und läutete mit seiner Stimme so laut er konnte, um die armen Kinder recht bis in den Tod zu ängstigen. Amadeus aber führte seinen Vater unter vielen Gefahren durch den unaufhörlichen Graswald gen Hildesheim und ließ ihn dort am Tore mit dem Weibe ein ganz artiges Gespräch führen.

Der Spitz „Schmiedla" aber lag in dem Graben ob der Stadt und schlief. Wenn die Glocke einmal gar zu stark läutete, richtete er sich ein wenig auf, hielt den Kopf halb schief und steifte das obere Ohr.

Das wäre mit dem Hildesheimspiel schön den ganzen Tag lang gegangen, wenn der Martin nicht auch hätte einmal den Handwerksburschen führen wollen. Amadeus konnte das aber nicht zugeben, weil es doch sein Vater war. Er sagte davon zwar nichts, sondern stellte sich nur vor die Wasserfurche und schützte den Eusebius, der auf seinem Marsche von Berlin her eben tief im Graswalde steckte.

Nach manchem Hin und Her verlor Martin endlich die Geduld, stieß ganz Hildesheim um, suchte den Handwerksburschen auf und stampfte ihn unter Schimpfreden in die Erde. Als Amadeus seinem Vater so übel mitspielen sah, stürzte er, um Hilfe schreiend, auf den Schnallkejungen. Der aber gab dem kleinen Mandel noch eins vor die Brust und begann dann über die Wiese zu traben, weil in des Schneiders Hause die Tür knackte.

Eben hatte er die Schuppenecke erreicht, als Eusebius auf dem Plan erschien. Er bemerkte wohl gleich, wer der Schuldige an dem Handel gewesen sei. Anstatt aber dem kleinen Unhold zu Leibe zu gehen, machte er sich über seinen Jungen her, der am Boden lag und unter Geschluchz ein zertretenes Spänchen aus der Erde grub. Auf alle Fragen, was der Martin mit ihm vorgehabt habe, rief er nur immer verzweifelt: „Er hat ihn zertreten." Mehr war durchaus nicht aus ihm herauszubringen. Deshalb hob ihn Eusebius auf und gängelte ihn dem Hause zu. Ehe er aber unter der Tür verschwand, kam seine Ruhe doch zum Platzen, und er schoß gegen Martins Kopf, der von Zeit zu Zeit hinter der Schuppenecke hervorkam, einen heidenmäßigen Hagel von Verwünschungen und Drohungen ab. Als er aber einmal absetzte um Atem zu holen, schrie der Schnallkejunge aus seinem Versteck: „Fabelaffe! Fünfzeheschneider!"

Digitized by Google

Da fand es Eusebius für geraten, das Feld zu räumen, damit sein Sohn von diesen respektwidrigen Worten nicht noch mehr zu hören bekomme; denn wer mit heißem Eisen zu lange an einer Stelle bügelt, verbrennt das beste Gewebe.

Randbemerkungen.

Drehströme im Kunstbetrieb.

„Es war einmal ein König, der hatt' einen großen Floh." — folglich ist der ein König, der einen großen Floh hat! Das ist die Logik der Futuristen, Kubisten, Expressionisten, Zonisten, Orphisten und anderer Grossisten. Von den tausend Dingen, die der König hatte, haben sie immer nur den Floh. Den putzen sie und schmücken ihn und lassen ihn nicht knicken. Wenn Herwarth Walden der Mann ist, an dessen künstlerischer Ehrlichkeit man nicht zweifeln soll, so steht er diesem Drehstrom, der die Gliedmaßen von Fröschen und Künstlern gleicherweise zucken läßt, wie der Zauberlehrling seinen Wasserträgern gegenüber. Er wollte ein paar Tropfen des Goldstromes jenem Geist zuführen, der über die Tradition hinauswächst, und ein Strom von Tröpfen schwemmt alles hinweg.

Man sieht den Walden vor lauter geistigen Purzelbäumen nicht und die Formel für deutsche Kunst heißt heute: Wer Wind macht, wird im „Sturm" ernten.

Die Malerei kam von der Genergroßtat zur Groteske und hält nun bei der Engrosteske. Die Dichtung leidet an Neubildungen und glaubt sich deshalb schwanger vom Sprachgeist. Sie riecht mit den Augen, hört mit der Nase und sieht mit den Ohren. Zonisten schneiden Riemen aus der Haut des Pegasus, Futuristen montieren ihm Propeller an, die Musen sind als flotte Mannequins engagiert und Apollo ist Rayonschef der Bücher- und Rahmenabteilung bei „Merkur & Marinetti".

Wenn die Zeit schon zu schwach ist, Verstand und Gefühl zum Geist zu vereinen, so sollte sie doch in diesen Ressorts Ordnung halten. Aber die beiden kommen durcheinander, ohne eine Einheit zu bilden. Eines trübt das andere, und in diesem Trüben fischt Mister Bluff nach dem, was Professor Kitsch übriggelassen hat.

Kunst ist vorwiegend Gefühlssache. „Der Verstand spielt beim Schaffen ungefähr die Rolle des Jockeys beim Rennen: er verhindert das Ausbrechen und Stürzen, zwingt über Hindernisse und Aehnliches," so sagte mir einst ein Meister. „Siegen muß die Phantasie, ein Kind des Gefühles!"

Gefühl ist Tradition des Verstandes, daher ist Tradition die Hauptstütze jeder Kunst, und ein Genie baut sie aus, aber stürzt sie nicht. Die Jüngsten brechen mit jeder Tradition. Sie stellen das Chaos her, aber sie können nicht aus dem Chaos schöpfen. Die einen spiegeln es wider, ohne die Kraft zur Gestaltung zu haben, die anderen haben sich ein Rotwelsch zurecht gemacht, in welchem verzeichnete Figuren Schmerz und Marmorierung Brunst oder sonst etwas bedeutet. Es ist die Be-sprache dieser neuen Schule, die ich zu schwänzen gedenke, bis sie ihre Kunstwerke samt Gebrauchsanweisung liefert. Warum sollte sie das nicht? Zeitungssetzen picken so schon auf manchen. Die Verdrehtheit geht ja so weit, daß sie die Evolution nicht nur im Geistigen, wo man ihnen schließlich nichts beweisen kann, sondern auch in Technik und Material leugnen. Was soll man zu Leuten sagen, die Papierschnitzel und anderen Kehricht auf ihre Bilder kleben, die mit Fingern und Zahnstochern Farbe auf Leinwand patzen, und einen Pinsel höchstens dort gelten lassen, wo er einen lobenden Artikel über ihre Rückkehr zu den Primitiven schreibt. Denn wirklich: was diesem Chaos von Hemmungslosigkeit und Kliquenwirtschaft Beachtung sichert, ist Tinte und Druckerschwärze. Und wenn Meier-Graefe nach dem „Wohin treiben wir?", auch noch fragen sollte: „Was sagen Sie zu Kandinsky?!", so bliebe er doch der Vater aller farbenfrohen Druckerschwärzlinge, die den Renoir zum Fragonard ins Kastel legen und beim Maler nicht fragen: was kann er?, sondern: wohin gehört er? Einordner! Schriftsetzer, nicht Schriftsteller! Leute, die sich in die Eigentümlichkeit eines Meisters verbissen haben und sich daran vollsaugen wie Wanzen. Wird das in der Presse breitge-

Digitized by Google

quetscht, so stinkts auch so! Und nur dieser Gestank fällt den stumpfen Sinnen unserer Zeitgenossen auf, nur den Gestank kennen sie als Charakteristik des Meisters und nur dem Gestank eifern sie nach.

„Nieder mit jedem Dogma!“ schreien sie und verkünden das als neues Dogma. Weil geistlose Korrektheit fad ist — lassen sie die Korrektheit weg. Weil der Gegenstand nicht die Kunst, sondern etwa ihre Projektionsfläche ist — lassen sie den Gegenstand weg, und die Kunst hängt ungesehen in der Luft. Und immer haben sie eine Ausrede: „Ich sehe es so, ich erlebe es so, Kunst ist subjektiv!“

Ja! Kunst ist subjektiv! aber wenn jemand seine Mitmenschen als Gullasch erlebt, so besteht die Gefahr, daß er ihnen eines Tages mit dem Messer zu Leib geht! Ein gemeingefährlicher Irrer! Oder tut er nur so, ein Schwindler, dem der Kunstrichter höchstens die Geschäftsusance, nie die Kunsttradition, als mildernd zubilligen darf.

Das Geschäft ist ja doch das einzige Band, das hier ganz vereinzelte Künstler mit einer Schar von Schiebern und dadurch Geschobenen verbindet. Ja, wenn man hinter die Kulisse der Kunstbörse sehen könnte!

Da hungert ein Genie wie Kokoschka so lange, bis er entdeckt, daß ihm sein Talent im Weg ist. Er beschließt fürder keinen Gebrauch davon zu machen, und verkauft nun mehr Bilder, als er früher Semmeln kaufen konnte. Der Geist läßt sich ja nicht verleugnen, aber die Malerei ist beim Teufel. Drehstrom! Makart war ein guter Maler, aber er hatte wenig Geist. Er hat Mist in der Equipage geführt, und Kokoschka nötigt die Herrschaft in den Mistwagen. Keiner ist mir der rechte Kutscher in die Ewigkeit.

Es ist ja richtig! das Neue findet stets nur eine beschränkte Zahl von Anhängern und kann trotzdem gut sein. Aber dieses Neue findet eine Unzahl von beschränkten Anhängern. Das ist bestimmt nur neu. Haute-nouveauté, das hat noch allem Weibischem geholfen, den guten Geschmack zu überwinden. Was dem Geist Hemmung ist, ist weibischer Lust ein Sporn. Das klirrt oft, wie wenn einer sich schon die Sporen verdient hätte, und ist doch nur das Schneiderradel, mit dem er seinen Schnitt macht.

Und ist nicht diese Kunst doch ein Spiegel dieser Zeit? Dieser Zeit, die das Weib nur mehr im Manne gelten läßt, dieser Zeit, die aus tausend Mücken einen Elephanten machen möchte, dieser Zeit, die ihr Herz auf einer Zunge trägt, die gerade noch lallen kann: Sinds die Augen, geh' zu Ruhnke!

Diese Zeit verdient eine Kunst, in der der Pinsel die Feder führt, die schmierige Palette als Bild in die Ausstellung kommt und die Staffelei ein gesuchtes Aktmodell ist. Sie ist gebrandmarkt durch ihre Losung: Zeit ist Geld. Die Kunsthändler propagieren eine Händlerkunst und klimpern mit dem Geld, daß der Geist, der zwischen Monismus und Gesundbeten von Kräften gekommen ist, sich nicht zu Gehör bringen kann. Der Preisgerichtsvollzieher verauktioniert die „Wahre Kunst“! der Geist erhebt Einspruch: „Kunst reicht für die Konzeption, zur Ausführung gehört Können!“ Cassirer bietet einen Taler. Der Geist ruft: „Kunst ist bedingt durch Persönlichkeit, nur die Wissenschaft sucht nach Unbedingtem.“ Die Juryfreie bietet zwei. „Aber hört doch,“ schreit der Geist, „wo bleibt die lebendige Kunst, wenn eine Manier sie totschlägt?“ Da hat der Herbstsalon sie schon um drei Taler erstanden.

Der Geist der Malerei greift sich an den Kopf und begeht Selbstmord, indem er in den Hofmaler Fischer fährt. Max Pechstein teilt der Welt mit, daß er einen funkelnagelneuen von den Südseeinseln holen wird.

Alois Essigmann.

Die Ueberwindung der Berge.

Das Projekt einer Zugspitzbahn ist nach einer Meldung der Münchner Neusten Nachrichten von König Ludwig III. konzessioniert worden.

Die Riesenfamilie der Berge thront über der Erde in hocherhabenem Reviere, und sie überschaut nicht nur die Täler und Ebenen mitsamt ihren Bewohnern, sie sieht auch rückwärts und vorwärts in die Jahrtausende. Mit dem reinen

Digitized by Google

Hermeline ihres ewigen Schneepelzes bedeckt, atmen die Riesen das ewige Blau ihres Himmels. Näher der Höhe, der Gottheit näher, zeigt ihr unbeweglich-starres Antlitz den heiligen Ernst der Erkenntnis.

Sie verachten die Menschen. Aber ihre Verachtung ist so rein und unmenschlich-erhaben, daß sie in gnädiger Duldung unwillensfremd ihre Nähe erleiden, daß sie das Kitzeln ihrer Berührung ertragen, und sich nicht wehren, wenn ihr Leib durchschnüffelt wird, und wenn kleine, schwach-schwache Fäuste mit Ueberwindergeste ihr Gestein umfassen. Meist strafen sie nicht die tollkühnen Wichte, die demutsfern mit Speer und Axt und hänfenen Seilen ihren Gipfel „überwunden" haben .... überwunden, weil ihre gütige Teilnahmslosigkeit ihrer übergigantischen Macht vergaß .... die zeitarmen Erdlinge, die traumaugenblickslang in ewiges Land schauen, die Stimmung eiskühler Unvergänglichkeit atmen wollen. Bisweilen aber .... bisweilen erwacht der Wille der Riesen. Sie pusten lachend die stolzen „Eroberer" in tödlichem Sturze talwärts. Der Hauch ihres Atems befiehlt den Stürmen, die wie bissige Hunde nach den Wagetollen greifen; ihr höhnisches Zucken wälzt Lawinen hernieder, die als weiße Schollen das vorschnelle Grab des Wanderers bedecken.

Schön sind die Berg-Gewaltigen; zürnend und ruhend. Die Reinheit der Naturkraft lebt in ihnen. Die wirkt auf die Seele des ehrfurchtsvollen Beschauers und gibt ihr Frieden.

Unser Jahrhundert aber kennt keine fromme Scheu. Die Menschen unserer Zeit haben ihrem demutslosen Wahne, bewußt der eigenen Unvollkommenheit, starr-gierig strebend Bundesgenossen erworben; starke Diener, die ihnen zu über-erdiger Kraft verhelfen sollen. Diener ohne Seele. Ohne innere Hemmungen: Die Geschöpfe der Technik. Kraft soll nun unabhängig von menschlicher Schwäche, gegen Kraft wirken. Häuser durcheilen die Meere, eiserne Vögel tragen den unersättlichen Menschen durch die feindlich-wehrende Luft.

Der König der deutschen Berge soll nun auch für alle Zeit dem Menschen erobert werden. Lahme und Greise sollen des Herrschers spotten dürfen. Bequeme, Hämische, Kraftarme werden über die üppigste Kraft triumphieren. Der Leib des Berges wird von Schienen umpreßt werden. Man wird ihn durchbohren, ihn wehrlos machen. Und dem Liede des Sturmes, das um die Zacken der Bergfelsen seit Ewigkeiten singt, wird sich nun bald der Talmidonner einer Eisenbahnlokomotive vermählen.

Soll man sich, in stolzem Bewußtsein des Sophokleischen Satzes: „Vieles ist wunderbar, das Wunderbarste aber ist der Mensch" solcher Wagnisse freuen? Oder soll man sich nicht vielleicht doch einmal in stillerer Beschaulichkeit selber durchforschen und nach den Grenzen spähen, die dem Menschen gesetzt sind, seinem Wollen und seiner Tat?!

Man mißverstehe mich nicht: Fortschritt sei allüberall, und je weiter der Mensch in der Erkenntnis kommt, je größer das Bereich seiner Kraft gespannt ist, desto besser ist es für ihn und seine Kultur. Wie aber das Ethos im Menschen ihn oft von der rücksichtslosen Verfolgung vieler äußerer Möglichkeiten abhalten wird, so gibt es auch Gesetze, die Pflichten gegen Schönheit schaffen und es nicht dulden, mit der letzten Energie die eigenen Kräfte und Mächte spielen zu lassen. —

Richard Rieß, München.

Graf Mielczynski.

Der Freispruch des Meseritzer Schwurgerichts ist selbst manchem Optimisten überraschend gekommen. Die Tatsache, daß der Graf Mielczynski zwei Menschenleben vernichtet hat, ist erwiesen und von ihm selbst ohne jede Beschönigung eingeräumt worden. Konservative Blätter haben denn auch nicht mit ihrem lebhaften Befremden zurückgehalten — sie, die im Falle Forstner den Gebrauch der Waffe für selbstverständlich und sogar notwendig erklärt haben —; und die Einrichtung des Schwurgerichts überhaupt wurde als überlebt und als der Abschaffung bedürftig erklärt. Eine Strafkammer würde zweifellos, so hieß es, „ein dem gesunden Rechtsempfinden besser entsprechendes Urteil" gefällt haben.

Darüber, ob ein anderer Gerichtshof anders geurteilt haben würde, müßige Betrachtungen anzustellen, ist zwecklos. Bedenklich wäre es auf jeden Fall, den Freispruch als Präzedenzfall aufzufassen. Der Totschlag eines Ehebrechers muß auch in Zukunft selbst unter den mildernsten Um-

Digitized by Google

ständen als verdammungswürdiges Verbrechen gelten. Unsere staatliche Ordnung verbietet glücklicherweise jede subjektive Einmischung in die Justiz, und nur durch diese unbedingte Norm ist der Schutz und die Sicherheit der Einzelpersönlichkeit in so hohem Grade gewährleistet.

Sieht man sich freilich den absolut einzigartigen Fall des Grafen Mielczynski an, so wird man erstaunt sein, wie sehr das Urteil, dessen juristische Begründung sonst so oft unsern ethischen Anschauungen widerspricht, sich hier mit dem gesunden Rechtsempfinden des Volkes deckt. Deshalb ist es auch — von den erwähnten Ausnahmen abgesehen — allgemein mit so großer Befriedigung und Selbstverständlichkeit hingenommen worden. Immerhin mag man sich doch noch einmal kurz die wichtigsten Momente der romanhaften Ereignisse vor Augen führen, um die Gründe für und wider den Freispruch der Meseritzer Geschworenen zu prüfen.

Juristisch liegt der Fall ganz einfach. Auf Grund des während der Verhandlung zutage geförderten Materials wurde die Anwendungsmöglichkeit des § 51 des Strafgesetzbuches für vorliegend erachtet, der im Falle des Fehlens einer freien Willensbestimmung die Strafbarkeit einer Handlung ausschließt. Demzufolge mußte der Angeklagte freigesprochen und sofort auf freien Fuß gesetzt werden. Wie steht es aber mit der rein menschlichen Berechtigung des Urteils?

Graf Mielczynski liebte ein Mädchen. Als er um ihre Hand anhielt, wurde er von ihrem Vater abgewiesen. Da ging er in die Einsamkeit und schoß sich eine Ladung Schrot in die Brust. Ja, wirklich, das hat er getan. Er ist ein Romantiker, ein Idealist, ein „sonderbarer Schwärmer". Ein Anachronismus aus dem empfindsamen Rokoko, aus den letzten, ritterlichen Tagen des polnischen Königtums, den der Schöpfer aus Versehen in unser materielles, geschäftstüchtiges, mechanisches, nüchternes (und dadurch ethisch dekadentes) Zeitalter gepflanzt hat.

Als die Aerzte mit Mühe seinen todwunden Leib wieder zusammengeflickt hatten, ward ihm das geliebte Mädchen doch noch als Gattin zuteil.

Die Frau war natürlich ein Engel. Das fanden alle die armen Leute, die der Mildtätigkeit ihrer Majoratsherrin so viele Gnadengaben zu verdanken hatten. Das fand vor allem der Graf selbst. Das fanden aber auch nicht minder der gottesfürchtige Dompropst und die jungen Aristokraten, die die Schönheit der Gräfin zu bewundern so „eingehende" Gelegenheit hatten.

Einer Frau muß man alles verzeihen. Eine Frau ist ein Luxusgegenstand, in dessen Besitz sich viele Männer zu teilen haben. Die größte Sünde einer Frau wirkt berückend, wenn sie mit Anmut begangen wird. Das hätte der naive, altmodische, verliebte Tor von Grafen doch eigentlich wissen sollen.

Er hat es ja auch gewußt. Da er aber nicht als Hahnrei gelten mochte, beschloß er eine gütliche, friedliche Trennung und räumte schweigend das Feld. Leider hatte er nur nicht damit gerechnet, daß der Drang des Blutes sich nicht mit Vernunftgründen meistern läßt. Der Graf ist noch kein zur Entsagung geneigter alter Mann, wie der Herr in Strindbergs „Wetterleuchten", sondern in seiner Höhe des kraftvollsten Mannestums eher dem Simson vergleichbar, der vergeblich von seiner als treulos erkannten Peinigerin loszukommen sucht. Moralfanatiker, die schlechte Psychologen sind, meinen, der Graf hätte sich scheiden lassen sollen. Aber das war ja gerade das Tieftragische in seinem Leben, daß er die Scheidung nicht übers Herz zu bringen vermochte. So fand sein Bruder, der im Hinblick auf die Kinder eine Versöhnung mit der Gräfin anzubahnen versuchte, bei ihm williges Gehör und erntete schließlich den Scheinerfolg einer Wiedervereinigung der Gatten.

Es hätte vielleicht noch alles gut werden können, wenn der Frau nicht wieder der Versucher in neuer Gestalt genaht wäre. Der jünglingshaft unreife, zudringliche, verkommene Neffe des Grafen erringt das Herz der überreifen „Frau im gefährlichen Alter", und es bleibt dem Gatten nicht länger verborgen, welche traurige Rolle ihm bei der Gräfin zu spielen erlaubt ist. Da fühlt er sich vor ein „Entweder — oder" von furchtbarer, endloser Tragweite gestellt, und findet keinen Ausweg mehr. In einem Augenblicke besinnungsloser Wut schießt er blindlings auf die Ehebrecher, als ob er das Ende mit Schrecken dem Schrecken ohne Ende vorziehen wollte. Hochaufgerichtet steht er da, das Werkzeug einer übermächtigen Naturnotwendigkeit Dann aber bricht er selbst zusammen, weil

Digitized by Google

die wahnsinnige Aufregung die Wunde in seiner Brust von neuem hat aufbrechen lassen und ihn auf ein schweres Krankenlager wirft. . . .

Die ganze Geschichte liest sich wie eine Novelle oder der Entwurf eines Dramas. Ein Drama ist es in der Tat; freilich nicht dem erfindungsreichen Hirn des Herrn Felix Philippi entsprungen, auch keine raffiniert ausgeklügelte Kombination aus der Feuerwerksphantasie eines Henri Bernstein oder eines geschickten Kinoregisseurs, deren schwefelige Entladungen man nach dem Theaterbesuche kühl bei Kempinski kritisiert. Der Autor dieser Tragödie, bei der man nicht sagen kann: „So was ist doch nur auf der Bühne möglich", heißt: die splitternackte Wirklichkeit.

Man vergegenwärtige sich doch einmal, in welchem Maße die Opfer der Katastrophe von Dakowymokre den beleidigten Gatten zu seiner Verzweiflungstat geradezu herausgefordert hatten. Und man stelle sich vor, als was für eine Brutalität dieser feinnervige Mann eine schmachvolle Gefängnis- oder Zuchthausstrafe empfinden müßte. Sein Leben ist ja ohnedies schon jetzt zerstört. Auch rein menschlich kann seine Freisprechung nur von jedermann mit Genugtuung aufgenommen werden.

Dr. Wilhelm Bolze.

Neue Bücher.

Bayernbuch. Hundert bayrische Autoren eines Jahrtausends. Herausgegeben von Ludwig Thoma und Georg Queri. Albert Langen, München.

Auf dem Umschlag dieses Buches ist ein Blumenstrauß von üppiger Buntheit abgebildet. Es haben darin die heiteren Farben die Oberhand, und es befleißigen sich auch von den hundert Autoren dieses bayrischen Literaturspiegels die meisten so oder so der Lebensbejahung. Bei einigen zeitgenössischen Schriftstellern geht der Optimismus mehr in die Breite als in die Tiefe. Ueberhaupt haben sich die Herausgeber, um der runden Zahl willen vermutlich, zu einer Toleranz verleiten lassen, deren nicht immer angenehme Folgen der Leser zu tragen hat. Gleichwohl wäre es sündhaft, die selbstlosen Bemühungen Ludwig Thomas und Georg Queris mit Undank zu belohnen. Man vermißt in diesem Bayernbuch den großen Dramatiker, den großen Romancier und den großen Lyriker, aber es enthält doch eine reiche Fülle von wahrhaft erfreulichen Leistungen. „Wir wollten so ungefähr durch das Dick und Dünn der bayrischen Literatur führen und viel Gutes und einiges bezeichnende Mittelmäßige aufwirten," sagen die Herausgeber, und stellen damit den Sachverhalt richtig dar. Je älter sie sind, desto saftiger und und süßer sind die Früchte, und desto milder und erquickender ist der Duft, der den Blumen entströmt. Der „Verlobungsspruch" des Werinher von Tegernsee ist ein lyrisches Kleinod, neben dem allenfalls Max Dauthendeys „Brennender Kalender" in Ehren bestehen kann, und in den schwärmerischen Ergießungen der Minnesänger und in den hanebüchenen Schriftwerken des Hans Sachs und seiner dichterischen Spießgesellen steckt ein ansehnliches Quantum von naiver Einbildungskraft. Einige Beiträge des Buches (Nesselrodes Plagiat aus der Minna von Barnhelm und artverwandte Dinge) erscheinen als bloße kulturgeschichtliche Merkwürdigkeiten, aber die meisten Prosastücke, Dramenfragmente und Gedichte — in ihrer Gesamtheit ein äußerst schmackhafter „Leitfaden" der bayrischen Literatur — bedürfen keineswegs der Krücken der Philologie, um in das Verständnis und in das Wohlwollen des Lesers einzugehen. Besonders sympathisch berühren die Erzählungen von Franz Kobell, Melchior Meyr, Ludwig Steub und einigen anderen älteren Autoren. Von den Zeitgenossen schneiden namentlich Lena Christ, Lydia Danöfen, Ludwig Ganghofer und Ludwig Thoma gut ab. Es lassen sich gegen die „nach Impulsen und nach Liebhaberei" vorgenommene Auswahl der abgedruckten Stücke und gegen die alphabetische Reihenfolge der Autoren naturgemäß allerlei (im letzten Grunde gleichfalls von Impulsen und Liebhaberei abhängige Bedenken ins Feld führen, aber am Schluß behauptet sich siegreich der Eindruck, daß hier von zwei wackeren Bayern ein Heimatbuch geschaffen worden ist, das als ein ruhender Pol in der Flucht der literarischen Neuerscheinungen gelten darf.

München. Hans Harbeck.

Herausgeber: Dr. Heinrich Ilgenstein. — Verantwortlich: Dr. Heinrich Ilgenstein, W., Pfalzburgerstraße 53. — Verlag: Hellmuth Johnke, Berlin W. 15. — Oesterreich-Ungarn: Huber & Lahme Nachf., Wien I, Herrengasse 6. — Verantwortlich für die Inserate: Franz Rausch, Berlin W. — Druck und Postvertrieb: Paß & Garleb G. m. b. H., Berlin W. 57.

Digitized by Google

Die Gegenwart

Nr. 11 | Berlin, den 14. März 1914 | 43. Jahrgang Band 85.

Das Schicksal der Witwe Hamm.

Von

Dr. Max Adler.

Zwischen dem 15. und 16. November 1907, gegen ½2 Uhr nachts, wird die Frau des Landwirts Hamm in Flandersbach durch einen Schrei geweckt. Es ist die Stimme ihres Mannes. Aus dem Vorflur dringt Tumult. Zitternd macht sie Licht und eilt hinaus vor Hamms Schlafstube, deren Tür weit offen steht. Der Korridor ist voll Blut. Ihren Mann hört sie irgendwo stöhnen, bis sie ihn endlich am geöffneten Flurfenster entdeckt, den Oberkörper weit hinausgelehnt, unfähig, sich zu erheben. „Was haben sie dir gemacht?" — „Mich haben sie gestochen!" — „Wer denn?" — „Sie sind aus dem Fenster gesprungen . . . Hilf mir schnell ins Bett!" Unter seiner rechten Achselhöhle quillt ein Blutstrom hervor. Die Frau bricht ohnmächtig zusammen.

Aber sie rafft sich auf. Sie hat mit ihrem Mann beständig in Unfrieden gelebt. Er war nie gut zu ihr. Sie wohnen im Hause nebeneinander wie Fremde. Doch jetzt gilt es zu handeln. Sie ruft den alten Oheim ihres Mannes zu Hilfe. Auch mit diesem Hausgenossen ist sie arg verfeindet — aber das alles muß zurückstehen, jetzt, wo ein Sterbender im Hause ist. Sie legen den Todwunden aufs Bett. Er fordert den Oheim auf, um einen Arzt zu schicken; den Oheim, nicht die Frau: denn so viel zähe Kraft der Feindschaft ist noch in ihm, daß er sein Weib mit Willen übersieht, wo ein anderer zur Hilfeleistung da ist. Aber kein Wort des Verdachts kommt über seine Lippen. Wenn er Argwohn schöpfte, wäre es nicht das erste gewesen, ihn auszusprechen? Er, der sich, zu Tode gestochen, seinen Mördern im Dunkel dieser grausigen Nacht mühselig nachgeschleppt hat, um die durchs Fenster Geflüchteten mit seinem letzten Atem festzuhalten: er hätte nicht so viel Energie aufgebracht, sein im Leben so verhaßtes Weib zu beschuldigen, falls er sie für schuldig hielt?

Er hat es nicht getan. Wie hätte er es auch tun können, da sie von allen Hausgenossen die erste war, die ihm in seiner Todesstunde beistand? Der Arzt trifft ein, vermag aber nichts anderes zu tun, als eine durchschnittene Schlagader festzustellen. Verblutung . . .

Noch in der Nacht beginnen die polizeilichen Recherchen. Auf dem Flur wird ein fremder Hut gefunden, im Garten unter dem Flurfenster ein Stock und ein über und über mit Blut besudelter Rock, dessen Aermel der frühere Inhaber vor der Tat vorsichtshalber umgekrämpelt haben mochte; in der Rocktasche ein Schnurrbartbürstchen, ein feststehendes Messer und zwei kleine Farbenkästchen. Sonst nichts. Eine Fußspur, von der ein Gipsabdruck abgenommen wird, verliert sich nach ein paar Schritten. Die Polizei gelangt zu dem Schluß, daß Einbrecher ins Haus gedrungen waren, und daß Hamm, als er die Täter überraschte, den tötlichen Stoß empfing. Alle weiteren Nachforschungen und Kombinationen waren vergeblich.

Leben kam erst in die Bude, als aus Berlin ein bekannter Fachmann auf dem Gebiet der Verbrecherrecherche eintraf: der Kriminalkommissar Karl v. Treskow II. Diese große Polizeikanone hatte zwar noch keinen Mord bearbeitet, wohl aber hatte er die entschiedenste Absicht, einmal einen Mörder zu entdecken. Er begann umherzufragen. Die Frau hatte mit ihrem Manne in Unfrieden gelebt; das konnte man überall hören. Sie

Digitized by Google

schliefen sogar getrennt — für das Volksempfinden der klarste Beweis eines unheilbaren Eherisses. Man weiß, zu welch ungeheuerlichen Dimensionen die Lawine der Verleumdung anwächst, sobald einmal ein Sandkorn des Mißtrauens, der Abneigung oder auch nur der Entfremdung in Sitten und Anschauungen in Bewegung geraten ist. Nun wollte sich plötzlich jeder an dies und an das erinnern. Aus Klatsch und Wahrheit wurde der Gehetzten ein Strick gedreht. Enger und enger zog sich die Schlinge des Indizienbeweises zusammen, bis endlich das Schlußurteil — der öffentlichen Meinung und des Herrn Treskow II. -- fertig war: Frau Hamm habe die Mörder gedungen, die ihren Gatten im Schlafe umbrachten.

Eine Woche lang rangen die beiden ungleichen Gegner im Schwurgerichtssaal zu Elberfeld: die in die Enge getriebene, von aller Welt verlassene Bäuerin und der „erfahrene Kriminalist" mit seinem Stoß Materialien, Indizien und Kombinationen. Frau Hamm unterlag. Weder der Staatsanwalt noch die Geschworenen brachten ihrer Darstellung Vertrauen entgegen. Daß sie die erste war, die ihrem gestochenen Gatten half, konnte ja auf eine Anwandlung von Reue zurückzuführen sein; oder vielleicht wollte sie durch ihr vorgetäuschtes Entsetzen und ihre scheinheilige Hilfsbereitschaft die Spur der Polizei nur um so sicherer von sich ablenken. Das Ende: Frau Hamm wurde auf Antrag der Staatsanwaltschaft zu vierzehn Jahren Zuchthaus verurteilt.

Freilich gab es in Berlin einen gewissen Polizeirat, der die angeblich gesicherten Untersuchungsergebnisse des „erfahrenen Kriminalisten" schon damals als kompletten Roman bezeichnete. Auch dauerte der Ruhm des Berliner Sherlock Holmes nicht allzulange: bald darauf sah sich das Berliner Polizeipräsidium veranlaßt, Herrn Treskow II zu verabschieden.

Aber an dem Schicksal der Frau Hamm, die inzwischen ihre landwirtschaftliche Tätigkeit mit den im Siegburger Zuchthaus obligatorischen Hausarbeiten hatte vertauschen müssen, änderte dies alles nicht das geringste. Auch daß allerhand Rechtsgelehrte und sonstige Privatleute, die nicht gerade auf den Kopf gefallen waren, an der Gerechtigkeit des Elberfelder Urteils zu zweifeln begannen, machte bei den Behörden, die es anging, keinen sonderlichen Eindruck. Es war deutlich zu merken: die Besorgnis um die liebe Autorität hatte das behördliche Interesse an der vollständigen juristischen Klarlegung des Falles einigermaßen verdunkelt. Als vor einigen Monaten ein Bruder der Frau Hamm sich bei der Staatsanwaltschaft um die Wiederaufnahme des Verfahrens in der Flandersbacher Mordsache bemühte, erhielt er den kategorischen Bescheid: „Es bleibt, wie es ist: Ihre Schwester ist verurteilt, und das Urteil bleibt bestehen!"

Nun hat die erste Strafkammer des Elberfelder Landgerichts dennoch die Wiederaufnahme des Verfahrens beschlossen, und es erhebt sich die Frage, ob mit dieser der Sachlage nach unvermeidlichen Desavouierung dem Autoritätsprinzip besser gedient war als mit einer spontanen Bewilligung des Wiederaufnahmeantrages. Irren ist menschlich, und wenn die Irrenden zufällig Staatsanwälte und Geschworene sind, so gibt ihnen dies noch kein Recht, sich über das allgemein menschliche Gesetz erhaben zu fühlen. Mußten erst die zweifelhaften, grundfaulen Stützen dieses Indizienurteils vor der breitesten Oeffentlichkeit aufgedeckt werden, ehe man zugab, daß hier ein Justizirrtum vorliegen könne? Hätte nicht eine vornehme und selbstlose Bedachtsamkeit, die nicht einmal vor einer Korrektur des eigenen Urteils zurückschreckt, dem Ansehen der deutschen Rechtsprechung viel besser gedient?

Man überließ die Aufgabe, in die Lücken und Abgründe dieser res judicata hineinzuleuchten, dem Reichstag, der in seinen Verhandlungen vom 19. Februar das Geschäft allerdings gründlich besorgte. Was blieb übrig von der Sicherheit und Schneidigkeit, durch die man die mangelhaften Beweisgründe jenes Urteils ersetzen zu können vermeinte; was blieb übrig von diesem Urteil selbst, das der sozialistische Abgeordnete Dittmann nach allen Regeln der Kunst zer-

Digitized by Google

faserte? Ist das ein Weg, die Autorität der Gerichte zu stärken?

Frau Hamm ist, gebrochen an Leib und Seele, in ihre Heimat zurückspediert worden. Endigt der neue Prozeß, wie zu erwarten steht, mit ihrem Freispruch, so hat sie für die sechs Jahre Zuchthaus eine „Entschädigung" zu erwarten; eine Entschädigung, die kaum ihren finanziellen Schaden, geschweige denn ihren moralischen und körperlichen aufwiegen wird. Für sie gibt es in dieser Welt kaum eine Genugtuung für das, was sie erduldet hat. Wird man aber diesen neuen Fall Calas wenigstens zum Anlaß nehmen, dem Rest von Rechtsvertrauen, der sich in der öffentlichen Meinung noch erhalten hat, die erforderliche Genugtuung zu geben? Wird man ein Strafprozeßverfahren schaffen, das darauf verzichtet, den verhafteten Angeklagten von vornherein wehrlos zu machen? Wird man für ein Wiederaufnahmeverfahren zu haben sein, das, ohne Druck von außen her, den Unschuldigen rasch und mit Aufbietung aller verfügbaren Noblesse rehabilitiert? Und wird man vor allem mit dem zöpfischen Vorurteil aufräumen, daß amtliche Untersuchungsergebnisse — die fehlbar sind, wie alles menschliche Forschen und Untersuchen — ihren Zweck erfüllt hätten, wenn es gelingt, sie den Geschworenen und der öffentlichen Meinung als totsicher zu suggerieren? —

Oder soll wieder einmal der königliche Pessimist recht behalten, der in einem Brief an seinen Freund Voltaire die Befürchtung äußerte: die Gerichtsmißbräuche würden nicht früher aufhören, ehe denn einen richtigen Herzog oder Grafen das Malheur träfe, versehentlich gerädert zu werden? . . . .

Vom Fortschritt in der Philosophie.

Von

Professor Dr. Ritter, Weimar.

Die Geschichte der Philosophie bietet nicht, wie die Geschichte der andern Wissenschaften, das Bild einer aufsteigenden Entwicklung dar, sie gleicht gemäß der von Schopenhauer bissig ironisierten Unduldsamkeit der Systeme weit eher einer Sisyphus-Arbeit, deren Schwerpunkt bald in dem Ich, bald in der Substanz gelegen ist, und dementsprechend lassen sich ihre Hauptlinien als eine idealistische und eine realistische kennzeichnen*).

Ist dies Urteil wahr? ist die Arbeit der Philosophen nur eine Arbeit ohne Erfolg gewesen? Wer ein Urteil bezweifelt, darf nicht bloß Gründe für den Zweifel haben, sondern muß ein anderes Urteil mit Beweisen zum Ersatz bringen.

Die Philosophie haben die Griechen begonnen, ja eigentlich erfunden. Diese nämlich, nachdem sie geradezu gezwungen waren, ihre Heimat in Kolonien zu verlassen, verlernten ihre heimatlichen Ansichten und lernten neue, so daß sie anfingen zu denken. Mit dem Denken machten sie vor den Göttern nicht halt, sondern untersuchten, ob die Götter gerecht und allmächtig waren. Da fiel die Vielgötterei, und der Monotheismus wurde wie eine Quintessenz herausdestilliert. Als man soweit war, daß man sagte, daß ein großer Gott, der größte eigentlich und beste, die Welt gemacht habe, fragte man, wie dieser Gott die Welt gemacht habe und weiter als bisher mache. Die Antwort als Philosoph hat Plato gegeben, der da sagte, daß Gott die Welt mit allem, was lebe, durch Ideen schaffe, indem er diese an den Stoff heranlasse. Die Ideen sind lateinisch die Formen, deutsch die Gestalten, bei Goethe die Mütter. Mutter ist übrigens nur ein Gleichnis aus der Anschauung der Fortpflanzung.

Man beachte, wie Jehova, der Gott der Juden, die Welt mit allem Inhalt macht. Allerdings wie Gott die Dinge geschaffen hat, das wird nicht erzählt, nur wie er den Menschen gemacht hat. Diese Arbeit wird allerdings in mehreren Einzelheiten erzählt, die Arbeit an den übrigen Dingen nur summarisch, mit Ausnahme der Tiere, denn diese werden jedes in seiner Art geschaffen. Der Autor der Bibel weiß also doch etwas mehr, als Platon; er weiß sogar, daß Jehova, in-

*) Gegenwart 1913. Nr. 14. S. 11.

Digitized by Google

dem er den Menschen schuf, ganz wie ein Bildformer, erst einen toten Menschen aus Erde gemacht und diesem dann Atem eingeblasen habe.

Während dann später die Theologen der Juden diese Erzählung treu und unverändert bewahrt, ja die Protestanten sie im Gegensatz zu den Scholastikern wieder aufgenommen haben, haben die Philosophen-Theologen der Griechen ihr Urteil über die Schöpfung der Welt und ihres Inhalts umgebildet. Der Autor und Führer der Umbildung ist Aristoteles gewesen. Dieser hat die Theorie, daß die Schöpfung durch die Ideen gemacht werde, dahin umgebildet, daß er die Ideen in den Dingen sein läßt, während Plato angenommen hatte, daß sie außer ihnen seien. Allerdings darf man wohl diesen Gegensatz nicht zu stark machen, da Platos Aussagen auch dahin verstanden werden können, daß er dasselbe gedacht habe, was Aristoteles gedacht hat. Jedenfalls sind beide darin einig, daß Form und Materie zweierlei sind.

Die Ideen oder Formen stammen vom ersten weltlichen Gott, in dessen Verstande sie wohnen sollen.

Ueber diese Urteile schreiten die Stoiker hinweg, indem sie den außerweltlichen Gott aufgeben und ihn durch die Weltseele und die in der ganzen Welt herrschende Weltvernunft ersetzen, auch an die Stelle der Ideen den Logos mit vielen Spezies (samenbildende Logoi) setzen. Daneben haben sie fünf Elemente als Umwandlungen (oder Differenzierungen) des Weltfeuers.

Neben den Stoikern stehen die Epikuräer. In Uebereinstimmung, ja mehr in richtiger Folgerung zur Verzichtung auf die Ideen Platos überhaupt, nicht bloß zu deren höchster Verallgemeinerung im Logos der Stoiker sehen sie die Ursache der Bildung gestalteter Wesen in der Verbindung der Atome. Alle Dinge sind Aggregate der Atome. In der Ethik leiten sie ethische Sätze aus der egoistischen Grundstimmung ab, ähnlich wie Kant in der Empfehlung des ewigen Friedens.

Zuletzt darf die Skepsis nicht übergangen werden, am wenigsten in der Ethik, denn in dieser hat sie Uebereinstimmung der Lehren mit den Stoikern, indem sie mit diesen die Unerschütterlichkeit des Gemütes für gut hielt. Leider ist bei ihr dieser Unerschütterlichkeit ein gut Teil Feigheit zugemischt, die in der Weltflucht Rettung sucht. Feigheit oder Flucht vor dem Positiven ist auch die Skepsis auf dem Gebiet des Wissens. Das Positive verpflichtet im Wissen und Handeln. Die Skeptiker sind die Leute, die wohl „ja" sagen, aber das „ja" durch ein „aber" beschränken. Das Altertum hat für die Skeptiker das Losungswort von der ignava ratio erfunden.

Wenn man nun gesagt hat, daß nach Platon und Aristoteles die Kraft des Denkens ermattet sei, so darf dies zur Tradition gewordene Urteil doch billig bezweifelt werden, weil die Stoiker und Epikuräer Tüchtiges geleistet haben, auch im Altertum die Vorläufer Kants gewesen sind. Die Beschäftigung mit der Philosophie hat allerdings abgenommen mit dem Sinken des römischen Reiches, besonders seitdem die mancherlei Religionen mit ihrer Kultur eindrangen. Ein Ende hat bekanntlich Justinian durch Aufhebung der Akademie in Athen (529) gemacht.

Wenn nun auch die Arbeit in der philosophischen Theorie mehr und mehr abnahm, in der Praxis oder Gestaltung der Lebensformen hat sie in der Ausbildung der Rechtssätze ihre Aufgabe erfüllt.

Ich will zum Beweise dieses Urteils nur ein kleines Beispiel anführen. Die Rechtswissenschaft bestimmt körperliche Dinge durch die Eigenschaft, berührt werden zu können: corpora res sunt, quae tangi possunt, d. h. körperlich ist das, was berührt werden kann. Lucrez, der Dichter der Epikuräer, sagt dasselbe, aber vollständiger: Tangere enim et tangi nisi corpus nulla potest res, d. h. berühren (stoßen) und berührt (gestoßen) werden kann nichts als ein Körper.

Man kann nach dieser Probe urteilen, daß der Philosoph im System richtiger geurteilt hat, als der Rechtslehrer, denn er hat ein Bewußtsein von der Wechselwirkung der Dinge, dieser aber nicht.

Wer sich des Streites über Diebstahl an Elektrizität erinnert, wird zustimmen, daß

Digitized by Google

Lucrez diesen Streit befriedigend dahin entschieden haben würde, daß Elektrizität nicht bloß ein Zustand, sondern eine Sache sei, res et tangit et tangitur. —

In Kürze kann man schließlich sagen, daß die Völkerwanderung, d. h. die Einströmung barbarischer Völker in die Kulturländer des römischen Reiches die bisherige Welt und ihre Philosophie mit einer Decke von Barbarei und Unkultur überdeckt hat.

Es begann eine neue Kulturwelt. Die Barbarei ist zwar lange gewesen, aber doch nicht so barbarisch, wie in Griechenland vor 700 ungefähr, denn sie hatte einen Kulturfaktor im Glauben an einen Gott, allerdings in der Form der Trinität, die jedoch nur Gleichnis-Ausdruck war für die Weltregierung. Diesen Begriff bearbeitete man weiter und gab ihm in tiefer Denkarbeit eine Fassung nach den Arbeiten und Lehren des Aristoteles (Thomas von Aquino 13. Jahrhd.).

Man darf von dieser Arbeit unter Führung der Vorgänger aus dem Altertum nicht gering denken, als ob sie die Arbeit nicht selbständig denkender Männer gewesen sei. Man muß den Satz bedenken, daß jeder nur lernt, was er lernen kann, und daß dieses Urteil nicht bloß von den Fähigkeiten überhaupt gilt, sondern auch von den historisch möglichen Fähigkeiten im besonderen. Nicht die Gothen und Longobarden, die etwa 489 und 569 nach Italien kamen, konnten die Gedanken Platos aufnehmen, sondern die etwa, die als ihre Nachkommen um 1450 in Florenz lebten; jenen hätte auch die geistige Umwelt gefehlt, die diese unter den Medici hatten.

Die aristotelisch-scholastische Lehre von den Ideen wurde zur widerspruchsvollen Uebertreibung ausgebildet von Albrecht von Haller, dem Helden der Präformationstheorie; dieser nämlich hat als folgerichtig denkender Geist behauptet, daß Gott, als er den Menschen schuf, im Uterus der Stammmutter Eva nicht weniger als zweihundert Milliarden (200 000 000 000!) Eier für die Menschen der Zukunft vorgebildet habe. Gewiß eine erstaunliche Zahl! Ob sie aber nicht doch zu klein geschätzt ist? Und wenn sie aber zu groß geschätzt ist — was dann? Und ferner — hat der deistische Gott Herrn Albrechts auch die Löwen, die Plesiosauren, die Eichen usw. ähnlich vorausgeschaffen, wie den Menschen?

Mit einem Satze, wie dem, daß bei Gott kein Ding unmöglich sei, kann wohl der Theist auskommen, denn er glaubt an eine ununterbrochene Schöpferarbeit, aber nicht der Deist, der wie ein Epikuräer Gott einmal sich anstrengen, dann aber sich ausruhen läßt in Seligkeit.

Die Theorie von den Ideen, ob platonisch-aristotelisch oder hallerisch, durfte wohl für bankerott gelten, weil sie wohl denkbar, aber durchaus nicht wahrscheinlich ist. Man frage sich einmal, wieviel Formen oder Kapseln erbt von etwa fünf Töchtern der Eva jede von ihrer Mutter und wieviel vererbt sie wieder auf eins ihrer Kinder? Doch genug des Fragens, zumal man das Gebot fürchten muß, danach nicht zu fragen.

Diese unwahrscheinliche Präformationslehre ist nach strenger Logik die Mutter der Entwicklungslehre.

An die Stelle dieser nach der Präformation begriffsechten Entwicklungslehre hat Caspar Friedrich Wolff die Epigenesislehre gesetzt, welche sagt, daß organische Körper aus Flüssigkeiten ohne organische Struktur gebildet werden oder daß neue Pflanzen und Tiere aus Flüssigkeitstropfen entstehen, die aus Organen eines Tieres oder einer Pflanze als strukturlose Sekrete ausgeschieden und dann organisch werden.

Daß diese Epigenesis kaum Entwicklung oder Evolution genannt werden kann, bedarf wohl kaum eines Beweises, man muß vielmehr statt Entwicklung Zuwachs oder Aggregation und Assimilation sagen. Man muß dann in jedem organischen Geschöpf ein strukturhaftes Quantum oder Aggregat sehen.

Dieses Urteil stimmt dann zu der Kantischen Formel, daß der Stoff überhaupt durch Attraktion oder Anwuchs und Repulsion oder Abwuchs oder Strahlungstätigkeit (Radioaktivität) dynamisch sich bewegt.

Der Gegensatz von Stoff und Form hört dabei auf; man braucht nicht zu lehren,

Digitized by Google

weder daß der Stoff nach außer ihm gegebener Form strebt, noch daß den Artefakten die aus Gott kommende Idee fehle, sondern man kann lehren, daß die Stoffquanta sich selbst formen, sei es zur Kugel, sei es zur Walze oder zum Zylinder oder zur einfachen und zusammengesetzten Pyramide, wie der des Prisma usw. Auch des Hallerschen Milliarden-Eies der Eva bedarf es dann nicht mehr.

Ja — wir bedürfen auch nicht mehr des intellectus, so weit er etwa nach Leibnitz ein Parallelstück zu dem Ur-Ei Hallers ist, sondern können ihn ansehen als ein Vermögen Wissenschaft muß von der Voraussetzung aus- der „Energie". Die Welt ist denkbar oder „die Wissenschaft muß von der Voraussetzung ausgehen, daß sie begreiflich ist", das ist Helmholtzens Meinung*).

Bekanntlich ist Kant**) vor dieser letzten Stufe stehen geblieben, indem er zwar alles Wissen nur aus der Erfahrung kommen läßt, aber die Kategorien vor dieser Erfahrung als angeboren oder eingepflanzt vorwegnimmt. Man kann jedoch sagen, daß Kant nicht so ganz nach Leibnitz denkt, sondern etwas nach Locke, da er von Vermögen der Erkenntnis, aber von „Idee" nicht spricht.

Bis dahin hat auch Mach gedacht: „Diese Auffassung, für die die Körper nicht mehr sind als ihre Merkmale (Helmholtz: Bilder), hat keinen Raum für das Gespensterdasein eines Dinges an sich, aber auch das Ich entpuppt sich ihr als eine denkökonomische Einheit, nicht reelle Einheit***)."

An dieser Stelle der Darstellung dürfen wir das Urteil, das im Anfang steht, nach dem die Geschichte der Philosophie nicht das Bild einer aufsteigenden Entwicklung biete, wohl bezweifeln, denn die gegebene Darstellung enthält zweimal die Reihe ähnlicher, ja gradezu kongruenter Tatsachen in derselben Folge, durch die das Streben des Geistes sich wie ein roter Faden hindurchzieht, die Totalität der Erscheinungen durch ein System von Denkbestimmungen zu erfassen und restlos auszuschöpfen. Bemerken darf ich, daß ich es nicht für nötig gehalten habe, eine ganze Geschichte der Philosophie zu schreiben, sondern nur die Hauptfassungen anzuführen. Daß man die Welt denken könne, das haben die ersten unter den griechischen Philosophen angenommen und Descartes hat ihnen gleich cogito ergo sum gesagt, ich denke, also weiß ich, daß ich bin, nicht analytisch, sondern synthetisch; Plato und Aristoteles haben gleich Leibnitz und Albrecht von Haller ewige Formen gelehrt; dann sind Caspar Friedrich Wolff und Immanuel Kant gekommen, die Lehren der Stoiker und Epikuräer zu erneuern, zu erweitern und zu vertiefen. Die Denker beider Reihen sind nicht bloß zeitlich einander gefolgt, sondern im System oder in der dialektischen Fortbildung des jedesmal erreichten und gegebenen. Darum dürfen wir nach Zusammenfassung und Beschreibung der Tatsachen wohl das Schlußurteil aussprechen, daß es in der Philosophie eine aufsteigende Entwicklung gegeben hat, und dürfen aus der Wiederkehr derselben Reihen weiter schließen, daß eine dritte Reihe dasselbe Bild bieten wird, wie diese beiden, wenn die Menschheit wieder einmal in Barbarei sinken sollte wie in der Völkerwanderung. Die Menschheit mag ihr Weltbild verlieren oder ändern, die Welt selbst wird ihr dasselbe Bild wieder geben, falls sie sich nicht selbst ändert. Dies wird sie jedoch kaum können, wenn sie, wie Leibnitz behauptet hat, die beste von allen möglichen ist.

Eine letzte Stufe, eigentlich die letzte, die monistische nach den von den Stoikern, Epikuräern und Skeptikern dialektisch überwundenen dualistischen, hat die alte Welt nicht bis zu positiver Fassung der Lehre erstiegen, wofern man nicht das Christentum, wie Hegel es mehr systematisch als historisch beurteilt und gedeutet hat, für sie gelten lassen will, denn in der Drittelung fehlt die notwendige Einheit, zumal der Skeptizismus nicht aufgehoben ist. Auf diese Aufhebung kommt es aber an, da Stoizismus und Epikuräismus ohne Schwierigkeit verbunden werden können, zumal sie mehreres gemeinsam haben.

*) Du Bois Reymonds-Reden. B. 2. S. 537 ff.

**) Menzer. Kants Lehre von der Entwicklung in Natur und Geschichte VIII. Capit. Berlin. Reimer 1911.

***) Gegenwart 1913. Nr. 14. S. 12.

Digitized by Google

Diese Aufhebung ist bekanntlich die Aufgabe gewesen, die Kant sich gestellt, aber nicht mutig gelöst hat, die dann Fichte und Schilling mit unzureichendem Erfolge, Hegel mit zureichendem gelöst haben.

In dem Streite um diesen Erfolg stehen wir noch völlig, auf der einen Seite stehen die, die auf Kant zurückweisen, auf der andern Anhänger der Skeptiker, auf einer dritten wieder andere, die von Kant wieder auf Hegel vorrücken.

Wem wird der Sieg werden? Nach der dargestellten doppelten Erfahrung sehr wahrscheinlich Hegel, vorausgesetzt, daß uns die Lust und der Mut zum Positiven, das „Ja — also", gegenüber der Bequemlichkeit (ignava ratio) des Skeptizismus und der Tradition, dem „Ja — aber" nicht fehlen wird.

Schauspielernotizen.

Von

Julius Bab.

Das Mißtrauen gegen die schreibenden Schauspieler ist alt und nicht unbegründet. Denn nicht ohne Grund schien man zu argumentieren: entweder ist man ein echter Schauspieler, dann kann man es nicht beschreiben — oder man kann gefällig einherschwätzen von der Schauspielerei; dann ist man aber kein echter Schauspieler, und was man sagt, ist also erst recht gleichgültig. In der Tat schien diese Kunst, die kein distanzierendes Material besitzt, sondern, aus Urtiefen hervorbrechend, den Menschen mit seinem Körper selber zum Kunstmaterial macht, einen urtümlich barbarischen Charakter zu haben, kraft dessen nur der besinnungslos wilden Hingabe das Echte und Große gelingt, während bewußte, mit geistiger Sprache begabte, kurz kultivierte Geister, vom feurigen Kern dieser Kunst für immer getrennt schienen. Und gewiß gibt es noch heute zahlreich den Typus des mehr von Absichten als von Kräften geschwellten, anspruchsvollen Theaterdilettanten, jene Sorte, auf die der böse Theaterwitz zielt, der da besagt: „ein denkender Schauspieler ist einer, der irrtümlich denkt, er sei ein Schauspieler". Aber wenn sich neben diese negativen Beweise zuweilen auch noch mit positiver Gewalt so ein wildes Urgenie des alten Schlages stellt, das, ohne Weg und Ziel zu wissen, doch mit blind genialer Einfühlung jede Menschengestalt erfüllt, — ihre Zahl wird spürbar kleiner und kleiner, und ein neues Geschlecht von Schauspielern tritt auf den Plan, die nicht mehr weltdurchirrende Vagabunden, sondern pflichtvolle Bürger unserer Kultur und dabei doch ganz echte, verwandlungswillige Künstler sind. Matkowsky war einer von den letzten großen alten — Josef Kainz, bei dem, schillernd im komödiantischen Licht, sich doch eine enorme wissende Geistigkeit leidenschaftlich zum Ziel reckte, war einer von den neuen. Und unter den heutigen deutschen Schauspielern vertritt diesen Typus des kulturkräftigen, vom Bewußtsein erhellten und beschwerten Schauspielers vielleicht niemand reiner als Friedrich Kayßler.

Beschwert ist der Weg dieses Schauspielers. Denn sein bürgerliches und kulturelles Bewußttsein ist ja zugleich ein Band, das ihn an seine eindeutige, reale Existenz bindet; und sich hier loszureißen und in das Reich der verwandelten Gestalten hineinzuspringen, wird für ihn eine größere Kraftleistung als für jenen älteren Mimen, der mit seiner bürgerlichen Existenz kaum festen Fuß gefaßt hat und gleichsam immmer bereit steht, in das Land des Spiels hinüberzuspringen. Stärker als bei jenem, der über seine Rolle hinaus kaum etwas von Theater, Publikum und Gesellschaft fühlte, muß bei diesem das Bedürfnis sein, den Akt, durch den er sich mit Leib und Seele hinüberschwingt in das Reich der Freiheit, der Kunst, des Spiels, zu legitimieren, zu weihen, zu sichern. Und deshalb leidet er sehr viel mehr unter den unkünstlerischen, würdelosen und häßlichen Bedingungen seiner äußeren Existenz. — Zugleich ist der Weg aber erhellt, erhellt vom Licht des Bewußtseins, das das Ziel des eigenen Schaffens begreifen und an allgemeinen Menschheitszielen zu messen vermag. Und so gewinnen Schriften dieses

Digitized by Google

Schauspielers einen Wert, der alles Mißtrauen entwaffnet.

Friedrich Kayßler veröffentlicht jetzt eine zweite Folge von Schauspielernotizen, deren Hauptstück der Vortrag „Das Schaffen des Schauspielers" ist, den er auf dem ästhetischen Kongreß vorigen Jahres hielt. Den Schluß und zugleich den Gegenpol dieser Aufzeichnungen bildet die „Vorfrühlings"-Reminiszenz, die in diesem Heft zum Abdruck gelangt. Solche Jugenderinnerung, die ein erstes Theaterspiel in seiner ganzen frommen Hingabe an das große Leben und die heilige Kunst zeigt, bildet die Quelle der Kayßlerschen Kraft. In das „Schaffen des Schauspielers" will sie münden. Der Weg ist bedeckt mit den hunderterlei Widerständen, den Erschwernissen, von denen diese Aufzeichnungen wieder und wieder schmerzlich sprechen müssen: von der Industrialisierung des Theaters und allem, was daraus erwächst: dem unwürdigen Zopf des Vorgesetztentums, dem widernatürlichen Spezialitätenwesen, der Sensationsgier des Publikums, der Invasion der bildenden Künste in das Theater. Aber in all diesen Bekenntnissen — denn nie werden Kayßlers Notizen zu überlegen abgeschlossenen Essays, immer behalten sie den persönlichen Ton reifer Tagebuchblätter — in all diesen „Schauspielernotizen" trägt ein Strom der Sehnsucht die Seele dieses starken Mannes von der Reinheit jenes ersten kindlichen Theaterspiels zu dem hinüber, was er heute „geistige Schauspielkunst" nennt.

Wer seinen Kindertraum sich rein bewahrt
In einer nackten, unbewehrten Brust
Und wider das Gelächter einer Welt,
Wie er als Kind geträumt, zu leben wagt
Bis auf den letzten Tag: der ist ein Mann.

Das sind Verse des Dichters Friedrich Kayßler.

Indessen ist aus diesen Kayßlerschen Aufzeichnungen noch mehr zu gewinnen als das schöne Schauspiel einer Künstlerseele, die über die Hindernisse der Zeit hinwegschäumt. Von dieser wach gewordenen, mit dem wissenden Geist der Zeit vermählten Schauspielkunst sind auch wirklich wesentliche und reine Aufschlüsse ästhetischer Art zu erwarten. Dafür genüge ein Beispiel: Uralt ist der Streit, wie das Verhältnis von Bewußtem und Unbewußtem in der schauspielerischen Leistung eigentlich aussähe. Und immer wieder ist die Einsicht, die dem Kenner anderer Künste eigentlich sehr nahe lag, verwischt worden durch die Eitelkeit des Mimen, die statt ehrlicher Selbstbeobachtung den Willen zu glänzen, entweder durch überlegenen Geist oder durch erhabene Besessenheit, sprechen ließen. Noch jüngst hat eine Enquete lächerliche Früchte solcher Art gezeitigt. Da scheint mir nun eine Stelle der Kayßlerschen Rede in ihrer klaren und festen Art geradezu erledigend:

„Mir scheint die Grundlage aller reinen und ehrlichen Schauspielkunst zu sein, das völlige Vergessen seiner selbst, das von allen persönlichen Zusammenhängen Losgerissensein und Freischwebenkönnen im unendlichen Raume des Kunstwerks. Trotzdem gibt es selbst in dem seiner Rolle völlig hingegebenen Schauspieler über der völligsten Konzentration immer noch ein winziges waches Auge im Gehirn, einen auf der Grenze zwischen Bewußtem und Unbewußtem mit souveräner Sicherheit balancierenden, eisern angespannten kleinen Willen, in den der spielende Künstler selbst sich verwandelt hat, der jedes Wort, jede Bewegung des in der Rolle befangenen, gleichsam schlafwandelnden Menschen peinlich überwacht, der das Maß des Ausdrucks bestimmt, das Stimmaterial ökonomisch verteilt, kurz einen Beherrscher der Situation. Es ist also etwas da, was nicht mitspielt, was nicht aufgegangen ist in der Rolle, ein Rest wachen Gehirns. Dieses winzige wache Etwas muß seine tausendfältigen Funktionen an der Grenze des Bewußtseins erfüllen, ohne im geringsten den somnambulen Zustand des Spielenden zu stören. Sich selbst vergessen, heißt natürlich nicht: sich selbst aufgeben, aufhören, selbst zu sein. Im Gegenteil. Das in die Rolle Hineinkriechen, wovon oft gesprochen wird, ist ein ganz falscher Ausdruck. Ich möchte eher sagen: Sich selbst an die Rolle hingeben, sich selbst an die Rolle verschen-

Digitized by Google

ken, sich in ihr verschwenden. Das drückt eher den Vorgang aus und das Gefühl, das der Schauspieler dabei hat."

Solche Aufzeichnungen haben, wie mir scheint, nicht nur einen dauernden Wert für die Psychologie der Schauspielkunst, die wiederum eine Fackel ist, in weitere Seelenbereiche hineinzuleuchten; sie sind zugleich Dokument einer ernsten, klaren und starken Persönlichkeit, die hingebendes Gefühl mit wissendem Streben verbindet und so den kostbaren Stoff neuer Schauspielkunst bildet.

Vorfrühling.*)

Von

Friedrich Kayßler.

(Eine Jugenderinnerung.)

Ich kann mir kaum etwas Herrlicheres denken, als wenn ganz junge Menschen, die noch von keiner Rücksicht und Sorge des Berufs belastet sind, sich mit Kunst beschäftigen. Natürlich kann in keinem solchen Falle von einer Kunstleistung die Rede sein. Aber wie vieles haben diese freien, sorglosen jungen Menschen vor allen noch so begabten und begünstigten Künstlern der Welt voraus! Sie wissen vor allem noch nichts über ihr eigenes Vermögen oder Unvermögen, sie ahnen noch nichts von den Qualen und der Pein der Selbstkritik, von dem vernichtenden Bewußtsein mißlungener Arbeit; noch weniger wissen sie davon, daß Kunst mit Geld etwas zu tun hat; sie sind gänzlich ungetrübt durch materielles Interesse, sie kennen keinen Neid, kein mißgünstiges Gefühl ihren Kameraden gegenüber, nichts von all dem rührt sie an. Sie kennen nur eins: die Freude an der Sache und die Sache selbst. Dieses Gefühl, dieser Wille, diese Sehnsucht adelt alles, was sie tun, läßt sie alle Schwierigkeiten überwinden, verscheucht alle Müdigkeit, erzeugt in ihnen jenes überaus reine kindliche Selbstbewußtsein, das nur Unbefangene, vom Beruf noch Unberührte haben können, das nicht etwa den leisesten Schimmer von Unbescheidenheit in sich birgt, weil es ja weder an Schwierigkeiten denkt, noch die eigene Kraft messen kann, sondern das einfach mitten in das Kunstwerk hineintappst, wie Kinder in einen Teich, um sich nach Herzenslust darin auszuleben.

Ich sagte, ich kann mir kaum etwas Schöneres denken; natürlich zunächst nur für die Ausübenden selbst, für die „Kinder". Denn — wird man einwenden — die Kunstleistungen werden wohl nicht für jedermanns Augen und Ohren auch eine ebenso große Freude bedeuten, wie für die jugendlichen Künstler selbst. Gewiß, aber doch — es ist seltsam: ich kann mich von allen solchen künstlerischen Veranstaltungen Unbefangener, vom Beruf noch Unberührter her besinnen, daß sie Dinge enthielten, die eine ganz überwiegende Mehrzahl künstlerischer Veranstaltungen von Beruf nicht aufzuweisen haben: vor allem eine einheitliche Grundstimmung, ein gewisses gemeinsames Fluidum, kurzum jenen unbefangenen, durch keine Erfahrung von „möglichen Mißerfolgen" getrübten und geschwächten Willen zur Sache. Auch etwas anderes kommt noch hinzu: die Stimmung des Festlichen, Einmaligen, die solche Veranstaltungen zumeist in sich tragen, die wir als Berufskünstler dann später so bitter, bitter vermissen müssen im Frondienst der alltäglichen aufgenötigten und keineswegs mehr freiwilligen Kunstübung. — Kurzum: sie war schön, in all den angeführten Bedeutungen wirklich schön — unsere Aufführung der Goetheschen Iphigenie, die damals zum 250jährigen Jubiläum unseres Gymnasiums im Breslauer Stadttheater veranstaltet wurde. Der Leiter der Aufführung war unser damaliger deutscher Lehrer in Oberprima, eine impulsive Natur mit starken künstlerischen Neigungen: wir Darsteller waren teils Studenten, teils Muli, teils noch Schüler. Thoas ist, glaube ich, Jurist geworden, Arkas ist Mediziner, Pylades Schriftsteller, Orest Schauspieler und Iphigenie ist heute Oberleutnant. Das klingt sehr spaßhaft und war doch damals sehr ernsthaft, nicht nur für uns. Es war

*) Aus „Schauspielernotizen", Berlin, Verlag Erich Reiß.

Digitized by Google

überhaupt ernsthaft — und es war schön. Es war für uns ein verklärender Abschluß unserer Schulzeit, eines der wenigen mit der Schule verknüpften Erlebnisse, das ungetrübt und rein an Freude war. Was aber wohl das Wertvollste für uns alle war: wir erlebten vielleicht zum erstenmal das, was man im späteren Leben seelischen Kontakt nennt; wir fühlten seelische Berührungspunkte untereinander, da wir uns fast täglich im freien Reich dieser Dichtung gemeinsam bewegten und so auf einer Vorstufe künstlerischen Ernstes einer am andern miterlebten, wie der Ausdruck edlen, leidenschaftlichen Gefühls in uns erwachte. Ich glaube, ich behaupte nicht zuviel, wenn ich sage: es hatte eine tiefere Bedeutung für unser Leben, daß wir gerade in jenem Punkte unserer Entwicklungszeit durch das Stahlbad dieser Goetheschen Dichtung hindurchgingen; unsere Gedanken gerieten in Schwingungen nach einer bestimmmten Richtung hin, und diese Schwingungen pflanzten sich unmerklich und unbewußt fort in die Entwicklungen unserer folgenden Jahre hinein, nicht bloß für die, die ihren Beruf später in der Kunst gefunden haben. Für mich, der ich auf das damalige Erlebnis heute mit den Augen des Schauspielers zurückblicke, hat es einen tiefen, ich möchte fast sagen, religiösen Wert. Mit Andacht und Scheu denke ich an die organische Ruhe und Sammlung, mit der unsere Arbeit damals weitab vom harten Getriebe öffentlichen Kunstlebens in behüteter Stille sich entwickeln und wachsen durfte. Wachsen! Wann kann heute in der Kunst etwas „wachsen"!? Wo ist die Zeit dazu?

Wer im heutigen Kunstleben arbeitet, der segnet solche Jugenderinnerungen, und es ist ihm wie eine Andacht vor einem längst verfallenen Heiligtum, wenn er sich in jene Stunden des ungestörten Wachsen-dürfens zurückversetzt. Heute im Beruf heißt es: das und das Stück soll gegeben werden. Ob es dir gefällt, interessiert niemand, es wird gegeben; hier hast du deine Rolle, Zeit zum Lernen mußt du dir erkämpfen; mit Not und Mühe sind es zwei freie Vormittage. Dann beginnen die Proben. Wer die häusliche Sammlung, das einsame Arbeiten schätzt und braucht, ist ein Schwärmer und kommt in diesem Kunstbetriebe zu kurz. Er muß sehen, wie er fertig wird; denn vormittags sind Proben, und abends muß man spielen; der Nachmittag schrumpft zu einer Ruhepause zusammen. Und die häusliche Arbeit? Die stillen Stunden des Wachstums? Sie sind aus dem Leben des Berufskünstlers gestrichen. Höchstens in der nächtlichen Ruhe, im Schlaf, da wächst es, im Reiche des Unbewußten. Ja, so sieht unsere heutige Berufsarbeit aus. Und damals — als wir unsere Iphigenie spielten? Da war es folgendermaßen: Ostern sollte die Aufführung stattfinden. Im voraufgegangenen Herbst nahm unser deutscher Lehrer, der Leiter der Aufführung, uns einzeln beiseite und fragte, ob wir Lust hätten, Ostern die Iphigenie zu spielen. Zunächst sprachloses Erstaunen; wir hatten wohl hier und da bei patriotischen Festgelegenheiten oder auch wohl einmal bei einer Abendveranstaltung in der Schule etwas „deklamiert" — aber ein ganzes Stück spielen? Und Goethes Iphigenie?! Das war ein Wagnis. Aber, ob wir Lust hätten? — O ja, die hatten wir. Irgendwelchen Vulkan an dramatischen Elementen trug wohl jeder von denen, an die der Lehrer sich wandte, in sich, mochten es heimliche Römerdramen oder schauspielerisch-heldische Neigungen sein (ich für meine Person war schon seit meinem fünfzehnten Jahre fest entschlossen, Schauspieler zu werden) — also die Lust war da. Und der Mut auch. Der herrliche Mut der Ahnungslosigkeit.

Und nun fing es an.

Die Proben fanden allsonntäglich vormittags in der Wohnung des Lehrers statt. Zunächst eine allgemeine Leseprobe, in der nochmals nachgeprüft wurde, ob sich die einzelnen für die ihnen zugewiesenen Rollen eigneten. Dann Sonntag für Sonntag, Schritt für Schritt, Szene für Szene, erst Leseproben, dann Proben, in denen das Gelesene und Durchgesprochene auswendig gesprochen, ausgearbeitet und gespielt wurde.

Es lag etwas unendlich Feines, Geistiges, Vornehmes in dieser Art der Arbeit. Der Lehrer schaltete als Lehrer der Schule vollkommen aus; er war einfach der reifere

Digitized by Google

Geist, der mit uns jugendlichen Geistern die Iphigenie durchlebte.

Wir fühlten zum erstenmal, was uns die Schule nie hatte geben können: das Bewußtsein des Sich-frei-ergehens in der leichten Sphäre einer Dichtung; es erwachte ein zuerst schüchternes, dann immer zuversichtlicheres Gefühl künstlerischer Verantwortung in jedem für das, was er darstellte und sprach.

Eine Ahnung stieg in uns auf von Schönheit der Form und des Klanges. Und doch waren wir so herrlich weit entfernt von allem, was Technik, Pflicht und Handwerk heißt.

Wir faßten unser stilles Werk nicht mit Alltagsgriffen an, sondern mit festlich gewaschenen, sonntäglichen, ehrfürchtigen Händen; in uns war noch das, was jedem Künstler bis ans Lebensende zu wünschen ist: die holde Furcht, etwas zu zerstören an der Dichtung durch Unkenntnis oder Ungeschick, etwas, was nicht genannt sein will und darf, weil es heilig ist.

Und was ist das mit anderen Worten? Nichts anderes als die Ehrfurcht vor der Sache. Sie ist es, die jede Kunstarbeit adelt und im schönsten Sinne gelingen läßt.

Unvergleichlich schöner noch aber waren die Uebungen, die wir zwischen diesen Sonntagsproben unter uns allein abhielten. Sie waren eine herzhafte, urwüchsige Mischung von kindlichem Knabenspiel und ernster Kunstarbeit, besonders deshalb, weil sie in Pylades' Zimmer stattfanden, das in unseren letzten Schuljahren den Hauptschauplatz unserer körperlichen und geistigen Lustbarkeiten bildete. Unvergeßlich ist mir dieser große, rechteckige, helle, frohe Raum im oberen Stockwerk, dessen drei Fenster auf den Fluß und ein Stück schöne alte Stadt hinausgingen; unten hörte man ein Wehr brausen. In diesem lieben historischen Raume wurde geturnt, wurden Zirkusstücke geübt, Homer präpariert und mathematische Aufgaben abgeschrieben; hier wurde über fremde und eigene Literatur disputiert, wurden Bierdramen verfaßt und eingeübt, auch eine eigene Zeitschrift „Der deutsche Geist" redigiert und mit selbstverfertigtem Kopierapparat gedruckt — kurzum, hier geschah außer Rudern und Schwimmen so ziemlich alles, was uns damals erregte und bewegte — und hier wurde denn auch die Iphigenie probiert. Wir nahmen Tücher und Bettlaken, um uns an das Tragen des Ἱμάτιον zu gewöhnen und stellten unsere Szene mit Schemel und Stuhl.

Ja, da kamen Stimmungen zustande, Stunden so restloser Hingabe, so völligen Selbstvergessens, wie sie nur eben zur ersten Morgenröte des Geistes erwachte Jugend unter sich verleben kann.

„Und dann wir abends an der weiten See
uns aneinanderlehnend ruhig saßen,
die Wellen bis zu unsern Füßen spielten,
die Welt so weit, so offen vor uns lag;
da fuhr wohl einer manchmal nach dem Schwert,
und künftige Taten drangen wie die Sterne
rings um uns her unzählig aus der Nacht."

Ich weiß, daß ich nie mehr im Leben imstande sein werde, diese Stelle mit solcher Macht zu empfinden, wie ich es damals konnte. Damals schien uns einfach nichts unmöglich. Darin lag es. Die Dehnbarkeit unseres Gefühls war die der Jugend, das heißt eine ungeheure. Selbst wenn manch einer von uns sich bis heute einen noch so unzerstörbaren Kern von Idealismus, Optimismus, Bejahungskraft, oder wie man dieses gewisse, sehr schöne Etwas sonst nennen will, bewahrt hat — mit welch noch so kindlicher Entdeckerfreude sich auch sein Gefühl im Reiche des Unsichtbaren, Grenzenlosen ergeht — unversehens wird er spüren, wie sich Grenzen vorschieben, schattenhafte Hemmungen: Erfahrungen, Erinnerungen, Gedankenzusammenhänge mit Erlebtem und — Sorgen; und ehe er sich's versieht, ist er eingeschlossen von einer Mauer, die sein eigenes Leben um ihn zusammengetragen hat, und er glaubte doch so frei zu schweben im unendlichen All.

Solche Hemmungen kennt die Jugend noch nicht, weil ihr Erlebnisse, Erfahrungen, Gedankenzusammenhänge noch fehlen. Und, es ist sonderbar: ich behaupte, auch in das Reich des Nächtlichen, Düsteren, in Tiefen hoffnungsloser Verzweiflung vermag Jugend mit einer ihr eigenen seltsamen Sprungkraft auf Augenblicke vielleicht tiefer hinabzutauchen,

Digitized by Google

als man es, wenigstens in künstlerischen, also in gewollten Lebensmomenten späterhin als Erwachsener gemeinhin kann. Die oben angeführten Worte des Orest erinnern mich auch daran. Der Dichter will hier unzweifelhaft gerade diese ungebrochene Verzweiflungskraft der Jugend geben. Spräche Orest diese Worte als reiferer Mann, so wäre ihnen der Schimmer eines müden Lächelns beigemischt, ein stilles Wissen um mildere Stunden. Orests Worte hier sind nur düster, schwarz in schwarz; er kennt nichts anderes als sein Schicksal und taucht gänzlich darin unter. So, und so ganz dem Dichter gemäß konnte man sie damals als junger Mensch empfinden.

Und so wird es mir von Punkt zu Punkt, je länger ich an jene Zeit denke, immer klarer, daß es nicht nur der sogenannte Erinnerungsduft ist, der die Glorie um solche Jugenderlebnisse webt, sondern daß es zumeist auf festen, unumstößlichen Tatsachen beruht, wenn wir sie besonders lieben und im Werte höher stellen als vieles aus späterer Zeit.

Randbemerkungen.

Adorée Villany.

Die ägyptische Prinzessin Bent-Anat ruht gelangweilt und verträumt auf dem Diwan ihres lauschigen Frauengemachs. Weihrauchwolken entsteigen den zierlichen Messingkesseln, und Dienerinnen sind eifrig um ihre Herrin bemüht. Ein junger Sklave bringt ihr einen Trunk und tanzt ihr etwas vor. Er hat eine prachtvolle, schlanke, edel geformte Gestalt, schöne, etwas weiche Gesichtszüge und ein jugendlich feuriges Temperament. Die Prinzessin empfindet allmählich Interesse für ihn; lauernd und begehrend umfangen ihre Blicke die rassigen, anmuterfüllten Bewegungen seines stählernen Körpers, und herrisch weist sie ihre Dienerinnen aus dem Zimmer. Sie geht dem Sklaven entgegen, tanzt mit ihm und weiß ihn durch die raffiniertesten Künste ihrer Koketterie zu bestricken, bis er willenlos in ihre leidenschaftdurchglühte Umarmung sinkt. Aber nach wenigen kurzen Augenblicken der Wollust fährt er erschreckt und verstört auf, voll Scham, sich zum Spielzeug einer Laune seiner Herrin erniedrigt zu haben. Er flieht die lockenden Liebkosungen der Frau, und in ihren Augen funkeln Zorn und Rachsucht. Zärtlich wirft sie ihren Schleier über ihn, schnell zieht sie eine Schlinge um seinen Hals, und der Ahnungslose sinkt erwürgt zu Boden. Einen Augenblick weidet sich die Prinzessin in teuflischem Triumph am Anblick des Toten. Dann sinkt sie selbst voll Reue und Verzweiflung auf den Teppich.

Der Inhalt dieser Ballade, die in ihrer prosaischen Wiedergabe den Hauptreiz einbüßt, bildet die stärksten Eindrücke, die sich dem Gedächtnis auf dem Tanzabend von Adorée Villany eingeprägt haben. Diese Handlung ist auch am meisten charakteristisch für die Kunstgattung dieser Dame. Sie selbst nennt die Darstellung treffend psychodramatische Pantomime. Es ist nicht eigentlich Tanzkunst, was Adorée Villany bietet, es ist Pantomime im wahrsten Sinne des Wortes. Im Tanze kommt alles auf die Körperlichkeit an; er entsteht aus bloßer Freude an der mannigfaltigen Bewegung der Glieder, und ganz naturgemäß ist seine Voraussetzung eine hervorragende Schönheit des tanzenden Menschen. Adorée Villany ist nicht gerade schön, besticht freilich durch vollendete Grazie, Geschmeidigkeit, rhythmisches Empfinden und Stilgefühl. Ihr ist nicht das Tanzen, die lebhafte körperliche Betätigung, der Endzweck ihrer Kunst, sie betont nicht das sinnliche Moment, sondern legt den Hauptwert auf die Beseelung und Durchgeistigung ihres Ausdrucks. Nicht nur in ihrem Gesicht, sondern auch in den Bewegungen ihrer Hände und anderen Glieder spiegelt sich eine starke Innerlichkeit. Ihre Bewegungen sind sparsam, aber von ungemeiner Eindringlichkeit. Deshalb war auch ihr Liebesspiel mit dem Sklaven im wesentlichen nur eine pantomimische Wiedergabe seelischer Vorgänge.

Ihr Partner Charles Groubert vermochte solche Eindrücke nicht zu erzielen. Er ließ sich durch seinen außergewöhnlich schönen

Digitized by Google

Körper verleiten, das rein Tanzmäßige besonders hervorzukehren, erregte dabei freilich auch bewundernswerte Wirkungen.

Nur noch einmal bediente sich Adorée Villany dieses Partners: im griechischen Bacchanale. Hier hätte ja das Austoben einer wilden Berauschtheit den Eindruck verstärken können, und hier war denn auch das Fehlen jedes Uebermaßes der Bewegungen und jeder reinen, tollen Sinnenfreude der Grund für die schwächere Wirkung.

Die übrigen „Tänze" führte die Künstlerin allein vor. Sie verlebendigte die religiöse Verehrung der Aegypterin für den geheiligten schwarzen Stier des Sonnengottes Ptah; sie stellte die Begrüßung der siegreichen babylonischen Krieger dar, und sie verkörperte die Verzweiflung und die Freiheitssehnsucht der gefesselten assyrischen Sklavin; und immer lag der Reiz und die Eigenart ihrer Kunst in der Illustration von Gefühlen und Stimmungen. Sie bezauberte als Phryne durch die Selbstverständlichkeit, Anmut und Liebenswürdigkeit ihrer Koketterie ihre Richter, und sie malte anschaulich die Angst und das Grauen der in die römische Arena geschickten Christenjungfrau, die um ihr Leben tanzen muß. Und in der modernen Personifikation des seelischen Schmerzes erweckte sie durch die Keuschheit, Herbheit und Intensität ihrer Gebärden unvergeßlich ergreifende Eindrücke.

„Neue Ziele der Tanzkunst in Form, Farbe und Psyche" lautet das Programm der Künstlerin. Auch die Kulturgeschichte der einzelnen Tanzformen und der Gewänder hat sie studiert und sucht auch der Aesthetik der jeweiligen Bekleidung mit sehr durchgebildetem Geschmack gerecht zu werden. Wie hoch im einzelnen der historische Wert ihrer Darbietungen zu bemessen ist, mögen Forscher wie Wundt und Lamprecht entscheiden. Im ganzen ist jedenfalls die Entwicklung von den kargen, beinahe eckigen altorientalischen Tanzformen zu der anmutigen, wohlgerundeten, temperamentvollen pantomimischen Kunst des klassischen Griechentums sehr einleuchtend und interessant gelungen.

Leider war diesen Veranstaltungen im „Theater an der Weidendammer Brücke" eine sehr lärmvolle, überflüssige Reklame vorangegangen, an der die Künstlerin höchstwahrscheinlich ganz unschuldig war, die aber die ihr zukommenden Sympathien nicht unbeträchtlich gefährdete. Adorée Villany hat es gar nicht nötig, sich solcher abgeschmackter Empfehlungen im abstoßenden Marktschreierton zu bedienen, zweifelhafte Vergleiche mit anderen Tanzkünstlerinnen heraufzubeschwören, den Beurteiler dadurch von vornherein mißtrauisch zu stimmen und die Objektivität der Bewertung ihrer künstlerisch zweifellos bedeutenden Leistungen zu verdunkeln. Schade war es auch, daß durch die geradezu qualvoll banale Musikbegleitung, die das Orchester zudem technisch höchst mangelhaft ausführte, der schöne Gesamteindruck oft wesentlich gestört wurde.

Dr. Wilhelm Bolze.

Welche Mittel wenden Sie zur Durchführung der Abstinenz an?

Ein ehemaliger Studienfreund schickt mir ein Heft der Zeitschrift „Sexual-Probleme" und schreibt dazu: „Du kannst der Menschheit einen Dienst leisten, indem du inliegenden Fragebogen wahrheitsgetreu ausfüllst . . . ."

Die Möglichkeit, durch einfache Ausfüllung eines Fragebogens der Menschheit einen Dienst zu leisten, hat entschieden etwas Verführerisches an sich.

Also setze ich mich hin, betrachte den philanthropischen Fragebogen und — schüttle den Kopf.

Zunächst bin ich erstaunt über den lächerlich geringen Raum, auf dem man seine Antwort unterbringen soll, und mein Erstaunen wächst und verwandelt sich in offene Empörung bei näherer Beschäftigung mit den in Summa 33 Fragen.

Da heißt es nämlich: „Wann sind Sie zuerst auf sexuelle Dinge (!) aufmerksam gemacht worden?" und „Wann sind die ersten sexuellen Empfindungen ausgelöst (!) worden?" und „Bei welcher Gelegenheit?" und so fort bis zu der letzten, verhältnismäßig

Digitized by Google

sinnreichen Frage: „Welche Mittel wenden Sie zur Durchführung der Abstinenz an?"

Ich bin ein Freund des Fortschritts, aber angesichts der gottverlassenen Neugierde dieses „wissenschaftlichen" Fragebogens werde ich stutzig. Vergebens suche ich nach dem Zweck dieser inquisitorischen Veranstaltung, und nach einigem Ueberlegen ist es mir klar, daß ich der Menschheit einen größeren Dienst erweise, wenn ich diesen sexualethischen Fragebogen an den Pranger stelle, als wenn ich ihn bona fide ausfülle.

Da wird man zum Beispiel gefragt, mit welcher Kategorie (Bordell, Dirne, Frau, Dienstmädchen, Töchterschülerin, Mädchen aus besserem Haus?) man schon sexuellen Verkehr gehabt hat, ob man sich infiziert hat, was einen sexuell am meisten reizt, und last not least was einen zu seiner „heutigen Stellung in sexuellen Fragen" veranlaßt hat.

Was für einen Wert hat es, darauf mit der nackten Angabe „Bordell" oder mit einem kurzen Ja oder Nein zu antworten?

Die psychologische Seite der Sache bleibt jedenfalls unberücksichtigt; denn ein Dienstmädchen kann ein Mistvieh oder ein anständiger Mensch, ein mit der Syphilis oder einem glimpflicheren Geschlechtsleiden behafteter Student kann ein notorischer Taugenichts oder ein idealistischer Pechvogel sein. Die Fragen nach der sexuellen Reizbarkeit und nach der „heutigen Stellung" sind gar nicht oder wenigstens nicht auf so knappem Raum befriedigend zu beantworten, und dieser Einwand trifft fast alle übrigen Fragen des Bogens.

Und diese enquête intime kann namentlich deshalb in keiner Weise maßgebend sein und irgendwie wesentliche Aufschlüsse liefern, weil nur eine beschränkte und zufällige Anzahl von Zeitgenossen ihr Folge leisten wird.

Den Bogen ausfüllen werden in erster Linie solche Jünglinge, die die elfte Frage („Haben Sie schon sexuellen Verkehr gehabt") mit Inbrunst zu verneinen in der (ihrer Meinung nach) beneidenswerten Lage sind, auf die erwähnte letzte Frage pathetisch antworten: „Durch unentwegte Lektüre des unsterblichen „Helmut Harringa", und alles in allem vom Leben (um einen Vergleich Liliencrons anzuwenden) soviel verstehen, wie die Giraffe vom Strümpfestopfen.

Der Fragebogen, der übrigens den Professor Johannes Dück in Innsbruck zum Urheber hat, wäre belanglos, wenn er nicht das Symptom einer Gesinnung wäre, die sich, ähnlich wie der Abstinenzler aufdringende Propaganda gegen die gesunde Freude an einem harmlosen Schoppen Weines oder Bieres, zu einer Landplage auszuwachsen droht.

Ich hege die Ueberzeugung, daß die „Sexualwissenschaft", obwohl sie auf dem Gebiet der Hygiene Rühmenswertes geleistet hat und leistet, grundsätzlich als eine Verirrung und als ein testimonium paupertatis angesprochen werden muß.

Das geschlechtliche Empfinden der heutigen Menschen, das zweifellos an allerlei Krankheitserscheinungen laboriert, wird nie und nimmer durch ethische Ratschläge oder gar durch Fragebogen à la Johannes Dück veredelt. Nicht auf die Erziehung zur Enthaltsamkeit und auf die theoretische Erkenntnis der „Sexualprobleme", sondern auf den unbefangenen Anschluß an die „Mutter Natur" kommt es an. Menschen sind nötig, die sich nicht vor sich selber fürchten oder gar schämen, die ohne die muffigen Beklemmungen eines „Puritaner-Gewissens" aufrecht und fröhlich leben und den Sinnen dankbar sind für ihre Feinheit, Fülle und Kraft!

Hans Harbeck.

Die farbigen Perücken.

So heißt der neueste Modefimmel von Berlin. Meschugge ist noch immer Trumpf, und die Phantasie der Berliner Modenarren mit ihrem erstaunlich großen Erfindungsreichtum schlägt immer groteskere Purzelbäume, um durch ihre Originalität und Verrücktheit die harmlosen Bürger zu verblüffen.

Wer heute durch die Hauptstraßen von Berlin geht und einen Blick in die Schaufenster der Friseurläden wirft, wird versucht sein, sich zweifelnd an die Stirn zu fassen und ernsthaft zu erwägen, ob er wirklich noch bei klarem Verstande

Digitized by Google

ist. Er erblickt hinter den Scheiben Wachsbüsten, deren kühn komponierte Frisuren im exotischsten Wiesengrün, Scharlachrot, Indigoblau und Violett schimmern und schillern. Er wird beim Mittagstisch in der Zeitung lesen, daß kürzlich im Admiralspalast eine „Redoute der farbigen Perücken" stattgefunden hat, und daß dort alle diese Haarfarben und noch viele andere nicht minder „eigenartige" Nuancen — nur die Naturfarben des Haares waren streng verpönt — zu sehen waren. Man stimmt nicht mehr nur die Kleider, Strümpfe und Schuhe, sondern auch noch die Haare auf die gleiche Farbe ab. Er hört von dem neuen Gesetz, das die Modediktatoren ausgeheckt haben, demzufolge alle Damen, die fernerhin für gesellschaftsfähig gelten wollen, sich ihre eignen Haare abschneiden lassen müssen, um nur noch farbige Perücken zu tragen oder doch mindestens in den weißgepuderten Haartürmen des seligen Louis-quinze-Zeitalters zu erscheinen. Und er wird vollends an seinem ästhetischen Urteilsvermögen irr, wenn er liest, daß der Zeitungsberichterstatter der Admiralsredoute die weißen und farbigen Perücken sehr schön und anmutig gefunden hat.

Im vorigen Jahre wurde es für besonders schön erklärt, wenn die Damen sich ihre Beine anmalten und wenn sie Nasenringe oder silberne Reifen um die Fußknöchel trugen. Heute herrscht der Perückenkoller. Es fehlt nur noch, daß man an die Stelle der Haare Schilfblätter oder Straußenfedern setzt. Als besonders charakteristisch möchte ich das Flügelkleid der Gans empfehlen. Man kann diese Verblödung des Geschmacks nur noch für die Ausgeburt einer überhitzten Faschingslaune ansehen. Denn während die geschlitzten Röcke und der Tangotaumel immerhin noch eine ernsthaft zu bekämpfende Geschmacksunart darstellen, wirkt die Absurdität der farbigen Perücken nur noch wie ein mittelmäßiger Witz, über den man sich mit einem flüchtigen Achselzucken hinwegsetzt. Der Chronist allein braucht von ihm Notiz zu nehmen, da er sicherlich nicht nur dem unbefangenen Zuschauer, sondern auch allen gegenwärtig von diesem neuesten Modewahnsinn besessenen Wesen bald wieder spurlos aus dem Gedächtnis entschwinden wird.

W. B.

Neue Bücher.

Schriftsteller, Verleger und Publikum. Eine Rundfrage. Zehnjahreskatalog des Verlages Georg Müller in München.

Die deutsche Kulturbewegung im Jahre 1913. Eugen Diederichs, Verlag in Jena.

Katalog schöpferischer Lebensbücher in Essays von den Mitarbeitern der „Tat". Ebenda.

Seit einiger Zeit bilden sich die Kataloge der großen Verlagsfirmen unter Beiseitelassung reklamehafter Anpreisungen immer mehr zu anregenden Almanachen aus. Dieser nachahmenswerten Gepflogenheit folgte nun auch Georg Müller aus Anlaß des zehnjährigen Bestandes seiner vielfach so verdienstlichen Firma. Seine Rundfrage an eine Anzahl seiner Verlagsautoren über die Wechselbeziehungen zwischen Schriftsteller, Verleger und Publikum zeitigte, von einigem nebensächlichen Beiwerk abgesehen, ein ganz beachtenswertes Ergebnis. Es wird hier wieder einmal auf manche Uebelstände auf dem deutschen Büchermarkt hingewiesen und hierbei auch der Mitschuldigen in der Presse nach Gebühr gedacht. Mit Befriedigung darf Georg Müller auf seine zehnjährige Verlagswirksamkeit zurückblicken. Daß er beispielsweise unter allen namhaften deutschen Verlegern der einzige war, der sich für Strindberg einsetzte, zeugt ebenso von seinem künstlerischen Verständnis, wie die Ablehnung seiner Berufsgenossen davon Zeugnis gibt, wie wenig unter dem bereitwillig aufgenommenen Kitsch selbst heutzutage noch wirkliches poetisches Gold auf Wertschätzung zu rechnen vermag. Daß sich auch Georg Müller nicht immer auf der Höhe seiner Aufgabe und sich zuweilen schlecht beraten zeigte, ist durch den Umfang seines Unternehmens verursacht.

Ein Verleger, der zu den rühmlichsten Vertretern seines Standes gehört, Eugen Diederichs in Jena, gibt mit berechtigtem Stolze von seiner Wirksamkeit im abgelaufenen Jahre Bericht. Aber auch mit begründeter Bitterkeit weist er darauf hin, daß Kritik, Sortimenter und Publikum trotz seiner namhaften und eifervollen kulturellen Tätigkeit des öftern in kläglicher Weise versagten. Wem es um das kulturelle Wachstum nur einigermaßen zu tun ist, sei nachdrücklichst auf die Verlagstätigkeit von Diederichs verwiesen.

Daß es sich bei Diederichs nicht um die eigene Person, sondern um die Sache handelt, beweist er mit dem Weihnachtsbücherkatalog seiner Monatsschrift „Die Tat", der auf das Gute allerorts aufmerksam zu machen bemüht

Digitized by Google

ist. Dieser Katalog verdient trotz dem Umstande Beachtung, daß er nicht entfernt an das umfassendere Unternehmen etwa des Dürerbundes heranreicht. Es ist dies allerdings nicht die Schuld von Eugen Diederichs, der hier ja unterschiedlichen Mitarbeitern das Wort ließ. Von ihnen machte sich z. B. Ernst Lissauer in seinem Bericht „Ueber einige Romane und Novellen" die Sache außerordentlich leicht. Sein Ziel, „auf Dichter und Dichtungen hinzuweisen, die noch nicht genügend in das Bewußtsein der Nation aufgenommen sind", wird natürlich nicht erreicht, wenn man auf allbekannte Namen wie Schnitzler, Walter Harlan, Kolbenheyer, Schmidtbonn oder Wilhelm Schäfer verweist und — dies ist wohl das überflüssigste! — drei ganze Seiten auf Kellermanns in 100 Auflagen und in allen Sprachen übersetzten Sensationsroman „Der Tunnel" verschwendet. Dem Heertrab der Durchschnittskritik nachzuhinken, hat keinen Zweck, wohl aber wäre es ein Verdienst gewesen, jene gewiß reichlich vorhandenen guten Werke aufzuspüren und ihnen den Weg bahnen zu helfen, denen durch die sträfliche Achtlosigkeit und Bequemlichkeit der Tageskritik jene Wertschätzung vorenthalten bleibt, die ihnen vor den marktschreierisch angepriesenen rasch vergänglichen Modeerscheinungen und mit den wenigen oft nur durch glückliche Zufälligkeiten oder andere Nebenumstände von der Kritik geförderten guten Werken mit Fug und Recht gebührt. Immerhin bietet dieser Katalog trotz mancher Unzulänglichkeit im einzelnen genug des Anregenden.

Viktor Wall (Wien).

Oskar Maurus Fontana: Die Milchbrüder. Eine Komödie. (Berlin, bei Erich Reiß.)

Diese Komödie verdient, Julius Bab gewidmet zu sein. Was der kluge Dramaturg vom neuen Drama postulierte (daß es gut daran täte, eine Melodie aus Hofmannsthal und Wedekind zu mischen), ist hier angestrebt und in einem nicht geringen Grade erfüllt. Natternscharf zupackende Ueberwinder sind mit weicher, sternentiefer Nachtwelt verschmolzen, trocken-groteske Kerle in Abendfarben gekleidet, Zynismus und Romantik verbunden. Der Wedekind-Mensch heißt Graf De Las Casas — einen Geruch vom lateinischen Amerika bringt schon der Name —, ist Hochstapler, Geldmacher ... schließlich von seiner Frau tragisch Verlassener. Wir kennen seine Vorbilder, den Karl Hetman, den Ludwig Schön, den Marquis von Keith; aber wir vergessen ihrer wieder: so sehr gekannt, so völlig undilettantisch sind sie hier wiedergeboren. Oskar Maurus Fontana, der das Glück hat, im Jahre 1889 geboren zu sein, gehört einem anderen Geschlecht an als der Münchener Programmatiker. Er ist musischer, er gestaltet zur Musik, was bei Wedekind groß erdacht, aber in der Ausführung nur ein schlecht fugiertes Geschrei zu sein pflegt. Der Hofmannsthal-, nein, der Eichendorffmensch heißt Graf Engelbrecht, wird mit Erzieher und Milchbruder flaumbärtig in die Welt geschickt und lernt von Rosen und Dornen. Der Traumreine stürzt wie ein Stern auf den Hochstapler — als Nebel und Trümmer sinken, geht ein wissender Held hervor. Das ist gestaltet.

Ich fühle hier überall Zartheit, überall Kraft. Mehr noch: überall Bescheidenheit. Nirgends zeigen Reklameplanken die Probleme dieses Stückes an, niemals werden die Gedanken, deren Träger die Personen der Handlung sind, riesengroß affichiert. Das Ethische liegt unter den Worten, zerstört nicht auf ihnen den sinnlichen Reiz. Wie bei allen Kunstwerken von wirklicher Größe (am gerührtesten empfand ich dies jüngst bei Hofmannsthals „Ariadne") ist die geistige Aufmachung so bescheiden, daß man zuerst geneigt ist, nur Begebenheit und Ballade zu sehen, wo doch über Menschlich-Tiefstes verhandelt wird. Von wie vielen in dieser Zeit, die, statt zu gestalten, schlechter Intellekt abspritzt, kann man das sagen?

Von O. M. Fontana jedenfalls. Seine Zukunft wird wichtig sein. Er beschleunige sie!

Heinrich Eduard Jacob.

Herausgeber: Dr. Heinrich Ilgenstein. — Verantwortlich: Dr. Heinrich Ilgenstein, W., Pfalzburgerstraße 53. — Verlag: Hellmuth Johnke, Berlin W. 15. — Oesterreich-Ungarn: Huber & Lahme Nachf., Wien I, Herrengasse 6. — Verantwortlich für die Inserate: Franz Rausch, Berlin W. — Druck und Postvertrieb: Paß & Garleb G. m. b. H., Berlin W. 57.

Digitized by Google

Die Gegenwart

Nr. 12 | Berlin, den 21. März 1914 | 43. Jahrgang Band 85.

Schwarz-gelber Patriotismus.

Von

Dr. Hans Wantoch (Wien).

Es ist ein Thema mit negativem Vorzeichen. Innerhalb der schwarz-gelben Grenzen spricht man dieses einigende und bindende Wort mit einem ganz merkwürdigen, skeptischen und ironischen Akzent. Man spricht es anders als im Süden oder Norden. Die Oesterreicher dürfen für sich den zweifelhaften Ruhmestitel der Antichauvinisten Europas in Anspruch nehmen. Vielleicht wird diese Klage vor einem reichsdeutschen, aufgeklärten und freigesinnten Publikum, ein paar Wochen nach Zabern, nicht einmal das richtige Verständnis, das mitfühlende Begreifen finden. Wie ja stets dem, der in einem erstickenden Zuviel lebt, das Zuwenig des anderen beinahe als Wunschziel erscheint. Erst in der Distanz, nördlich von Tetschen-Bodenbach, merkt der Oesterreicher die Krebsursache seiner Stagnation: der Glaube an sich selber fehlt; und der Glaube, daß jeder innerhalb seiner Staatsgrenzen als Glied des Ganzen und durch das Ganze am erfolgreichsten zu sich selber komme, ist in einer materialistischen Zeit von aller Sentimentalität und Gefühlsduselei entfärbter Patriotismus. Hinter Tetschen beginnt eine andere Welt. Die Leute im Kupee, es sind Kaufleute, Rechtsanwälte, Fabrikanten, und sie erzählen mit einem gewissen Stolz von der neunzigfach überzeichneten Schatzanleihe, sie berichten von der Riesensumme, die in den Leipziger Zentralbahnhof verbaut, d. h. investiert worden ist. „Aber der Verkehr bringt es wieder ein", sagt einer. Sie wissen von all dem. Sie interessieren sich dafür. Künstler, Dichter in Berlin reden nicht viel anders. Auch ihnen merkt man bei den Worten über diese Zifferntatsachen eine gewisse Lust an, merkt, daß es ihnen imponiert, wie alles ganz gewaltig vorwärts geht, und der Oesterreicher ist verblüfft darüber, wie alle in diesen öffentlichen Dingen Bescheid wissen, und in allen das Bewußtsein lebt: Etiam tua res agitur.

Das sind freilich nur erste Eindrücke, flüchtige, oberflächliche Impressionen eines Vergnügungsreisenden. Aber sie dürften einen tiefen Hintergrund haben. Und sie kehren eindringlicher wieder, wenn mein Weg in der entgegengesetzten Richtung, nach dem Süden, geht. Von Cervignano bis nach Sizilien kein größerer Ort, der nicht seinen Corso Cavour, sein Denkmal Vittorio Emanueles, seine via venti settembre hätte, und in Deutschland als Gegenstück dazu Wilhelm I., Bismarck, der Sedanstag. Kleine, äußerliche Dinge: aber fest steht, daß den Oesterreicher für sein vaterländisches Zugehörigkeitsgefühl nirgends solche sichtbare Zeichen errichtet sind, und daß diese belanglos äußere Erscheinung einen sehr belangreichen inneren Grund in der Geschichte des letzten Jahrhunderts hat und damit zur ersten, vielleicht fundamentalen Erklärungsursache für das hierorts mangelnde Staatsbürgergefühl führt. Seit der Aera Metternich, ja vielleicht seit den Tagen Maria Theresias, war die österreichische Auslandpolitik eine Abwehrpolitik, nicht bildnerisch, sondern konservierend, nicht tuend, sondern leidend, und für den einzelnen darum kein mitreißendes Begeisterungsobjekt, sondern ein mitleidiges Achselzucken. Eine schlechte Diplomatie vergeudet unendlich größere und teurere Werte als ein paar Quadratkilometer Land, die man verliert oder zu erwerben verpaßt. Der negativen Politik entspricht der negative Patriotismus.

Digitized by Google

Mit System und gründlich hat sich der Oesterreicher seit mehr als einem Jahrhundert seines Staatsbewußtseins entwöhnt. Tagesblätter sind dafür ein sehr empfindliches Barometer. Und während der Krisen- und Mobilisierungstage des Jahres 1913 konnte es geschehen, daß sich mancher Artikel über den Kriegsenthusiasmus bei Bier und Stehkäse belustigte, daß sich manche Zeitung über die Begeisterung für „Prinz Eugenius, den edlen Ritter" in den Nachtlokalen mokierte, ohne daß ein einziger Abonnent dem Verleger am nächsten Tag den Kündigungsbrief ins Haus geschickt hätte. Ja, mitten in den Skutaritagen schrieb der Chefredakteur des Agramer Amtsblattes, zugleich mit seinem Demissionsgesuch, einen Leitartikel: Skutari den Montenegrinern. Arge Dinge. Aber im Grunde doch nur eine hochverräterisch und positiv gewordene Skepsis, wie sie negativ fast alle Intelligenten in Oesterreich empfinden und wie sie zwar nicht für 1913, sondern für das Annexionsjahr Neun in einem Buch von Hermann Bahr als dauerndes Dokument festgelegt ist.

Ein paar Seiten entfernt von dieser kopfschüttelnder Negierung der Balkanbegeisterung steht eine ganz andere Geschichte, voll flammender Entrüstung, voll gleichfalls kopfschüttelnden Nicht-Begreifen-Könnens und gerechter Empörung. Hermann Bahr erzählt aus seiner Jugend in Linz. Er erzählt von jenem feschen, stadtbeliebten Erzherzog, der nach der Landtagssession die Abgeordneten von Ober-Oesterreich, und darunter Hermann Bahrs Vater, weiland Notar in Linz, zu Gast empfing und sie stets burschikos entließ: „Auf Wiedersehen nächstes Jahr, wenn es dann noch ein Oesterreich gibt." Echt. Und in der sozialen Stufung das Gegenstück ganz oben zu dem staatlichen Gefühlsmangel in der Mittelschicht und unten. Wie Hinz und Kunz ist in Oesterreich auch der Erzherzog, der Prinz, die kaiserliche Hoheit eine anarchische Privatperson. Mensch und nichts weiter als das. Ohne Verbindlichkeit und Bindung in ein höheres Ganzes. Ohne Gedanken an eine Pflicht zur Aufopferung seiner individuellen Wünsche für den Staat. Die Prinzenflucht, von Johannes Orth bis zum Thronfolgerbruder Ferdinand Karl, ist ein Charakteristikum der Dynastie. Auch das Herz Wilhelms I. lag im Streit mit dem Imperativ seines Verstandes. In Oesterreich resigniert immer die Pflicht. Schwärmer und Dichter mögen sich dafür begeistern. Ich kann es nicht. Schwärmer mögen es für menschlich rührend, für anziehend und sympathisch finden, wenn ein Thronerbe nicht nach Staatsraison, sondern nach Neigung freit, wenn er keine „Partie" macht, sondern eine Ehe schließt. Ich meine, daß dieser bourgeoise Krämerstandpunkt nicht in Betracht kommt, wenn es sich um Menschen handelt, die trotz allem Parlamentarismus eine übermenschliche Macht haben. Die morganatische Ehe, dieses Halb-als-Privatmann-Leben, ist typisch für Oesterreich, bezeichnend dafür, wie es mit dem staatsbürgerlichen Pflichtbewußtsein selbst an der Spitze des Staates bestellt ist.

Privatpersonen die kaiserlichen Prinzen; Privatpersonen Hinz und Kunz. Und darum Politik auch nicht die Gesinnung aller, sondern die Laune, das Vergnügen oder selbst nur das Geschäft einiger weniger. Politik treiben heißt nämlich, durch Wirken auf das Ganze etwas wollen. Wer aber will über diesen gesamtfördernden Umweg etwas erreichen? Dazu bedürfte es vor allem eines Glaubens an das Ganze, eines Staatsbewußtseins, eines Patriotismus. Der politische Indifferentismus ist gleichsam der negative Beweis für das negative Thema. Von französischer Leidenschaftlichkeit ebensowenig eine Spur wie von deutscher Ernsthaftigkeit. Als vor Jahren der böhmische Landtag in die Brüche ging, da sangen die deutschen Hofräte jenes Lied, das in Oesterreich stets als Ausdruck revolutionärer Abtrennungsgelüste, als Ausdruck für Angliederung Deutsch-Oesterreichs an das Deutsche Reich gilt. Die deutschen Hofräte sangen im böhmischen Landtag „Die Wacht am Rhein". Man denke sich die Intonierung der Marseillaise im elsäßischen Landtag. Die Deutschen aber meinten es nicht so schlimm. Und das ist das Schlimmste daran. Denn es argumentiert, wie leicht, wie lax und lässig man Politik empfindet. So nonchalant, daß selbst der sozialdemokratische Gedanke in Oesterreich ganz entfärbt ist und die sozialdemokratischen Ab-

Digitized by Google

geordneten im österreichischen Parlament die Arbeitspartei par excellence bilden, die — wie keine andere — für die Bewilligung von Budget und Steuern... durch die anderen sorgen. Es ist ein Bildchen mehr aus der Geschichte von der österreichischen Gemütlichkeit. Der Chauvinismus ist ungemütlicher. Aber die Gemütlichkeit kann ihn zuweilen übertrumpfen, und heißt dann nicht Leutnant Forstner, sondern Oberst Redl.

Das Weltenbild im Wandel der Zeiten und seine Beziehungen zur menschlichen Kultur.

Von

Prof. Dr. Marcuse.

Zwei Dinge erfüllen das Gemüt immer mit neuer und zunehmender Bewunderung und Ehrfurcht, je öfter und anhaltender sich der Geist mit ihnen beschäftigt: der gestirnte Himmel über mir und das ethische Gesetz in mir." Dieser inhaltlich allgemein bekannte, der Auslegung nach aber noch nicht völlig erschlossene Ausspruch Kants birgt eine Fülle von Naturwahrheiten und Seelenweisheiten. Der gestirnte Himmel über uns und das ethische Gesetz in uns, welch' gewaltige Gegensätze! Auf der einen Seite der Makrokosmus im umgebenden Weltenraume, der sich nach ewigen, unabänderlichen Gesetzen kraft einer allgemeinen Massenanziehung bewegt, auf der anderen der Mikrokosmus in unserem Seelen- und Empfindungsleben, der seine Regungen nach viel komplizierteren Gesetzen kraft unseres eigenen Gewissens vollzieht.

Ist es Zufall, daß Kant die Erhabenheit des gestirnten Himmels mit der Kraft des moralischen Gesetzes in Verbindung bringt? Durchaus nicht! Versuchen wir daher den Zusammenhang zwischen Weltall und Seelenwelt im naturwissenschaftlichen wie im philosophischen Sinne herauszufinden. Dabei werden wir auf das Weltbild im Wandel der Zeiten in großen Umrissen einzugehen haben.

Naturwissenschaftlich besteht ein merkwürdiger Zusammenhang zwischen der mindestens 50 Jahrhunderte alten Wissenschaft des Himmels und dem erst seit etwa 50 Jahren eröffneten Wissenszweige, der es mit der tieferen Ergründung unserer Denk- und Empfindungsapparate zu tun hat. Die Grundlagen und ersten experimentellen Ergebnisse der sogenannten „physiologischen Psychologie", die das Denken über unser Denken lehrt, sind in Verbindung mit astronomischen Präzisionsmessungen zeitlicher und räumlicher Intervalle geschaffen worden. Erst Zeitmessungen, Winkel- und Distanzauswertungen, nicht zum wenigsten durch die gewaltigen und eindrucksvollen Bewegungen im Weltenraume veranlaßt, haben gelehrt, daß unsere Sinne selten richtig und niemals schnell arbeiten. Das Sprichwort: „Schnell wie der Gedanke", ist hinfällig geworden; auch in qualitativer Hinsicht lieferte die Mikroskopie des Raumes und der Zeit genaue Meßapparate, mit denen die Fehler der menschlichen Sinneswahrnehmung erkannt und bestimmt werden konnten. So schuf der Mensch in Anlehnung an den Makrokosmus und in voller Erkenntnis seiner eigenen Unzulänglichkeit geniale Erweiterungen seiner Sinne, wie z. B. das Fernrohr für das Auge, das Mikrophon für das Ohr und die Wage für den Tastsinn. Erst durch diese Verschärfungen unserer relativ beschränkten Sinne in Verbindung mit den als Erweiterungen der Gliedmaßen geltenden Werkzeugen, und mit den zur Erhöhung unserer Kräfte bestimmten Maschinen sind die Fortschritte der modernen Wissenschaft und Technik entstanden.

Viel gewaltiger als der rein naturwissenschaftliche, ist aber der naturphilosophische Zusammenhang zwischen dem gestirnten Himmel und dem Seelenleben der immer nur vom begrenzten Standpunkt ins Weltall blickenden Erdbewohner. Die Astronomie ist die älteste unter den exakten Naturwissenschaften, überall und zurück bis in die graueste Vorzeit finden sich Spuren der Himmelskunde. In den früheren Kulturstufen der Menschheit waren Astronomie und Religion sogar eng miteinander verbunden. Die Tempel sind Beobachtungsstätten, ihre Priester Träger

Digitized by Google

der Himmelskunde gewesen. Dies hatte auch ethische Gründe, denn der Mensch suchte inmitten der Wechselfälle seines kurzen Lebens Trost bei der ruhigen Majestät des ewigen Sternenhimmels. Und die zwischen den Sternen sich bewegenden Planeten erschienen dem Menschen als göttliche Wesen, woran noch heute ihre Namen (wie Merkur, Venus, Mars, Jupiter, Saturn) erinnern. Phantastische Vorstellungen vom Einfluß der Gestirne auf menschliche Geschicke ließen Sterndeuterei oder Astrologie, innig verbunden mit Astronomie, entstehen. Aber schon in Altertum, besonders zur Blüte griechischer Kultur, traten zu diesen sentimentalen Astralmythen und zu den einfachen Aufzeichnungen der Himmelserscheinungen auch spekulative Betrachtungen über die Entstehung und Bewegung der Welten, die bis in die Gegenwart hinein den Menschengeist als kosmogonische Theorien und Weltenbilder lebhaft beschäftigen. Doch die wenigen Jahrtausende menschlicher Erfahrungen reichen noch nicht aus, um diese überirdischen Probleme völlig zu ergründen. Was sind einige tausend Jahre im Vergleich zu vielen Jahrmillionen der Entwicklung z. B. unseres Sonnensystems? In den wenigen Jahrtausenden, über die das Menschengeschlecht beobachtend und denkend bisher verfügen konnte, haben weder Erde noch Sonne oder gar die Sternenwelten sich wesentlich verändert. Die Sonne Homers und die Sternbilder der alten Aegypter, sehet, sie leuchten auch uns! —

Die wirkliche Entstehung der Welten ist uns verhüllt, ebenso wie der erste Anstoß in den Bewegungen der Himmelskörper, das Axiom für die hochentwickelte Mechanik des Himmels, wohl immer ein Welträtsel bleiben wird. Am wahrscheinlichsten ist noch die Bildung der Gestirne aus einem rotierenden Urnebel mit Ringablösungen, wie dies z. B. die neuesten Aufnahmen von Spiralnebeln im Weltenraume mittels weithin dringender Spiegelteleskope unmittelbar vor Augen führen. Noch weniger als über das Werden des Weltganzen wissen wir von der Zukunft der Welten, die jedoch sämtlich ein Werden und Vergehen druchlaufen. Aber immer mehr wird der in unendlicher Weite vor uns liegende Ozean unbekannter Wahrheit von Vernunft und Wissenschaft durchforscht. So hat man nicht nur die Bewegungen der früher als fest geltenden Fixsterne (Stellae fixae) aus Spektrallinien-Verschiebungen in Stern-Spektren ermittelt, sondern sogar über die Beschaffenheit jener Sonnen fernster Weltsysteme spektral-analytisch Aufschluß erhalten. Wir wissen jetzt, daß alle Gestirne aus den gleichen Stoffen wie Erde und Sonne bestehen, und nur die verschiedene, jetzt auch sogar meßbare Temperatur bedingt die mehr oder weniger auffälligen Unterschiede zwischen den Sternen. Im übrigen entstammen alle Gestirne einem Urstoff, eine mit den neueren biologischen Vorstellungen harmonierende kosmische Wahrheit! Also Einheit des Stoffs im gesamten Kosmos ist das Fazit jahrhundertelanger Bemühungen in dieser Frage.

Doch wir gehen noch einen Schritt weiter und betrachten jetzt auch die Bewegungen im Makrokosmus, besonders in unserem Sonnensystem, übrigens auch nur eine Fixsternwelt, von anderen Weltsystemen aus betrachtet. Die Entwicklung des Weltengebildes kann zugleich als Spiegelbild der menschlichen Kultur angesehen werden. In der Kindheit des Menschengeschlechts drängten sich bei der Himmelsbetrachtung vier gewaltige Fragen auf: die tägliche Drehung der Himmelskugel, die jährliche Bewegung der Sonne, der Lauf der großen, schon im Altertum bekannten Planeten und die Begrenzung des Himmelsgewölbes.

Bei der Drehung der uns umgebenden scheinbaren Himmelskugel laufen die Gestirne von Ost nach West. Was Wunder, daß der Mensch, ehe er absolute und relative Bewegungen unterscheiden lernte, sich die Erde als ruhend und die Himmelssphäre in Drehung vorstellte. Lassen wir uns doch auch heute noch, besonders im umgekehrten Sinne, z. B. im stillstehenden Eisenbahnzuge sitzend aus der Bewegung eines Nachbarzuges eine eigene Fortbewegung gelegentlich vortäuschen! Aehnliches galt in früherer Zeit auch für die jährliche Bewegung der Sonne und für die komplizierte Ortsveränderung der Planeten unter den Sternen. So ist es verständlich, daß man zunächst die scheinbar feststehende Erde, den

Digitized by Google

Wohnsitz und die Beobachtungsstätte des Menschen, in den Mittelpunkt der Welt verlegte. Dieses geozentrische Weltbild fand seinen größten Vertreter vor 1800 Jahren in Ptolemäus und konnte bis ins 16. Jahrhundert hinein seine Gültigkeit behalten. Zwar erkannten schon große griechische Naturphilosophen, wie Aristarch von Samos, dessen Riesengeist sich bereits zu einem klaren Weltbilde durchrang, daß die Erde ein im Raume schwebendes, kugelförmiges, um seine Achse sich drehendes Gestirn sei und mit samt den anderen Planeten die Sonne umkreise. Aber diese Geistestat eines kopernikanischen Vorläufers ging zunächst verloren in den Zeiten der Römerherrschaft, die nach Weltmacht strebte, und in der Epoche der Kirchenherrschaft, die große religiöse Neubildungen im Abendlande durchsetzte. In jenen Zeiten, als im Okzident die Früchte griechischer Himmelsforschung verdorrten, war es der Orient, besonders durch arabische und semitische Forscher, der die Lehren der alten Himmelskunde bewahrte und vertiefte. Diese Blüte orientalischer Astronomie befruchtete dann im 15. Jahrhundert wiederum das Abendland, wo inzwischen das Streben nach weltlicher und kirchlicher Macht auch zur Erforschung der Erdoberfläche und zu gewaltigen maritimen Entdeckungsreisen drängte. Die damals durch Kolumbus angeregte Schiffahrt stellte an die Astronomie als Wegweiserin auf hoher See zwischen Himmel und Wasser immer dringendere Anforderungen, um durch genau vorausberechnete Tafeln der Stellungen von Gestirnen sich mit der Himmelsuhr auch auf der Erde zurechtzufinden. So wurde die Astronomie zur Mutterwissenschaft der Schiffahrt wie der Entdeckungsfahrten in unbekannte Erdregionen. Goethe sagt deshalb mit Recht im West-Oestlichen Divan: „Er hat euch die Gestirne gesetzt als Leiter zu Land und zur See", ein Ausspruch, dem man heute noch hinzufügen kann: „auch als Leiter im Ozean der Luft". Nautik und Kalenderwesen forderten gebieterisch genaue astronomische Theorien für die Bewegung der Gestirne, denn die auf dem alten und falschen geozentrischen Weltbilde, insbesondere von Regiomontan begründeten Tafeln, waren unzulänglich. Da vollbrachte Kopernikus die rettende wissenschaftliche Tat, indem er die Ahnungen der griechischen Philosophen mit tief-mathematischem Scharfblick erfaßte und das heliozentrische Weltbild begründete. Die Sonne wurde in den Mittelpunkt des Planetensystems gesetzt, und allen Planeten, auch der Erde, eine Drehung um ihre Achse und eine Bahnbewegung um den Zentralkörper gegeben. Mit einem Schlage erhielt man jetzt ein richtiges Bild von den relativen und absoluten Bewegungen am Himmel. Die scheinbare tägliche Drehung des Himmelsgewölbes von Ost nach West war das Spiegelbild der wirklichen Erddrehung von West nach Ost, die scheinbare jährliche Sonnenbahn die Projektion der wirklichen Erdbahn am Himmel, und die scheinbar komplizierten Planetenläufe erklärten sich durch Kombination der wahren Planetenbewegungen mit der Erdbewegung, dem beweglichen Standorte des Beobachters.

Nach langer Geistesnacht eine weltumfassende Geistestat! Wie gewaltig mußte diese Umwälzung auf die damalige Menschheit wirken, als die Erde aus ihrer bevorzugten Zentralstellung zum einfachen, die Sonne umkreisenden Planeten in der Schar vieler wurde. Man kann die Aufregung jener Zeit und die Auflehnung vieler gegen die altgewohnte Denkweise verstehen. Nach Einführung der heute zum Gemeingut menschlichen Denkens gewordenen heliozentrischen Weltanschauung witterte man Morgenluft und fühlte das Sprengen uralter Geistesfesseln. Die Kirche sah damals mit Recht in diesem Weltenbilde, das durch das Dreigestirn Kepler, Galilei und Newton immer sicherer in die Schatzkammer menschlichen Denkens eingefügt wurde, einen krassen Widerspruch mit ihrer gesamten Lehre und Ueberlieferung. Die Jahrtausende alten Säulen eines falschen Weltenbildes, die Kopernikus Mitte des 16. Jahrhunderts umstürzte, zertrümmerte 50 Jahre später Giordano Bruno völlig, indem er die letzte noch schwebende Frage nach der Begrenzung des Himmelsgewölbes löste und ein wahrhaft befreiendes Weltenbild schuf. Dieser neapolitanische, aus dem Dominikanerorden ausgetretene Philosoph lehrte zum ersten Male: der

Digitized by Google

die Erde scheinbar als konzentrisches Kugelgewölbe umgebende Fixsternhimmel bildet nicht die Grenze der Welt, das Universum ist vielmehr ein ohne Wölbung unendlich sich ausdehnender Raum. So zerbrach der Himmel, und es entstand der unendliche Weltenraum, in dem heute die größten astronomischen Entdeckungen sich vollziehen. Giordano Bruno, ein wahrer Befreier des Menschengeistes wurde, obwohl er an eine unbegrenzte göttliche Vorsehung glaubte, von den damaligen kirchlichen Gewalten verbrannt. Aber sein Scheiterhaufen strahlte als Leuchtturm einer neuen aufgeklärten Welterkenntnis. Das im Wandel der Zeiten geklärte und durch große astronomische Entdeckungen, wie die Auffindung des bisher äußersten Planeten Neptun durch Rechnung oder die Entfernungsbestimmungen der Fixsterne, sowie die Ermittlung ihrer Bewegungen in der Gesichtslinie immer mehr vertiefte Weltenbild hat auch moralisch einen erzieherischen Einfluß auf den Menschen ausgeübt. Seine Wohnstätte, die Erde, ist nur ein Tropfen im Universum, er selbst eine Infusorie in diesem Tropfen. Die Entdeckungen des Menschengeistes aber gleichen, wie Newton so schön sich ausdrückte, immer nur Muscheln und bunten Steinchen, gefunden am Meeresstrande, indessen der Ozean der Wahrheit noch unerforscht in unendlicher Weite sich vor uns ausdehnt.

„Geschlecht und Uebergeschlecht“ *).

Von

Kurt Walter Goldschmidt.

Freundschaft ist – bei der „gebrechlichen Einrichtung dieser Welt“, wie Kleist sagen würde – der in menschlichen Grenzen beste, echteste, haltbarste Wert. Auch Freundschaft gedeiht und besteht freilich nur durch Reife, Abkühlung und Resignation der Leiderprobten, Bescheidenen, Gleichwertigen, die die Grenze zwischen Ich und Ich zu wahren wissen und nicht mehr, wie im Ueberschwang der Jugend, Ich und Du restlos verschmelzen wollen. Alles Unfertig-Anspruchsvolle ist noch unsicher in sich selbst, unbeständig und doppelsinnig – – hängt nur lose an uns und fällt früher oder später ab, wie wir es einst nicht anders getan haben – – wird man doch stets mit dem bestraft, womit man gesündigt hat. Aber auch vollreife Persönlichkeiten können schwer dauernde Freundschaft halten – weil sie früher oder später sich zu nahe kommen und durch die völlige Vereinigung sich selbst auszulöschen drohen. Hier kann eben nur ein von vornherein die Grenzen feinfühlig absteckender Takt helfen.

*

Die Liebe des höheren Menschen ist in ihrem besten Teile asexueller oder übersexueller Natur. Den Wert, die Tiefe und Dauer einer Liebe bedingen nicht die rasch verpuffenden sinnlichen Berauschungen, sondern Herrschaftstrieb, Machtwille, Freundschafts- und Gesellschaftsbedürfnis. Wie fade, widrig, unwürdig wird dem höheren Manne jeder Verkehr und jedes Liebesbündnis, in dem er nicht der Bestimmende, Schenkende, Verklärende in dem er nicht zugleich der Verstandene, Geahnte, Geliebte ist! Schon Verliebtheit des Weibes ist ihm eigentlich fatal, weil er dadurch Objekt der Liebe zu werden droht, während er doch ihr Subjekt sein und bleiben will. Nichts ist auf die Dauer für den höheren Mann bedrückender und ernüchternder als ein Verhältnis, das die Rollen zwischen ihm und dem Weibe vertauscht, das ihn zum Empfangenden und Unterworfenen macht oder das nur ein fremdes Nebeneinander, kein seelisches Ineinander ist. Und wenn ein Weib die Reize Aphroditens und Helenas vereinigte, es gibt uns nichts, es fesselt uns nicht, wenn es sich uns nicht unter- oder doch nebenordnet; wenn es nicht unser beherrschbares und verschließbares Eigentum sein mag oder kann; wenn es uns endlich nicht Freundschaft und Verständnis diesen festesten Kitt, der zwei Seelen bindet, zu gewähren vermag. Weib und Persönlichkeit zugleich zu sein: das ist für das Weib und damit auch für den Mann die einzige Möglichkeit einer Lösung des Geschlechts-

*) **Aus dem demnächst bei Walter Markgraf, Leipzig, erscheinenden neuen Buche unseres Mitarbeiters „Halbmaske“. Aus dem Leben und dem Jenseits des Lebens. Eine tragische Philosophie in Bekenntnissen, die in philosophischen und poetischen Formen ein Gesamtbild der modernen Kultur gibt.**

Digitized by Google

problems, eines Gelingens des fragwürdigen Experimentes: Ehe.

*

Die Liebespsychologie früherer Geschlechter und selbst ihrer bedeutendsten Individuen ist noch verhältnismäßig oberflächlich und ungeschlacht — und eben deshalb noch so reich an Lärm, Ereignis und Abwechslung, kurz an Aeußerlichkeit — wie die verfeinernde und vertiefende Entwicklung ja immer zum Lautlosen, Stofflkargen, Seelenvollen führt. Einst war es leicht, sich zu finden und zu trennen (und unsere Bohème, die sich auf der Höhe der Zeit fühlt, aber vielleicht eben deshalb nichts von ihren Tiefen ahnt, gibt ja noch immer ein zeitlos wohlerhaltenes Bild davon!) denn da waren die eigentlichen Probleme der Liebe noch nicht oder wenig entwickelt. Diese Früheren kannten weder die letzten und höchsten Möglichkeiten noch die gefährlichen Irrgänge des Erlebens. Bindung und Scheidung sind ein Kinderspiel, wenn sich die Persönlichkeiten nur mehr oder minder oberflächlich und ohne Notwendigkeit berührten. Aber Sternseelen, die in ihrem feurigen Kern verschmelzen, sind nicht so leicht auseinanderzureißen. Gerade die tiefe Seele neigt zur Treue, zur Bindung, zum endgültigen Ausruhen in einem einmal gefundenen kostbaren und unersetzlichen Wert — und doch fürchtet sie auch wieder die Begrenzung im Einzelnen, die Verdumpfung im dauernden Erlebnis. So droht sie sich auf der Jagd nach dem Phantom des immer Höheren im Unendlichen zu verlieren. Umgekehrt versinkt die träge Beharrungskraft des Philisters wehrlos in Gewohnheit und Gewöhnlichkeit.

*

Der Mann ist kosmischer, horizontweiter, aber auch verflogener und wurzelschwächer als das Weib. Das Weib ist ja in viel höherem Grade an die Realität par excellence, das Geschlecht, gebunden, Trägerin des Geschlechts und gleichsam das unvollständigere Geschlecht, das erst im Manne vollständig wird. Daher der ewige latente und so oft auch akute Gegensatz der Geschlechter: Das Weib will Erde, Realität, Ehe, Mann, Kind — der Mann will Loslösung von Realität, Ungebundenheit, Geist, Kunst, Form, Tat. So werden die tragischen Konflikte und Katastrophen unvermeidlich, und wie in jeder echten Tragödie haben auch hier beide Teile Recht, und keiner kann von seiner Stellung im Weltganzen aus anders handeln. Mitunter mag freilich auch eine regulierende Wirkung darin liegen, da die Menschheit sich sonst allzu weit bald in Erdnähe, bald in Erdferne bewegen würde und durch Kraft und Gegenkraft in der richtigen Mitte gehalten wird. Im praktischen Einzelfall stellt es sich oft als ein Kampf des männlichen Idealismus mit dem weiblichen Realismus, des höheren mit dem niedrigeren Egoismus oder auch der Idee mit dem Leben dar. Und da das Weib hier als Hüterin des Lebens gegenüber der Abstraktheit und Schwärmerei des Mannes erscheint, so ist ihr damit doch auch eine wichtige und unentbehrliche Rolle zugeteilt. Was wäre schließlich die Idee ohne das Leben, an dem sie sich kräftigt und verwirklicht, aus dem sie sich immer wieder gebiert?! Aber aus eben diesem berechtigten Triebe heraus kann und muß das Weib gelegentlich gerade dem höheren und schaffenden Manne eine Hemmung und ein Schwergewicht werden, die sich zwischen ihn und sein Ziel schiebt, das ihn aus seiner Flugbahn niederzieht; denn es will ihn festhalten, festlegen, einordnen und entpersönlichen, ihn für die Kläglichkeiten der Fortpflanzung und Bruterhaltung gewinnen, die der geistig unfruchtbare Durchschnitt genau so gut und weit besser besorgt. Was im Weibe selbst Geist und Persönlichkeit ist, das versteht und ehrt wohl die Notwendigkeiten des höheren Mannes, — aber auch das höchste Weib bleibt doch Weib und an die Instinkte des Geschlechts, der Gattung gebunden.

*

Die Erotik des höheren oder doch des höchsten Mannes kann nichts Anderes sein als ein Despotismus der feinsten und geistigsten Art. Auch hier berühren sich also wieder die Extreme, der ärmste, roheste und der reichste, edelste Typus. Der erotische Despotismus des Genies ist gar nichts Anderes als die notwendige Folge seines praktischen Solipsismus-

Digitized by Google

— seines Mittelpunkt- und Herrschafts-Gefühls, das nichts und niemand neben sich dulden mag —, es sei denn den Liebenden, den Glaubenden, den Empfangenden. Und wie sollte er nun vollends etwas Anderes vom Weibe fordern mögen, von dem er gerade die Beglaubigung und Ergänzung seines Ichs erwartet? Es drückt sich darin auch weit mehr Achtung als Verachtung des Weibes aus; denn wieviel passive Intelligenz, wieviel feinfühliger Instinkt gehört dazu, um sich so ergänzend in einen Starken einzuschmiegen! Theoretisch mag der Starke wohl das Recht der Anderen anerkennen, aber praktisch muß er sich als den Ueberlegenen, als den Einzigen fühlen — und gerade die Liebe ist der einzige Bezirk, in den er dieses Machtgefühl vor den Anfeindungen der Welt, vor dem Wettbewerb der Hunderte unangefochten retten mag und kann; hier wenigstens ist er unbestritten Gott, Herr und König, und der Mann, der nicht mehr für sich und sein Werk vom Weibe Anbetung verlangt und zugleich vor dem Madonnenhaft-Besten im Weibe, in seinem Weibe kniet, — der ist sicher ein gewöhnlicher, ein unschöpferischer, ein unmännlicher Mann. Das feinste Instrument wird nur in der Hand des genialsten Künstlers wahrhaft tönend-lebendig — und so das tiefe Weib nur in der Hand des herrschenden, des zur Herrschaft berufenen Mannes.

*

Das rechte Weib wird mit dieser Unterwerfung, die eine spezifische Gleichwertigkeit keineswegs ausschließt, durchaus einverstanden sein. Ja, es bedeutet einen Prüfstein ihres weiblichen Instinktes, ob sie es ist. Und es liegt gewiß keine Entwertung des Weibes darin. Im Gegenteil, diese Fähigkeit des Weibes, sich in den ergänzenden und überlegenen Mann geistig und seelisch einzuformen, ist gerade die eigentliche weibliche Genialität. — Im Grunde ist dies sogar die Krankheit unserer besten Frauen, daß sie den Mann nicht mehr finden, dem sich unterzuordnen lohnt. Denn das muß man zum Ruhme des höheren Weibes sagen: es hat einen tiefen und unabweislichen Instinkt für das Große im Manne, für seine geistige Ueberlegenheit, für seinen moralischen Mut. Und gerade um den Mut des modernen Mannes, vom Geiste ganz zu schweigen, ist es traurig genug bestellt. Dort, wo das Weib den Mann zu achten verlernt, beginnt stets seine Unbotmäßigkeit und Zuchtlosigkeit. Trotz und Verzweiflung am Manne treiben sie oft wider Willen hinein — und diese feige und verlogene Zeit enttäuscht ja immer mehr die Sehnsucht nach dem Manne wie nach dem Menschen überhaupt. Da die Natur das Verhältnis der Geschlechter durchweg auf Ergänzung gestellt hat, so wäre es ja auch sonderbar genug, wenn dem tiefsten Bedürfnis des starken Mannes nach dem Weibe als beherrschbarem und verschließbarem Eigentum in der Seele des Weibes nichts entgegenkäme. Freilich stimmen heut nur im vereinzelten Glücksfall noch einmal der unverfälschte, ungebrochene männliche und weibliche Instinkt zusammen.

Theaterhimmel und Dichterhölle.

Von

Julius Bab.

Es ist scheinbar wahr, daß das ethische und das ästhetische Gute von zweierlei Art sind. Unsere runde Welt dreht bald die sittliche, bald die künstlerische Wertseite ins Licht, aber eine Rangordnung, ein Oben oder Unten gibt es deshalb zwischen den beiden nicht. Es ist ja auch nicht wahr, daß die Antipoden mit dem Kopf nach unten gehen; alle haben wir die Füße auf der Erde und die Köpfe im Himmel. Und wenn also unsere dummen Begriffe von oben und unten schon in der Astronomie anfangen sinnlos zu werden, wieviel mehr im Geistigen. So sind sittliche und künstlerische Werte entgegengesetzt und schließen sich doch nicht aus. Die sittliche Welt will die Darstellung des Guten, die künstlerische will die gute Darstellung. Im Effekt aber kommen sie doch beide zusammen. Das liegt wohl daran, daß jeder echte Kunstakt, das, was wir im Leben das Gute nennen, nämlich die Hingabe an eine überpersönliche Sache, die „tragische Freude zu dienen", unbedingt zur Voraussetzung hat; so

Digitized by Google

daß es gegenüber dieser Grundtatsache gleichgültig ist, an welchen höllischen oder himmlischen Dingen sich schließlich diese große Hingabe auswirkt. Umgekehrt hat jede Regung in der realen, der praktischen Welt als Glied in der lebendigen Ursachenkette einen so schöpferischen Einfluß, daß jene innigste Versenkung, durch die der Künstler die Gewalt der Form über die Seelen erhält, nicht mehr gefordert ist. So ist in einem letzten Sinne der sittlich wirkende Mensch immer schöpferisch und der künstlerisch schaffende immer sittlich. Aber nur zuletzt berühren sich diese beiden Welthälften. Wer unterwegs die eine Wirkung durch die andere vertreten lassen will, wird immer das Schwache, das Halbe, das Untaugliche zeitigen. Die schönste Geberde, die anmutigste Haltung macht eine Schurkentat um keinen Gran besser; aber die edelste Absicht, der idealste Inhalt macht auch ein schwaches Kunstwerk um keinen Grad genießbarer. Ich kann Christi Himmelfahrt in wahrhaft gottlose Verse bringen, und aus Luzifers Höllensturz ein heilig erhabenes Lied machen. Nicht die Darstellung des Guten, eine gute Darstellung entscheidet.

Zwei sehr starke Beispiele für dieses Gesetz gaben nulängst zwei aufeinander folgende Berliner Theaterabende. Karl Schönherr erstrebte mit seiner Komödie „Die Trenkwalder" den liebenswertesten Triumph der gesunden und reinen Natur. Was dem großen Anzengruber mehr als einmal gelungen ist, die Sonne frommer Menschlichkeit erlösend durch den giftigen Nebel werkgerechter Abgötterei strahlen zu lassen, das wollte auch Schönherr bei seinen Bauersleuten tun. — Die „große Bäuerin" hat einmal einen Fehltritt getan, dessen Frucht ihr dritter Sohn Hans ist. Zur Sühne baut sie eine Kirche, in der der Hans Priester werden soll, und schon ist oben der Haken angeschlagen, an den der Esel gebunden werden soll, der den priesterlichen Erlöser zur Einweihung den Berg hinauftragen wird. Der zum Priester gepreßte hat aber das ererbte weltliche Blut in den Adern und hat sich mit einem Mädchen so weit als möglich eingelassen. Die Mutter, die ihm seinem geistlichen Sühneberuf erhalten will, verheiratet das Mädel nach ihrer gewaltsamen Art mit ihrem arbeitsam geduldigen ersten Sohn. Es kommt zu vielfachen peinlichen Aufklärungen, und all diese Werkheiligkeit nähme das schlimmste Ende für alle, wenn die wortlos schlichte Güte des ältesten Sohnes nicht schließlich triumphierte. Er, der „Packesel" aller, der sich beinahe an dem für den Palmsonntagsesel bestimmten Haken der Kirche aufgehängt hätte, er besinnt sich eines Besseren, er würgt allen Gram und Groll hinunter und tut das Gute. Und wenn die anderen kommen und ihre Sünden bejammern, so kann er, Erlöser aus natürlicher Liebe, ihnen von hoch herab lachend zurufen: „Sind keine mehr da, ich hab' sie alle gefressen." — Das ist wirklich ein schöner Moment von tieferer Heiterkeit; aber das ganze, lange, traurige Stück, das zu ihm hinführt, ist leider gar nicht schön, denn es stellt seine Sache nicht gut dar. Es kann nicht die dumpfe Not und nicht die befreiende Kraft der Menschen wirklich sprechen lassen, es gibt bestenfalls ein paar originelle Schlagworte, die in ermüdender Monotonie wiederholt werden, schlimmstenfalls und meistens aber die leeren Redensarten der theatralischen Konvention, mit der die Dichter von jeher die Lücken der Phantasie füllen. Ich habe Schönherr immer für ein ehrliches, aber sehr dünnes Talent gehalten. Er ist darauf angewiesen, aus einer höchst begrenzten Anzahl von Motiven, durch rastloses, symmetrisches Hin- und Herwenden eine Symphonie zu bauen. In der Komödie „Erde", die den Gleichschritt der Natur haben sollte, ist ihm das sehr gut gelungen, in „Glaube und Heimat" nur halb, und hier in den „Trenkwaldern" gar nicht mehr. Nur die Prozessionsszene zum Marienbild im dritten Akt bringt, ehe die unmotivierte, theatralische Bekennerwut bei allen ausbricht, eine gewisse symphonische Wirkung; wenn die verschiedenen Stimmen der Angst, des Elends, des Eigennutzes, der stumpfen Gewohnheit sich miteinander verflechten. Auch kleine humoristische Schnörkel — wie das Wallfahrtsweibl, das unermüdlich für alle möglichen Heiligen Gebetsaufträge in Kommission nimmt —, gelingen Schönherr. Aber wenn die einzelnen Menschen, an denen uns der Dichter nun die Schwere stumpfen Leidens und die erlösende Kraft gesunden Gefühls zeigen will, wenn die den

Digitized by Google

Mund auftun, so kommen nicht belebte und belebende Worte heraus, es bleibt ein hohles, konventionelles Schriftdeutsch -- klingende Schelle. Die Absicht des Dichters, uns in den heiteren Himmel des gesunden Lebens zu führen, nehmen wir zur Kenntnis; ihre Erfüllung vermissen wir ganz. In diesem Theaterhimmel, der nach Leinewand und Leim riecht, kommen keine lebendigen Seelen.

So wenig man hier den guten Willen für eine Tat nehmen konnte, so sehr bewies uns am Abend zuvor eine gräßlich große Tat den letzten Endes guten, das heißt weltfrommen Willen ihres Dichters. Knut Hamsun war es, der nordische Naturdichter, der Menschenseelen zu zerreißen und in die Elemente zurückzustreuen weiß. Was er hier, in einem übrigens mit sorglosestem Ungeschick hingeschleuderten Theaterstück, aufbaute, das war wahrhaft Höllensturz, erlöschende Lichter, Modergeruch und beginnende Verwesung. „Vom Teufel geholt" vom Teufel geholt werden sie alle, diese Lebendigen, die sich mit gieriger Verzweiflung an die Reste einer Jugendkraft klammern, die unter ihren Händen zerbröckelt. Juliane, die Bretteldiva von einst, hat sich an einen schmatzenden Tappergreis verkuppelt, und giert danach, von ihren früheren Verehrern noch den und jenen festzuhalten. Sie kämpft mit schamloser Tücke und liefert eine junge Rivalin an Giftschlangen aus - aber doch leidet sie, leidet in all diesem keuchenden Aufbäumen und Untersinken, leidet mehr als sie Leiden macht. Und neben ihr ist diese gräßliche Ruine, der berühmte Geiger von einst, der Caféhausmusiker von heute, unter dessen schwarzer Lockenperrücke eine Glatze grinst, wie ein Totenschädel, und der höhnisch die Gäste dort unten, die Lebeleute, aufs Schafott fiedelt. Denn zum Schafott, zum Schafott gehen sie ja schließlich alle, auch der betrunkene Leutnant, der mit seinen ewigen Duellforderungen wie ein lächerliches Gespenst der Ehre durch dies Stück wankt und schließlich von der eigenen Wahnidee erwürgt, sich aus der Welt knallt. Auch der wilde Nabob aus Argentinien, der in jede Sekunde alles Lebensmögliche pressen möchte, und der schließlich von seiner eigenen, eigens übers Meer geführten Schlange totgebissen wird. Und den bis zur kindlichen Unschuld gemeinen Herrn Blumenschön, trotz seines unerschütterlichen Egoismus, und den fratzenhaften alten Gihle, mit seiner selbstzufriedenen Geschwätzigkeit, und die junge Braut mit den schnell zerblätterten Illusionen -- alle, alle wird sie der Teufel holen, der Teufel der lichtlosen Lebensgier, von dem Juliane einst ein so höllisch gemeines Couplet sang, das der glatzköpfige Musikus diabolisch aus seinem Totenschädel herausholt: „Ich wandle wie ein Stern durch die Nacht - — - aber meine Beine, meine Beine, meine Beine —".

Unterwelt. Nacht. Kaum ab und zu zuckt ein Lichtlein von reinerem Gefühl, von Stolz, von Menschenliebe auf in dieser dicken Luft. Das ganz Schlechte ist dargestellt, aber es ist ganz, ganz unerhört gut dargestellt. Und deshalb sitzen wir nicht nur in einer atemlosen äußeren Spannung da, weil wir geradezu physisch das Herannahen einer Katastrophe fühlen, weil wir begreifen, daß so viel verzweifelte Bestien nicht lange in einem Käfig sein können, ohne sich zu zerreißen. Unsere Erschütterung ist zuletzt ganz innerlicher, ganz großer Art. Dieser Dichter hat uns mit der ganzen Wucht des Lebens konfrontiert, er hat uns aus unserem engen Ich hinausgeworfen auf die hohe See der Welt. Und das allein ist Dichtertat. Wohin dann ein jeder steuert, das bleibt seine Sache. Es war eine kaum noch nötige Verdeutlichung, daß die Schönherrsche Komödie in der Königgrätzer-Straße recht mittelmäßig, und Hamsuns Höllenbreughel von Reinhardts besten Kräften ausgezeichnet gespielt wurde. Wahrscheinlich wäre auch bei weniger ungleicher Verteilung der Hilfskräfte Schönherrs Stück eines der entbehrlichsten und Hamsuns nahezu winters gewesen. Die Himmelfahrt eines Theaterschriftstellers macht uns nicht seelig, aber der Höllensturz eines Dichters reißt uns hinein in jene erlösenden Tiefen des Gefühls, die tiefer als alle Himmel sind.

Randbemerkungen.

Cafard.

Diesen zunächst unverständlichen Titel hat ein vieraktiges Drama aus der Fremden-

Digitized by Google

legion von Erwin Rosen, das gegenwärtig den Spielplan des „Deutschen Künstlertheaters" beherrscht. Unter Cafard versteht man eine Art Fieber, das die Legionäre befällt, wenn sie unter den Strapazen ihres Dienstes zu sehr zu leiden haben, das in ihnen seelische Depressionen und unstillbare Heimwehgefühle hervorruft und sie dann unwiderstehlich zur Flucht veranlaßt, selbst wenn die Aussicht auf ein Entkommen noch so gering ist und ihnen im Falle der Verhaftung die schwersten Strafen drohen. In einem vorausgeschickten Prolog gibt der Verfasser ganz offen zu, daß er nur ein Tendenzstück hat schreiben wollen, und entwaffnet so von vornherein jede Kritik, die mit künstlerischen Maßstäben werten will. Er hat selbst eine Zeit lang in der Fremdenlegion gedient, gibt nur authentische Schilderungen des dortigen Lebens und Leidens und verfolgt damit den Zweck, Unerfahrene vor dem Eintritte zu warnen. Und die Agitatoren gegen die Fremdenlegion versenden Zirkulare mit dem Ersuchen, auf einen möglichst zahlreichen Besuch der Vorstellungen hinzuwirken.

An sich ist bei der großen, allgemeinen Kulturmission, die das Theater heute zu erfüllen hat, und bei seinen außerordentlich erweiterten Wirkungsmöglichkeiten gegen ein Tendenzstück gar nichts einzuwenden, falls die Tendenz aktuell und verdienstlich und die Arbeit reinlich und einigermaßen ehrlich ist und dramatisches Geschick verrät. Diese Voraussetzungen treffen auf den „Cafard" unbedingt zu. Die Bühnengewandtheit seines Autors ist keineswegs gering, und an einigen Stellen glücken ihm sogar sehr kraftvolle, packende Wirkungen. Irgend eine innere Entwicklung, eine Gestaltung von Charakteren und eine tiefere Naturwahrheit darf man freilich von dem Stücke nicht beanspruchen, und ebenso muß man sich mit seinen mancherlei Geschmacklosigkeiten, Sentimentalitäten, Kraßheiten und Knalleffekten abfinden. Aber der kaum übertriebenen Darstellung des jammervollen Lebens der Legionäre, die wie Vieh behandelt und allmählich jedes Nationalitätsbewußtseins beraubt werden, die schließlich instinktiv wie ein gereiztes Tier zu entrinnen suchen, fast immer aber wieder gefangen und am Ende von den ihnen am nächsten stehenden Kameraden erschossen werden, wohnt doch dank der nicht gerade aufdringlichen Abmahnungstendenz ein gewisser ethischer Wert inne.

Es muß doch sehr bedenklich stimmen, daß etwa fünf Sechstel aller Mannschaften in der Fremdenlegion sich aus Deutschen rekrutieren. Die Ausdauer, der Pflichteifer, und die Treue des deutschen Söldners wird von den französischen Offizieren wohl geschätzt und gehörig ausgenützt, aber als Mensch genießt er, der immer die Kastanien aus dem Feuer zu holen hat, nicht die geringste Achtung. Und nicht nur die echt deutsche Abenteuerlust ist an diesem großen Nationalverlust schuld, sondern auch die Behörden selbst treiben oft durch ihre ungerechtfertigten bureaukratischen Schikanen den Werbern ihre Opfer geradezu in die Arme. Also auch ihnen gilt der Mahnruf zur Abstellung dieser unwürdigen Zustände.

Für die denkbar wirksamste Unterstützung der guten Absicht des Autors setzte sich das beste und eingespielteste Bühnenensemble von ganz Berlin mit seinen hervorragendsten Kräften, an der Spitze Else Lehmann und Emanuel Reicher, voll idealistischem Mute ein. Hoffentlich besinnen sich nun auch die Berliner recht bald auf ihre Pflicht der Dankbarkeit gegenüber den Sozietären des „Deutschen Künstlertheaters", das diese Saison so rühmlich und verheißungsvoll eröffnet hat und gegenwärtig nur durch die Interesselosigkeit des Publikums in der vollen Entfaltung seiner reichen künstlerischen Leistungsfähigkeit gehemmt wird! Dr. Wilhelm Bolze.

Aus dem Kunstsalon Fritz Gurlitt.

Nur wenige nachhaltige Eindrücke prägen sich dem Gedächtnis von der jüngsten Ausstellung des Salon Gurlitt ein. Vor allem ist der norwegische Maler Arne Kavli rühmend hervorzuheben. Von ihm ist eine Kollektion Radierungen und Lithographien zu sehen, die durch originelle, geistreiche, stellenweise groteske Konzeption, durch eine

Digitized by Google

geniale Lebendigkeit und Tiefe des Ausdrucks und meistens auch durch einen sehr urwüchsigen, kecken Humor überraschen. Seine Bilder vereinigen größtenteils die gleichen Vorzüge, und seine Porträts atmen überall viel Leben. An seinen Landschaften und Stilleben fällt überdies noch eine ganz ungewöhnliche, sehr üppige und bezaubernde Farbenpracht auf. Von den Bildern des verstorbenen Stuttgarter Malers Hans Brühlmann kann man zwei oder drei Porträts als schön, zwei Landschaften als annehmbar, und das Bild „Mädchen am Fenster" als hervorragend schön und ausdrucksvoll bezeichnen, und daraus auf nicht geringe künstlerische Fähigkeiten des Autors schließen. Seine übrigen mehr als fünfzig Bilder aber sind in Auffassung und Technik gänzlich wertlose, kitschige Kleckserein. Am schlimmsten sind seine Akte. Was übrigens einen Maler von einigem ästhetischen Empfinden reizen kann, so abschreckend häßliche, abgelebte weibliche Modelle gerade nackt zu malen, ist mir ein Rätsel. Größer ist die Kunst von Felix Meseck aus Steglitz. Ein paar seiner Bilder, wie vor allem „Sommer" und „Frau und Kind", aber auch „Das Konzert", „Der Arzt" und „Binnensee" sind sehr anschaulich und voll äußerer und innerer Bewegung. Leider schadet seinen Werken größtenteils die gar zu flüchtige, unklare technische Ausführung, und dadurch verliert z. B. das Bild „Kreuztragung" fast ganz seine Wirkung. Die Plastiken von Richard Langer sind in Idee und Ausführung zu torsohaft, um nennenswerte Eindrücke hervorrufen zu können. Weit stärker ist die Meißelkunst des Russen Kuldiansky, dessen „Held" und „Volkslied" sehr wohlgelungene Verkörperungen ihrer Begriffe sind. Drei trefflich gesehene Bilder „Schienen", „Kirche von Haedrievent" und „Dorf Haedrievent" zeugen vom Talent der Aschersleberer Malerin Hanna Gerson. Endlich hängt in der Ausstellung noch eine Kollektion Miniaturen, Zeichnungen und Skizzen des Pariser Paul Cohen, die Beachtung verdient. Seine Begabung scheint ihn vorwiegend auf die farbige Illustration hinzuweisen. Einige spanische Landschaften und Städtebilder sind großzügig erfaßt und ausgeführt, und in andern Bildchen erinnert er an den Romantiker Jacques Callot. W. B.

Ferruccio Busoni.

Der Kompositionsabend von Ferruccio Busoni gehört zu den interessantesten und wertvollsten musikalischen Ereignissen der jetzt zu Ende gehenden Saison. Er machte mit einem modernen Tonsetzer bekannt, der wirklich aus innerstem künstlerischem Erleben schafft, der originell und geistreich ist, der vor allem echt musikalisch zu denken und zu schreiben versteht und dabei meistens den Eindruck natürlicher Leichtigkeit und Ungezwungenheit, stellenweise sogar einer genialen Inspiration, erweckt. Wenn auch im allgemeinen bei ihm der Intellekt das Gemüt zu überwiegen scheint, so betätigt er andrerseits einen starken Sinn für phantastische, groteske und mystische Wirkungen, einen bizarren Humor und ein stürmisches Temperament.

Alle diese Vorzüge sind am deutlichsten in den beiden Stücken vereinigt, die am Anfang und Ende des Programms standen. Eingeleitet wurde das Konzert durch die Orchestersuite aus der Musik zur Oper „Die Brautwahl". Der Komponist hat in der Novelle von E. T. A. Hoffmann einen sehr dankbaren Vorwurf gefunden, der gerade seiner Eigenart besonders entspricht. Es ist ungemein reizvoll, zu verfolgen, welche überraschenden Wirkungen Busoni durch die verschiedenartige Verwendung der Instrumente hervorruft, wie er beispielsweise das Treiben von Zaubergeistern durch seltsame, ein wenig grelle, sprunghafte Figuren der Flöten und Klarinetten illustriert. Aber auch die ganze zarte Lyrik eines Liebesliedes kommt einschmeichelnd zur Geltung. Mit einem tollen, in allerlei exotischen Klangmischungen und Kontrasten schillernden, durch den fortwährenden schnellen Wechsel von Tonart und Instrumentation raffiniert effektvollen Taschenspielergalopp schließt die Suite ganz plötzlich. Diese Musik ist typisch romantisch und erregt den lebhaften Wunsch, auch die Oper kennen zu lernen. Hier liegt vielleicht eine dankbare Aufgabe für das Charlottenburger „Deutsche Opernhaus".

Digitized by Google

War in diesem Werke die melodische Linie stellenweise durch die Ueppigkeit und Kompliziertheit der Harmonik etwas verdeckt, so trat sie desto plastischer in der „Indianischen Phantasie" für Klavier und Orchester zutage, die ihre Uraufführung erlebte. Hier ist auch der Reichtum an originellen musikalischen Ideen am größten. Echte Indianermotive sind geschickt mit eignen verwoben, und eine starke, freudige Lebhaftigkeit beflügelt das Tempo. Sehr wirksam sind auch Klavier und Orchester auf einander abgestimmt. In der „Fantasia contrappuntisticá" für Klavier und den beiden kleinen Orchesterstücken „Berceuse élégiaque" und „Nocturne symphonique" wird die Tonsprache des Schöpfers bisweilen zu schwülstig und pathetisch, bringt unästhetische Dissonanzen, so daß sich das Ohr in dem Tönegewirr nicht mehr zurechtfinden kann. Aber die kontrapunktische Kunst und die klangmalerische Wiedergabe der Dämmerung und der Nachtstimmung sind auch hier bewundernswert.

Eine Persönlichkeit, eine schöpferische Potenz ist Busoni sicher. Deshalb durfte er, der sich an diesem Abend auch noch als Dirigent des prachtvollen „Philharmonischen Orchesters" und als Pianist betätigte — bei der „Indianischen Phantasie" führte Zdislaw Birnbaum aus Warschau gewandt den Taktstock —, mit vollem Rechte den rauschenden Beifall des ausverkauften Hauses entgegennehmen. W. B.

Aus der Reichshauptstadt.

Die Berliner Börse.

Berlin, im Februar.

Ihr Antlitz ist ernst und klar, nach außen hin sich ausprägend in den Zügen zweier pompös und eindrucksvoll gewölbter, von allem übermäßig-protzigen Zierat befreiter Riesensäle. Nur das Halsband einer Galerie umwindet als einziger Schmuck den Nacken jenes Saales, in welchem die größten Geldschlachten geschlagen werden: und nüchternes, abkältendes Licht fällt steil und streng in dieses Milieu, das einer greisen Aristokratin gleicht, die jedes äußere Gepränge umso energischer von sich abtut, je stärkeren Persönlichkeitswert sie für sich einzusetzen hat. So hat man zunächst das Gefühl, daß die neblig-graue Dämmerung, die selbst an lachenden Frühlings- und Sommertagen die Sonne aus dem Raume dieser Halle verdrängt, daß diese ganze puritanisch gekleidete, Grau in Grau getönte Riesengrotte die Leidenschaften wie Brom besänftigt und jede Begierde, jede Steigerung der Temperamente mit kühlen Händen zur Ruhe streichelt. Aber schon die ersten Schritte auf diesem Steinboden, dessen Echos mit peitschenähnlich-scharfem Klange von der Deckenwölbung zurückprallen, zeigen, daß hier Ruhe nicht die erste Bürgerpflicht ist: und der Psycholog, der der Physiognomie einer Stimmung auch ihre innere Eigenart blitzschnell abzulesen weiß, spürt bald, daß er hier auf vesuvianisch unterminiertem Terrain wandelt, aus dessen Härte in jedem Moment fanalgleich die Flammen unterirdisch glutender, nur gewaltsam in die Stahlfutterale der Selbstbeherrschung eingepreßter Empfindungen hervorschlagen können. Er (der Psycholog) muß hier also umlernen: und er muß das romantisch-stille Bildchen der Börse zu Antwerpen, deren architektonische Köstlichkeiten die Umrahmung für ein Häuflein harmlos Lustwandelnder sind, oder etwa das gemütlich-bewegte Markttreiben auf der Danziger Artushof-Terrasse und die sich behaglich zusammenschließenden und wieder lösenden Gruppenknäuel auf der gegenüberliegenden Seite des Langen Marktes" vergessen und diese Reminiszenzen gegen das Bild eintauschen, das Emile Zola, ein Rodin des Romans, in seinem Epos „L'argent" aus den Granitquadern seiner Schilderungskunst formt. Denn auch auf dem Revier der Berliner Börse merkt man bald, daß von dem scheinbar kalten Herde dauernd der Atem der Nervosität emporddampft. Diese Nervosität springt hier auch in stilleren Stunden wie ein glimmender Funke vom Menschen zum Menschen. Sie spiegelt sich, so sorgfältig sie auch hinter den Gittern routinierter Selbstbeherrschung, furioser Geschäftigkeit verborgen wird, doch deutlich in den zuckenden Mienen, den Gesten, den hastigen Gesprächsrhythmen der Männer wider, die von dem Wirbel dieser Umgebung hin- und hergeschleudert werden. Sie ist fast fühlbar hinter dem Panzer aller dieser Masken, wenn sie auch schließlich nur in den Augenblicken ihrer Höchststeigerung in wildem

Digitized by Google

Tumult alle Dämme durchbricht und mit Schreien, mit einem nicht zu zähmenden Durcheinander ausartender Bewegungen jene bekannte tragikomische Grimasse aufsetzt, vor der wir, halb belustigt und halb erschüttert, schon alle einmal gestanden sind.

Das erste Hauptgefecht des Börsenmittags, die Feststellung der ersten Kurse, steht noch bevor. Aber schon beginnt der Kessel zu sieden: und der Beobachter merkt, daß der Scheiterhaufen der Stimmung von schwelenden Funken knattert und knistert. Die kleinen Menschenduette, -Terzette, -Quartette, -Quintette, in denen man sich noch eben, die Hände in den Hosentaschen, mit genußsüchtig gespitzten Lippen und schnüffelnden Nüstern um die Pointe des neuesten Börsenwitzes scharte, sind plötzlich gesprengt. Wie vor jenen Gewittern, mit deren Hilfe die Natur ihre Säle ventiliert, jetzt auch hier als Vorbote der Entladung eine gedämpfte Bewegung durch den Raum: und unruhig treibt sie alle die tadellos gekleideten Menschen durcheinander, die mit flackernden Mienen und scheuem, flüchtigen Gruß, ohne festes Ziel, vorüberhetzen: die Dem und Jenem einen Wortbissen zuwerfen, alle unter der Knute des Zwanges, sich hastig zu bewegen und so die Minuten zu überwinden, die noch wie Eisenschranken zwischen den Augenblicken der Vorbereitung und den Augenblicken der Explosion aufgerichtet sind. In den Nischen, die, an den Wänden entlang, die Großbanken für sich in Anspruch nehmen (es sind kleine, matt beleuchtete Vogelkäfige, in denen sich die Angestellten durch ganze Riesenklötze von Auftragspapieren durchfressen, Einkäufe und Verkäufe notieren, Telegramme, die den Banken unablässig aus der Unterwelt der Börsenpostämter zuflattern, lesen, prüfen, erledigen) sieht man nur kritzelnde Federn, tief geneigte Köpfe, über das Papier hastende Hände. Aber aus diesen Vorbereitungen holt, gleich einem Regisseur von stärkster Suggestionskraft, gleich einem zweiten Reinhardt, schon der nächste Zeigerschlag der Uhr den Elan einer stürmischen Szene: preßt alle diese einleitenden, eben noch zerrissenen, aufflatternden und sich verflatternden Takte zu einer in ihren Einzelheiten gewiß grotesken, in ihrer Gesamtheit aber geradezu überwältigenden Disharmonie zusammen. Wie ein Forum steht mitten im Saale die Maklerschranke, die ich plötzlich (wie Laokoon und die Seinen von den glitschig-glatten Leibern der Schlangen) von einem aus sechs, sieben, acht Menschenreihen zusammengehämmerten Männerspalier umwunden sehe, dessen Bestandteile - - jeder ein zappelndes, in allen Fibern und Nerven bebendes Lebewesen -- die Arme hochwerfen, wie die Choragen in der Anfangsszene des „Oedipus", und die ihren Kreis so heftig gestikulierend, so im Innersten erregt gegen die Holzumgitterung der Schranke drängen, als gälte es, den Sturm auf die Düppeler Schanzen zu wiederholen. Man versucht es vergeblich, sich klar zu machen, wie die Gehilfen der Makler, die da mit stahlhart geschmiedeten Nervensträngen und gut frappiertem Blut hinter der Barre sitzen, und deren Pulsschlag sich in demselben Grade zu mäßigen scheint, in welchem die Woge des Tumults immer stärker zu ihnen emporschlägt, sich bei alledem Uebersicht, Fassungs- und Gehörkraft bewahren können. Aber wie geschickte Jongleure raffen diese jungen Leute jeden der Einkaufs- und Verkaufsaufträge auf, die man, die Rufe zu einem tausendfädigen, unentwirrbaren Knäuel verflechtend, ihnen über die Schranke hinweg zuwirft. Und indem sie Angebot und Nachfrage auf dem Papier nebeneinanderstellen, lichtet sich ihnen das Chaos, werden aus Zurufen und Schreien klare Ziffern geboren: die Zahlen der Kurse nämlich, die man bereits in der nächsten Sekunde Schwarz auf Weiß nach Hause tragen kann, die sich, von den Saaldienern in weithin leuchtender Kreideschrift auf schwarze Holztafeln verzeichnet, gebieterisch zur Stelle melden, und deren Stimmen binnen jetzt und einer Stunde in ganz Europa hörbar sein werden. Denn schon in diesem Augenblick steht vor jedem der Schalltrichter in den kleinen, unterirdischen Telephonzellen im Souterrain der Börse ein ungeberdiger Mensch, der die Pflicht hat und vor Begierde zittert, dem Geldmarkt von Paris oder Wien die neueste Miene mitzuteilen, die Seine Majestät, der Berliner Kurszettel, aufzusetzen soeben geruhten . . . . .

Bald zersplittert sich dann die große Schlachtfront im Börsensaale zu zahllosen Einzeltreffen, die den wohlumgrenzten Kampfesboden in der Nähe der Maklerschranke verlassen und den ganzen Saal überfluten. Die Heroldstrompeten der Maklerstimmen lassen ihre Offerten fanfarengleich über das Köpfemosaik, das Menschendurcheinander, das

Digitized by Google

Tongewirr dahinrauschen. Die Rufe der Depeschenboten, die ihre Adressaten inmitten der vielen, schnell zusammenklebenden und wieder auseinanderbröckelnden Haufen aufzufischen trachten, fliegen grell und gellend über jene anderen Stimmen hinweg. Der Geschäftsabschluß, der Einkauf oder Verkauf von Börsenwerten, wie er die Konsequenz der eben erfolgten Kurslegung ist, hetzt jetzt alle diese Menschen in eine hüpfende Beweglichkeit hinein; in eine groteske Unrast, die alle die Beteiligten zwingt, zueinander möglicht auch körperliche Fühlung zu nehmen, einander beim Rockknopf oder Rocksaum zu fassen, gleichzeitig auf einander loszureden und, während man noch damit beschäftigt ist, den einen Satz gebührend zu vollenden, der Nachbargruppe schon wieder einen neuen Satz zuzuwerfen. Arme durchschneiden die graue, von Erregung dampfende Luft, wie hochgeschwungene Waffen und Fackeln: Rede und Gegenrede bekämpfen sich mit exentrischen, gereizten oder begeisterten, immer aber aufgeregten Sätzen . . . „Wenn Sie glauben, daß ich Ihnen das zahle . . ." „Ach, Sie meinen, ich soll Geld zusetzen, Ihrer schönen Augen wegen . . .!" „Lieber Freund, solche Kundschaft wie Sie kann ich schon brauchen . . ." „Immer Ruhe; Sie fahren auch noch mal vierter Klasse . . ." Und von diesem Hexentanzplatz, den der Teufel Erwerbsgeist und die Furie Nervosität kommandieren, indem sie die Geisseln klatschend auf hunderte sonst so hochgetragene Männernacken niederfallen lassen, heben sich (in der Stimmung) nur wenige kleine Ecken des Saales merkbar ab: die Standplätze nämlich, an welchen die Grandseigneurs der Börse bis hart an den Uferrand des wildschäumenden Meeres treten, Audienzen erteilen, Cercle halten, aber bei alledem doch eben nur die Schuhspitzen von der rauschenden Woge des Geschäftstumults benetzen lassen. Die Berliner Börsenfürsten treten zwar nicht, wie die Londoner, Pariser, New Yorker Koryphäen, „behütet" - - nämlich zylinderbehütet - ihrem Souverän, dem Gotte Mammon, gegenüber. Aber fast jedes der alten und der jüngeren Börsenfürstentümer Berlins stellt im Börsensaale doch einen ganz ausgesuchten Delegierten an den Rand des brodelnden Beckens: und die Mankiewicz, von Mendelssohn, die Fischel, Carl Fürstenberg, Ahrens, die Hemptenmacher, Schüff, Stern, bilden im Börsenhause der Berliner Burgstraße eine Porträtgalerie, deren Bedeutung auch dem Laien, zumal wenn ihm der hinter diesen Namen verborgene Geschäftsgeist und Kapitalbestand klar gemacht wird, unbedingt sofort in die Augen springt. Und auch die Köpfe der parlamentarisch geschulten Großbankiers, des Reichstagspräsidenten Johannes Kaempf, der im Nebenberuf den Vorsitz der „Seehandlung "führt, des Herrn Momsen M. d. R., der im Präsidium der „Mitteldeutschen Kredit-Bank" sitzt, die Physiognomie des Doktor Paul von Schwabach, der vor dem Hause Bleichröder einherschreitet, werden an Ort und Stelle viel gezeigt. Denn das alles sind die Männer, die der Berliner Börse ihr Relief geben: das sind die Koryphäen, die im Börsensaale von den Hochsitzen ihrer gesellschaftlichen „Gehudel unter ihnen "herabsehen, und deren und kaufmännischen Bedeutung lächelnd auf das Pulsschlag nicht um ein Atom schneller geht, auch wenn das vor ihnen tobende Meer der Menschen, der Geräusche, der Stimmungen, in wenigen Stunden Millionenwerte in seinem kochenden Strudel verschlingt. . . . Urbanus.

Neue Bücher.

Georg J. Plotke, Heinrich Heine als Dichter des Judentums. (Carl Reißner, Dresden, 1913. Buchschmuck von Paul Segieth.)

Dieses Buch ist wieder ein Beweis dafür, daß die literarhistorische Forschung bei richtiger Erfüllung ihrer Aufgabe immer zu den brennendsten Problemen der Gegenwart hinführen muß. Plotke stellt die Beziehungen dar, die den größten Dichter des Judentums mit Rasse und Traditon verbinden, und seine Untersuchung erhebt sich schließlich zu einer Analyse des Künstlerjuden überhaupt, wie er unserer Epoche einen eigenartigen Stempel aufdrückt. Was den Leser von vornherein für Plotkes Arbeit einnehmen muß, ist die sachliche Art, mit der er, in einer Zeit heftigster Animosität für und wider den Dichter, über Heine spricht. Er schildert an Hand einer vielleicht etwas zu breit geratenen biographischen Darstellung Heines religiösen Leidensweg vor und nach der Taufe, seinen Zwiespalt mit Judentum und Christentum, sein Verhältnis zur französischen und spinozistischen Philosophie und schließlich seine Entwicklung zum „Reformjuden". Neue lite-

Digitized by Google

rarhistorische Aufschlüsse gibt das Buch nicht, aber das vorhandene Material ist sorgfältig und mit großem Geschick benutzt. Analysen mehr philosophischer Probleme sind ebenfalls gegeben, könnten aber noch weiter verarbeitet sein. Um so mehr überrascht der fast immer konsequente und treffsichere psychologische Blick, mit dem Plotke die gewundenen Gänge des Heineschen Seelenlebens durchforscht. Daraus, wie aus dem kräftigen, höchst persönlichen Stil fühlt man das Nachschaffen des selbsttätigen Künstlers; der Anregungen in großer Fülle ausgibt, auch wo man ihm widersprechen muß, wie beispielsweise in der Schlußerörterung über den Reformjuden, dessen Heil nach dem Verfasser nur in der „Verankerung in das jüdische Jugendland" liegen kann. — Ein Verzeichnis einer jüdischen Anthologie aus Heines Werken und Briefen ist im Anhang beigegeben.

Dr. Edgar Groß.

Die Bekenntnisse einer glücklichen Frau. Von M. van Vorst (Erich Reiß Verlag, Berlin, 1913).

Dieser Roman, der in Paris lebenden Amerikanerin, den Hans Winand in flüssiges Deutsch übertragen hat, verdient weniger Beachtung ob seiner künstlerischen Offenbarungen, als wegen seiner kulturellen Werte. Das Wesen amerikanischer Persönlichkeitsgestaltung, zu der sich in jedem Beruf und in jedem Augenblick Wege eröffnen, ist hier mit Klarheit und eigenem ethischen Wollen von der Verfasserin dargestellt. Esther Carey's „Glück" besteht darin, daß sie in ihrer Ehe mit dem genialen, aber haltlosen Stephen Kirkland eine durch keine Enttäuschungen zu zerstörende Liebe und Geduld bewahrt, auch auf die Gefahr hin, nur noch als lebendig gewordene Pflicht zu erscheinen. So erzieht sie den Gatten allmählich zur bewußten Tatkraft, in der die Kameradschaft zur inbrünstigen Liebe emporwächst. Das Problem an sich ist nicht so spezifisch amerikanisch, es findet sich in deutschen Romanen auch. Aber der Deutsche, oder besser die Deutsche, wäre im ganzen eher geneigt gewesen, aus den „Bekenntnissen einer glücklichen Frau" den Leidensweg der Esther Carey zu machen. Zweifellos wollte die Verfasserin in ihrer Esther keinen überragenden Ausnahmetypus, wohl aber das Idealbild einer intelligenten Frau zeichnen, die ihrem Manne durch jeden Zweig des Berufslebens folgt, sich unter dem Eindruck seelischer und kultureller Umwälzungen auf sich selbst besinnt und ihre neue Stellung erfaßt. Insofern atmet Zeitgeist aus diesem Buche. Der Gegensatz sowohl der alten und der neuen Welt, wie auch einer alten und einer neuen Generation kommt hier zur künstlerischen Gestaltung. So wie Esther Carey eine tüchtige Durchschnittsfrau, so ist auch das Glück ihrer Ehe ein gehobenes Durchschnittsglück: ohne Sentimentalität, aber nicht ohne schmerzlich-tiefes Erleben, ohne bängliches Verzagen, aber nicht ohne Weichheit. Dr. Edgar Groß.

Deutsche Märchen seit Grimm. Herausgegeben von Paul Zaunert. Buchschmuck von F. H. Ernst Schneider. Verlegt bei Eugen Diederichs in Jena.

Der vorliegende Band ist der Fünfte in der Reihe eines groß angelegten Unternehmens, das eine auf wissenschaftlicher Grundlage fußende Sammlung der Märchen der Weltliteratur bezweckt. Außer den Kunstmärchen der Musäus, E. T. A. Hoffmann, Brentano, Andersen usw. sollen die europäischen Volksmärchen und jene der orientalischen und primitiven Völker geboten werden. Den bereits erschienenen „Volksmärchen der Deutschen" von Musäus und den „Kinder- und Hausmärchen" der Gebrüder Grimm, die im Vorjahr die Jahrhundertfeier ihrer ersten Veröffentlichung begingen, schließen sich nun ergänzend die bisher an vielerlei Orten zerstreuten, hier zu einem Bande vereinten deutschen Volksmärchen an, die seit den Grimmschen Märchen erschienen. Nicht allein die Mühsal der Zusammentragung verdient Anerkennung, sondern auch die der künstlerischen Arbeit der Verschmelzung der mancherlei Fassungen zu einem einheitlichen Ganzen. Ist nur der Fachmann imstande, das hier Geleistete voll zu schätzen, so vermag gleichwohl der aufnahmswillige Laie sich genußfreudig in den unerschöpflichen Reichtum dieses kerndeutschen Nationalschatzes zu versenken. Wird das Gemüt des Kindes durch die stoffliche Spannung der einzelnen Märchen gefesselt, so bietet der bunte Wechsel der Gestalten und Geschicke mit seinem tiefen Untersinn den Erwachsenen nicht minder Reiz. Frei von dem pervers Verkünstelten und gewaltam Ueberfeinerten so mancher effekthascherischen Gegenwartspoeten blüht hier eine sich fortgesetzt erneuernde Phantasiefülle zu lauteren Gebilden voll urdeutscher Gemütsinnigkeit auf.

Viktor Wall (Wien).

Herausgeber: Dr. Heinrich Ilgenstein. — Verantwortlich: Dr. Heinrich Ilgenstein, W., Pfalzburgerstraße 53. — Verlag: Hellmuth Johnke, Berlin W. 15. — Oesterreich-Ungarn: Huber & Lahme Nachf., Wien I, Herrengasse 6. — Verantwortlich für die Inserate: Franz Rausch, Berlin W. — Druck und Postvertrieb: Paß & Garleb G. m. b. H., Berlin W. 57.

Digitized by Google

Die Gegenwart

Nr. 13 | Berlin, den 28. März 1914 | 43. Jahrgang Band 85.

Die zerschnittene Venus.

Von

Dr. Max Adler.

Der kurze Prozeß, den das Polizeigericht in Bow Street mit der Londoner Bilderstürmerin machte, hat den verheerenden Einfluß des kunstgeschichtlichen Leitfadens auf ein hemmungsloses Frauengemüt offenbart. Weil der „schönste Charakter der modernen Geschichte“ (i. e.: Mrs. Pankhurst) „vernichtet“ wird, hat Mary Richardson versucht, „das Bild der schönsten Frau der Mythologie“ zu zerstören. So sieht es unter der Schädeldecke einer Wahlrechtsgans aus.

Der Velasquezschen „Venus mit dem Spiegel“ haben die Beilhiebe der übergeschnappten Lyzeums-Abiturientin nicht geschadet: sie wird nach dem Urteil Sachverständiger voraussichtlich geflickt werden können; den Schaden trägt einzig und allein Miß Richardson, die nun, ein Opfer des modernen Frauenstudiums, auf die Dauer von sechs Monaten zu einsamem Nachdenken über die Zusammenhänge zwischen Malerei und Strafvollzug gezwungen sein wird.

Sicher ist, daß eine minder „studierte“ Dame schwerlich einen solchen Gallimathias von sich gegeben hätte, wie ihn Mary Richardson an Gerichtsstelle vortrug; und noch obendrein, wenn man den Londoner Verhandlungsberichten glauben darf, „in ruhiger Art und sorgfältig gewählter Form“. Aber das ist ja immer und überall so — nicht nur in London —: der eingepaukte Sinn für das Oratorische und Dekorative, der Speichelfluß der Suada, der versucht, den Mangel an innerer Wahrheit zu ersetzen .... Mary prunkte vor dem Richter damit, Kunstgeschichte studiert zu haben (hätte sie es nicht: die Welt brauchte heute nicht die Verschandelung der Rokeby-Venus zu beklagen!). Und für die Kunst könne sie sich ebenso wie andere begeistern. Aber die Gerechtigkeit stehe ihr höher als die Kunst!

Das sieht ganz logisch aus — aber es ist die verbissene Logik eines unheilbaren Schwachsinns. Weil Frau Pankhurst eingesperrt wurde, hat die National Gallery ihre Existenzberechtigung verloren. Weil es seit vierzehn Tagen ununterbrochen schneit, werden die Sommerferien abgeschafft. Weil mein Oheim an Kreuzschmerzen leidet, ist das Tanzen bis auf weiteres verboten. Dieses überstudierte Weib weiß nicht, daß Kunst, ähnlich wie Religion, im Grunde nur ein notgedrungener Protest gegen die üble Gerechtigkeit dieser Welt ist; daß sie also gerade dort zur Geltung zu kommen hat, wo die Gerechtigkeit aufhört.

Aber es ist noch sehr die Frage, ob Mrs. Pankhurst, gegen deren selbstmörderischen Hungerspleen die alten Weiber in den englischen Amtskitteln einen geradezu heroischen Kampf eröffnet haben, wirklich Unrecht geschehen ist.

Mrs. Pankhurst ist die Hauptmännin jener Kernhorde aggressiver vermännlichter Cérébralen, die aus ihrer peinlich gefühlten, aufpeitschenden Unzulänglichkeit heraus unter Flüchen und Bombenwürfen nach der Papierkrone ihres männlichen Gegenstücks: des verweiblichten Barbar-Décadenten dieser Epoche langen. Irgend ein boshaftes Fatum scheint dieser Kultur einen tückischen Rudel Männeräffinnen in den Nacken gesetzt zu haben mit der welthistorischen Aufgabe, die wesentlichsten ihrer Errungenschaften heillos zu kompromittieren. Carlyle und Lecky, zwei Leute, denen man einige Belesenheit und Kenntnis in der englischen Geschichte nicht gut absprechen kann,

Digitized by Google

haben sich über den Wert des englischen Wahlrechts und des englischen Parlamentarismus höchst absprechend geäußert; und bekanntermaßen gibt es in unterschiedlichen Ländern Europas Parlamentswahlen und Wahlsysteme, die man am zutreffendsten als die Systeme der jeweiligen Spielart von nationaler Korruption bezeichnen könnte. Vom Suffragetten-Blocksberg aber tönt in pathologischer Beharrlichkeit der begehrliche Schrei nach dem Wahlrecht. „Was jener kann, das kann ich auch!" räsonniert der Waldschrat in der „Versunkenen Glocke": weil er im Nebenbuhler nichts anderes wittert als die ihm vertraute zynische Tierheit. Was die englischen Gleichberechtigungsfurien über kurz oder lang aus der Schule machen würden — die ohnedies allmählich dem Schicksal der Verweiblichung zu verfallen droht - -, zeigen Erziehungs- und Lernfrüchte vom Format der Mary Richardson. Ja, sogar das Geprügeltwerden mißgönnt man der verhaßten Männerwelt und fordert auch auf diesem Gebiete unbedingte Gleichberechtigung! Daß vor einiger Zeit gegen Kuppler und Zuhälter Prügel als Strafmittel gesetzlich statuiert wurden, läßt die englischen Frauenrechtlerinnen nicht ruhig schlafen: in einem kürzlich erschienenen Memorandum lehnen sie es entschieden ab, die Ausnahmsstellung, die ihnen das Gesetz in diesem Punkte einräumt, als Wohltat zu betrachten; und es ist in der Tat nicht einzusehen, warum der Staat, nach allen bisherigen Erfahrungen, noch so ritterlich-zimperlich tut, den Damen hierin nicht zu Willen zu sein.

Von allen männlichen Berufen freilich haben die Suffragetten bisher den des Herostrat am zielbewußtesten und verständnisvollsten ausgeübt. Obgleich ihrer herostratischen Berufspraxis im Buche Clios nicht jener breite Raum zuerkannt werden dürfte, wie ihn der Epheser für sich in Anspruch nehmen konnte. Denn wenn auch dessen Landsleute, erbost über die Zerstörung einer Attraktion, wie sie ein lokales Weltwunder immerhin darstellt, streng verboten hatten, den Namen des Unsterblichkeitssüchtigen jemals zu nennen, so hatte doch **Theopomp**, geschwätzig, wie nun einmal Geschichtsschreiber sind, das Seinige getan, den Namen des Ruchlosen auf die Nachwelt zu bringen; um die Schandtaten der Suffragetten aber, die, wenn es so weiter geht, schließlich nur noch die Versicherungsgesellschaften interessieren werden, dürfte in einem Lustrum kein Hahn mehr krähen.

Indes: Das Weib ist überall und jederzeit die Schuld des Mannes gewesen — sua culpa, sua maxima culpa! „Es ist der Mann, der aus dem Weibe macht, was er will, denn der Mann ist die große Sicherheit des Weibes!" sagt irgendwo die arme Laura Marholm, die einzige Emanzipierte, die den Mangel jener Sicherheit als tragisch empfand, sie, deren seelische Katastrophe immer noch imposanter anmutet als der logische Wahnwitz jener aufrechten Hydeparkhyänen. Man muß das Männerideal der modernen anglikanischen Frauenrechtlerin kennen, um auch ihr Weibideal so niedrig einzuschätzen, wie Gerechtigkeit und Menschenkenntnis es erfordern. Eine Lady N...., die kürzlich unter „führenden" Frauen des englischen Schrifttums und der Londoner Gesellschaft eine Enquete über den „beliebtesten Männertypus" veranstaltete, hat zur Aufhellung dieses zweischneidigen Problems einige recht niedliche Idealphysiognomien beigebracht, die das Pech haben, für die Beurteilten viel weniger charakteristisch zu sein, als für die Urteilenden selbst. Was nämlich an den unterschiedlichen Männeridealen, die sich in jenen Urteilen offenbaren, am allermeisten auffällt, ist ihre erstaunliche Anspruchslosigkeit; eine Anspruchslosigkeit, die so weit geht, daß ihr im Grunde jedermann genügt, der nur „gut aussieht" und ein „guter Liebhaber" ist.

„Seine Erscheinung" — so zeichnet ihn die englische Violinvirtuosin und Schriftstellerin Marie Hall mit suffragettenhafter Bissigkeit — „erweckt immer den Eindruck einer innig und oft erneuten Bekanntschaft mit Seife und Wasser. Er ist immer gut rasiert und könnte diesen Augenblick einem türkischen Bade entstiegen sein, so ungemein frisch ist sein ganzes Aeußere." Ueberhaupt: „Er muß frisch aussehen und gute Zähne haben." In der Häuslichkeit muß er selbstverständlich die Zügel des Regiments ganz und gar „ihren fähigen Händen überlassen"; auch muß er „kleine Mei-

Digitized by Google

nungsverschiedenheiten geflissentlich übersehen" — mit einem Wort: er muß ein „Simandl" sein. — Möglichst wenig in die Erscheinung treten soll auch der Mann nach dem Herzen der Frauenrechtlerin Dorothea Conyers. Er soll nur aktiv werden beim Bestellen des Essens und bei ähnlichen mehr vegetativen Anlässen, dabei aber niemals vergessen, daß sie für Melbapfirsiche schwärmt und lieber Rheinwein als Champagner trinkt. Kurz: sie will „verstanden" werden! — Lillian Quiller-Couch würde einen Mann, der kapabel wäre, eine versehentlich in seinem Hause zurückgelassene Putzschachtel über eine elegante Hauptstraße hinweg zu ihr zu bringen, unter die größten Helden rechnen. — Pauline Chase, Inhaberin einer Pyjamahosenrolle, liebt Männer, die gute Sportsleute sind, und zwar in jeder Hinsicht: „nicht nur als Krikett- und Golfspieler, sondern in den wichtigen Aufgaben des Lebens überhaupt." — Hinwiederum ersehnt Madge, die erfahrene Briefkastentante des „Truth", beim Manne ihrer Wahl hauptsächlich Weiblichkeit, Eitelkeit, Sauberkeit und Fröhlichkeit.

Die snobistische smartness, die geschäftstüchtige Mittelmäßigkeit, die feminine Spielpuppenhaftigkeit des Männchens, zieht die moderne Engländerin (nur sie?) am allermeisten an. Und es läßt sich denken, daß das Weibideal, das sie kraft ihrer tyrannischen Vorherrschaft dem besagten Männchen in den Busen pflanzen will, nicht minder pervers und hysterisch geartet ist. Zu welch infernalischen Boykottgelüsten müssen aber erst jene Unbefriedigten, Hoffnungslosen herangedeihen, die sich sogar zu diesem scheusäligen Typus Mann verhalten wie der Fuchs zu den sauren Trauben! Die vielen Ueberzähligen der britischen Weiblichkeit!....

Mary Richardson — die nicht wählen durfte... —, hat den Londonern einen Strich durch die Venus gemacht (sie sollen sie nicht haben!): eine moderne Medea, die dem verhaßten Jason das Köstlichste, was er ihrer Ansicht nach auf Erden hat, zerstückelt vor die Füße wirft.

Aber sind wir denn auf dem Festlande vor dem Marytyp gefeit? Spürt nicht, wer mit einiger Phantasie begabt ist, schon heute, wie die spitzen Ellenbogen weiblicher Daseinspreisboxer gegen seine Magengrube hämmern? Sieht er nicht das Beil durch die Luft blitzen, das zum Streich gegen die „schönste Frau der Mythologie" ausholt?....

Folgen des Niederganges der großen Segelschiffahrt.

Von

C. Lund.

Eine gewisse Beunruhigung macht sich gegenwärtig in den Kreisen unserer Handelsmarine bemerkbar, die durch den drohenden Mangel an nautischen Offizieren bedingt wird und mit dem rapiden Rückgang der großen Segelschiffahrt zusammenhängt. Nach den bestehenden Bestimmungen des Bundesrates müssen die jungen Leute, die sich der Schiffsoffizierkarriere widmen wollen, bevor sie zur Seesteuermannsprüfung zugelassen werden dürfen, eine mindestens zwölfmonatige Fahrzeit als Vollmatrose auf einem Segelschiff nachweisen können. Auf diese darf nicht verzichtet werden, da nur der längere Dienst auf einem seegehenden Segelschiff dem jungen Manne diejenigen Eigenschaften voll und ganz anzuerziehen vermag, die seine Stellung als Vorgesetzter und Schiffsführer später von ihm fordert. Je mehr nun die Zahl der Segelschiffe für große Fahrt zurückgeht, desto schwieriger wird es dem Nachwuchs an Seesteuerleuten, die vorgeschriebene Fahrzeit zu erlangen und zu den Prüfungen die Zulassung zu erhalten. Diese Erkenntnis hat nicht zuletzt zur Gründung des Deutschen Schulschiffvereins geführt und andererseits auch einzelne Großreedereien zur Einstellung eigener Schulschiffe veranlaßt. Im verflossenen Jahre endlich hat sie den Zentralverein deutscher Reeder zu einer Eingabe an die Staatssekretäre des Reichsmarineamts und des Innern bewogen, in der die maßgebenden Stellen nicht nur auf die der Handelsmarine drohende Gefahr aufmerksam gemacht, sondern in der ihnen auch Vorschläge zur Verhütung derselben unterbreitet werden. Interessant sind

Digitized by Google

in dieser Eingabe die Angaben über den Rückgang der Segelschiffahrt selbst, die auf amtlichen Mitteilungen aus den verschiedenen Staaten beruhen. Danach betrug die Zahl der im Jahre 1912 innerhalb der gesamten Welthandelsflotte noch in großer Fahrt beschäftigten Segelschiffe von mindestens 1000 Brutto-Reg.-Tonnen nur 1419, die zusammen ein Alter von 31 253 Jahre zählten, im Durchschnitt also 22 Jahre alt waren. Um den Bestand auf diesem Durchschnittsalter zu erhalten, müßten jährlich mindestens 64 Segler dieser Größenklasse neu auf den Helgen gelegt werden. In den Jahren von 1905 bis 1912 sind in der ganzen Welt indes überhaupt nur 39 Segler mit mehr als 1000 Br.-Reg.-Tonnen gebaut worden, was noch nicht ganz fünf Schiffe pro Jahr ausmacht. Dabei ist auffallend, daß trotz des Bestrebens durch Einführung von Motoren und Ermäßigung der Abgaben der Segelschiffahrt aufzuhelfen, in den Jahren 1910—12 der Rückgang dauernd angehalten hat, während diese Zeit der Hochkonjunktur eine ganz unvergleichliche Belebung der Bautätigkeit in Dampfern hervorrief. Nach den vom Germanischen Lloyd und dem Bureau Veritas bestätigten Ermittelungen ist im Jahre 1912 in der ganzen Welt überhaupt kein größeres Segelschiff mehr erbaut worden, und das einzige derartige Schiff, dessen Bau im Jahre 1913 begonnen wurde, wird nicht für Handelszwecke, sondern für den Deutschen Schulschiffverein auf der Tecklenborgschen Werft in Geestemünde hergestellt. Selbst wenn man von den möglichen, ja wahrscheinlichen Folgen, welche die bevorstehende Eröffnung des Panamakanals für die Lebensfähigkeit der Segelschiffahrt nach sich ziehen wird, ganz absieht, läßt sich in Anbetracht der erdrückenden Konkurrenz des stetig wachsenden Dampfermaterials schon jetzt feststellen, daß das völlige Verschwinden der Kauffahrtei-Segelschiffe in naher Zukunft bevorsteht und sich ziemlich plötzlich geltend machen wird. Aus nachfolgender Zusammenstellung ergibt sich, daß gebaut sind in den Jahren

1854—1860	0,8 %	der heutigen großen Segler
1861—1870	3,8 %	„ „ „ „
1871—1880	15,0 %	„ „ „ „
1881—1890	29,3 %	„ „ „ „
1891—1900	32,1 %	„ „ „ „
1901—1910	18,2 %	„ „ „ „
1911—1912	0,2 %	„ „ „ „

Da das Durchschnittsalter dieser Schiffe auf 22 Jahre festgestellt worden ist, so werden also die vor 1890 gebauten, d. h. 48,9 %, schon in den allernächsten Jahren aus dem Verkehr gezogen. Der Rest wird bald nach dem Jahre 1920 abgebrochen oder an seefahrende Nationen zweiten und dritten Grades für wenige Jahre verkauft werden, damit aber für die Ausbildung deutschen Personals nicht mehr in Betracht kommen. Diese Entwicklung wird voraussichtlich noch beschleunigt werden durch den Rückgang der Konkurrenzfähigkeit der Segelschiffahrt, wenigstens der deutschen, englischen und französischen Flagge, infolge deren die Schiffe schon vor dem Eintritt ihrer Unbrauchbarkeit außer Dienst gestellt werden müssen.

Allerdings stellt die Bundesratsverfügung keine weiteren Anforderungen an die zur Ausbildung der angehenden Seesteuerleute zur Verwendung kommenden Fahrzeuge, als daß der Dienst auf Leichtern, Küstenfischerfahrzeugen und Trajekten bei der Zulassung zur Prüfung nicht angerechnet werden darf. Indessen dürfte der Dienst auf allen kleineren, in der Regel nur in der kleinen oder europäischen Küstenfahrt beschäftigten Segelschiffen für die Ausbildung von nautischen Offizieren wenig in Frage kommen, weil diese Fahrzeuge einmal wenig Stellen für Vollmatrosen zu vergeben haben und andererseits sich die Stellen wegen der Beschränktheit der in ihnen möglichen Ausbildung nicht besonders dazu eignen. Bei den durchweg sehr kurzen Seereisen dieser Schiffe wird der größte Teil der Zeit durch die Bearbeitung der Ladung in den Häfen verbraucht. Eine zu starke Heranziehung zum Ladungsdienste aber ist der eigentlichen seemännischen Ausbildung wenig förderlich. Das Gleiche könnte man von dem Dienst auf den Hochseefischerei-Segelfahrzeugen sagen, deren Zahl ohnehin auch von Jahr zu Jahr zurückgeht. So dürfte es tatsächlich schon nach wenigen Jahren an zur Vorbildung für Seesteuerleute geeigneten Fahrzeugen mangeln, und es könnte sich der Bundesrat plötzlich vor die Notwendigkeit gestellt sehen, zur Einführung des sogenannten

Digitized by Google

Dampferpatents schreiten zu müssen, was sich als ein schwerer Schaden für die Handelsmarine ausweisen würde.

Wo nun aber, so argumentiert der Zentralverein deutscher Reeder, die für einen allgemein notwendigen Beruf erforderlichen Kenntnisse und Erfahrungen nicht mehr unmittelbar aus dessen Ausübung gewonnen werden können, muß der Staat die für die Vorbildung notwendigen Veranstaltungen beschaffen. Demnach ist es Sache der Reichsregierung, zur rechten Zeit für die Möglichkeit einer genügenden Vorbildung der angehenden Schiffsoffiziere Sorge zu tragen.

Zur Erreichung dieses Zieles schlägt der Zentralverein deutscher Reeder vor, das Unternehmen des Deutschen Schulschiffvereins, der an sich dem Reiche obliegende Aufgaben verfolgt und in dem schon jetzt private Initiative mit den Reichs- und Landesbehörden in glücklicher Weise zusammenwirkt, durch Reichsmittel derartig zu stärken, daß der Schulschiffverein etwa vom Jahre 1920 ab in der Lage wäre, die Vorbildung sämtlicher angehenden nautischen Offiziere zu übernehmen. Der Umfang dieser Aufgabe würde sich einigermaßen aus dem Umstand erkennen lassen, daß zu den 600 Aspiranten jährlich, die in den letzten Jahren durchschnittlich die Prüfung zum Seesteuermann bestanden haben, der Deutsche Schulschiffverein und der Norddeutsche Lloyd in Bremen auf ihren bisher in Fahrt gehaltenen Schulschiffen noch nicht ganz den vierten Teil zu stellen vermochten.

Da die Verhältnisse der großen Segelschiffahrt in England und Frankreich kaum minder mißlich als in Deutschland liegen, so müßten natürlich die zum größten Teile auf Kosten des Reiches seemännisch ausgebildeten jungen Leute durch Gesetz verpflichtet werden, nach bestandener Prüfung eine Anzahl von Jahren auf deutschen Schiffen Dienst zu nehmen, damit einer Abwanderung vorgebeugt werde. Denn es erscheint keineswegs ausgeschlossen, daß andere Staaten um der Vorteile der Segelschiffsausbildung willen von dem für Kapitäne und Schiffsoffiziere bisher geltenden Nationalitätsprinzip Ausnahmen machen und deutsche Schiffsoffiziere in größerer Zahl in ihre Häfen ziehen könnten, wenn sie auch damit die Ueberlegenheit der deutschen Ausbildungsmethode anerkennen müßten. —

Man kann über die Darlegungen des Zentralvereins deutscher Reeder verschiedener Ansicht sein, insbesondere es für bedenklich halten, dem Schulschiffverein ein Monopol in bezug auf die Ausbildung von Schiffsoffizieren einzuräumen, die Regelung der Materie auch als Sache der einzelnen Seeuferstaaten ansehen, aber man wird zugeben müssen, daß die Frage der künftigen Beschaffung der nautischen Offiziere unserer Handelsmarine ein öffentliches Interesse beansprucht. Das gilt nicht nur in volkswirtschaftlicher Hinsicht, sondern auch im Hinblick auf die Landesverteidigung, da die Kaiserliche Marine genötigt ist, den größten Teil ihrer Reserveoffiziere aus den Kreisen der nautischen Schiffsoffiziere zu beziehen.

Was ihr wollt.

Von

Julius Bab.

Der Premierenjubel im „Deutschen Theater" überschritt seine sehr erhebliche, gewohnheitsmäßige Durchschnittshöhe neulich bei der Neueinstudierung von Shakespeares Fastnachtsspiel „Was ihr wollt". Man schrie, man trampelte, man johlte, man rief den Regisseur und den Maler, man rief nach Diegelmann, dem Darsteller des dick besoffenen Tobias, und nach Waßmann, der den schmächtigen Junker Bleichwang so entzückend dumm gespielt hatte. Man diskutierte, ob Lucie Höflich, die einst die Liebhaberin Viola in Knabentracht so tapfer gespielt hatte, für die ganz ausgelassene Lustigkeit der Zofe Marie nicht zu maßvoll, zu anmutig, zu abgeschliffen sei. Man meinte, daß ihre Nachfolgerin als Viola, Fräulein Terwin, allzu weiblich sei, um auch nur im leichtesten Spiel ein Mann scheinen zu können; man diskutierte, ob Bassermanns Malvolio mit seinen sehr komischen Nuancen nicht allzu sehr hinter dem mitfühlbar Menschlichen zurückbliebe. Man fragte, warum die

Digitized by Google

Reinhardtsche Aufführung, bei aller sonstigen Vollständigkeit, den Malvolio im Kerker gestrichen habe; einige lobten und einige tadelten, daß die Pantomimen, die früher auf der vorbeirollenden Drehbühne die Szenen des Fastnachtsspiels verbunden hatten, getilgt waren; diese bejubelten die Erfindungskraft des Regisseurs Reinhardt im Grotesk-Komischen und jene fanden die Kneipszene und die Duellszene allzu weit ins klownhaft Körperliche ausgereckt. Auf alles dehnte sich die angeregteste Betrachtung aus, und alles fand seine Bewunderer, alles — was ihr wollt. Nur von einem war so gut wie gar nicht die Rede. Einer, der doch am Effekt auch nicht so ganz unbeteiligt war, fand wenig Beachtung, einige Kritik und gar keinen Enthusiasmus — und das war sozusagen der Verfertiger des Bühnentextes, war der Dichter William Shakespeare. - - — -- Mich aber reizt es, all die gar nicht uninteressanten Probleme der theatralischen Ausgestaltung heute auf sich beruhen zu lassen und gerade von ihm zu sprechen, vom Dichter dieses Lustspiels „Was ihr wollt".

* * *

Der Lustspieldichter Shakespeare ist nicht weniger vollkommen und bewundernswert als der Schöpfer der heroischen Dramen. Und „Was ihr wollt" ist ungefähr ebenso ein Meisterwerk wie „Macbeth" oder „Coriolan". Aber es steht unter einem anderen Formgesetz. Shakespeares Heroendramen sind zentral gebaut: ein Mensch von großer, schicksalbildender Leidenschaft steht in der Mitte, und alles, alles, was geschieht, geht von ihm aus oder führt zu ihm hin, das ganze Drama ist nichts als die Ausfaltung der im Helden liegenden Kräfte. Shakespeares Lustspiel aber hat überhaupt keine Helden, denn es handelt von den kleinen Menschen, die keine schicksalbildende Leidenschaft in sich tragen, die deshalb Flocken im Wind des Zufalls sind, und die jener Gott der Laune beherrscht, den die Elfen in „Sommernachtstraum" beim Namen nennen: Lieb im Müßiggang. Wenn aber das Bild für Shakespeares Heldendrama (Falstaff beweist, daß es auch ein komischer Held sein kann!) die Sternfigur ist: Strahlen, von einem Mittelpunkt laufend, erfüllen den Kreis -- so ist das Bild des Shakespeareschen Lustspiels die Girlande: Stränge von verschiedenem Stoff und verschiedener Farbe sind umeinander gewunden; ganz verschiedene Handlungen verschlingen sich lose und sind innerlich nur geeint durch den lächelnd überlegenen Geist der Laune, der alle Knoten schürzt und alle löst. Musik, die weitherzigste der Künste, die unverbindlich gleitende, umspinnt all diese kunstvoll nuancierten, symphonischen Gebilde, und ein Hochzeitsmarsch mit festlich geordnetem Ensemble macht den Schluß.

In dieser Art ist auch „Was ihr wollt" ein Meisterstück. Schon die ersten Zeilen des verliebten Herzogs:

„Wenn die Musik der Liebe Nahrung ist,
Spielt weiter! Gebt mir volles Maß! daß so
Die übersatte Lust erkrank' und sterbe"

und wie er dann launisch sich der schmeichelnden Musik hingibt und sie höchst launisch wieder verstößt, schon dieser Einsatz ist genial, und nicht nur um seiner sofort hinnehmenden Lebendigkeit willen, sondern als der einstimmende Auftakt des ganzen Gedichts: der Gott des Shakespeareschen Lustspiels wird sofort vor unseren Augen beschworen: Lieb im Müßiggang. - Dann aber lade ich alle, die so an den „Naturdichter", den planlosen Wald- und Wiesen-Poeten Shakespeare glauben, ein, die Architektur dieses ersten Aktes mit seinen vier Szenen zu prüfen. Zwei verschiedenfarbene Stränge sind es, die hier verflochten werden sollen, zwei Siege spielender Laune über das angemaßte Pathos kleiner Leute. Die sentimentale Verliebtheit des Herzogs soll fein, der Größenwahn eines erhaben tuenden Haushofmeisters soll grob ironisiert werden. Und beide Handlungen verknüpft als schimmerndes Querband die Märchengeschichte der im Schiffbruch getrennten Geschwister, die nacheinander im selben Hafen landen. Nun: die drei ersten Szenen geben nacheinander die drei Elemente. Die erste nichts als den Herzog und seine Stimmung melancholischer Verliebtheit, die zweite gibt das Bindeelement, und mit dem Auftreten der

Digitized by Google

Viola und ihres Schutzpatrons zugleich erst die sachliche Exposition; Orientierung über Land und Leute. Die dritte stellt das lustige Kleeblatt vor, das den albernen Malvolio in die Luft sprengen wird. Und die vierte gibt dann die erste Verknüpfung der drei Fäden: als Liebesbote des Herzogs kommt Viola zur schönen Olivia, ist selbst schon in ihren Auftraggeber verliebt, macht sogleich die Gräfin, die eben noch ewige Trauer um den toten Bruder gelobte, in sich verliebt: (die sanfte Ironie der Herzogshandlung wird so verdoppelt) und die gleiche Szene bringt dann den ersten Zusammenstoß des hochnäsigen Malvolio mit seinen Gegnern, und stellt als Bekrönung des vollendeten Aufbaus noch die Figur hin, die mit ihrem musikalischen und ein klein wenig melancholischen Lachen am ehesten die Stimme des Dichters führt: den Narren.

Kein geringeres Meisterstück der Architektur ist aber dann der zweite Akt. Die erste Szene vervollständigt durch die Einführung des Bruders Sebastian das bindende Element, die zweite spinnt im Zusammmenstoß der Saufkumpane mit Malvolio die grobe Strähne weiter, die dritte führt die melancholische Schwärmerei des Herzogs auf den Höhepunkt. Es ist charakteristisch, daß auf Kosten äußerer Wahrscheinlichkeit, um innerer Einheit willen, in beiden Szenen derselbe Narr dominiert: den Saufkumpanen singt er ein Liebeslied von köchinnenhaftem Schmalz, das sehr bald dem schönen Kanon „Halt's Maul, du Hund" Platz macht; aber dem schmachtenden Herzog singt er eine Volksweise:

Komm herbei, komm herbei, Tod!
Und versenk in Zypressen den Leib.
Laß mich frei, laß mich frei, Not!
Mich erschlägt ein holdseliges Weib!

Eine Weise, die ungefähr den allerstärksten Stücken im „Buch der Lieder" gleicht, was den Charm — und was die drohende Komik äußerster Sentimentalität angeht! Und dieser höchst verstiegene Herzog läßt nun zwar auf das Schmachtlied nicht gleich den volksfröhlichen Kanon folgen, aber Viola, noch in Pagentracht, verstrickt ihn doch so in ihr erotisch listiges Gespräch, daß er sich erst mit einem plötzlichen Ruck seine große Leidenschaft zu Olivia ins Gedächtnis rufen muß! Im groben und im feinen Ton singt der Gott der Laune wiederum im prachtvollen Zweiklang sein Gelächter: Lieb im Müßiggang. — Der kräftige Vorstoß der groben Handlung macht den Schluß des zweiten Aktes: Malvolio geht ins Netz. Und der dritte, der nun Liebeswerbung und Malvolios Blamage zusammenknäult, und Viola, den falschen Mann und widerwillig Geliebten der Olivia mit Bleichwang, dem Unmann und blöden Liebhaber, zum komischen Duell hetzt, erreicht meisterhaft im selben Moment den Höhepunkt der Verwirrung und den Beginn der Lösung: Antonio, der Schutzpatron des Sebastian, eilt herbei, um Viola, die dem Bruder so ganz gleicht, zu beschützen, er wird als ein alter Kriegsgegner des Herzogs verhaftet, und da Viola ihn in dieser Not natürlich nicht erkennt, schilt er sie undankbar und ist tief gekränkt. Aus der höchsten Verwirrung aber dämmert für Viola die Ahnung, daß der Bruder da ist, und für uns die Aussicht, daß durch sein Eintreten alle Paare befriedigt, alle Launen beruhigt werden. — Am vierten Akt ist dann wichtig, wie, eine oft geübte Kunst der Shakespeareschen Lustspiele, die Liebeshandlung durch die schleunige Trauung der Olivia und des Sebastian sich zu sicherer Heiterkeit wendet, während die andere Handlung, die den armen Narren Malvolio als Geisteskranken im Kerker zeigt, ihren schwärzesten Punkt erreicht und fast einen Schimmer von Tragik gewinnt, so daß der Narr von Shakespeares Gnaden einzulenken beschließt. Von dem alles lösenden Glück, dem Freude nach allen Seiten austeilenden Finale des letzten Aktes will ich dann nur eines hervorheben: Antonio, der Schutzfreund des Sebastian, ist in seiner Liebe zu dem Jüngling und seiner Enttäuschung sehr ernst genommen, aber auch seine Piratengegnerschaft zum Herzog ist ausführlich behandelt: damit der Kreis der Welt sich weite und, wie Liebesleid und Hofmeisterei, auch Freundesnot und Kriegsgegnerschaft der lächelnden Lösung teilhaftig

Digitized by Google

werden. Wie alle Teile in diesem Stück hatte aber auch der Antonio seine symetrische Ergänzung in dem Beschützer der Viola, den wir am Anfang sehen und von dem wir am Schluß hören, daß er einer Schuld wegen von Malvolio gefangen gesetzt worden sei. Hier behaupte ich mit allem Nachdruck, ist eine Szene verloren gegangen, die der Verhaftung des Antonio entsprochen haben muß, den Malvolio von einer neuen Seite her zeigte und ins Spiel knüpfte, und die die andere Lebensgroßmacht: Geld, mit in den Kreis dieser Verwirrungen und heiteren Lösungen zog! Die Shakespearephilologen sollen einmal nachforschen! Ich behaupte, daß diese Szene existiert haben muß, weil hier ein Steinchen in der Architektur des Ganzen fehlt, und weil mir im übrigen noch bewundernswerter als die sprachliche Schöpferkraft und die szenische Phantasie in all den tausend Einzelheiten, die ordnende Künstlerweisheit im Ganzen scheint. Wie hier drei verschiedene Motive gestellt, ineinander verflochten und durcheinander gelöst sind in einen einzigen Klang köstlicher Heiterkeit, das ist die Weisheit des größten Musikers.

* * *

Fragt man freilich zuletzt, welches die menschliche Kraft sei, die den Dichter solches Lustspiels mit seinen tiefen Künsten rüstet, so gibt es nur die Antwort, daß es die Liebe ist, die unversiegliche Liebe zum Menschen, das Entzücken, das ihn auch gegenüber dem Kleinen und Närrischen, deren Ansprüche er zunichte macht, nicht verläßt. Wenn er seinen Herzog belächelt, so leidet er noch mit ihm, und wenn wir über Malvolio Tränen lachen, so gibt es doch auch ein ganz leises Weinen des Mitgefühls mit diesem geprellten Narren in uns. Nur die lebendige Liebe schafft unsterblich künstlerisches Leben, ohne sie bleibt der lustigste Spott, der treffendste Witz doch im Vorhof der Kunst.

Das ist die einzige, aber freilich große Beschränkung, die unserer Freude an einem sehr lustigen Theaterstück gesetzt ist, das in diesen selben Tagen im Königlichen Schauspielhaus in Berlin zur Aufführung kam: „Die Venus mit dem Papagei", zu der sich der Lustspieldichter Lothar Schmidt mit dem Kunstkenner Emil Schäffer verbunden hat, weil es die schiefen Prätensionen der Kunstsnobs, der Kunsthändler, der Kunstgelehrten zu verlachen galt. Allenfalls für den Besitzer des berühmten und gefälschten van Dyck (eben der „Venus mit dem Papagei"), für den kunstbanausischen, aber sonst kerntüchtigen Konsul Meggenscheidt hat Lothar Schmidt ein klein wenig Zuneigung aufgebracht. Aber all die anderen, auch der kunsthistorische Schwiegersohn, der enthüllt, und der Geheimrat, der einmal auf das Bild festgelegt, die Enthüllung unterbindet, sie sind nur vom überlegenen Witz in Situationen gebracht, die ihren heuchlerischen Eigennutz lieblos aufdecken sollen. Und daraus folgt das Doppelte, daß diese Kunst beschwatzenden Menschen nicht außerhalb des Themas ein eigenes Leben gewinnen, und daß die Kunst selber schließlich nur wie ein einziger Bluff erscheint, ohne daß irgendwo deutlich wird, daß es denn doch außerhalb des eitlen Schwindels Unterschiede von Echt und Unecht gibt. So fehlt es dieser Komödie nach der psychologischen Tiefe und nach der geistigen Breite hin an Ausdehnung, um eine humoristische Dichtung großen Stils zu sein. — Was übrig bleibt, ist freilich immer noch eine ausgezeichnete und sehr ergötzliche Theaterarbeit, die mit vollkommenem Geschick das Thema der entlarvten Kunstheuchelei variiert, und dabei so kräftig und mutig vorgeht, daß man nur über den Zufall staunen muß, der diese höchst skeptische Arbeit an die autoritätenfrommste aller deutschen Bühnen, an das Königlich Preußische Hoftheater, verschlagen hat. Da die drei Hauptrollen mit drei wirklich guten Schauspielern von Nerv und Geist: Pohl, Patry und Vallentin, besetzt waren, so wurde es der lebendigste Abend, den man angesichts dieser Bretter seit Jahren erlebt hat.

Wir wollen schon herzlich zufrieden sein, wenn wir immer mit so viel Geschick und Witz unterhalten werden, wie hier von der Venus und ihrem Papagei. Freilich zur ganzen, zur großen, zur höchsten Dankbar-

Digitized by Google

keit des Kunstgenusses werden wir erst Ursache haben, wenn nicht der wohlwollend kluge Spott, sondern die leidenschaftlich lachende Liebe am Werke ist — die Liebe, die auch im Reiche der Kunst alles vermag und alles wandeln heißt, wandeln im Lichte erhöhten Lebens — alles was ihr wollt.

Randbemerkungen.

Das Ende der Berliner National-Galerie.

Es gibt keine zweite Sammlung moderner Kunst, die dem Deutschen so sehr Herzenssache wäre, wie die Berliner National-Galerie. Die Schicksale und die Wandlungen, die sie erfährt, gelten in einem Maße als nationale Angelegenheiten, wie außer bei der Dresdner Galerie bei keiner anderen. Wir wissen, wem wir das zu verdanken haben! Hugo von Tschudi war es, der aus einer bunt zusammengewürfelten Kollektion neuerer Bilder und Skulpturen, deren Wert über eine im wesentlichen lokale Bedeutung trotz Menzel, trotz Cornelius nicht hinausging, eine Sammlung geschaffen hat, die auch im Ausland Bewunderung fand. Tschudi hat aus öden Sälen mit gleichgültigen Malereien Räume gemacht, in denen man das Schönste und Herrlichste genießen konnte, aus einem Museum offizieller Malereien ein Haus der edelsten und reichsten Kunst. Er ist darüber gefallen, daß er auch außerhalb der schwarz-weiß-roten Grenzpfähle Kunst fand, und nicht nur bei den Mitgliedern der staatlichen Akademien, sondern auch bei den Sezessionisten, und wäre Hugo von Tschudi noch am Leben und noch der Leiter seiner Galerie, so hingen heute auch Werke der Expressionisten in diesen geheiligten Hallen. Denn man weiß, daß Hugo von Tschudi der jungen Kunst mit aufrichtiger Liebe zugetan war. Kein anderer als Max Pechstein hat für Hugo von Tschudi den innigsten Nachruf geschrieben!

Hugo von Tschudi hat die wundervolle Wirkung seiner Galerie einem Hause abgezwungen, daß sicherlich für die Zwecke einer modernen Sammlung so ungeeignet ist wie möglich. Der Plan Stülers war ja eigentlich nur berechnet für die Unterbringung der Sammlung des Konsuls Wagener, die den Grundstock der heutigen National-Galerie, wenigstens historisch, noch immer bildet, und der riesigen Kartons des Cornelius. In Grundriß und Aufriß ist das Gebäude für die heutigen Bedürfnisse unsachlich und schwierig. Es widerspricht fundamentalsten Forderungen. Aber das vergaß man unter Tschudis Wirksamkeit. So sehr wußte er für den Kern zu interessieren, daß niemand an die Schale dachte.

Immerhin, auch Tschudi plante schon einen Umbau. Und zum Teil hat er die Galerie schon umgebaut: er ließ einfach stehen, was von den provisorischen Scherwänden der Jahrhundert-Ausstellung irgend dauernd zu benutzen ging. Peter Behrens hatte damals die Arbeiten für die Jahrhundert-Ausstellung ausgeführt, in einer vorbildlichen schlichten und sachlichen Art. Wäre Tschudi noch zu dem radikalen Umbau gekommen, so wäre dieser gewiß ähnlich ausgefallen.

Nun hat Tschudis Nachfolger, Ludwig Justi, den Umbau durchgeführt und dieser Tage nach drei Jahren der Arbeit die neue National-Galerie wieder zugänglich gemacht.

Tschudi wollte den Umbau mit den beiden Corneliussälen beginnen, deren riesige Weite und Höhe ja tatsächlich mit dem Wert ihres Inhaltes in einem starken Mißverhältnis steht. Es heißt, daß dieser Plan am Widerstand des Kaisers gescheitert sei. Justi hat seinen Umbau mit dem unteren Geschoß begonnen. Der Umbau der oberen Stockwerke wird gewiß nicht lange auf sich warten lassen, und deshalb ist es geboten, diesen ersten Bauabschnitt auf das gewissenhafteste zu prüfen.

Unter welchen Mängeln litt das Untergeschoß der National-Galerie? Sehen wir von den Formen der Architektur ab, die nicht störender waren, als in den meisten anderen Museen auch, und die man schließlich nicht zu sehen brauchte, so wirkte jedenfalls die Beleuchtung der Kabinette sehr unangenehm, weil die Fenster gegenüber dem Eingange in die Bildersäle angebracht waren, so daß der Besucher, ehe er irgend etwas von den Bildern sah, bereits durch das helle Licht der Fenster geblendet wurde. Auch waren die einzelnen Säle für ihre sonstigen Maße ungemütlich hoch. Da haben nun Justi und sein technischer Mitarbeiter Wille den lobenswerten Einfall gehabt, den Umgang, von dem die ein-

Digitized by Google

zelnen Kabinette zugänglich werden, an die Fensterseite selbst zu verlegen, so daß der Besucher dem grellen Lichteinfall stets den Rücken zuwendet. Auch ist dieser Lichteinfall durch Verkleinerung und durch Mattierung der Fenster gemildert. Ueber diese letzte Maßnahme läßt sich schon streiten. Bei trübem Wetter wird das Licht vielleicht doch nicht ausreichen, da es überdies durch ein doppeltes Fenstersystem hindurch muß. Jedenfalls war die Verkleinerung der Fenster eine Folge der verminderten Geschoßhöhe, die durch Herabziehung der Decke erreicht wurde. Alles in allem kann man sich der verbesserten Lichtregulierung freuen.

Aber leider hat man sich bei diesen technischen Verbesserungen nicht beruhigt. Man hat die Kabinette durchaus neu dekoriert, und man ist dabei in einer Weise vorgegangen, die zu dem entschiedensten Proteste zwingt, ja, wem die National-Galerie etwas bedeutet, der wird die Forderung erheben müssen, daß diese unerträgliche, durch und durch unkünstlerische Dekoration so schnell wie möglich entfernt werde! Unter keinen Umständen darf es so bleiben. So mag ein reichgewordener Bourgeois seine Bildersäle vergolden und vertapezieren — aber in der National-Galerie Hugo von Tschudis diesen kunstmordenden Aufwand von schlechtem Geschmack zu sehen — und dieses augenbeizende Salongespreiz muß man sehen! — ist wirklich bitter. Und hätte man sich schließlich noch auf die Bemalung und Vergoldung der Decken, Türen, Sockel, Rahmen, Gesimse, Profile, Pilaster, Friese beschränkt, hätte man wenigstens nicht noch den Ehrgeiz gehabt, die Meeresbilder Klingers und das Maréessche Triptychon „einzuordnen"! Wer sich die Nische mit dem Maréesschen Bilde ansehen kann, ohne rebellisch zu werden, der hat in seinem Leben noch nichts von einer künstlerischen Wirkung verspürt.

Man sollte meinen, daß man in Preußen wenigstens Menzel verständnisvoll zu behandeln wisse. Ein Irrtum. Man traut seinen Augen nicht, wenn man die samtene und goldene Eleganz dieser Kabinette sieht. Und zu allem anderen ist diese „üppige" grüne Stoffbespannung mit dem Renaissanceornament noch von der unangenehmsten Farbe. Aber ich prophezeie der Direktion, daß sie mit diesen Menzelkabinetten schon aus technischen Gründen schlechte Erfahrungen machen wird. Diese Kabinette nehmen die Räume der sogenannten Apsis ein, die man in einzelne Ovale mit häßlichen Decken ausgebaut hat. Um nun auch hier die, tatsächlich recht kleinen, Räume in der Höhe zu dämpfen, hat man, statt die Decke noch tiefer zu ziehen und eventuell neue Fenster auszubrechen, die Fußböden höher gelegt, und zwar zu allem Uebrigen in den einzelnen Zimmern verschieden hoch. Man kommt aus dem Stufensteigen überhaupt nicht heraus. Nun muß man berücksichtigen, daß diese Räume unübersichtlich halbkreisförmig geordnet sind, um die Schwierigkeiten, die sich hier bei einem zahlreichen Besuch einstellen, zu würdigen.

Es widerstrebt mir, hier alle die unverständlichen Mißgriffe und Fehler aufzuzählen. So kann und darf es nicht bleiben. Diese Verbesserung ist ja weit unerträglicher, als es der frühere Zustand jemals war. Gegenüber dieser augenblendenden Goldpracht war ja die frühere Blendung durch das helle Licht des Tages nicht nur für den Besucher, auch für die Bilder tausendmal vorzuziehen.

Man hat stets das diplomatische Geschick Justis gelobt. „Nun wohl, er ist vorsichtiger, aber damit wird er unter den Verhältnissen, wie sie einmal sind, mehr erreichen, als Tschudi mit seiner kühnen Genialität!" — Aber nein, an diese Stelle gehört kein Diplomat, sondern ein Mensch, der Kunst empfindet. Ich sehe keinen Grund zur Freude, weil Justi mit diplomatischem Geschick einen veritablen Slevogt in die National-Galerie hineingebracht hat. Ich sehe nur, daß er ein schlechtes Bild mehr erworben hat. Denn dieser Slevogt ist so ziemlich das schwächste, was ich von dem ausgezeichneten Künstler kenne. Der Diplomat Justi hat eine wesentlich kleinere Kommission durchgedrückt und einen besonderen Fonds für ausländische Kunst (der selbstverständlich so klein ist, daß er nicht gefährlich wirken kann). Alles treffliche Leistungen, aber was haben sie mit der Kunst zu tun? Die ersten Leistungen mit der neuen Kommission und mit dem neuen Fonds und mit den Geldern für den Umbau haben bisher nur erreicht, daß alles das, was Tschudi mit einer vielköpfigen schwierigen Kommission, ohne den Fonds für die Ausländer und ohne die Gelder für den Umbau wundervoll geschaffen hat, auf das ernsteste gefährdet ist!

Digitized by Google

Die nächste Tat Justis soll sein, die Franzosen, diese wahrhaft einzige Kollektion von Werken Manets, Monets, Daumiers, Cézannes, Courbets, Renoirs, in die alte Schinkelsche Bauakademie zu verlegen. Man darf gespannt sein, wie man die Säle — — dekorieren wird. Wird man sich für ein „modernisiertes" Rokoko oder für Louis quatorze entscheiden? Wird man blauen Sammet wählen oder lila Brokat, wieder Gold oder zur Abwechslung auch einmal Silber?

Man muß Diplomat sein, um hier die rechte Entscheidung zu finden. Aber es wird später ein Mensch von künstlerischem Empfinden nötig sein, um zunächst einmal die National-Galerie wieder erträglich zu machen.

Dr. Adolf Behne.

Kräfte und Wirkungen.

Von

Kurt Münzer.

Ein Freund von mir, ein junger Sanskritforscher, hatte sich in eine kleine Stadt am oberen Rhein zurückgezogen, um dort, wo er ganz fremd und unbekannt war, ein größeres Werk mit völliger Hingabe zu vollenden. Aber nach einigen Monaten erhielt ich von ihm einen wirren, unverständlichen, verzweifelten Brief, dem ich nur soviel entnahm, daß er sofort Beistand und Aussprache bedürfte.

Ich reiste alsbald zu ihm und fand, tief erschreckend, statt des schönen und blühenden Mannes einen zusammengesunkenen, welken, rastlosen alten Menschen. Nur ging, als er mich sah, ein Leuchten über sein Gesicht, daß ich dahinter sein bekanntes schönes Antlitz zu sehen vermeinte. Er umarmte mich heftig, und ich spürte den aufgeregten Gang seines Herzens durch seine Kleider hindurch. Und ruhiger wurde er auch erst, als er mir am Abend, da wir auf der Terrasse seines Häuschens am Rhein saßen, den Grund und die Geschichte seines Krankseins erzählte.

„Es schien mir," sagte er, „immer zu unwichtig, dir von einem Menschen zu erzählen, den ich vor vielen Jahren einmal kannte. Er war ein anscheinend guter, harmloser Junge mit offenem Gemüt und viel Freude an der Bewegtheit des Lebens. Ein gewisser flotter, leichtfertiger Zug an ihm zog mich gerade deshalb an, weil ich meine Schwerblütigkeit und Indolenz gegen Lustbarkeiten oft schmerzlich empfand, ohne doch dieses leidige Wesen abstellen zu können. Ich begann also, mit dem jungen gedankenlosen Manne ziemlich eifrig zu verkehren, ließ mich von ihm in alle möglichen Vergnügungen verstricken, bis ich nach einiger Zeit doch den Abstand zwischen unseren Lebensansichten schwer zu empfinden begann. Ich sah allmählich, dann immer schneller ein, daß hinter diesem töricht vergnügten Antlitz das Nichts war. Der ganze Mensch war ein leichtsinnig und oberflächlich zugedeckter Abgrund von leerer Vergnügungssucht, von kindischer Prahlerei und verzerrten Empfindungen. Ja, dachte ich oft, wenn nur nichts Schlimmeres dahinter ist! Wenn so jede Tiefe des Gefühls, jede Aufrichtigkeit, jede Logik fehlt, kann da nicht — — Ich dachte nicht zu Ende, um ihm nicht vielleicht Unrecht zu tun. Aber da ich unerbittlich gegen mich und meine Erkenntnisse bin und nie zögere, den Schluß meiner Ueberlegungen zu ziehen, mag er noch so schmerzlich oder beschämend für mich sein, gab ich diesen Verkehr auf, obschon ich damit meinen letzten Zusammenhang mit dem sogenannten Leben aufhob. Ich schrieb ihm — ohne natürlich den wahren Grund zu nennen —, ich müßte leider verzichten, ihn fürderhin bei mir zu sehen. Aber damit war das Unglück geschehen. Der Tor fand sich, da er die wahre Ursache wohl ahnen mochte, in seiner Eitelkeit, die seine ganze Person erfüllte, zu tiefst gekränkt. Maßlos eitel, wie er war, hatte ich ihm den ärgsten Schimpf angetan, der denkbar war. Ich hatte sein Selbstbewußtsein gestört, seinen Hochmut untergraben, seine persönliche Wertschätzung umgestoßen. Ein rechter vielseitiger Mensch kann das nicht nachfühlen. Aber du mußt dir vorstellen, daß diesem jungen Manne Ehre, Würde, Stolz, Schönheit in Eitelkeit umgesetzt waren. Er war eitler als eine Frau. Nur Männer, in denen sich alles verkehrt, können so eine Frau übertrumpfen in einer Eigenschaft, die bei ihnen Laster wird. Ja, es war eben eine pathologische Eitelkeit, die Lüge, Ruhmsucht, Größenwahn und damit Feigheit im Gefolge hatte. Kurz und gut, der Mensch, von verletzter Eitelkeit bis zum Wahnsinn getrieben, überfiel mich in einem Hinterhalt feige von hinten und hätte mich zu Tode geschlagen, um selbst unerkannt zu entkommen, wäre ich nicht durch unverhoffte Dazwischenkunft anderer gerettet worden. Leider verzichtete ich darauf, ihn der gerechten Strafe zu übergeben, sondern ließ ihn laufen, leichtfertig darüber hinweg denkend, daß er geschworen hatte, sich an mir zu rächen, und sollte er mich bis zu meinem Sterbebette verfolgen. Ich verlor ihn dann aus den Augen. Und nun mußte er mir hier plötzlich wieder

Digitized by Google

begegnen, hier, wohin ich gegangen war, um allein und unbekannt meiner strengen Arbeit zu leben."

Der Arme schwieg erschöpft. Er benetzte seine Lippen mit dem goldenen Wein, der vor uns stand, und sah mit Augen, die nichts erfaßten, auf den abendlichen Strom hinaus.

„Und was tat er?" fragte ich leise.

Und da sprach mein Freund die rätselhaften Worte: „Er hat sich meiner Seele bemächtigt." Und während ich noch verständnislos den Kopf schüttelte, fuhr er lebhaft fort, als interessierte ihn dieser Fall an sich: „Vor einigen Wochen, als ich ausruhend und meine Gedanken ausspannend in einem Wägelchen durchs Rheintal fuhr und in die Stadt zurückkehrte, kam er mir am Sankt Albantor plötzlich entgegen. Er sah mich ganz ohne Ueberraschung an, als hätte er gewußt, daß ich hier lebe, und wäre jeden Augenblick gefaßt gewesen, mir zu begegnen. Er bot aber einen erschreckenden Anblick, gänzlich heruntergekommen, gekleidet in schäbige Reste ehemaligen Geckentums, das bleiche Gesicht ganz ins Gemeine abgewandelt, den Körper faul verfettet und in schauerlichem Glanzbedürfnis einen funkelnden falschen Brillanten an der weibischen Hand. Er ging vorüber, nicht einmal sein Blick blitzte auf —. Ich vermochte nicht, mich nach ihm umzusehen, denn es hatte sich mir kalt und hart ums Herz gelegt, und ich spürte etwas in mir wie einen gewalttätigen furchtbaren Eingriff in das Namenlose, nicht zu Fassende, was uns belebt. Das war die Vergewaltigung meiner Seele."

Bei dieser geheimnisvollen Phrase schwieg er wieder und begann dann, während es langsam Abend wurde an diesem schönen blauen Julitag, die Erklärung dieser Worte.

„Also höre," sagte er, fast feierlich, aber so von Grauen erfaßt, daß die Kälte seines Herzens seine Hand, die er auf die meine legte, eiskalt machte, „er besitzt und beherrscht meine Seele. Ich gehöre mir nicht mehr. Gedanken, Wünsche, mir absolut fremd, gehen in mir um, niedrigste Instinkte quälen mich, ich stehe nachts auf und trinke Rum und Schnaps, ohne es zu wollen, aber der fremde Wille, der über mir ist, befiehlt es. Ich töte Tiere, und es zerreißt mir das Herz, aber ‚er' will's. Ich zerstöre die Beete, die ich voll Glück im Frühjahr selbst anlegte. Ich bin zu den Menschen gemein, aber am gemeinsten vor mir selbst. Schmutz, Schmutz erfüllt mich, und das ist ‚er'. Er hat sich meiner Seele bemächtigt, hat sie in sich aufgenommen, und also wird sein Wesen zu meinem. Er kam hierher, um hier diesen Raub, diese Vergewaltigung zu begehen. Er erniedrigt sich, verkommt, nur, damit ich verkomme; er wird Säufer, damit ich trinke; er wird schließlich Mörder werden, damit auch ich töte. Sieh, meine Arbeitsstube ist verschlossen, ich betrete sie nicht mehr, denn ich bin faul, leer, hohl, verdorben — wie er! Mein Leben ist vernichtet, denn er richtet sich zugrunde, damit ich zugrunde gehe. Geheimnisvoll ist meine Existenz der seinen verbunden. Oft träume ich nachts das, was er grade tut. Im Schlaf noch muß ich ihm gehorchen. Im Schlaf begehe ich seine Ausschweifungen, die Laster seiner Nächte quälen mich. Das ist seine Rache. Begreifst du?"

Was hätte ich darum gegeben, lachen zu können! Aber die fixe Idee meines Freundes — denn dafür mußte ich seinen Zustand halten — erfaßte mich mit Grauen. Ich sah, daß da so schnell nicht zu helfen war. Ob ich ihn gleich bestimmen sollte, einen Arzt, eine Heilanstalt aufzusuchen? Er sah so elend und entnervt, so verstört und hilflos aus, daß mir das Herz blutete. Meine ganze Liebe zu ihm wallte in stürmischer Opferfreudigkeit auf: wir waren Freunde schon von unseren Spieljahren her. Aber vorläufig konnte ich nicht mehr tun, als ihn anhören. Leerer Widerspruch hätte nichts genützt.

„Vielleicht," sagte er und sank ganz zusammen, wirklich ein gebrochener Mensch, „vielleicht glaubst du nicht ohne weiteres daran. Aber erinnere dich, was ich dir oft von indischen Fakiren erzählte, von den Zauberern Süditaliens und den Hirten Schottlands. Ist da nicht oft von ähnlichen Dingen berichtet? Und gibt es denn einen besseren Beweis für die Möglichkeit dieser Kräfte und Wirkungen als mich da? Sieh mich an und wage, zu zweifeln! Merkst du nicht, daß meine Seele gefangen ist, versetzt in einen anderen Leib, dessen gemeine, furchtbare Existenz sie nun mitleiden muß? Es gibt den Parallelismus zwischen Psyche und Physis: ich dulde, was des anderen Körper erfährt. Rette mich, Lieber, rette mich! Entreiß ihm meine Seele. Ich bin ihm leibeigen."

Erschüttert nahm ich seine kalten Hände. Er fieberte. Ich führte ihn in den Garten, zum Fluß hinab. Drüben in der Vorstadt gingen die Lichter auf und spiegelten sich im schnell ziehenden Strom. Die Mondsichel gewann Glanz und Leuchtkraft, und als ein Boot mit singenden Mädchen vorübertrieb, war der süße Friede eines Sommerabends völlig ausgebreitet. Aber mein armer Freund empfand ihn nicht. Er kehrte ins Haus zurück, und ich, erregt von diesem traurigen Wiedersehen, schwermütig gemacht von der Strommelancholie und dem aufgehenden Mond, trat noch aus dem Garten und ging die Rheinallee hinab.

Digitized by Google

In dieser kleinen Stadt begann der Schlaf früh. Es war leer und still unter den Kastanien am Ufer, auf einer Bank hier und da umschlang sich stumm ein Liebespaar, aber die Häuser dahinter waren dunkel und eingeschlafen.

Da, wo schon Felder und Wiesen begannen und die Allee gegen eine niedere Mauer auslief, kam mir ein Betrunkener entgegengeschwankt. Unter der letzten Laterne begegnete er mir, schwankte heftig und wäre umgestürzt, wenn ich ihn nicht schnell gehalten hätte. Ich lehnte ihn an einen Baum, der Hut war ihm vom Kopf gefallen, die Laterne beschien ihn milde, wie er da torkelnd an der alten Kastanie stand, und ich sah ihn mir an. Er war noch jung und doch furchtbar verkommen. Sein Gesicht, fahl, bleich, war breit wie das eines Affen. Wie ein weißer Pavian sah er aus mit seinem viereckigen Verbrecherkopf. Der große Mund war weich wie Gallerte, die Augen stier und leer. Die Nase breit und formlos. Roh, unmenschlich roh war dieser Mensch. Auf der breiten hohen Stirn machte sich Gemeinheit breit, Tücke verrieten die kleinen Ohren, Hinterlist die platten Schläfen. Schönes lichtes Haar umhing das Gesicht. An seinem Leib trug der Säufer einen ehemals hellen und eleganten Paletot, aus dem eine grelle Krawatte hing. Schiefe Lackschuhe mit abgesprungenen Knöpfen, ein großer Brillant an der fetten, schmutzigen Hand, ein flotter Spazierstock vervollständigten dieses Menschenwesen. Mich faßte Ekel vor dieser verlotterten Eitelkeit. Er sah mich an, und ich glaubte, alle Verkommenheit der Gesinnung in diesem Blick zu finden. Und da ließ ich ihn los, denn noch immer hatte ich ihn gehalten. Kaum losgelassen, fiel er hin. Er stieß einen dumpfen Laut aus, denn er war mit der Stirn auf das spitze Pflaster gefallen. Ich sah Blut fließen, vermochte aber nicht mehr, nach dem Verlierten mich zu bücken. Schnell ging ich davon, nur angewidert, ohne Erbarmen.

Ich lauschte an meines Freundes Tür zu Haus. Es war still im Zimmer. Ich suchte das meine, konnte aber nicht schlafen. Der Strom duftete dabei so gut ins Zimmer und dazu die Rosenstöcke unter meinem Fenster. Und endlich, gegen Morgen, schlief ich auch ein. Aber plötzlich fuhr ich mit hellem Schrecken auf, denn ich sah unversehens ein: der Betrunkene in der Allee war meines Freundes Peiniger gewesen! Und da dachte ich ruchlos: wäre er doch totgeschlagen auf den Steinen, möchte er doch verblutend unter der Kastanie liegen!

Aber nur ein anderer blutete. Als ich spät die Terrasse betrat, saß mein Freund schon da. Er trug einen leichten Verband um die Stirn, und als ich erschreckend darauf wies, sagte er mit mühsamem Lächeln:

„Ja, ich muß dir erzählen. Ich träumte, ich ginge eine dunkle Straße hinab und schwankte, wie berauscht. Da erschienst du und hieltest mich und halfest mir. Aber plötzlich starrtest du mir ins Gesicht, und, als sähest du etwas Ekles und Gräßliches, ließest du mich voll Abscheu los. Ich stürzte und erwachte von einem Schmerz in der Stirn. Ich fand mich auf der Erde liegen, war im Schlaf aus dem Bett gefallen und hatte mir die Stirn am Pfosten aufgeschlagen. Es ist nicht schlimm. Du brauchst nicht so blaß zu werden. Wenn ich auch Träumen nachzudenken pflege. Weißt du, was ich glaube? ‚Er', er hat sich gestern eine Wunde geschlagen, die ich nun tragen muß — Du warst gestern noch fort. Hast du etwas erlebt?"

Er sah mich mißtrauisch an. Aber ich beherrschte mich gut. Ich leugnete jede Begegnung ab und fragte nur nach der Stunde seines Sturzes.

„Ja," sagte er, „ich hörte dich heimkommen. Und dieser Traum — oder was es war —, das war etwa eine halbe Stunde vorher."

Ja, auch die Zeit stimmte. Mir graute. Was war das für eine Beziehung und Verbindung zwischen diesen beiden Menschen? Dank welcher Kraft hatte sich jener Feind dieses schuldlose Leben zu eigen gemacht und vernichtete es nun, indem er ihm den eigenen Untergang mitteilte?

Mein Freund, ganz von seiner Idee beherrscht, sprach schon wieder davon. „Oft, weißt du," sagte er, „spüre ich ganz deutlich meine Seele zwischen seinen Fingern. Er quält sie namenlos, ich dulde Unerträgliches. Ich schreie oft so, daß es der Diener hört, mitten am hellen Tage. Aber zu jeder beliebigen Stunde übt ‚er' seine Macht aus, peinigt mich, daß ich mich winde, ersinnt entsetzliche Gemeinheit, nur damit ich sie empfinde, fügt sich Schmerzen zu, damit ich sie auskoste. Schließlich wird er mich zu Tode quälen, vielleicht geh ich da ins Wasser. Er brauchte nur sich hineinzustürzen, und ich müßte es auch tun. Er kann schwimmen, ich nicht. Er würde sich retten, ich müßte untersinken."

Ich ertrug diese Reden nicht. Mein eigener Verstand begann zu schwindeln, ich begann zu g l a u b e n nach dem Erlebnis dieser Nacht. Und wie helfen? Ein Gedanke tauchte in mir auf: diesen anderen unschädlich machen! Ich beschloß ruhig, einen Mord auf mich zu nehmen.

Digitized by Google

War es nicht gerecht, ein gemeines Leben auszuschalten, um ein gutes und schön wirkendes zu erhalten? Kein Richter würde mich verurteilen. Aber würde man mir glauben? könnte ich die, die es nicht mitangesehen, von dieser rätselvollen Beziehung überzeugen?

Der Tag ging in eitel Glanz dahin, aber meines Freundes Kummer verdüsterte mir die Welt. Er bereute schon, mich gerufen und beunruhigt zu haben; er hätte es allein tragen sollen. Ich schlug ihm Reisen vor. Aber er lachte traurig.

„Glaubst du, daß es für solche Kräfte Entfernungen gibt? Der Raum ist aufgehoben für das Uebernatürliche. ‚Er' erreicht mich überall, nachdem er mich erst einmal gefunden und sich meiner bemächtigt hat. Nein, reise du ab, reise du, damit du nicht mit in das Unglück verstrickt wirst."

Aber nicht mehr hätte ich vermocht, ihn so am Rande des Wahnsinns allein zu lassen. Vielmehr schrieb ich einem befreundeten Arzt und bat ihn um seinen Rat. Aber seine Antwort kam schon zu spät. Ich hatte gerade den Brief beendet, als ich nebenan meinen Freund stöhnen hörte. Ich lief hinein und fand ihn wie in Krämpfen am Boden.

„Halt mich," rief er, „fest, fest. Hunde hetzen ihn und beißen mich."

Er wand sich, als fielen Wölfe über ihn her mit scharfen Zähnen. Als er endlich ruhig wurde, zeigte er mir seine Hand. Das rote Mal spitzer Zähne war darauf . . .

„Ein Hund hat ihn gebissen," sagte er schwach, „und ich muß dafür bluten." Und er lächelte so herzzerreißend, daß mein Entschluß gefaßt war. Ich ging wieder am Abend aus, ‚ihn' zu suchen und zu stellen. Ich steckte einen Revolver ein —

Als ich ging, öffnete mein Freund seine Tür. Er war schon im Nachtkleid. „Ich weiß," sagte er, „was du vorhast. Aber denke an deine Sicherheit: du darfst nicht zum Mörder werden. Du hast mir den Revolver fortgenommen. Ach, dürftest du ihn doch töten! Da gäbst du mir die Ruhe." Er umschlang mich, und sein fieberheißer Körper war wie Feuer, das mich umloderte.

Ganz verstört ging ich fort. Zitternd suchte ich. In der Allee fand ich ihn nicht; ich lief durch die stille kleine Stadt, zu den Toren hinaus und hinein. Wie ich wieder zum Strom eile und dunkle Anlagen passiere, sehe ich ihn plötzlich dort in seinem hellen Paletot eng mit einem anderen zusammenstehen. Ich griff in die Tasche, die Waffe war da — ich löste die Sicherung. Ich trat zu den beiden hin, und da lief der eine fort, rasch, ohne umzuwenden, aber der andere, der Gesuchte, blieb ruhig stehen. Heut torkelte er nicht. Mit unverschämten Blicken sah er mich an, das Gesicht breit von Gemeinheit, und sagte ein zynisches Wort. Von einer entfernten Laterne traf ihn ein Lichtstrahl, und ich sah auf seiner Stirn eine unbedeutende Schramme. Der Fall gestern hatte ihm also nicht wehe getan. Aber auch er erkannte mich. Lachend fragte er mich, ob ich mich erinnerte. Seine Stimme war fett, geziert, wie Mißklang, ich bekam einen üblen Geschmack, als ich sie hörte.

Ich sagte unvermittelt: „Warum verfolgen und quälen Sie meinen Freund?"

Er horchte auf, sah mich erstaunt an und sagte nach einer Pause gedehnt: „Ach so, Sie sind sein Freund! Also weiß er, daß ich mich jetzt räche? Geht's ihm gut, dem eingebildeten Laffen? Wollte mehr sein als ich! Jetzt sieht er, wer der Ueberlegene ist!" Und plötzlich brach es aus ihm heraus wie ein Sturm: „Ja, ja, da halt ich ihn zwischen den Händen. Ich brauche nur zuzudrücken, und hin ist er, hat sein geistvolles Dasein ausgeatmet. — Aber nein, so sanft verfahren wir nicht. Erst Folter und Marter, dann hat die liebe Seele Ruh. Ich weiß, er leidet für mich. Meine Wunde in der Stirn gestern Nacht schlug er sich. Heut hetzte ich selber Hunde auf mich: sie bissen ihn. Ich erfinde die Laster, die ihm zuwider sind, und begehe sie, damit er ihnen erliegt. Ich trinke, damit er Säufer wird, quäle Tiere, um ihn an diesen Verstümmelungen leiden zu lassen. Ich werde mich ganz entmenschen, um ihn zu vertieren. Ich opfere mein Leben, um seines zu vergiften. Er hat mich angezweifelt, mich beleidigt, gedemütigt. Hundertfach mit seinem Leben muß er es bezahlen." Er war ins Gehen gekommen, er lief durch die Bosketts, ich hielt mich an seiner Seite. Es war wie eine Jagd. Er redete weiter. Fanatischer Haß, unsterbliche Wut, unmenschliche Gemeinheit loderten aus ihm. Ich fieberte. Ich war fest entschlossen.

Der Weg führte auf die Rheinschanze. Hoch aus dem Strom stieg da altes Mauerwerk, ein Rest ehemaliger Befestigungen, mit niedriger Brustwehr, und schaute ins Land hinüber. Unten strömte voll und schnell der Rhein.

Der Feind, den ich verfolgte, stand hier still, er sah mich an und lachte laut. Und dieses Lachen wars. Das ließ mich Blut sehen und übermannte mich, denn es war die leibhaftige Stimme der Hölle, der Gemeinheit, der feigen Rachsucht. Und nun legte er seine Hände frech zutraulich auf meine Schultern . . . Da stieß ich ihn fort — die Kugel war mir zu

Digitized by Google

schade, zu edel für dieses entmenschte Herz. „Feigling, Feigling!“ schrie ich selbstvergessen, stieß ihn zur Brustwehr, über die Zinnen hinaus, sah ihn sich in der Luft überschlagen und fallen — Er fiel, fiel, in den Strom hinein. Ich sah nicht hinab, aber ich hörte einen dumpfen Schlag ins Wasser, ein Aufschäumen. — Und dann die süße Friedensstille der Sommernacht mit Lichtern oben und unten, Wassergeruch und Lindenduft. . .

So viel Stunden es mir schienen, es werden nur Minuten gewesen sein. Dann hörte ich ein sanftes Rauschen näher kommen, und es war ein großer Rheinkahn, der mit hoher Fracht den Strom hinabrauschte, von der Flut allein getrieben, und am Steuer stand einsam und dunkel ein Mann, von dem Rauch seiner Pfeife schwach umwölkt. In diesem Augenblick hatte ich mein Abenteuer ganz vergessen, als wäre es weniger denn ein Traum gewesen, nicht einmal im Wunsche geschehen, als hätte es in keinem Gedanken bestanden. Ich beugte mich über die Brustwehr, dem rauschenden Kahne mit seinem einsamen Steuerer nachzusehen — als mir das Herz erstarrte.

Unten, im Strom, schwamm etwas, ein Mensch in hellem Mantel, der durch das Wasser schimmerte; er teilte ruhig und sicher die Strömung und hielt auf den Kahn zu. In dessen Kielwasser schwankte ein Schifflein, ein kleines Boot. Und das erreichte der Schwimmer. Er hielt sich daran fest, schwang sich hinauf, hinein, setzte sich auf das Bänklein und hob die Hand auf, als grüßte er mich da oben auf der Wehr, ruhig, freundschaftlich, ja, als wollte er mir danken. Der Steuermann auf dem Kahn hatte von alledem nichts wahrgenommen; vielleicht schlief er an seiner Stange in dieser lieben guten Nacht. Und im Kähnlein hinter ihm, im stillen Wasser sich wiegend, saß der Zauberer, unsterblich, und winkte mit der Hand, daß der große falsche Stein daran blitzte und funkelte, als hätte er sich einen Stern vom blauen Himmel geholt. Schnell, schnell trieb das alles wie ein Traumwesen den Strom hinab, zögerte unten, wo der Fluß in den Wald bog, und verschwand dann unversehens ins Dunkel.

Dann hörte ich laut, laut meines Freundes Worte: „Wenn er ins Wasser stürzt, muß ich ertrinken.“ Und ich floh von diesem unheimlichen Ort, eilte nach Haus und fühlte mich aller Kräfte bar, als ich endlich davor stand. Die Tür zu meines Freundes Zimmer war offen, und es selbst war leer. Er mußte sich wieder angekleidet haben, denn seine Kleider waren verschwunden. Ich lief in den Garten, bis an den Fluß hinab — er war nicht da. Ich weckte den Diener und das Mädchen, aber sie hatten ihren Herrn weder gesehen noch gehört.

Zwei Tage später, am Nachmittag — trüb war es und kühl — kam die Nachricht, daß seine Leiche etliche Meilen stromab angetrieben worden war. Ein Fischer hatte sie zwischen Binsen und Weidenwurzeln gefunden.

Ich fuhr hin, sie zu holen. Mein armer Freund lag in einer Scheune auf einer Schütte Stroh, schon trocken. Der Tod hatte sein qualverzerrtes Gesicht entspannt. Es war wieder jung, schön und ruhig. Sein halbgeöffneter Mund schien dankbar zu lächeln, und seine nicht ganz geschlossenen Augen entsendeten etwas wie einen schalkhaften, liebenswürdig-ironisch überlegenen Blick: „Siehst du wohl? Nun wirst du *glauben*!“

Ja, damals glaubte ich unbedingt. Aber heute, nach langer Zeit, beginne ich daran zu zweifeln, ob jener andere überhaupt existiert hat. Vielleicht war er nur in dem Wahn meines Freundes und sah ich ihn nur, von derselben Idee ergriffen, selbst hineingezogen in diesen wahnvollen Zustand. Denn, da ich seinen Namen wußte, hatte ich bei der Polizei der Stadt alsbald nach ihm gefragt, aber die Auskunft erhalten ein Mann dieses Namens sei nicht gemeldet. Auch sonst habe ich ihm nirgends mehr begegnen können. Und wohin kann er auf seinem Kahn gereist sein? Noch sehe ich ihn im Schifflein niedersitzen und mir zuwinken, sehe das gemeine bleiche Gesicht, die fette Hand mit dem funkelnden Stein, und wie alles im Dunkel entschwindet. Es muß mehr als ein Vorgang nur im Gehirn gewesen sein. Die Wirklichkeit ist nicht ausgeschlossen.

Und dennoch —

Aber warum soll das Leben so einfach und durchsichtig sein, wie die Brillen der Gelehrten es sehen? Kann nicht grade ein naives Auge Geheimnisse entdecken?

Nur ich, ich allein darf an die Wirklichkeit dieses Erlebnisses nicht glauben. Denn war es wirklich, wie es mir erschien, so bin ich ja der Mörder meines Freundes, indem ich den anderen ins Wasser stieß . . . Aber schließlich: der Tote hat mir dankbar zugelächelt . . .

Neue Bücher.

Lebensfragen. Von *Waldeck Manasse*. 50. Tausend. Berlin, Verlag Otto Roth.

Die kleine Schrift, in der ein mitten im Lebenskampf stehender Denker zu allen Fragen

Digitized by Google

des Kulturlebens, der Politik, der Religion Stellung nimmt, hat in wenigen Jahren eine Auflage von 50000 erlebt. Eine derartige Auflageziffer weisen im allgemeinen nur die Erzeugnisse unserer „beliebten" Erzähler, die das Lesebedürfnis der urteilslosen Masse decken, auf. Das ist der Grund, daß man den Riesenauflagen stets skeptisch gegenübersteht, bei Waldeck Manasse, diesem starken Lebensbejaher, ist jedoch jeder Skeptizismus schlecht angebracht. Er strebt immer nur in die Tiefe, nie in die Breite. Dieses Material hätte ein betriebsamer Schriftsteller mindestens in drei dickleibigen Bänden verarbeitet, während Manasses Streben dahin geht, eine lange Abhandlung auf einen Essay und den Essay auf einen Aphorismus zusammenzudrängen. So gewinnt der Leser sehr schnell einen tiefen Einblick in die Gedankenwelt eines Mannes, der seine Arbeitskraft mit seltener Uneigennützigkeit in den Dienst der Aufklärung und des Fortschritts gestellt hat. Als Kind orthodoxer Eltern hat er nach schweren inneren Kämpfen die beengenden Fesseln seiner Umgebung gesprengt und ist allmählich zur geistigen Freiheit emporgewachsen. Von diesen Kämpfen zeugt seine Schrift, freudige Kampfesstimmung atmet jeder Satz, aber auch eine zuversichtliche Siegesstimmung. Endlich muß doch das Licht über das Dunkel, die Dummheit und den Aberglauben siegen! Das ist der Grundakkord, der durch Manasses „Lebensfragen" klingt.

Schriften von so starker Konzentration werden nicht am Schreibtisch erklügelt, sie müssen innerlich erlebt sein. Der Verfasser der „Lebensfragen" kennt die Welt und die Menschen wie wenige, aber auch die Bedürfnisse und die Sehnsucht des Volkes, für das in erster Linie seine Schrift bestimmt ist. Als einer der Führer im Kampf gegen die politische und religiöse Orthodoxie, die in diesen Tagen frecher denn je ihr Haupt erhebt, hat Waldeck Manasse das Arsenal der geistigen Waffen um etliche scharf geschliffene Stücke bereichert.

Maiblumen. Schattenrisse und plattdeutsche Verse von Karl Fröhlich. Mit neuen hochdeutschen Kinderreimen; herausgegeben vom Kunstwart bei Georg D. W. Callwey in München 1913.

Allerlei Humore. Von Ernst Penzoldt. Ebda.

Die beiden reizenden Werkchen verdanken ihre Herausgabe den verdienstvollen Bestrebungen des „Kunstwarts" nach einer Neubelebung der Schattenrißkunst, für die bereits das Interesse durch eine Veröffentlichung der Werke alter und neuer Schattenrißkünstler, wie Konewka, Gertrud Stamm, Elisabeth Müller, Wilhelm Reysold usw., neu erweckt wurde.

Eine entzückende Gabe ist die Neuauflage des zuerst 1858 erschienenen Büchleins von Karl Fröhlich, dessen plattdeutsche Verse der „Kunstwart" durch eine Zugabe solcher in Hoch-Deutsch auch für weitere Kreise leichter verständlich zu machen bemüht war.

Mit einem hoffnungsvollen Gegenwartskünstler werden wir in Ernst Penzoldt bekannt gemacht, der uns eine Reihe humorvoller Szenen aus Wirklichkeit und Phantasie mit außerordentlicher Lebendigkeit veranschaulicht.

Die beiden Bändchen werden sicher vielen jungen und alten Leuten Freude machen.

Viktor Wall (Wien).

Der bekannte **Verein für Pflanzenheilkunde** legt unserer heutigen Nummer einen von mehreren Hundert geheilten Patienten aus allen Klassen der Bevölkerung unterzeichneten Aufruf an alle Kranken bei, sich im eigenen Interesse diesem Heilverfahren zuzuwenden. Der Aufruf enthält außerdem eine kurze Darstellung der Grundzüge dieses Verfahrens und ein Verzeichnis der einschlägigen Literatur. Unterzeichnet haben den Aufruf auch 15 Aerzte, die außer den beiden, dem genannten Verein nahestehenden Aerzten, das Pflanzenheilverfahren praktisch anwenden. Wir weisen unsere Leser auf diese Beilage besonders hin. Nähere Auskünfte erteilt die Geschäftsstelle des Vereins für Pflanzenheilkunde Berlin NW, Lübecker Straße 52, II.

Herausgeber: Dr. Heinrich Ilgenstein. — Verantwortlich: Dr. Heinrich Ilgenstein, W., Pfalzburgerstraße 53. — Verlag: Hellmuth Hohnke, Berlin W. 15. — Oesterreich-Ungarn: Huber & Lahme Nachf., Wien I, Herrengasse 6. — Verantwortlich für die Inserate: Franz Rausch, Berlin W. — Druck und Postvertrieb: Paß & Garleb G. m. b. H., Berlin W. 57.

Digitized by Google

Die Gegenwart

Nr. 14 | Berlin, den 4. April 1914 | 43. Jahrgang Band 85.

Die irische Operettenrevolution.

Von

Max Adler.

Homerule ist in jedem Sinne Englands Schicksalsfrage. Sieg und Niederlage der irischen Autonomie werden die künftigen Wege der britischen Politik ebenso bestimmend beinflussen, wie sie ihr in der Vergangenheit Ziel und Richtung gaben. Den gefährlichen Charakter dieses Problems, das mit allen politischen, geschichtlichen, religiösen und nationalwirtschaftlichen Grundfragen des Imperiums so fest verwurzelt ist, hat der englische Liberalismus schon an der ersten Homerulvorlage erfahren müssen: sie trieb die liberalen Unionisten für immer ins konservative Lager hinüber. Als dann, nach der zweiten Irlandbill, der große Zusammenbruch von 1895 erfolgte, der die Torys für die Dauer von zehn Jahren ans Ruder brachte, hätte der englische Liberalismus eigentlich gewarnt sein müssen. Aber die Stärkung der irischen Nationalpartei durch die Wahlen von 1910 zwang ihn doch wieder, dem alten Gladstoneschen Vermächtnis die Treue zu halten.

Und nun droht der Sieg der dritten Homerulevorlage den liberalen Siegern neuerdings verhängnisvoll zu werden. Der irisch-unionistische Bürgerkrieg in Ulster hat England in eine schwere Krisis gestürzt und die tiefen Wunden seiner politisch-militärischen Organisation schonungslos den Augen des Auslands preisgegeben. Und es wird der ganzen politischen Energie und Prinzipienfestigkeit der führenden Partei bedürfen, um bei den kommenden Neuwahlen, die man mit einiger Sicherheit bereits für diesen Sommer in Aussicht stellen kann, den eitlen, aufgepeitschten Furor des Imperialismus der Massen von der Suggestion des Schlagworts zu befreien, daß die Liberalen selbst es gewesen wären, die im Bunde mit den irischen Nationalisten jene Preisgebung indirekt verschuldet hätten.

Man kann sehr wohl mit dem Nationalistenführer Delvin der Ansicht sein, es habe nie eine größere Maskerade des Scheins und des Betrugs gegeben, als die Erzählung von einem Bürgerkrieg in Ulster, und wird doch zugestehen müssen, daß hier nicht die vorläufig etwas zweifelhafte Dignität dieses Fußball- und Gummiknüttelkrieges zur Frage steht, sondern die unübersehbare Kette von Konsequenzen, die sich aus ihm ergeben könnten. Einstweilen bietet ja die Rebellion jener biederen Generäle, die heute mit ihren Offizieren schwören, nie und nimmer gegen die Ulsterleute zu fechten, um morgen wieder bedingungslos das Kommando zu übernehmen — weil der famose Kriegsminister Seely ihnen im Falle einer Ulsterrevolution zu streiken erlaubte! — einen etwas komödienhaften Anblick dar, und ihre Urbilder sind gar nicht sehr weit vom „Bürgergeneral“ und von den „Helden“ des gleichermaßen recht wenig prinzipienhaften Iren Shaw zu suchen. Aber wer kann dafür bürgen, daß das Talmikönigtum des Herrn Edward Carson, das in den Augen der unionistischen Auguren nur schreckhafter Bluff, nur Mittel der politischen Pression ist, für das Empfinden schlichter Ulsteraner nicht über kurz oder lang zum Range eines Nationalheiligtums aufrückt? Die Orangemänner haben eine kräftige Phantasie: ihr nationales Emblem ist noch immer, wie vor zweihundert Jahren, Wilhelm von Oranien, der auf feurigem Roß gegen das katholische Heer des zweiten Jakob ansprengt. Diese „Garnison“, wie man die protestantische Enklave Ulsters in Irland charakteristischerweise benennt, ist in den letzten Monaten tüchtig einexerziert worden, und wenn auch der grimmige Ulsterschwur von Belfast,

Digitized by Google

der Homerule und das irische Parlament feierlich ablehnt, bei weitem nicht so viele Unterschriften fand, als Sir Carson und sein Stab hofften, so ist es doch ihren Brand- und Hetzreden gelungen, ihrem Anhang die Ueberzeugung aufzudrängen, daß es zum Bürgerkrieg kommen müsse, falls Homerule Gesetz würde.

Insofern hatte der Konservative Bonar Law wirklich Recht, als er unlängst verkündete: Irland gleiche einem Pulverfaß, das jeden Moment explodieren könne. Er hätte aber ehrlicherweise hinzufügen müssen, daß nur seine Gesinnungsfreunde es sind, deren demagogisches Spiel mit dem Zunder das verhältnismäßig sanftmütige Fäßchen zur Explosion bringen könnte; und wenn er ganz aufrichtig gewesen wäre, so hätte er auch sagen müssen, daß es ein ebenso unbilliger, wie auf die Dauer aussichtsloser Versuch sei, Homerule aufzuhalten.

Alle Welt weiß, was Irland dem britischen Zentralismus — der nichts anderes bedeutet, als die dauernde Oberherrschaft der englischen Kapitals- und Adelsmacht — zu danken hat: seine Armut, seine politische Entrechtung, seine hohe Auswanderungsziffer, den kulturellen Tiefstand eines in seinem Kern gutgearteten, tüchtigen Volkes. Die herrschenden Klassen Englands haben auf der „grünen Insel" jahrhundertelang wie in Feindesland gehaust. Sie haben den irischen Bauer von der Scholle gejagt und zum Pächter degradiert, wo sie ihn nicht gar aus dem verarmten Lande trieben oder ins Proletariat hinabstießen. Irlands Handel und Industrie wurden unterbunden, um den englischen Kaufleuten und Fabrikanten eine lästige Konkurrenz vom Halse zu schaffen; Ulster aber wurde als das Vorwerk des britischen Manchestertums gefördert. Statt der viel notwendigeren Schulen hat man eine kostspielige Polizei im Lande organisiert, die einen Jahresaufwand von 1½ Millionen Pfund Sterling erfordert: mehr als doppelt soviel, wie jene des viel wohlhabenderen Schottland. Ihre Aufgabe besteht hauptsächlich darin, die Herrschaft der englischen Grundbesitzer und Schlotbarone über die ausgesogene einheimische Bevölkerung sicherzustellen. Mißwirtschaft und Korruption steigern die Verwaltungskosten ins Unerträgliche.

Dieser idyllische Zustand soll aber nach dem Willen der Herrschenden nur solange dauern, als sie selbst an der Schüssel sitzen. Für den Zeitpunkt, wo Irland sein Geschick selbst in die Hand nimmt, käme ihnen eine finanzielle Katastrophe nicht unerwünscht. Auf diese vornehme Spekulation läuft im Grunde die kürzlich vorübergehend angenommene Ueberrumpelungsresolution des Konservativen Banbury hinaus, die dem Lande für Verwaltungsdienste, die 6 Millionen Pfund Sterling kosten, 2½ Millionen zugestehen wollte.

Wenn das Kabinett Asquith sich entschlossen zeigte, das autonome Irland vor einer Bankerotteurspolitik, wie sie in der tatsächlichen Annahme dieser Resolution gelegen hätte, von vornherein zu bewahren, so bewies es in anderen Punkten den konservativen Forderungen gegenüber ein so weitgehendes Entgegenkommen, daß man das Geschrei der Bonar Law und Carson wahrhaftig nicht versteht. Dies gilt insbesondere von den Bestimmungen der Homerulebill über die Ordnung der religiösen Verhältnisse. Die protestantischen Ulsterleute und ihre konservativen und unionistischen Freunde hatten das boshafte Schlagwort in die Massen geworfen: „Home rule" werde gleichbedeutend sein mit „Rome rule"; ein katholisches Parlament in Dublin werde die Herrschaft der katholischen Priesterschaft im Lande dermaßen befestigen, daß die religiösen, politischen und wirtschaftlichen Interessen des reichen, protestantischen Ulster ernstlich gefährdet sein könnten. Nun hat aber das Unterhaus bei der Beratung der Homerulebill eine Klausel angenommen, die der künftigen irischen Gesetzgebung die Beschäftigung mit religiösen Fragen ausdrücklich untersagt. Die religions-politischen Einwände der Opposition fallen demnach sämtlich unter den Tisch.

Was sie aber am meisten fürchtet — und von ihrem national-chauvinistischen Standpunkt aus vielleicht mit Recht — ist der Sieg der Dezentralisationsidee, der sich in der Homerulebill ankündigt. Die Selbstverwaltung Irlands soll nur das Vorspiel zu

Digitized by Google

einer groß angelegten Reformaktion sein: zur Förderalisierung der ganzen Reichsverwaltung. Nach Irland, sollen auch Schottland, England und Wales ihr Landesparlament erhalten und so das Reichsparlament in London von zahlreichen Aufgaben rein regionaler Natur entlasten. Diese Verquickung des landschaftlichen Moments mit der geplanten Förderalisierungsaktion ist zweifellos ein geschickter Schachzug der englischen Regierung, der ihr selbst in nationalistisch gesinnten Kreisen, die sonst rettungslos dem Chauvinismus der Opposition verfallen wären, viele Freunde werben wird.

Homerule ist ein gewagtes Experiment, aber eines, das die Kühnheit des Unternehmens lohnen dürfte. Das angebahnte selfgovernement der althistorischen Reichsteile wird die überhitzten, uferlos sich gebärdenden politisch-militaristischen Bestrebungen, die sich heute in einem chauvinistischen Imperialismus kondensieren, auf innere Aufgaben ablenken und so zur Erhöhung der allgemeinen Friedenssicherheit beitragen. Und sollte die planmäßige Verhetzung des Belfaster Mob tatsächlich zu ernsthaften Verwicklungen führen, so könnte daraus immerhin ein Gutes resultieren: es würde dann nämlich, nach allen Antezedentien zu schließen, eine Probemobilisierung geben, deren unfreiwillige Komik in höchstem Maße geeignet wäre, die gefährliche Kriegsnervosität dies- und jenseits des Kanals auf lange Zeit hinaus heilsam zu dämpfen. Eine Regierung, die mit ihren Offizieren darüber unterhandelt und Kapitulationen aufsetzt, warum, wo, gegen wen und unter welchen Umständen sie die Armee ins Feld zu schicken gedenkt, bietet wirklich jede mögliche Gewähr dafür, daß der Weltfriede von ihrer Seite aus in absehbarer Zeit keine Störung zu befürchten hat.

Das verbotene Hohenzollerndrama.

Von

Hermann Kienzl, Berlin.

Dem Preußen ist es gegönnt, in einem besonders dichten Wald von Verordnungen zu lustwandeln. Gedankenfreiheit, soweit sie sich der Zunge oder Schrift bedient, wird vorsichtig zu reglementieren getrachtet. Verordnet ist unter anderem auch, daß kein Angehöriger der preußischen Herrscherfamilie, und gehöre er seit Jahrhunderten dem Grabe und der Geschichte an, auf die Bühne gebracht werden darf, es wäre denn, daß im einzelnen Fall der König die Erlaubnis erteilte. Das Verbot stammt aus lichtvoller Zeit, in der „man" die dramatische Kunst ungefähr mit den Animierkneipen auf eine Stufe stellte. Zum Schutz des Erhabenen hat man übrigens im vorbildlichen Rußland noch strengere Vorkehrungen getroffen, und auch in Oesterreich darf ohne Dispens weder ein verstorbener Kaiser oder Erzherzog, noch ein Kirchenaltar, noch eine österreichische Soldatenuniform auf die Bühne gebracht werden; weshalb ja auch der Prager Zensor in das Zensurbuch von „Julius Cäsar" den amtlichen Vermerk eintrug: „Die Soldaten sollen nicht in österreichischer Uniform auftreten."

Die Sache ist so ernst als lachhaft. Sie ist unerträglich, wie jeder Versuch, geistige Dinge mit Polizeimaßregeln zu behandeln. Alle Ausnahmebestimmungen verbittern. Reichen doch die allgemeinen Gesetze durchaus hin, beleidigenden Unfug auf der Bühne zu verhüten. Außerdem kann die Macht nichts Unklugeres tun, als ihre Ohnmacht erweisen. Noch nie, auch nicht in den reaktionärsten Zeiten, ist es der weltlichen Gewalt gelungen, lebendigen Geist endgültig zu unterdrücken. Man hat Giordano Bruno verbrannt, und seine Schriften sind doch Gemeingut der Menschheit geworden. Ein näherliegendes Beispiel gibt Grillparzers Biographie: An den Dichter des „Treuen Diener seines Herrn" trat der Versucher in der Gestalt des österreichischen Polizeiministers heran: es sei der Wunsch Seiner Majestät, allein iger Besitzer des Stücks zu sein. Grillparzer ließ sich nicht bestechen. In sein Tagebuch trug er ein: „Die unsichtbaren Ketten klirren an Hand und Fuß. Ich muß meinem Vaterlande Lebewohl sagen oder die Hoffnung auf immer aufgeben, einen Platz unter den Dichtern meiner Zeit einzunehmen." Aus diesem Schmerzensschrei vernehmen wir die Klage um ungeborene Geisteskinder. Das Gewordene kann kein fremder Wille ins Nichts zurück-

Digitized by Google

werfen; doch die Schaffenden entmutigen, ihre Phantasie durch Mißmut lähmen, dazu sind die Widersacher imstande.

Es wäre schade um Fritz von Unruh, wenn das Aufführungsverbot, das soeben sein historisches Drama „Louis Ferdinand, Prinz von Preußen" getroffen hat, eine solche Wirkung auf ihn übte. Ich fürchte das nicht. Denn Unruhs Talent hat etwas von der sich bäumenden Kraft junger Hengste. Der kühne Geist seiner aus Deutschlands Nacht und Not geschöpften Dichtung verkündet: surrum corda! Außerdem wird Fritz von Unruh keinen Anlaß haben, sich dem Verzagen zu ergeben. Das Schauspiel, das man auf Preußens Bühnen nicht erleben darf, wird voraussichtlich eifrig gelesen werden. (Es ist dieser Tage im Verlag von Erich Reiß, Berlin, erschienen). Da Nebenumstände für die äußeren Schicksale literarischer und künstlerischer Werke von wesentlichem Belang sein können, so soll der pikante Umstand nicht verschwiegen werden, daß der Dichter Unruh als Offizier zur Suite eines kaiserlichen Prinzen gehörte, der an dem jungen Dichter lebhaften Anteil bewies. Ob sich Herr von Unruh dieser Gönnerschaft noch heute erfreut, nachdem über sein Werk die königlich preußische Theatersperre verhängt worden ist, weiß ich nicht; gewiß aber bestand sie damals, als Max Reinhardt Unruhs Erstlingsdrama „Offiziere" aufführte, ein Werk, das, mit all' seinen wilden Schößlingen der Begabung, der Fürsprache wie der Nachsicht zu bedürfen schien. Um das „Louis Ferdinand"-Drama steht es anders. Obzwar auch noch ein junger Racker, der wild in den Zaum beißt, ist dieses Stück Weltgeschichte ein Stück Leben; es kann der Gunst entbehren, denn es besitzt Kunst.

Nicht selten sind Hohenzollernfürsten mit allerhöchster Erlaubnis über die Bretter sogar der preußischen Hofbühnen geschritten. Zumeist wurden sie freilich nur zu Apotheosen, zu lebenden Bildern verwendet, und schwerlich jemals sahen die Hoftheaterzuschauer, daß solch ein König, wie ein anderer Mensch, in seine Seelenbestandteile zerlegt worden wäre. Vom großen Friedrich z. B. nahmen sich die Hoftheaterdichter geflissentlich nur die eine Seite seiner historischen Persönlichkeit: den Schlachtensieger; sie hüteten sich, den voraussetzungslosen Philosophen, den Freund Voltaires, darzustellen, den die Königskrone nicht hinderte, die Republik für eine unter Umständen wünschenswerte Staatsform zu halten, und der vom Staatschristentum nichts wissen wollte. Was nun die Hohenzollern des Unruhschen Dramas betrifft, so war es nicht eigentlich der Sonnenjüngling Louis Ferdinand, der die schwersten Bedenken erregen mochte. Er paßt zwar nicht in die Tradition, der feurige Renner, der Freund der Rahel Varnhagen und der Bohème, der heißblütige Don Juan; und daß sein Dichter aus der Verschwiegenheit einer Schicksalsnacht die Verschwörung preußischer Generäle und Offiziere erhorchte, die den König Friedrich Wilhelm absetzen und den Prinzen auf den Thron Preußens heben wollten, das bereitete der Zensur gewiß bange Schwierigkeiten. Indessen, Louis Ferdinand wird um seines Heldentodes willen auch von höfischen Historiographen und Hofpredigern gepriesen. Der eigentliche Stein des Anstoßes war König Friedrich Wilhelm der Dritte. Im Jubeljahr 1913 war soeben noch von oben her entschieden worden, daß die Befreiung Deutschlands aus dem Franzosenjoch an erster Stelle der Initiative des Königs zu danken sei, und man hatte auf die Erinnerungsmedaillen den Vers des Hofrats Heun-Clauren prägen lassen: „Der König rief, und alle, alle kamen." Mit dieser offizeillen Darstellung in recht auffallendem Gegensatz stehen die Resultate unbefangener Geschichtsforschung und steht das dichterische Charakterbild, das Fritz von Unruh entwarf.

Der Dichter hat nur eine kurze Periode aus der Geschichte des „Amtmanns von Preußen" herausgehoben; nur sein Tun und, wesentlicher, sein Lassen bis zur Katastrophe von Jena, bis zum Zusammenbruch des friderizianischen Staatsbaues; die Zeit also, in der die Macht der Verhältnisse und die Macht Napoleons auch eine stärkere Persönlichkeit, als jener König war, zu Boden gezwungen haben würden. Das Drama, das mit Louis Ferdinands Tod abschließt, konnte nichts wissen von des Königs schwankender Haltung in den

Digitized by Google

Jahren 1812 und 1813, die einen York, wollte er nicht Vaterlandsverräter werden, zum Staatsverbrecher machte; nichts von dem Verfassungsgelübde in der Stunde der Not, das im Siege vergessen wurde; nichts von der heiligen Allianz, die den Preußen nach den Freiheitskriegen die Freiheit nahm; nichts von der Demagogenriecherei und der Verfolgung der deutschen Patrioten und Dichter. Doch hat Fritz von Unruh den König und seinen Hof an den Tagen, die Jena und Auerstädt unmittelbar vorausgingen, ins Licht durchdringender Strahlen gesetzt. Nicht Verzerrungen der Tendenz, — Wahrheit suchte er, Wahrheit schuf er. Man kann sagen: der Dichter *findet* nicht bloß, er *erschafft* Wahrheit. Denn er ist nicht der blinde Sklave der Chronik. In den Umriß des Ueberlieferten stellt er sein mikrokosmisches Gebilde: den Menschen, dessen Bild vor den Augen der Geschichtsschreiber schwanken mag; den Menschen, den er, den nur der Dichter bis zum Grund der Seele kennt.

Da das „Louis Ferdinand"-Drama auf preußischen Bühnen nicht zu sehen sein wird (aber die ängstliche Zensur des Wiener Hofburgtheaters hat es passiert, ein Beweis, daß es den Monarchien nicht gefährlich ist!), so entsteht die Frage: ob die Dichtung, abgesehen von ihrem Schicksal, besondere Beachtung verdient? Sie muß bejaht werden. Ungeachtet mancher jugendlichen Schwäche (die Kraft versagt, wenn sie ins Schwärmen gerät); ungeachtet der Unklarheiten, die der Kopie des graziösen Zeitstils und Unruhs eigenem impressionistischem Stil zur Last fallen: hier ist Gestaltung, hier ist Innenleben, hier ist ein Gemälde der Zeit in kleinen Zügen (nicht ein leeres Kolossalpanorama!), hier ist dichterische Seele. Wie ein aufgescheuchter Schwarm von Vögeln flattern die ersten Szenen des Dramas auseinander; dann aber sammeln sie sich, wie Wolkensegler, die dem gleichen Sehnsuchtszuge folgen. Auf der breiten Grundlage intimer Einzelheiten erhebt sich gleich einem schlanken Turm der Bau.

Prinz Louis Ferdinand und König Friedrich Wilhelm sind die Gegenspieler. Der Held der Romantik und der Romanzen, umschimmert vom Glanze seiner ritterlichen Jugend, umduftet von den Rosen der Liebe, ist eine dichterische Wiedergeburt von Shakespeares Prinz Heinz. Wie dieser verbraust er die Tage, seine tollen Stunden verbringt er statt mit Falstaffs wüster Rotte mit trinkfesten Künstlern und Philosophen. Er taumelt von Schönheit zu Schönheit, von Frauenbusen zu Frauenbusen. So wenig wie Prinz Heinz verliert sich Louis Ferdinand im Rausche seiner Jugend. Der Reitertod bei Saalfeld gab dem Dichter das Recht, die Gestalt zu einer inneren Bestimmung emporzuheben, deren Erfüllung das Schicksal dem Jüngling versagte. Er ist in elender Schmach die leuchtende Hoffnung. Die Offiziere ätzen seinen Namen auf ihre Klingen - als Parole; das Volk umjubelt ihn. Der Dichter macht mit kühner Phantasie aus Möglichkeiten Wirklichkeiten. Er ballt aus Ahnungen, Gedanken, Wünschen jener Zeitgenossen verwegene Tatsachen. Als der friedfertige König zu Erfurt tafelt, während Napoleons Heer gegen Jena rückt; als nicht einmal Napoleons geheime Proklamation: „Das Haus Brandenburg hat aufgehört zu sein", den König und seine Getreuen emporreißt: da beschließen -- in stummer Verschwörung -- der greise Feldmarschall Hohenlohe und die Generäle, des Königs Feinde zu sein, „weil sie Preußen sind", und sie sind entschlossen, dem jungen Adler auf Preußens Thron den Horst zu richten.

Der Abend von Saalfeld brach an. Auf dem Schlosse des Fürsten von Rudolstadt tanzen, noch immer Gott, dem Frieden und Napoleon vertrauend, der König und sein Hof. Schwarze Masken drohen Unheil. Auf seinem Ritt zur Todesschlacht macht Louis Ferdinand kurze Rast im Schlosse der Sorglosen. In der stärksten Szene des Dramas huldigen ihm, ihrem erwählten Herrn, die Offiziere. Waren diese Schwüre, die der Dichter hörte, je gesprochen worden, so hat sie das Schweigen einer ewigen Nacht verschlungen. Das Todesschweigen. Denn ehe der Morgen graute, war Louis Ferdinand ein toter Mann, mit ihm Hoffen und Wagen zerschmettert.

In den flüchtigen Minuten vor seinem Tode kämpft Louis Ferdinand seinen tragischen

Digitized by Google

Innenkampf. Er kämpft ihn nicht zu Ende. Im Traume hatte er nach der Krone gegriffen, nicht verführt von selbstischem Ehrgeiz, doch gemartert von Preußens totkranker Ehre, die ihm in der Brust brannte, gemartert zugleich von der Treue des Agnaten. („Wäre ich nicht Prinz! Das sind Handschellen an meiner Faust!") Noch ein anderes Schwergewicht hat der Dichter an die Flügel des jungen Adlers gehängt: seine anbetende Liebe zur Königin Luise. Bei einer letzten Begegnung zwischen Louis Ferdinand und der Königin schwillt ein entsagungsvolles Verstehen zwischen zwei Herzen. Und Luise, im sicheren Bann beschworener Treue, bindet des Prinzen Königstreue, die des Vaterlandes Not schon fast gelöst hatte. Dann wieder zerren an dem jungen Helden die Verzweiflung seines Landes und der Trieb, zu retten. Unter Friedrich Wilhelms starrsinniger Ohnmacht ist keine Möglichkeit gewährt, das Verhängnis Preußens und Deutschlands zu durchbrechen. Der König betet, wenn er handeln soll. Der König traut den feigen Diplomaten, die den Mantel nach dem Sturmwinde Napoleons hängen. Der König lähmt den Willen seines Heeres. Der König beargwöhnt den Prinzen, hält dem Feuerworte des Gewissens seine beleidigte Majestät entgegen, läßt den Prinzen kaltstellen. (Dem König hilft sein Heerführer, der verkalkte Herzog von Braunschweig.) Hin und wider geschleudert wird das Herz Louis Ferdinands. Den Kampf ringt er nicht zu Ende. Denn in der Stunde, in der ihm das Heer die Krone bietet, weiß er, daß er auf verlorenem Posten, in eherner Soldatenpflicht, fallen wird, fühlt er das Zeichen des Todes auf seiner Stirn.

Es ist ein Dichterglaube — nichts weiter! —, daß Prinz Louis Ferdinand, wäre er nicht in der Blüte seiner Kraft dahingesunken, das Schicksal Preußens noch am Vorabend von Jena hätte wenden können. Die Schuld die am 14. Oktober 1806 bezahlt werden mußte, war nur mit dem Zusammenbruch zu tilgen. Das ist eine Schlußfolgerung, die sich nicht bloß aus der Geschichte, die sich auch aus Unruhs Drama ergibt, das im Wandeldiorama den Hof, den Adel, die Minister des alten Preußen einer erkennenden Betrachtung vorführt. Doch eine andere Gerechtigkeit, als die geschichtliche, gestattet dem Poeten ein Grab mit den Blüten des schönen Traums zu schmücken.

Frühgereifte Hände führen einen scharfen Meißel, mit knappen Strichen werden in diesem Drama mannigfaltige Charaktere (nicht etwa bloß Typen!) verlebendigt. Hie und da melden sich Vorbilder aus fremden Dichtungen. Wie Louis Ferdinand Shakespeares Prinzen Heinz, so hat der unselige verliebte Page der Pauline Wiesel den Knappen Franz im „Götz" zum Vetter. Interessant sind politische Rolle und Individualität des Kriegsrats Wiesel, des Gatten der schönen Pauline, der freiesten Geliebten Louis Ferdinands und vieler anderer. Der Dichter machte den Kriegsrat zum selbstlosen Träger einer Idee. Sein Wiesel ist der eigentliche Lenker des Louis Ferdinand-Schicksals, der überkluge Regisseur der Verschwörung. Des Mannes Herz zuckt bei seines Weibes Untreue, doch er nimmt dieses Herz fest in beide Hände und gehorcht dem großen Ziele: durch Louis Ferdinand das Schicksal des Landes zu bestimmen. Eine Frau darf ihn nicht stören, nicht hemmen ....

Auffällig treten der weibliche und der erotische Teil der Dichtung zurück. Es glüht nicht jenes echte Liebesblut, das gerade in den Adern des Louis Ferdinand gesprüht hat! Und die Gestalt der Pauline Wiesel ist unterschätzt. Diese griechische Aspasia der sandigen Mark recht zu kennen, sehe man sie mit den Augen der Rahel, lese man Ellen Keys wundervolles Buch „Rahel Varnhagen".

Eine besondere Schönheit sei gewürdigt. Eine, die Fritz von Unruhs dichterisches Maß erhöht: seine Gabe, mit einem kurzen Wort weite Perspektiven zu geben. Also beschreibt er die Erscheinung der Königin Luise: Der alte Hohenlohe tritt auf. „Ihre Augen haben Jünglingsfeuer", begrüßt ihn Louis Ferdinand. „Ich komme von der Königin", antwortet der Greis. — Und später, als Luise von Louis Ferdinand geschieden ist, spricht der Zurückgebliebene: „Die Luft glänzt ihr nach."

Dann, in der letzten Szene: Die Terrasse von Rudolstadt. Flüchtige irren durch den nächtlichen Park. Ordonnanzen stürzen mit Hiobsposten herbei: „Ein ungeheurer Berg

Digitized by Google

wälzt sich erschreckend schnell auf Auerstädt und Jena." Wieder eine Meldung: „Prinz Ferdinand tot!" Das Echo raunt: „Wir sind verloren." Und König Friedrich Wilhelm spricht (ähnlich wie Ludwig XVI., als er die Schüsse der Revolution hörte): „Ist es möglich? Luise! Es ist Krieg!" Königin Luise hat das letzte Wort: „Sucht Preußen! Es gibt kein Preußen mehr."

Das ist Louis Ferdinands Nachruf von den Lippen, die er liebte.

Louis Ferdinand, Prinz von Preußen.*)

Ein Drama

von

Fritz von Unruh.

Fünfter Akt.

Schloßterrasse von Rudolstadt mit Ausblick auf den Thüringer Wald.

(König. Lombard, Graf Romberg.)

König: Wie kam mein Schwager um?

Lombard: Nach der Meldung ist Fürst Oranien in einem Kahn auf die Saale gefahren und mitten im Fluß untergegangen.

König: Wird nach ihm geforscht?

Lombard: Fischer gingen gleich ans Werk.

König: Und Prinz Ferdinand ist noch nicht im Schloß?

Graf Romberg: Der Reiter, der nach Saalfeld abging, traf Seine Hoheit nicht an.

König: Ich muß wissen, wo sich der Prinz aufhält!

Graf Romberg: Vielleicht kommt Seine Hoheit mit dem Kriegsrat. Fürst Hohenlohe versprach, mit seinen Herren noch rechtzeitig zum Tanzfest einzutreffen.

König: In welcher Stimmung war der Fürst?

Graf Romberg: Er hielt sich nicht mehr in Erfurt auf, nur Exzellenz Wiesel war noch im Rathaus.

König: Wiesel allein? Verdächtigkeiten ringsum.

Lombard: Sire, ich hoffe nicht, daß Fürst Oraniens beklagenswertes Ende solche Schatten wirft?

König: Dem Kanzler ist bekannt zu machen: Seine Demission hat nicht meine Zustimmung, noch weniger meine Gnade! Graf, melden Sie mich bei der Königin an. (Beide ab.) Wiesel soll mir Wahrheit geben. (Im Hintergrund: Wiesel, Generale.) Die Luft ist gegen mich gepanzert; aber meine Hände sind gefaltet, Tag und Nacht. (Offiziere gehen vorüber.) Was soll der stumme Gruß? Zum Maskenfest wählten Sie recht dunkle Mäntel. Es wäre mir lieb, sie gingen fröhlicher zum Tanz. Wie?

Ein General: Keiner sprach.

König: Lieber Fürst, gleichfalls so still?

Hohenlohe: Wie es sich ziemt vor dem König.

König: Aber: geschätzter Wiesel.

Wiesel: Erlauchte Majestät?

König: Klärte sich nicht der Abend zu unseres Fürsten Fest sehr freundlich auf?

Wiesel: Das tat er wohl, Sire.

König: Mein Wunsch: Nützt noch die Nacht. (Ab.)

Wiesel: Das werden wir.

Hohenlohe: Er ist ein gütiger Mensch.

Wiesel: Klug sein, heißt die Ohren spitzen, damit man nicht überrascht wird.

Ein General: Allerdings, der König sprach seltsam.

Hohenlohe: Wirklich?

Wiesel: Höchst seltsam. Wie denken Durchlaucht über einen entschlossenen Offizier, der dem König folgt?

Hohenlohe: Wohin lockt Wiesel? Auf den Weg folgt von uns keiner.

Wiesel: So drängt es doppelt. Unser Blut hat zurzeit Ausdünstungen, die scheinbar dem König schon in den Atem gekommen sind.

Alle: Keinesfalls, keinesfalls.

Wiesel: Verehrte Herren: der Mensch — und da ein König Mensch ist, auch der König — trägt gleich den Tieren des Waldes ein Organ in sich, mit dem er seine Feinde wittert.

Ein General: Feinde, nur weil wir Preußen sind.

Hohenlohe: Keine Entschuldigung. Wir gehen nicht auf verbotenem Wege. Wir sind Wächter über Friedrichs Testament. Liebe Herren, nur fest aufgetreten. Ein Hohenlohe möchte sich nicht anders bewegen. Oder hat sich einer unter Ihnen besonnen, und möchte umkehren? Er gehe ohne Vorwurf! Sie bleiben? Ich nahm es an. Dort kommen Masken.

Ein General: Parole?

v. Egidy (von unten): Louis Ferdinand.

*) Nachstehend bieten wir unsern Lesern den fünften Akt des von Hermann Kienzl besprochenen Hohenzollerndramas, dessen Buchausgabe in der bekannten schönen Ausstattung im Verlag Erich Reiß in Berlin erschienen ist.

Digitized by Google

Hohenlohe: Es sind unsere jungen Herren: nur herauf. (Offiziere kommen.) Die Ronden erledigt?

Alle: Zu Befehl.

Hohenlohe: Sind die Regimenter bereit?

Graf v. Rohr: Ihre Kommandeure melden sie zur Stelle.

Hohenlohe: Die Schwadronen für die Person des Königs?

v. Egidy: Sind abgesessen im Park und erwarten Befehl. Aber Prinz Ferdinand ist noch nirgends zu sehen.

Hohenlohe: Wiesel sagt, daß der Prinz jeden Augenblick hier eintrifft.

Wiesel: Nur unbesorgt.

Hohenlohe: Oder was bedeuten ihre besorgten Mienen sonst?

v. Egidy: Es hat sich das Gerücht verbreitet, Prinz Oranien ginge durch die Postenketten. Wo er aber erschienen, dort sähe man jetzt Franzosen gegen unsere Feldwachen anrücken.

Hohenlohe: Oranien ertrank in der Saale. Das steht ganz fest.

v. Egidy: Aber unter den Soldaten herrscht nun solche Beklemmung, daß das Schlimmste zu befürchten ist, wenn sich ihnen Prinz Ferdinand nicht zeigt.

Wiesel: Er kommt ganz gewiß.

Hohenlohe: Keine Furcht. Keine Furcht! Stünde aus jedem Fußstapfen des Oraniers ein Franzose auf: Unser Fels widersteht.

Ein General: Nicht auszudenken, wenn er fiele!

Wiesel: Das hieße wahrlich weiterleben wie ein geköpftes Huhn. (Musik aus dem Schloß.)

Alle (in Bewegung): Der Ball beginnt.

Wiesel: Das Zeichen?

Hohenlohe: Wiesel erinnert, ein Zeichen zu verabreden. Halten Sie es für nötig?

Alle: Für besser.

Hohenlohe: So soll Egidy mir den Degen bringen. Das sei für alle der Wink. Wir finden uns hier wieder ein. Empfangen wird Wiesel den Prinzen. Er wird vorbereitet sein, wenn wir erscheinen. (Zu den Offizieren.) Zum Ball! (Außer Wiesel alle ab; Hohenlohe kehrt um.) Spielt Wiesel Schach?

Wiesel: Mein einziger Luxus.

Hohenlohe: Von welcher Art war des Prinzen Aeußerung, daß Sie so zuversichtlich sind?

Wiesel: Er sprach von einem Traum, der ihm einen Thron, für sich errichtet, über den Gestirnen zeigte.

Hohenlohe: Das höre ich nicht gern. Verträgt sich solch ein Traum mit Preußen?

Wiesel: Ist Preußen das A und O?

Hohenlohe: Trotzdem glaube ich: Unsere Wahl krönt einen Preußen. (Ab. Ballmusik. Masken eilen vorüber. Louis Ferdinand betritt die Terrasse.)

Wiesel (bemerkt Louis Ferdinand): Mein verehrter Prinz. Sie überraschten mich. (Louis Ferdinand setzt sich zum Schach und beginnt zu spielen.) Mein durchdachtes Spiel! Zerstören Sie es nicht. Mit welchem Recht nahmen Sie den Turm?

Louis Ferdinand: Wann geht die Sonne auf?

Wiesel: Befehlen Sie es!

Louis Ferdinand: Ich muß häßlich geworden sein.

Wiesel: Nicht häßlicher als Adonis in der Nacht! Treten Sie doch in das Licht. Sie blieben lange genug im Schatten.

Louis Ferdinand: Und vergessen werde ich sein, schon beim Morgengrauen.

Wiesel: Die Ballmusik verwirrt. Gehen wir in den Pavillon.

Louis Ferdinand: Hier sind Menschen fröhlich? Ich wünschte ihnen, diese Stunde der Heiterkeit dauerte tausend Jahre.

Wiesel: Warum verlor Ihre Stimme den Klang aus Sternenhöhe.

Louis Ferdinand: Wiesel: Ich habe ja einen Knochenbau in mir.

Wiesel: Es gibt nichts, was nicht sein Gerüst brauchte.

Louis Ferdinand: Erst jetzt fühle ich es erdrückend schwer.

Wiesel: Ihnen wird es so leicht gemacht werden, daß Sie den Kopf freier bewegen dürfen, als ein Adler unter den Wolken.

Louis Ferdinand: Flügel halten nicht mehr an meinen Schultern.

Wiesel: Etwas ist vorgefallen?

Louis Ferdinand: Ein Astronom sagte mir einmal: Die Sterne, die doch unser Himmel sind, lösten sich schließlich wieder auf in einer kalten, schwarzen Öde, die sich hinter allen Welten dehnt. — Ich glaubte es ihm nicht, Wiesel: Jetzt erscheint mir wirklich alles Licht als Lüge.

Wiesel: Ernsthaft, verehrter Prinz, was haben Sie so Furchtbares gesehen?

Louis Ferdinand: Mich!

Wiesel: Ihr eigenes Bild hätte die Finsternis um Sie gebreitet? (Louis Ferdinand schweigt.) Sieht sich eigne Größe so schrecklich an?

Louis Ferdinand: Wie verstehst du mich!

Digitized by Google

Wiesel: Du würdest nur dann verbrennen, wenn du dein Gesicht weiter verhüllen müßtest, — aber es wird im Glanz gezeigt werden: aller Welt!

Louis Ferdinand: Sprichst du von mir.

Wiesel: Gibt es sonst ein Gespräch?

Louis Ferdinand: Guter, von einander müssen wir doch.

Wiesel: Wie?

Louis Ferdinand: Deine Hand.

Wiesel: Ei, das hieße die Sonne spalten.

Louis Ferdinand: Ich fühle es: Wachsen zum Höchsten fordert von uns ein ewiges Sichtrennen. Leb wohl, Wiesel!

Wiesel: Ferdinand! Die Sonnenpferde sind bereit.

Louis Ferdinand: Könnten sie mich über das Letzte tragen!

Wiesel: Zum Ziel! Zum letzten Ziel!

Louis Ferdinand: Mir wird der Atem leichter.

Wiesel: Mir ist er leicht; wir sind in glücklichster Luft!

Louis Ferdinand: So frei soll ja des Menschen Brust werden kurz vor dem Tod.

Wiesel: Kurz vor der Erfüllung. (Klatscht in die Hände.)

Louis Ferdinand: Was horchst du? Wo hinauf siehst du? Wen erwartest du? Wiesel! Bleib, wo du stehst!!

Wiesel (kniet).

Louis Ferdinand (Reißt sich von Wiesel los, will fort. Hohenlohe, Generale und junge Offiziere, die inzwischen aus dem Schloß gekommen sind, halten ihn auf): Was geschieht hier? Ich will's nicht glauben. Was wünschen die Herren? was will man von mir?

Offiziere (in gemessener Entfernung.): Preußen huldigt seinem König!

Hohenlohe (tritt vor): Empfangen Sie unseren Eid.

Louis Ferdinand: Worte! Worte! Ist meine Zunge starr!!

Hohenlohe: Erlauchter Prinz, diesen Weg zeigte Gott seinen bedrängten Preußen in letzter Stunde. Wenn Ehre und edler Ruhm unter Männern lebendig bleiben soll, so führen Sie uns. Nehmen Sie von den Bajonetten der Armee die Krone.

Louis Ferdinand: Eine Krone! Auf diesen Scheitel!

Offiziere: Wie erträgt er es!

Louis Ferdinand: O, Friedrich, hörst du das?

Hohenlohe: Geben Sie Ihrem Willen Ausdruck. Die Armee wartet, Majestät.

Louis Ferdinand: Nicht dieses Wort!

Hohenlohe: Klingt es so ungewohnt?

Wiesel: Nun beugt euer Knie!

Hohenlohe (kniet): Herren!

Alle (knien): König Ferdinand!

Louis Ferdinand: Der Mond wird schwarz.

Ein General: Nun braucht Berlin nicht zittern.

Hohenlohe: Preußen hat wieder sein Schwert.

Offiziere: Führt zum Siege!

Louis Ferdinand: Vom Boden! Ich bitte: vom Boden!!

Hohenlohe: Gehorcht! (Offiziere stehen auf.)

Louis Ferdinand: Würden meine Augen zu Kröten! Aussätzig meine Haut! Was lockt noch an mir, daß so geschätzte Soldaten ganz von Besinnung sind. Steht einer unter uns, der jetzt den Kopf erheben dürfte.

Hohenlohe: Wird es uns dunkel ausgelegt?

Louis Ferdinand: Aber ein Augenblick schuf doch unmöglich — das!!

Wiesel (leise): Freilich nicht! Freilich nicht! (Lacht:) He, he, he!

Louis Ferdinand: Wie?

Offiziere: Was wird?

Louis Ferdinand: Gedanken könnten so gräßliche Gestalt annehmen! Ich schrei' Ihnen ins Gesicht: Der Prinz, den Sie suchen, lebt nicht mehr. Meine Gedanken: jetzt reicht ihr mir zitternd die Krone! Das zwingt mir nichts weiter mehr ab als: Lachen!!

Ein General: Es wird im Schloß gehört.

Louis Ferdinand: War ich ein Verräter?!

Hohenlohe: Die Nacht erschreckt Sie. Wir treten vor Sie hin, bei der Morgenröte. Bis dahin, hoher Herr, erwägen Sie, was Sie uns sind! (Ab.)

Louis Ferdinand: Welche Hoffnung klebt an mir! Keiner, der die Verwesung riecht?

Offiziere: Wir bleiben.

Louis Ferdinand: Das heißt: Sie wollen sterben! Da zuckt es durch Ihre Glieder! Gehen Sie! Gehen Sie! Suchen Sie sich eine andere Heimat. Was dort hinter den Bergen lauert, wird es einem Mann schwer machen, in Preußen zu leben.

v. Egidy: Wir bleiben.

Louis Ferdinand: Muß ich deutlicher sprechen?

v. Egidy: Von uns will keiner leben!

Digitized by Google

Louis Ferdinand: Das bringt uns zusammen. So verkünde ich Ihnen: Die Nacht wird Vernichtung entfesseln. Uebern unsern Tod schreitet sie hin. Aber führte nur mein heißes Blut solch schwerbedeckte Stunde herauf, so schwöre ich Ihnen: was in mir noch brennt von Gottes Odem her, geb ich dem hellen Raum zurück. Dort wirke es in freiester Kraft! — Im Osten warten vierzigtausend Franzosen. Ein Befehl, und sie überschwemmen das Land. Schicksal, wir halten dich auf! (Will ab.)

Offiziere: Wir alle folgen! (Louis Ferdinand geht näher an das Schloß.)

v. Egidy: Warten! Etwas hält ihn zurück. — Wie seltsam wächst unser Prinz.

Louis Ferdinand: Ihre Stimme. Erinnerung an Paradiese.

Offiziere: Wessen Stimme! Was hört er!

Louis Ferdinand: Unsere Seelen empor! Ihr Flügelschlag setze die weite Luft in Brand!

Offiziere: Prinz! Prinz!

Louis Ferdinand: Wir gehen zu heiterer Schlacht. Folgen Sie nur.

v. Egidy (ekstatisch): Zu Pferde!! Ihr Himmel: es gibt kein Sterben!

Louis Ferdinand: So breche die Flamme aus Saalfeld, auf! Die Fackel leuchtet der Freiheit entgegen! Wir sehen sie bald von Angesicht! Ueber der Sonne sind wir ihre Brüder! (Alle ab, außer Wiesel.)

Wiesel: Wohin gehe ich? Gut, gut, eben meinen eigenen Weg; aber mein Kopf dreht sich dir nach, Louis Ferdinand. Ging ich so vorwärts, würde ich unter Menschen wohl lächerlich. Also: wohin?

Braunschweig (kommt mit König und Generalen): Und der ganze Park wird bengalisch beleuchtet sein.

König: Gehen die Herren voraus.

Braunschweig: Bald haben wir Frost, genießen wir die Blumen. (Braunschweig und Generale ab.)

König: Zum zweiten Male treffe ich Sie ohne Ihren Freund, geschätzter Wiesel: Wo bleibt Prinz Ferdinand?

Wiesel: Auszudenken, wo er bleibt, wird mir recht schwer.

König: Er war wohl nicht mehr wie sonst zu Ihnen mitteilsam.

Wiesel: Ich werde mehr gefragt, als ich zur Antwort bereit hätte!

König: Das erbitte ich: Welche Wege geht mein Vetter?

Wiesel: Ich kann ihm nicht mehr folgen.

König: Dank. Dank. Wir sprachen uns nicht oft, aber ich kannte Sie; nochmals Dank. Wenn selbst Wiesel nicht mehr mit dir geht, Ferdinand, so ist Gefahr! Meine Vorsicht soll künftig Waffen tragen.

Wiesel: Majestät, die Vorsicht ist eine Betrügerin.

König: Wie meint das Wiesel? Ließ ich die Vorsicht außer acht? Ich darf nicht weichen. Nicht um Haares Breite. Es steht mehr auf dem Spiel. Mit dem Krieg fällt mehr! Gott will Frieden unter seinen Geschöpfen. Regiere ich von Gnaden Gottes, so muß der Frieden bleiben.

Wiesel: Ist das Gerüst fest gegründet, auf dem der König steht?

König: Der Tag beginnt grau.

Wiesel: Mein Gehirn fällt zusammen.

König: Wie? Wie?

Wiesel: Man macht zuviel Aufhebens von sich.

König: Was spricht Wiesel?

Wiesel: Nun: Ein paar Schaufeln Sand. (Will gehen.)

König: Der König entläßt! Wir werden uns jetzt öfters sehen. Begleiten Sie mich zu der Maskengesellschaft.

Wiesel: Meinen Weg geht jeder Mensch allein. (Ab.)

König: Generale! — Mich hört niemand?

Königin (kommt mit Fürst Hohenlohe): Der Fürst suchte Sie.

König: Louise, wirst du bei mir sein, wenn ich sterbe?

Königin: Glaubt mein Gemahl nicht mehr an Gott?

König (schweigt; dann): Was will der Fürst?

Hohenlohe (tritt vor): Der Herzog von Braunschweig hat angeordnet, daß der Kriegsrat in Anbetracht des Balles erst morgen Nachmittag zusammentritt.

König: Wenn es der Herzog nicht früher für nötig hält.

(Hinter der Szene Rufe.)

Königin: Hörten Sie das? Ein Ruf! Noch einer!

König: Liebe Frau?

Königin: Wieder einer! Ihre Generale kommen in Eile die Treppen herauf.

König: Ein Unglück!

Hohenlohe: Die Luft wird dick.

König (zu den Generalen, die kommen): Ihre Gesichter sind ein Schrecken!

Generale: König.

König: Gott, mach sie stumm!

Braunschweig (zu den erregten Generalen): Ruhig! Ruhig! Wirkung der guten Weine? Jetzt will man schon im Park Fran-

Digitized by Google

zosen gesehen haben. Wahrscheinlich maskierten sich ein paar Witzbolde als „Franzosen". In solcher Tanznacht: „Paris mit seinen Sitten"! Warum nicht! Aber Majestät! (Rufe hinter der Szene: „Franzosen"!)

Generale: Größte Verwirrung.

König: Und doch, es kann nicht sein.

Masken (kommen): Franzosen! Franzosen!

Erster Offizier (kommt): Ein ungeheurer Berg wälzt sich erschreckend schnell auf Auerstädt und Jena.

König: Den Kriegsrat zusammenrufen.

Zweiter Offizier (kommt): Ein unverständliches Gerücht bläst Gäule und Kanonen wie Watte vor sich her.

Hohenlohe: Gehen wir Generale zur Armee?

Dritter Offizier (kommt): Herrenlose Pferde überall wie flatternde Käfer. Ein furchtbarer Schrei treibt selbst die tapfersten Soldaten in aufgelöste Flucht.

Hohenlohe: Vorwärts, setzt einen Damm entgegen!

Königin: Wenn Schrecken schon so wüten.

Braunschweig: Trompeter! Trompeter! Es soll kapituliert werden.

Hohenlohe: König, die Armeen zum Angriff vor!

König: Ja, so befehlen Sie doch, Herzog. (Einige Offiziere um den Herzog.)

Offiziere: Der Herzog fällt in Ohnmacht. (Rufe hinter der Szene: „Ins Schloß! Rettet euch! Zurück!")

König: Bricht die Stumflut los?

Rostitz (kommt): Wo ist der König? — Prinz Ferdinand ist tot.

Einige: Wir sind verloren.

Rostitz: Majestät, Gefahr! Hinter uns her jagen Franzosen! Ganz Saalfeld brennt! Die Avantgarde ist in die Flucht geschlagen. Mein Prinz warf sich mit aller Reiterei noch einmal in den Weg. Unter einem Knäuel französischer Husaren sank er vom Pferd.

König: Ist es möglich? Louise! Es ist Krieg! (Scheu:) Ja, trag ich denn dies Wort allein! Sei mit mir, Gott! Es ist ja Krieg! Es ist ja Krieg! (Ab ins Schloß.)

Hohenlohe: Tapfrer Prinz. Himmel! fremde Signale! (Schnell ab.)

Stimmen: Kommt! Flieht! Prinz Ferdinand ist tot! (Große Bewegung.)

Königin: Sucht Preußen! Es gibt keine Preußen mehr.

Geistliche Musik.

Von

Wilhelm Bolze.

Die Musik nimmt in vieler Hinsicht eine einzigartige Stellung unter allen Künsten ein. Sie vermag nicht eigentlich — wie die andern Künste — Anschauungen und Begriffe wiederzugeben, und wirkt deshalb unmittelbar nur auf die Sinne und erst mittelbar auf die Phantasie und die geistigen Kräfte des Menschen. Wenn Beethoven in seiner Pastoralsymphonie das Prasseln und Rauschen des Gewitterregens oder Richard Strauß in seinem „DonQuixote" das Blöken einer Hammelherde nachzuahmen sucht, so sind das geistreiche Scherze, die nicht dem innersten Wesen der Musik entsprechen. Deshalb erregt die Musik auch am stärksten unser Gefühl, das Anschauungen und Begriffen entgegengesetzt ist, und ist der lebendigsten Wirkungen auf das Gemüt fähig, weil sie es in erster Linie ausschließlich beschäftigt, keinerlei unmittelbare Verstandestätigkeit beansprucht und daher ein bloß empfangendes Genießen ermöglicht. Die Musik ist dadurch die reinste, d. h. kunstmäßigste, aller Künste. Je mehr dies ihr ursprüngliches Wesen unangetastet bleibt, je mehr sie die ihr angeborenen technischen Gesetze, Melodie, Harmonie und Rhythmus, wahrt, und je weniger sie fremden Zwecken dienstbar gemacht wird, um so mehr vermag sie ihre Eigenart zu offenbaren. Deshalb entspricht jede Instrumentalmusik mehr ihrem eigentlichen Charakter als etwa die Oper oder das Lied, wo die Vertonung nur ein Teil des aus Dichtung und Musik bestehenden Gesamtkunstwerks ist.

Ein Instrument freilich, das wir keinesfalls missen mögen, wird nie völlig von seiner Verbindung mit der Wortkunst zu trennen sein. Das ist die menschliche Stimme. Es kann sich also beim Gesange nur immer darum handeln, daß der Text sich der Musik nach Möglichkeit unterordnet und ihre Wirkung recht nachhaltig zu verstärken sucht. Es haben sich im Laufe der Zeit zwei verschiedene Arten der gesungenen Musik entwickelt: die

Digitized by Google

weltliche und die geistliche; und es kann wohl kein Zweifel bestehen, daß die geistliche Musik den ihr innewohnenden Gefühlsgehalt lebendiger zum Ausdruck bringen kann, als die weltliche. Das Volk, das ob seiner besonders tiefen Gemütsveranlagung die Pflege der Musik überhaupt zu ihren größten Erfolgen geführt hat, nämlich das deutsche, hat deshalb in der geistlichen Musik beinahe die Alleinherrschaft.

Die weltliche Musik hat bis auf unsre Tage fortwährend neue Entwicklungsstadien durchlaufen, und es ist heute noch nicht abzusehen, welche weiteren Veränderungen in der Kompositionstechnik bevorstehen. Die ältere französische und italienische Oper erfuhr durch Gluck durchgreifende Reformen, und sobald Glucks Tonwerke sich einigermaßen einzubürgern begannen, erregten schon wieder Mozarts kühne Neuerungen Aufsehen in der musikalischen Welt. Wie dann auf Mozart Beethoven, auf Beethoven Wagner folgte, und wie man heute selbst an der Ueberwindung Wagners arbeitet, ist ebenso bekannt, wie der Umstand, daß gerade gegenwärtig in der Fachwelt ein besonders erbitterter Kampf mit den Schlachtrufen „Hie Mozart", „Hie Wagner" tobt. Man glaubt in der geistigen Vertiefung Wagners das eigentliche musikalische Ideal verwirklicht und schilt Mozart einen flachen Tonklingler; ein Vorwurf, der sich in Anbetracht mancher gehaltloser Klavierwerke Mozarts in der Tat als nicht ganz unberechtigt erweist. Aber man verfällt bei diesem Urteil in denselben Irrtum wie Wagner, der die Grenzen und Ziele der Musikästhetik ganz verkannt hat. Er suchte nämlich wirklich die Musik zur Trägerin von Gedanken und Begriffen zu machen und der Verkörperung dramatischer Handlungen unterzuordnen, während Mozart doch immer nur intuitiv aus bloßer Freude am Klange, also an der rein sinnlichen, ureigentlichen Wirkung der Musik, schafft, und sich eben dadurch · zumal in seinen Opern — als der größere Künstler erweist. In der Tat ist auch durch Wagner die Entwicklung der Tonkunst bis zu einem gewissen Grade auf ein totes Gleis geraten, und sie hat sich bisher von den lähmenden Einflüssen dieser Abirrung noch nicht zu befreien vermocht.

Die geistliche Musik hingegen, die sich naturgemäß jeder Verdrängung des rein Gefühlsmäßigen gegenüber ganz spröde zeigen muß, hat, seitdem sie in Johann Sebastian Bach ihren höchsten Gipfel erreicht hat, keine große Entwicklung mehr erlebt. Man begegnet noch heute zum allergrößten Teile in den Programmen der Kirchenkonzerte den Werken der klassischen Meister, und wenn einmal ein modernes Werk hervortritt, führt es keine wesentlich neuen Stilprinzipien zum Siege. Im geistlichen Tonwerk ist ja die Musik noch viel mehr als in der Oper auf ihre eigene sinnliche Wirkung angewiesen, und jeder Versuch einer Verleugnung dieser ästhetischen Norm muß deshalb — wie wir es beispielsweise im „Hundertsten Psalm" von Max Reger erlebt haben — unbedingt scheitern. Wie natürlich die Richtung der menschlichen Gemütsveranlagung unendlich viele verschiedenartige Möglichkeiten bietet, so können auch die geistlichen Tonwerke sehr differenzierte Gefühlsgehalte verkörpern. Zu dieser Beobachtung bot sich in den letzten Wochen in Berlin Gelegenheit bei den Aufführungen der „Schöpfung" von Haydn, der „Hohen Messe" von Bach, des „Stabat Mater" von Schubert und des „Deutschen Requiem" von Brahms.

Bach, der älteste und bedeutendste dieser vier Kirchenkomponisten, ist eine ernste, strenge, erhabene Natur und · was nicht unwichtig ist — ein frommer Protestant. Das hat ihn freilich nicht an der Aeußerlichkeit verhindert, katholische Messetexte zu vertonen, aber seine Musik ist in ihrer Schwere und Tiefe, ihrer Innigkeit und Aufrichtigkeit doch ausgesprochen protestantisch. Eine tiefe Religiosität und eine in der Begeisterung gigantische Leidenschaftlichkeit sind ihm eigen. Diese Eigenschaften seines künstlerischen Charakters kommen in der „Hohen Messe", seinem Hauptwerke neben der „Matthäuspassion", aufs stärkste zur Geltung. Gewaltig setzt gleich das „Kyrie" ein, nur wenige Takte eines erschütternden Notschreis. Ein Or-

Digitized by Google

chesterzwischenspiel, das zart und lieblich ist, sucht die aufgeregten Gemüter zu beruhigen. Dann aber bricht der Chor von neuem mit erhöhter Heftigkeit in sein „Kyrie" aus. Die Männerstimmen beginnen, und die Frauen folgen mit hohen Sopranen, die von Oboen, Fagotten und Streichinstrumenten begleitet werden. Wundervoll süß klingt dann das „Christe eleison" im Duett für Sopran und Mezzosopran, nur von Streichern begleitet, bis abermals der Männerchor in langsamem, abgehacktem Marschrhythmus den Klageruf aufnimmt und in dumpfen Molltönen mit Durschluß verklingen läßt.

Das nun folgende „Gloria" glänzt im Beginn in prachtvoll gesteigerten Jubeltönen im $^3/_8$-Takt. Das Blech erklingt, die Pauken dröhnen, und die Streicher fallen mit ein. Der Rhythmus wechselt froh und beschleunigt in den $^4/_4$-Takt um. Mild und weich folgt die Mezzosopranarie „Laudamus te", zart und innig von einer Solovioline begleitet, und sieghaft strahlend ertönt wieder das „Gratias" im Chor unter dem Schalle der Trompeten. Man sieht, daß Bachs Natur zu großen, wuchtigen Akzenten und majestätischer Feierlichkeit neigt. Wundervoll aber weiß er dabei doch die Töne keuscher, hingebender Hoffnungsseligkeit, düsterer Trauer und idyllischen Frohsinns zu finden. Am deutlichsten sind diese Elemente im „Credo" nebeneinandergestellt. In sehr langsamem $^3/_1$-Takt ist da der Kreuzestod Christi dargestellt. Dann folgt in schnellem $^6/_8$-Takt, von einer eigenartigen, geheimnisvollen Schönheit der Harmonien getragen, in zartestem Pianissimo das Auferstehungsmysterium. In einer köstlichen, ganz weltlichen Melodik wird dann die Osterfreude verherrlicht, und panische Holzbläser verkünden den Einzug des Frühlings. Eine ähnliche Stelle findet sich im „Sanctus", wo zum „Osanna in excelsis" ein symphonisches Scherzo mit schmelzenden Violinen erklingt. Weich und elegisch setzt endlich, von Bratschen und Celli begleitet, das „Agnus Dei" ein und beschließt die „Hohe Messe" mit einem großartigen, hinreißenden Triumphgesange.

Einen vollkommenen Gegensatz zu Bach bildet Haydn. Freilich ist auch er fromm, doch nicht eigentlich religiös. Er bevorzugt nicht die monumentalen Bachschen Formen, sondern das Idyllische, Lieblichere, Weltfreudigere, und er ist naiv, optimistisch und sonnig. Leise und lieblich setzt er in seiner „Schöpfung" mit der Schilderung des Chaos ein, und erst bei den Worten „und es ward Licht" entwickelt er eine eindrückliche Stärke. Gleich darauf aber folgt die fröhliche Schilderung der Entstehung des ersten Tages. Ueberhaupt liegt eine ungemein liebenswürdige, echt haydnsche Anmut über dem ganzen Werke. Im Orchester überwiegen die Streicher, und unter den Bläsern wiederum das Holz. Reizend ist die Sopranarie „Nun beut die Flur das frische Grün" im $^3/_8$-Takt. Bei der Erschaffung der Vögel schwelgt Haydn in den lieblichsten Melodien und Harmonien. Den Gipfelpunkt seiner Komposition bildet das Orchestervorspiel „Das Paradies", das den dritten Teil der „Schöpfung" mit wahrhaft paradiesischer Schönheit einleitet.

Schubert ist kein eigentlicher Kirchenkomponist. Aber seine Eigenschaft als einer der genialsten Liederkomponisten befähigt ihn doch, die Musik zu seinem „Stabat mater", das sich übrigens an einen deutschen, freilich nicht sehr poetischen, Text von Klopstock schließt, ungemein sangbar zu schreiben. Er verfährt dabei mit einer gewissen Sorglosigkeit, wenn er z. B. den Schlußchor aus Beethovens neunter Symphonie kopiert, und schreckt nicht einmal vor der Trivialität zurück, den Worten „Liebend neiget er sein Antlitz" tongetreu die Melodie des Haydnschen „Gott erhalte Franz den Kaiser" unterzulegen. An andern Stellen aber weiß er Trauer und Freude sehr tief empfunden wiederzugeben. Im allgemeinen ist das Werk nicht besonders anspruchsvoll, auch nicht eigentlich geistlich in seinem Charakter, sondern mehr opernhaft, zeugt aber doch von dem grundmusikalischen Empfinden seines Schöpfers.

Zu den herrlichsten Werken der gesamten Musikliteratur jedoch gehört das „Deutsche Requiem" des ungleich tieferen und ernsteren Brahms. Sehr innig und echt, in getragener Choralform, von kaum verhaltener Trauer

Digitized by Google

durchzittert, beginnt er: „Selig sind, die da Leid tragen", und feurig singt er von der Freude des Tages der Garben. Brahms vereinigt eine üppig quellende musikalische Inspiration und ein lebendiges Harmoniegefühl mit einer leidenschaftlichen Innerlichkeit, und kann deshalb wohl trotz Wagners für den größten deutschen Tonsetzer aus der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts gelten. Herrlich ist seine Orchesterbehandlung, bei der er auch die Harfe wundervoll verwendet. Seine großartige Wucht kann er bis zu hinreißendem dithyrambischem Schwung steigern und seine stille Resignation zu einer Wehmut von ergreifender Zartheit verklären. Erschütternd ist die Stelle: „Und mein Leben ist wie nichts vor dir", wo die titanisch hinausgejubelte Lebensfreude kaum hörbar in das Gefühl des Nichts verhaucht. Bei der Schilderung der Aussicht auf ein Leben nach dem Tode ist die Musik von froher Gottergebenheit und gespannter, frommer Erwartung beseelt. Wer vollends den getragenen, feierlichen Ausklang der ernsten Freude und die überirdisch schönen Klänge des Orchesters und der Harfen ganz auf sich hat wirken lassen, der hat recht eigentlich das innerste Wesen der Musik empfunden.

Randbemerkungen.

Iphigenie.

Wenn Goethes Werk Kern, Mark und Herz unseres kulturellen Seins ausmacht, so ist seine „Iphigenie auf Tauris" unseres Herzens Herz. Denn sie ist Mitte und Kern dieses beispiellosen Lebenswerkes, geschaffen an jener Wende, wo die aufgewühlteste Jugend sich in stärkster Manneszucht dem klarsten Alter zuwandte. Schon herrschen die Geister der Weisheit, der Einfügung, der Ordnung — aber noch donnert unterirdisch der Titanenzorn junger, an allen Schranken des Ich rüttelnder Leidenschaft. Ganz Individuen sind noch die Gestalten dieses Gedichts, und doch durch die Höhe versittlichender Einsicht, auf der sie stehen, ins Ueberindividuelle, Typisch-ewige gerückt. Obschon sie ganz lebendig sind, ist an ihnen nichts mehr zufällig; so sind sie im Weltgesetz. Hier ist höchstes Gleichgewicht, reinste Harmonie — und doch, dieser Goethe, der kein Trauerspiel schreiben konnte („Das würde mich töten"), hat in der stillen Luft dieses Schauspiels Töne einer so tiefen Resignation, geopferter Sehnsucht, getöteten hohen Muts, daß wir mehr als durch des blinden Oedipus Klage oder des wahnsinnigen Lear Schrei erschüttert werden. Von der tiefen Wehmut des Abendlichts ist etwas in allem Leuchten dieses Gedichts. Seine glücklichsten Wendungen, seine frohesten Worte noch durchschauern uns mit einem süßbittren Hauch von Vergänglichkeit — sein allerhöchstes aber ist dann die harte Tapferkeit, die in dieser tiefen Vergänglichkeit doch schaffen, das Gute schaffen, das Rechte tun will —, nicht, weil es „Sinn" hat oder „Glück" bringt, sondern weil der Gott es heißt, dessen Ruf des Lebens freiströmende Welle durch unsern Busen trägt. Gleich fern von ruchlosem Optimismus wie von feig melancholischer Schwärmerei — ganz menschlich leidend und göttlich schaffend —, ganz gebundene Natur und freier Geist, so steht dieses Gedicht in unseres Seins innerster Mitte.

Iphigenie — vom furchtbaren Fluch ihrer Ahnen beladen bis ins innerste Herz, und durch den Willen zur Wahrheit und Gerechtigkeit und Güte den Fluch lösend, den Barbaren Milde, den Griechen reine Heimkehr bereitend — Iphigenie, die Frau und die Priesterin, die Tantalidentochter und die Erlösende — wer vermag sie, wer vermag ihre Welt heute auf unsere Bühne zu stellen? Prüfstein eines ganzen Geschlechts muß es sein, ob es für soviel Wahrheit und Heiligkeit zugleich lebendige Hülle zu schaffen vermag. Als ich ganz jung war, sah ich am Königlichen Schauspielhause in Berlin noch eine „Iphigenie", die aus den letzten Resten der Goetheschen Theatertradition gefügt war, wie sie in aller Verbiegung fast ein Jahrhundert gelebt hatte. Musikalische Würde des Tons und feierliche Schönheit der Gebärde als Ausdruck frei herrschenden Geistes, das war Goethes Theaterstil gewesen

Digitized by Google

— und weil die Höfe autoritativ gesicherte Form lieben und die unsichere Neuerungswut der Natur fürchten, wurde dies — langsam abblassend — der Hoftheaterstil.

Damals blühte am Schauspielhause noch Rosa Poppe, die erhabene Leidenstöne und feierlichen Jubel auch mit innerer Kraft zu setzen vermochte, und Adalbert Matkowsky stand da als Orest, einer jener seltensten Fälle in der Körperkunst, wo entfesselte Natur aus naivem Instinkt ins Erhabene wächst. Das waren dem Goetheschen Stil gleichgeborene Kräfte, das wurde volle theatralische Wiedergeburt. Aber die Träger dieses Stils waren einzelne — die Tradition, die sich von ihnen noch den Schein des Lebens lieh, erblaßte bald völlig. Die „naturalistische" Generation hatte sich zu tief in die leidvollen Unfreiheiten des Menschen hineingefühlt, um die vielfach rein konventionellen Weihegebärden der alten Schule nicht als leeren Schein zu empfinden. Aber auf ihre dumpfe, gedrückte, nervös leidende Art war dies hohe Lied der Menschenwürde überhaupt nicht zu sprechen — und so haben wir in der Tat seit mindestens zwei Jahrzehnten keine irgendwie wesentliche Neuinszenierung von Goethes „Iphigenie" in der deutschen Reichshauptstadt gehabt. Im Negativen ein sehr bedeutendes Zeichen der Zeit.

Nun hat Direktor Barnowsky, in allem löblich bemüht, über die Tradition seines Vorgängers Brahm zu größerem Reichtum aufzusteigen, am Lessingtheater eine Neuinszenierung gewagt. Aber außer dem Mut des Wagens war an dieser Aufführung fast nichts gut. Nur Friedrich Kayßlers Thoas reichte, menschlich und groß, in Goethes Reich; Lina Lossen gab das leidende und jubelnde Weib, fast noch mehr Mädchen, mit reicher und zarter Menschlichkeit, — zur Titanentochter, zur Priesterin, zur Halbgöttin fehlte es an Kraft des Wuchses und Kunst des Wortes. Und statt zu ihrem zu kleinen aber doch echten, intimen Gebild nun wenigstens Mitspieler zu stimmen, ließ die Regie einen Orest und Pyladas los, bei denen sich alter Hofstil durch naturalistische Sorglosigkeit zu wüster Theaterei zersetzt hatte. Die Regie war überhaupt durchaus planlos und spielte dies statuarische Werk in einer kindisch „natürlichen" Dekoration, die die Gestalten unauffindbar machte, den Schall verschluckte — und ab und an durch unmotivierte Abendbeleuchtungen „gestimmt" wurde.

Das war nicht einmal ein Anfang. Ein Anfang, ein Wille immerhin war in der Iphigenie-Inszenierung, die ich vor vier Monaten im Düsseldorfer Schauspielhaus sah: im Flachrelief vor einer goldenen Wand gliederten sich monumentale Gruppen. Vielleicht war hier das stilisierende Prinzip noch nicht stets mit der Natur im Einklang, und die Darstellung hatte (obschon Luise Dumont sehr viel vom großen Umriß der Iphigenie zeigte) nicht durchweg die entscheidende Kraft. Aber hier war doch der Wille, auf unkonventionellem Weg das Pathos dieses Gedichts neu zu wecken.

Und das drittvorletzte Mal sah ich Iphigenie vor ein paar Jahren — in Lübben. Auf der Bühne des märkischen Wandertheaters, ein Saal, ein Podium, eine dunkle Rupfenwand als Mauer, eine blaue als Himmel oder Meer darüber, eine getünchte Kiste als Altar in der Mitte. Und dazu ganz junge, teils begabte, teils unbegabte, durchweg unreife, aber durchweg leidenschaftlich erregte Mimen. Der gar nicht hemmende Mangel alles Szenenkomforts gab die seltsame Wärme eines privaten, dilettantischen Haustheaters; die Kunst der immerhin begabten jungen Spieler hielt die notwendigen Störungen des Dilettantischen ab— und es entstand eine freie, vom Apparat erlöste Wirkung des Gedichts, die vollkommen überwältigte. Das war die schönste meiner vier Iphigenien-Aufführungen. Und da liegt das Ziel, das nicht nur für diese Inszenierung und nicht nur fürs Theater heute Ziel ist: den szenischen Apparat zum geräuschlosesten Dienst zurückdrängen und jugendstarke Künstler sammeln, suchen, wecken, die Natur genug in sich haben, um ohne „psychologische" Skrupel dem Dichter auf seine Freiheitshöhe zu folgen.

Julius Bab.

Digitized by Google

Der Zorn des Enttäuschten.

Die Katzbalgereien zwischen Arthur Trebitsch und Josef Kitir einerseits und Ferdinand Gregori, Siegfried Trebitsch und seiner Frau Tina andererseits, die sich um eine von Ferdinand Gregori schnöder Weise nicht vorgelesene und von Siegfried Trebitsch schnöderer Weise als ein Schmarren bezeichnete Novelle („Die schlechteste Tat") des Herrn Arthur Trebitsch drehen, sind zunächst einfach eine übelriechende Privatangelegenheit. Aber Arthur Trebitsch schließt von seinem besonderen Fall auf einen allgemeinen Verfall und hat in diesem Sinne (im Verlag von Heinrich F. S. Bachmair, München) eine Broschüre veröffentlicht, die er mit feierlichem Nachdruck einen Beitrag zur deutschen Literaturgeschichte unserer Zeit nennt.

Vor etwa zwei Jahren hat Herbert Eulenberg, der sich heute gewandt und erfolgreich den Wünschen des Bildungsphilisters anpaßt, eine teils pompöse, teils weinerliche „Trauerrede an die deutsche Nation" geschrieben und sein persönliches Mißgeschick zu einem Monument von unserer Zeiten Schande aufgebauscht, und ähnlich verfährt jetzt der sich von seinem Bruder Siegfried verfolgt wähnende Arthur Trebitsch. „Der Fall Ferdinand Gregori und Siegfried Trebitsch" wächst sich unter seiner zornigen Feder zu einem Ereignis von zeitgeschichtlicher Bedeutung aus. Er macht den wehrlosen Ulrich von Hutten zu seinem Schutzpatron und ruft mit Cäsar: „Alea jacta est!" Er betont, daß von ihm noch kein einziges Werk in Buchform erschienen sei, dessen Druckkosten er nicht hätte tragen müssen, und behauptet daraufhin: „Wir leben in einer erbärmlichen Zeit."

Item, der Chronist ist geneigt, die hitzige Broschüre des Herrn Arthur Trebitsch als die tragigroteske Ausgeburt eines verfolgungswahnsinnigen Dilettantismus anzusehen und demgemäß dem Papierkorb zu überantworten. Aber plötzlich steigen Bedenken in ihm auf. Die Hand, die den „Fall" schon der Vernichtung preisgeben will, hält inne . . .

Es ist sicher, daß das, was Arthur Trebitsch, der Stiefsohn des Glücks, über die Deutschland und Oesterreich umspannende G. m. b. H. für Literatur und Theater, über den von dieser allmächtigen Genossenschaft ausgeübten Terrorismus, über die unheilvolle Verquickung von Geist und Geld, über Protektionswirtschaft, Nepotismus und verwandte Uebelstände sagt, weit über das Ziel hinausschießt, aber ebenso sicher ist es, daß der Verfasser der von Ferdinand Gregori trotz ausdrücklicher Zusage aus unschönen und hinfälligen Gründen nicht vorgelesenen Novelle kein leeres Stroh drischt. Anno 1828 hat Grabbe, ein Enttäuschter von großem Format, seinem Leporello („Don Juan und Faust") die höhnischen Worte in den Mund gelegt:

> „Konnexion! Ja, wenn das ist! Konnexion ist viel, Verstand, Verbrechen, Recht sind gar nichts. Lieber Verstand verlieren als die Konnexion."

Arthur Trebitsch stimmt mit Grabbe überein und richtet seine Angriffe vor allem gegen die literarische Gegenseitigkeitsmethode, die er als so niedrig und gemein erachtet, daß er die Behauptung aufstellt: „Jeder Schuster und jeder Schneider hat es besser als der Mann der geistigen Arbeit." Wenn Arthur Trebitsch schreibt, daß demjenigen, der seine Gedankengänge nicht versteht oder nicht verstehen will, nicht zu helfen sei, und wenn er gelegentlich erwähnt, daß Eduard Stuckens „Lanval" eigentlich nur von ihm zutiefst erfaßt worden sei, so sind das natürlich komische Uebertreibungen eines krankhaft erregten Gehirnes. Aber ein Satz wie: „Heute wächst ein Geschlecht auf, das sich nicht Zeit und Ruhe zum Erleben gönnt, aus welchen Erlebens gelassener Ungezwungenheit einzig und allein die Schöpfung erblühen kann, ein Geschlecht, das unwirklich, zerstreut, zerfahren und ohne fixierende Kraft in — oder besser gesagt außer — dem Leben steht . . ." enthält, trotz seiner grammatikalischen Steifheit, eine Mahnung, die die zeitgenössischen Stürmer und Dränger sich ad notam nehmen sollten, und die Klagen über den geschäftsmäßigen Charakter des heutigen literarischen Betriebes beruhen auf Tatsachen, die ebenso offenkundig wie beschämend sind.

Namentlich die folgende rhetorische Frage des Herrn Arthur Trebitsch blieb dem Chronisten im Gedächtnis haften: „Wo ist der Dichter hin, der bei der Verteilung der Güter dieser Erde nicht anwesend war?" Hans Harbeck.

Herausgeber: Dr. Heinrich Ilgenstein. — Verantwortlich: Dr. Heinrich Ilgenstein, W., Pfalzburgerstraße 53. — Verlag: Hellmuth Johnke, Berlin W. 15. — Oesterreich-Ungarn: Huber & Lahme Nachf., Wien I, Herrengasse 6. — Verantwortlich für die Inserate: Franz Rausch, Berlin W. — Druck und Postvertrieb: Paß & Garleb G. m. b. H., Berlin W. 57.

Digitized by Google

Die Gegenwart

Nr. 15 | Berlin, den 11. April 1914 | 43. Jahrgang Band 85.

Das Leben für die Lebenden*).

Von

Max Adler.

Es wird wohl kaum eine Meinungsverschiedenheit darüber geben, daß in dem Kampf um die Vivisektion alle Gründe der Menschlichkeit für die Gegner der „wissenschaftlich gutgeheißenen Tortur" sprechen. Die anderen mögen die Wissenschaft für sich haben; der über aller Wissenschaft stehenden Barmherzigkeit ist der Gedanke an die systematische Folterung unschuldiger Kreaturen unfaßbar.

Umso größeres Interesse dürfte die Tatsache finden, daß in England ein Anhänger der Vivisektion aufgestanden ist, der seinen Standpunkt nicht nur mit den üblichen wissenschaftlichen, sondern auch mit rein humanitären Motiven zu verteidigen weiß, und, wie man zugeben muß, nicht ohne Geschick. Das Allerseltsamste dabei ist aber, daß er nicht etwa Tiere, sondern den Menschen selbst als Objekt der Vivisektion ins Auge faßt; allerdings nur unter bestimmten Voraussetzungen, die eben das wesentliche an der Sache sind.

Dr. Preston King, Bürgermeister der Stadt Bath in England, vertritt allen Ernstes den Standpunkt, daß die Todesstrafe in ihrer gegenwärtigen abstoßenden Form abgeschafft und durch den selbstgewählten Tod für die Wissenschaft ersetzt werden müsse. Es war vorauszusehen, daß diese Auffassung unter den Antivivisektionisten, die heute in England eine Macht bilden und sogar einzelne ärztliche Autoritäten für ihre Bestrebungen gewonnen haben, einen Sturm der Entrüstung hervorrufen werde. Nachdem sich aber die Wogen der ersten Erregung gelegt haben, und Dr. King verschiedentlich, in der Presse und in Versammlungen, zu Wort gekommen ist, beginnt man allmählich aufzuhorchen. Das Publikum findet jetzt, daß Dr. King keineswegs der Barbar ist, den man ursprünglich in ihm sehen wollte, und ist mindestens bereit, sich mit seinen kühnen Forderungen auseinanderzusetzen.

Kürzlich hat sich Dr. King todesmutig in die Höhle des Löwen gewagt. Er hat in einer Versammlung der Vivisektionsgegner von Bath seine Bestrebungen dargelegt und bei diesem Anlaß manchen stillen Freund geworben, der aber über kurz oder lang laut für ihn zeugen dürfte.

Dr. King zerstreute zunächst das Mißverständnis, als ob es ihm lediglich um die Ausdehnung der von den Aerzten geforderten und gebilligten „unnützen Tierquälerei" auf den Menschen zu tun wäre. Er geht vielmehr in seiner Ehrfurcht vor allem Lebendigen so weit, daß er die Todesstrafe im Prinzip vollkommen verwirft. Solange aber die Rechtsprechung sie nicht entbehren zu können glaubt, soll es dem zum Tode Verurteilten freistehen, sich irgendeiner leichteren Art der Vivisektion zu unterwerfen und so sein verfallenes Leben auf dem Altar der Menschheit zum Opfer zu bringen.

Dr. King ist Realpolitiker; aber es ist sicher, daß seine Argumentation nicht lediglich vom Verstandeskalkül, sondern vor allem von einem tief menschlichen Empfinden getragen wird. Dem rettungslos Gesunkenen, aus aller menschlichen Gemeinschaft Gestoßenen soll noch die Möglichkeit geboten werden, seine Schuld durch eine Tat des Heroismus zu sühnen. Nicht der Strick und der Richt-

*) Wir geben hier den Ausführungen unsres Mitarbeiters Raum, ohne uns mit ihnen identifizieren zu können.

Digitized by Google

pflock soll das Ende sein, nicht die trostlose Verscharrung eines verstümmelten Kadavers, der wie eine Pestbeule vom Gesellschaftskörper losgeschnitten werden mußte, sondern ein gewaltiges Sichwiederaufrichten, ein Verzeihung heischendes Greifen nach tausend Brüderhänden, die große, versöhnende Wiedervereinigung mit den ewigen Zwecken des Menschenlebens.

Es gibt eine ganze Anzahl ansteckender und epidemischer Krankheiten und eine Reihe organischer Vorgänge im menschlichen Körper, über deren Natur noch recht wenig Licht verbreitet ist, denen gegenüber alle Mühe des Forschens bisher versagte. Unstreitig hat die Vivisektion der Heilwissenschaft auf all diesen Gebieten manchen wertvollen Dienst geleistet; aber auch sie vermag, mindestens in ihrer bisherigen Form, kaum einen Zipfel jenes Schleiers zu lüften, mit dem die Natur ihre Geheimnisse umgibt. Denn der tierische Organismus reagiert auf die angestellten Experimente des Vivisektors doch in ganz anderer Weise als der menschliche, und schon mancher Forscher ging in die Irre, der meinte, vom Verhalten des Meerschweinchens gegenüber einer Dosis bestimmter Krankheitserreger ganz korrekte Schlüsse auf die entsprechende Reaktionsweise des menschlichen Körpers ziehen zu können.

Es steht zum Beispiel vollkommen fest, daß der Bazillus der Schlafkrankheit, deren Bekämpfung bekanntlich eines der wichtigsten Probleme der deutschen Kolonialpolitik darstellt, mit einiger Aussicht auf Erfolg nur am menschlichen Körper studiert werden kann. Auch in anderen Fällen hat sich das Tierexperiment bisher als recht unzuverlässig erwiesen. Welche Meinungsverschiedenheiten herrschen gegenwärtig noch unter Hygienikern und Aerzten in der Frage des Milchgenusses! Während die Wissenschaft neuestens der Ansicht zuneigt, daß die außerordentlich hohe Kindersterblichkeit, unter der die zivilisierte Menschheit allen Anstrengungen und allen erzielten Fortschritten zum Trotz heute noch leidet, hauptsächlich auf die immer mehr um sich greifende Verwendung gekochter Kuhmilch als Säuglingsnahrung zurückzuführen ist, lehrt doch andererseits die leidige Erfahrung, daß die schmackhaftere rohe Milch wegen der Gefahr tuberkulöser Ansteckung als Nahrungsmittel überhaupt nicht gut in Betracht gezogen werden kann. Die Tuberkulosenstatistik weiß von ganzen Dörfern zu berichten, die in erschreckend kurzer Zeit förmlich ausgestorben sind, ohne daß irgend jemand eine zureichende Erklärung beizubringen wußte, bis sich endlich als Ursache die traditionelle Gepflogenheit der dortigen Bewohner herausstellte, in der heißen Jahreszeit, zumal während der Ernte, statt des Wassers ungekochte Milch als Massengetränk zu konsumieren. Und doch kann man es dem Bauern, solange eine infektiöse Erkrankung seines Viehstandes nicht ausdrücklich festgestellt ist, schwerlich verdenken, wenn er sich eines so leicht zugänglichen, anscheinend unschuldigen Nahrungs- und Erfrischungsmittels ohne weiteres bedient.

Volle Klarheit und, was oft nicht weniger ins Gewicht fällt, Erlösung von den drückenden Schutzvorschriften der Hygiene, könnte auf diesem Gebiet nur das genaue Studium der betreffenden Krankheitsvorgänge im menschlichen Körper bringen. Und auch in der so heftig umstrittenen Impffrage wäre ein endgültig überzeugendes Wort erst nach der Anwendung dieses letzten untrüglichen Beweismittels möglich.

Für die Vernichtung des einen Lebens wäre dem Mörder, der sich freiwillig dem Tod für die Heilwissenschaft unterziehen will, Gelegenheit gegeben, viele, ja unzählige Menschenleben zu erretten und damit sein todeswürdiges Verbrechen in Wahrheit zu sühnen, nicht bloß auf Grund einer gesetzgeberischen Fiktion, die heute mehr und mehr zu verblassen beginnt. Das „Auge um Auge, Zahn um Zahn" einer veralteten Vergeltungsmaxime erhielte einen reineren, höheren Sinn, wenn sie der erwachende Rechtsheroismus des Täters gegen die eigene Brust wendete. Und nur so wäre vielleicht eine Probe möglich auf die Wahrheit jener erhebenden, herzstärkenden Hoffnung, deren sich auch der ingrimmigste Pessimist nicht gerne entschlagen möchte: daß selbst im Gefühlsleben des verkommensten Verbrechers noch ein Punkt

Digitized by Google

existiert, wo das große Wort von der Interessengemeinschaft der gesamten Menschheit noch einen Widerhall erweckt, ein Punkt, den man nur zu finden und anzuschlagen braucht, um die große allbrüderliche Empfindung zum Mitschwingen zu bringen.

In Tolstois „Macht der Finsternis" befreit sich ein Kindesmörder von der erdrückenden Last seiner Schuld, indem er seine Untat vor der versammelten Gemeinde hinausschreit und damit die souveräne Tatsache der menschlichen Gemeinschaft und seinen unlösbaren Zusammenhang mit ihr laut bekennt. Aber dieses Bekenntnis und diese Demonstration wären noch echter und unbezweifelbarer, wenn es sich um eine reuige und heilsame Tat handelte; das freiwillige Sterben im Dienste aller ist eine solche Tat, und eine, die ethisch tausendmal höher steht, als das Harakiri des besiegten Japaners oder die Selbsterdrosselung des gefallenen Günstlings, dem der Padischah die seidene Schnur schickt. Wie oft geschieht es, daß ein überführter Kapitalverbrecher sich sogar dem Priester weigert, weil ihn seine Beichtformel kalt läßt, sein lehrhaftes Sühnegebot ihn nicht zu errufen vermag; ist es nicht viel wahrscheinlicher, daß die Größe der rein menschlichen Aufgabe, für die er sich aufgespart sieht, den handelnden, den sittlich handelnden Menschen in ihm erweckt?

Und wenn am Ende der Verbrecher, der dieses heilsame Sühneopfer bringt, mit dem Leben davonkäme, wer fände alsdann so leicht den traurigen Mut, über Irrwege der blinden Themis zu spotten? Wäre es nicht lediglich ein Zeichen der eigenen Blindheit, in einem solchen Ausgang das wunderbare Werk der ausgleichenden Gerechtigkeit zu verkennen?

Aus dem Heimatlande der „Abstinenz".

Von

Dr. med. Spier-Irving, München.

Die Pariser führenden Schneider und Modeschöpfer haben sich gegen die amerikanischen Einflüsse in der französischen Mode gewandt. Nicht weil sie fürchten, daß ihnen von Amerika aus die Hegemonie in der Bekleidungskunst für Frauen entrissen werden könne. Der Grund ist, wie bekannt, nur die Extravaganz der amerikanischen Modedamen, denen man keine neue Kreation exzentrisch, das heißt sexualneurotisch genug gestalten kann.

Die amerikanische Mode der oberen Gesellschaftsdamen ist, wo man sie auch antippt, die vollkommenste Demonstration einer Sexualneurose. Alles, auch das Nebensächlichste, dem Unbefangenen Harmlose, wird dort von dem Geiste ungestillter Erotik durchtränkt. Und so mußten natürlich die französischen Schöpfungen der Mode für die Yankeeladies, wenn wir dieses epitheton ornans hier überhaupt anwenden dürfen, außergewöhnlich erotisch betont werden.

Das scheint doch nicht mit den Anschauungen, die wir von dem Lande der laut betonten Abstinenz und den Sitten der puritanischen Yankees haben, übereinzustimmen. Es stimmt aber doch.

Die durchsichtigen Kleider, die sich in Paris überhaupt kein Bürgerrecht erwerben konnten, wurden im „enthaltsamen" Amerika zu einer Landplage. Selbst bis in die fernsten Provinzstädtchen des Westens drangen diese Diaphaniegewänder, wie man sie dort bezeichnete.

Die Damen liefen auf der Straße herum, wie die der Revolutionszeit. Sie hatten über den Dessous weiter nichts wie ein durchscheinendes Stückchen Stoff, in der Form eines Rockes. Aber es war da, um nicht vorhanden zu sein. Man konnte seine Existenz überhaupt nicht konstatieren. Alles was darunter steckte, konnte man dagegen sehr freigebig von den sittenstrengen Ladies demonstriert erhalten.

Waden, Schenkel, Unterkleidung von aufreizendem Wesen u. dergl. Die amerikanischen Zeitungen waren voll von Karikaturen von gegen die Sonne schreitenden Frauen, welche unschuldig ihre Reize, soweit das nicht gegen das Strafgesetzbuch verstieß, dem Beschauer präsentierten. Das alles klingt unglaublich, und wer es nicht erlebt hat, wird geneigt sein, zu zweifeln. Aber die zeitgenössische Literatur, die Tagespresse usw. werden ihn jedenfalls, wenn er sich die Mühe der Quellenforschung nehmen will, überzeugen können.

Zwar wurden junge Damen direkt auf der Straße verhaftet, weil sie zu paradiesisch mit

Digitized by Google

ihren Gaben die Nebenmenschen beglücken wollten, aber es half nichts. Die Mode herrschte solange eben, bis die Witterung ihr ein Ende machte, wie die Landplage der Heuschrecken am besten durch einen kalten Regen vernichtet wird.

Diese Torheit, welche die in wissenschaftlichen Kreisen wohlbekannte Exhibition in etwas verschleierter Form bedeutete, ist jetzt durch die neuste der geschlitzten Röcke, der dünnen unterkleidlosen Roben, der kühnen Körperenthüllungen usw. abgelöst worden.

Die Amerikanerinnen tragen geschlitzte Kleider, bei denen tatsächlich die Schenkel bis weit über das Knie dem Nebenmenschen freigegeben werden. Sie werfen sich Draperien über die Hüften, welche alles eher tun, als etwas verbergen, welche so raffiniert gebaut sind, daß man auch ohne anatomische Vorkenntnisse anatomische Studien treiben kann und sich über sonst verhüllte Regionen informieren mag.

Skandalös ist alles dieses Treiben der Yankeeladies. Nicht etwa, weil wir hier die gefährdete Moral beschützen wollen. Wir nehmen an, daß die Moral der Oeffentlichkeit nicht so sehr dadurch bedroht ist. Aber die sexuelle Neurose auf die Publizität der Straße, des Salons und des Theaters zuzuschneiden, das dünkt doch entschieden dem geschmackvollen Zeitgenossen etwas gewagt. Boudoir- und Schlafzimmergeheimnisse sind für ästhetische Leute immer noch nicht Stammtisch- und Five-o-clock-Angelegenheiten.

Nichts in der französischen, gewiß übertriebenen Mode ist den extravaganten, hysterischen Amerikanerinnen übertrieben genug.

Alles müssen sie noch mehr ausgearbeitet haben. Wo eine Möglichkeit besteht, vorhandene Reize zu illustrieren, wird es von ihnen getan. Fußarmbänder, Schenkelkettchen, wie die Demimondänen des alten Babylons, raffinierte Ausschnitte, welche alles sagen, ohne etwas zu gewähren, Seidenstrümpfe, welche die Haut preisgeben und erotische Spannungen erhöhen sollen usw., bevorzugen sie.

Die Pelz- und Hüteübertreibungen der Amerikanerinnen sind nicht, ohne eine besondere Abhandlung hier zu bringen, genügend zu charakterisieren. Alles wird dort von den besseren vermögenden Damen getan, sich als das Objekt einer in Ueberdruck stehenden Sexualität zu züchten.

Und die Kreise, welche eigentlich nicht das Geld dazu besitzen, die Verkäuferinnen, die Telephonistinnen, die Schreibmaschinengirls, und wie sie alle heißen mögen, sie versuchen eben so gut als möglich die erlauchten Beispiele nachzuahmen. Es mag manchem Chef schwül geworden sein, solange die Mode der durchsichtigen Kleider herrschte, wenn er mit seiner bildhübschen, aber sehr enthüllten Angestellten sich offiziell zu beschäftigen hatte. In den Telephonämtern New-Yorks wurde ein spezieller Ukas herausgebracht, der den Beamtinnen die durchsichtigen und zu weit ausgeschnittenen Kleider verbot. Dort waren sicher Störungen im Betrieb vorgekommen, weil sich die Männer zu viel in das Studium der neuesten Moden vertieften.

Die amerikanischen Geschäftsmädchen und Angestelltinnen geben mehr wie die Hälfte alles ihres Verdienstes für Kleider und Schmuck aus; das ist statistisch festgelegt. Es existieren dort Mädchen, welche 2000 Mark erwerben und 1400 Mark nur dem „Staatmachen" opfern.

Und die Damen der Gesellschaft befleißigen sich einer sinnlosen Verschwendung, wenn die Mode in Frage kommt.

Warum aber dieser spezifisch amerikanische, erotische Modetrieb?

Mode dient den Frauen ja zur Erhöhung ihres sexualen Wertes. Das wird niemand bezweifeln, und deswegen die Mode verdammen, hieße einen wundervoll bereichernden Bestandteil unseres Sinnenlebens eliminieren wollen.

Aber die Mode soll nicht dazu dienen, als Aphrodisiakum sozusagen Kupplermissionen zu erfüllen.

Und wenn sie das in Amerika tut, so ist das in der Eigenart der Yankeelebensbedingungen und der besonderen Stellung der Frau dort begründet.

Die Dame ist dem Amerikaner das Ideal der Welt. Sie ist für ihn unerreichbar, wenn er sich nicht mit ihr verheiratet. Er muß seine heißen Wünsche an den kühlen, berechnenden Augen der Yankeelady abblitzen sehen. Dort steigert sich die Sehnsucht nach dem Weibe bis zur Hitze. Und das Weib, welches die Trümpfe

Digitized by Google

in der Hand hat, welches die abwartende Stellung einnimmt, welches sich erobern lassen will, beobachtet diesen Kampf der Männerwelt gegen die „uneinnehmbare“ Festung mit einem grausamen, wollüstigen Gefühl. Man kann wohl sagen, daß nirgends in der Welt die Prostitution schlimmer und verbreiteter ist, wie in Amerika, weil dort im Lande eine glutende, erotische Atmosphäre durch die Unerreichbarkeit der sogenannten besseren Mädchen des Mittelstandes und anderer Kreise vorhanden ist. Es gibt in Amerika durchschnittlich keine „Verhältnisse“, keine Midinettes mit Freunden, keine Grisettes, keine Studentenmädchen, keine Bohémiengirls, kurz, es gibt kein freies Liebesleben vor der Ehe. Man kann das von verschiedenen Gesichtspunkten aus als sehr begrüßenswert bezeichnen. Aber die Folge ist in Amerika eine andere, als man wünscht. Die gewaltige Ausbreitung der Prostitution, eine ungeheuerliche Herrschaft geschlechtlicher Laster, die wir hier nicht detaillieren können, und dann, wenn wir alles andere, das nur in Fachzeitschriften weiter auseinandergesetzt werden könnte, hier übergehen, eben die extravagante erotische Mode, welche den Männern dort die Köpfe noch heißer macht, als sie schon sind.

Diese Modeextravaganzen werden von den Frauen systematisch kultiviert. Sie sind rein sexualer Natur und sollen die dortige, so schon schwüle gesellschaftliche Atmosphäre noch tropenhafter machen.

Die Frau treibt es bis zu der äußersten Grenze des Erlaubten, weil sie einen sinnlichen Kitzel dabei empfindet, die Männer nach sich schmachten zu sehen. Der verkappte Sadismus ist in der Mode unverkennbar. Ist sie aber verheiratet, dann freut sich der glückliche Gemahl als der „beatus possidens“, wenn die Frau im Zentrum der Blicke und des Begehrens andrer steht. Er kann das alles mit einer Genießermiene einstecken.

Und die jungen Mädchen, denen die Bewunderung der Männer von der Coedukationsschule an eingeimpft worden, kleiden sich schon so raffiniert im Lande der unbegrenzten Möglichkeiten, daß man sich wundert, wenn nicht mehr Verbrechen vorkommen, als wirklich statistisch gebucht sind.

Das ganze Land, welches doch in der Veräußerlichung geschlechtlicher Moral so betriebsam ist, welches viele nüchterne Sekten besitzt, welches die Welt mit Predigern und Verkündern überschwemmt, leidet an einer grenzenlosen Unbefriedigung, an einem nie gelösten Ausgleich sexualer Energien.

Die Sinnlichkeit unter der Oberfläche dort ist unmeßbar, und die Mode der Frauen ist einer der vielen Spannungsmanometer erotischer, gefesselter Triebe.

So ist die amerikanische Frauenmode mit ihrer unverhüllten Betonung der Sexualität zu verstehen.

Die Frau macht sich mit einer wollüstigen Grausamkeit dem Manne als Sexualwesen immer reizvoller, immer unverhüllter gibt sie sich seinen Blicken, ohne sich aber sonst, außer durch das Standesamt, zu geben. Gewiß, wollen wir hier einfügen, kommen auch in Amerika voreheliche Verbindungen zur Kenntnis, aber sie sind seltene Ausnahmen, welche an dem Gesamtbild nichts ändern. Die Frau steht dort ohne Kritik da. Was sie tut, ist wohlgetan.

Ja, sie kann neue Anschauungen, neue Bewertungen in den Urteilen der Yankees verursachen.

Diese sexuelle Mode katexochän, welche doch jedem vernünftigen Menschen als das typische Stigma der Sexualneurose, der Hysterie, erscheinen wird, welche auch durch nichts künstlerisch oder kulturell entschuldbar ist, wird von den amerikanischen Männern als der Wille der Frauenwelt fast sklavisch akzeptiert.

Nur wenige Stimmen erheben sich dagegen, und dann meistens nicht mit der Würde der Entrüstung, sondern mit der wohlwollenden Bonhomie des freundlichen Witzes.

Weil die ganze Atmosphäre dort von einer nicht eingestandenen Sinnlichkeit durchtränkt ist, weil sich die Menschen dort nach einer freieren Betrachtung der sexuellen Tatsachen sehnen, macht sich die gefesselte Kraft eben unheilvoll bemerkbar; sie invertiert sich in die Mode.

Keiner wagt, die Sache an der Wurzel anzufassen. Keiner wagt dort, gegen die sexuelle Fetischierung des weiblichen Geschlechts zu polemisieren. Nicht gleichstellen wird sich der Amerikaner die Frau, sondern weit über sich postieren.

Digitized by Google

Nicht aber, weil er sie für vollendeter oder polyvalenter als den Mann hält, sondern weil sie ihm die Erlöserin sexualer Qualen ist, die sein Jugendleben vergällten. Daraus ist die grenzenlose Dankbarkeit, die helotische Unterwerfung der Amerikaner unter den Feminismus zu verstehen, und auch die kritiklose Herrschaft der Frauen auf allen Gebieten. Sie können tun, was sie wollen. Sie können sich so reizvoll machen, wie es ihnen gefällt. Im Gegenteil, der Yankee bewundert die Frau, je attraktiver sie ist; je mehr sie seiner Phantasie und seiner Erotik bietet, desto wertvoller wird sie ihm. Mit einer paradoxen Sucht nach Qual erquickt er sich an seinem Sehnen. Die amerikanische Frauenmode ist weiter nichts, wie die Begleiterscheinung eines sexuellen ungleichen Kampfes, in dem der Mann immer wieder unterliegt, und vielleicht sich gerne beugt.

Christian Morgenstern.

Von

Wilhelm Bolze.

Wer hätte wohl mit der Erinnerung an den Schöpfer des „Palmström" Todesgedanken verbinden können! Schien es doch, als ob sich uns in seinen „Galgenliedern" eine so urgesunde, kraftstrotzende Lebensfülle offenbarte, daß sie in uns nur lachende Heiterkeit erwecken konnten. Und jetzt hat der Tod mit eisiger Hand an sein Herz gerührt und den Mund dieses übermütigen Schalks auf ewig verstummen lassen. Weite Kreise erfahren jetzt erst, daß ein göttlicher Humor in einem Körper gewohnt hat, dem schon jahrelang infolge eines schweren Lungenleidens der Aufenthalt im warmen, milden Süden, fern der deutschen Heimat, zur Notwendigkeit geworden war. Unter der Sonne Merans hat Christian Morgenstern sein schönes Dichterleben ausgehaucht.

Wer Morgenstern lediglich als den Dichter der „Galgenlieder" und des „Palmström" achten und lieben gelernt hat, der kennt nur eine, wenn auch freilich die wichtigste, Seite seines Schaffens. Erst im Laufe einer längeren Entwicklung ist dieser Künstler zu dem Silen geworden, als den wir ihn heute vor allem schätzen.

Christian Morgenstern stammte aus den Münchener Künstlerkreisen, die uns in den letzten Jahrzehnten so viele unserer bedeutendsten Künstler beschert haben. Sein Vater und sein Großvater sind Landschaftsmaler gewesen. Seine eigene Veranlagung aber war auf die Lyrik gerichtet, und als reiner, durchaus ernsthafter Lyriker ist er auch zuerst an die Oeffentlichkeit getreten. In verschiedenen Gedichtbänden sind uns die Früchte seiner reichen lyrischen Begabung erhalten, von denen der reifste und wertvollste 1906 unter dem Titel „Melancholie"*) erschien. Die ganze ursprüngliche Eigenart der Morgensternschen Kunst kommt in diesem Buche am reinsten und liebenswertesten zum Ausdruck. Schon der Titel dieser Sammlung verrät die Grundstimmung, von der sie beherrscht ist. Im Schillerschen Sinne ist Morgenstern ein ausgesprochen sentimentalischer Dichter. Ein heißes, inbrünstiges Gemüt, eine keusche, herbsüße Liebessehnsucht, eine Wollust des Schmerzes und der Trauer beseelen die Verse, Weltanschauungsgedanken werden laut, ein lebhaftes Naturgefühl ist allen Gedichten eigen, und über sie alle ist eine märchenhaft duftige, zarte, wehmutdurchtränkte Stimmung ausgebreitet, die an Goethe, Heine, Mörike und Eichendorff gemahnt. Man kann die Gedichte nicht ohne Unterbrechung lesen, sondern hört jedes einzelne lange im Innern nachklingen. Wie wundervoll ist gleich im ersten der Sammlung, das „Zeit und Ewigkeit" betitelt ist, das Rauschen und Raunen der Unendlichkeit wiedergegeben:

Auf den Schwingen des Windes
die Stimme des Bachs . .
Der Wellen Gespräch
auf dem Atem der Nacht . .

Mein kleiner Wecker tickt dazu . .

O Zeit und Ewigkeit!

Und welch ein tiefer Frieden, welches erquickte Einsamkeitsgefühl klingt aus dem Vierzeiler „Nebel am Wattenmeer":

*) Im Verlage von Bruno Cassirer in Berlin.

Digitized by Google

Nebel, stiller Nebel über Meer und Land.
Totenstill die Watten, totenstill der Strand.
Trauer, leise Trauer deckt die Erde zu.
Seele, liebe Seele, schweig und träum auch du.

In diesen Versen dokumentiert sich noch eine gewisse Verwandtschaft mit Stefan George und seinen Anhängern, aus deren Kreise Morgenstern hervorgegangen ist. Freilich hat er sich von dem übertriebenen Hange zum Symbolismus und Mystizismus und von der bloßen Spielerei mit der Form immer ferngehalten. Seine Zugehörigkeit zu dieser artistischen Richtung dokumentiert sich aber noch ganz besonders in seinem glänzenden Uebersetzertalent. Während Stefan George und seine ihm am nächsten stehenden Jünger die schwüle Atmosphäre der Parnassiens bevorzugten, lockte es Morgenstern nach der frischen, reinen Höhenluft der nordischen Dichtung, und so hat er sich große Verdienste um die Verdeutschung Ibsens, Björnsons, Hamsuns und Strindbergs erworben. Vor Allem ist sein wesentlicher Anteil an der deutschen Gesamtausgabe der Werke Ibsens hervorzuheben. Von den Dramen hat er die Jugendwerke „Catilina", „Das Fest auf Solhaug", „Die Komödie der Liebe" und die beiden großen Dichtungen „Brand" und „Peer Gynt" übersetzt, die alle seiner spezifisch lyrischen Begabung weit entgegenkommen. Dabei hat er sich zum Teil sehr schwierige Aufgaben gestellt. Wie geschickt er naheliegende Banalitäten in der „Komödie der Liebe" vermieden hat, zeigt ein Vergleich mit anderen Uebersetzungen, und ebenso erscheint seine sprachliche Meisterschaft im „Peer Gynt" in hoher Blüte. Auch unter den Gedichten ist die Mehrzahl von ihm übertragen. Daß Ibsen auch ein bedeutender Lyriker — zumal in seinen jüngeren Jahren — gewesen, ist nur wenig bekannt, und wir besitzen ja leider auch keine gute Einzelausgabe seiner Gedichte. Morgensterns Uebersetzung würde zweifellos viel zu ihrer Verbreitung beitragen können, da sich die Gedichte hier wie deutsche Originale ausnehmen und sie ähnliche künstlerische Eigenschaften wie die Lyrik der „Melancholie", nur freilich eine größere nordische Herbheit, Schroffheit und Kühle, offenbaren. Als nach Ibsens Tode sein reicher Nachlaß zutage trat, war wieder Christian Morgenstern in hervorragendem Maße durch eindringendes Verständnis und formvollendete poetische Neugestaltung für die deutsche Ausgabe der Gedichte tätig.

Seine überragende Bedeutung gewann er jedoch erst, als er seinen reichen, naturfrischen Humor zur Begründung eines einzigartigen dichterischen Genres verwandte. Schon früher hatte er seine komische Kraft mit viel Erfolg in dem Studentenscherz „Horatius Travestitus" erprobt. Jetzt bot sich ihm eine sehr verlockende Veranlassung, seine starke Neigung zum Ulk und zur Parodie aufs neue kräftig und effektvoll zu betätigen. Der ausgeartete, markloseAestheten fimmel einer besonderen Kunstrichtung, die auch von Stefan George ihren Ausgang genommen hatte, die pathologisch überreizte Empfindsamkeit einer neuen Lyrik, in der durchweg taumelnde, ekstatische Zustände voll unbestimmter Sehnsuchtsgefühle ohne jede Klarheit, Verständlichkeit und Anschaulichkeit geschildert wurden, eine Dichtweise, die in der hysterischen Manier eines Alfred Mombert gipfelt, reizte Christian Morgenstern zu lustiger, launiger Verhöhnung. So entstanden vor etwa einem Jahrzehnt die „Galgenlieder", ein monumentales Werk deutscher humoristischer Poesie . In seiner Art gelangt der Dichter hier zu gleicher künstlerischer Bedeutung wie auf benachbartem Gebiete Wilhelm Busch. Die krankhafte Ueberspanntheit derer um Mombert ist dabei ungemein treffend und wirksam, dabei sehr geschmackvoll persifliert und lächerlich gemacht. Morgenstern verfügt über eine überraschende, geniale Phantasie und eine unwiderstehliche komische Kraft. Er ist auch viel zu fein, um sich zu grimmigen, nihilistischen Satiren hinreißen zu lassen, sondern er hat stets ein gutmütiges, liebenswürdiges, verstehendes Lächeln. Wie prächtig ist z. B. die alte Schauerballade unter dem Titel „Das Hemmed" parodiert:

Kennst du das einsame Hemmed?
Flattertata, flattertata.

Der's trug, ist baß verdämmet!
Flattertata, flattertata.

Es knattert und rattert im Winde.
Windurudei, windurudei.

Digitized by Google

Es weint wie ein kleines Kinde.
Windurudei, windurudei.

Das ist das einsame
Hemmed.

Die Quintessenz seiner humoristischen Tendenz drückt Morgenstern in dem Gedichte „Das ästhetische Wiesel" so aus:

Ein Wiesel
saß auf einem Kiesel
inmitten Bachgerieſel.

Wißt ihr
weshalb?

Das Mondkalb
verriet es mir
im Stillen:

Das raffinierte Tier
tat's um des Reimes willen.

Man braucht dazu nur noch Titel wie „Der Schaukelstuhl auf der verlassenen Terrasse", „Das Weiblein mit der Kunkel", „Die Mitternachtsmaus", „Igel und Agel" zu lesen, um Morgensterns groteske, im Ton aber stets durchaus ernst bleibende Umkehrung der von ihm parodierten lyrischen Gefühlsduselei völlig zu erkennen. Köstlich ist die Mombertsche Art auch in dem unartikulierten Gestammel des „großen Lalula" persifliert.

Nach der einen Gestalt des Palmström, der bereits in den „Galgenliedern" auftritt, ist die Fortsetzung zu dieser Sammlung „Palmström"*) betitelt. Sie vereint die gleichen künstlerischen Eigenschaften wie das vorangegangene Buch, bildet aber doch noch dank der unerschöpflichen Stoffauslese des Dichters eine wertvolle Bereicherung der „Galgenlieder". Auch das Spießbürgertum, die Bureaukratie, die Sensationshascherei und ähnliche zum Spotte reizende Gebiete bleiben nicht verschont. Stellenweise ist der Inhalt der Gedichte geradezu vollendeter Unsinn, offenbart aber dem tiefer blickenden Beobachter ungemein viel Geist und Witz. Gerade der überlegene Geist, der sittliche Ernst des Spottes, die überwältigende, ganz unaufdringliche komische Ausdruckskraft und die harmlose, liebenswürdige Fröhlichkeit, nicht zum wenigstens auch die originelle, sprunghafte, dabei ganz aus Alltäglichkeit schöpfende Phantasie machen uns diesen Dichter so lieb und wert.

Er gehört zu den wenigen, die uns das heilige Lachen gelehrt haben, das uns Schmerzen, Kummer, Sorgen und Elend überwinden hilft . Das wird ihm unvergessen bleiben.

*) „Galgenlieder" und „Palmström" sind ebenfalls im Verlage von Bruno Cassirer in Berlin, in prachtvoller Ausstattung mit Umschlagzeichnungen von Karl Walser, erschienen.

Gedichte*).

Von

Christian Morgenstern.

Ein Rosenzweig.

Im Süden war's. Zur Nachtzeit. Eine Gasse.
Ich trat aus deinem Haus und schloß das Tor
und wandte noch einmal den Blick empor:
da flog ein Zweig aus deinem Dachgelasse

und fiel aufs Pflaster, — daß ich rasch mich bückte
und deinen Hauch noch warm vom Munde nahm
der schweren Rosen, deren Gruß den Gram
der kurzen Trennung duftend überbrückte.

Bei der Pyramide des Cestius.

(Vor einem Grabmal mit der Statue eines jungen Weibes.)

Ein Mädchen sitzt und zaudert wehmutvoll;
zur Linken laden — die sie wandeln soll —
die Stufen abwärts in ein ernstes Tor,
das, angelehnt, der stillen Jungfrau harrt.

Sie sträubt sich noch; sie sitzt und sinnt und starrt,
daß sie so bald den teuren Strahl verlor,
so früh der Liebe kaum erglühtes Rot;
sie faßt noch nicht das dunkle Wörtlein: tot.

*) Die nachstehenden Gedichte sind mit freundlicher Erlaubnis des Verlegers den Bänden „Melancholie", „Galgenlieder" und „Palmström" entnommen, die bei Bruno Cassirer in Berlin erschienen sind.

Digitized by Google

Ein Vogel singt in ihren holden Gram,
die Erde winkt und lockt wie nie zuvor..
Doch in der Tiefe wartet stumm das Tor,
in dem die Form verschwindet, wie sie kam.

Der Lattenzaun.

Es war einmal ein Lattenzaun,
mit Zwischenraum, hindurchzuschaun.

Ein Architekt, der dieses sah,
stand eines Abends plötzlich da —

und nahm den Zwischenraum heraus
und baute draus ein großes Haus.

Der Zaun indessen stand ganz dumm,
mit Latten ohne was herum,

Ein Anblick gräßlich und gemein.
Drum zog ihn der Senat auch ein.

Der Architekt jedoch entfloh
nach Afri — od — Ameriko.

Der Aromat.

Angeregt durch Korfs Geruchs-Sonaten,
gründen Freunde einen „Aromaten".

Einen Raum, in welchem, kurz gesprochen,
nicht geschluckt wird, sondern nur gerochen.

Gegen Einwurf kleiner Münzen treten
aus der Wand balsamische Trompeten,

die den Gästen in geblähte Nasen,
was sie wünschen, leicht und lustig blasen.

Und zuletzt erscheint auf einem Schild
des Gerichtes wohlgetroffnes Bild.

Viele Hunderte, um nicht zu lügen,
speisen nun erst wirklich mit Vergnügen.

Die Mausefalle.

Palmström hat nicht Speck im Haus,
dahingegen eine Maus.

Korf, bewegt von seinem Jammer,
baut ihm eine Gitterkammer.

Und mit einer Geige fein
setzt er seinen Freund hinein.

Nacht ist's und die Sterne funkeln.
Palmström musiziert im Dunkeln.

Und derweil er konzertiert,
kommt die Maus hereinspaziert.

Hinter ihr, geheimer Weise,
fällt die Pforte leicht und leise.

Vor ihr sinkt in Schlaf alsbald
Palmströms schweigende Gestalt.

II.

Morgens kommt v. Korf und lädt
das so nützliche Gerät

in den nächsten, sozusagen,
mittelgroßen Möbelwagen,

den ein starkes Roß beschwingt,
nach der fernen Waldung bringt,

wo in tiefer Einsamkeit
er das seltne Paar befreit.

Erst spaziert die Maus heraus,
und dann Palmström, nach der Maus.

Froh genießt das Tier der neuen
Heimat, ohne sich zu scheuen.

Während Palmström, glückverklärt,
mit v. Korf nach Hause fährt.

Die Nähe.

Die Nähe ging verträumt umher..
Sie kam nie zu den Dingen selber.
Ihr Antlitz wurde gelb und gelber,
und ihren Leib ergriff die Zehr.

Doch eines Nachts, derweil sie schlief,
Da trat wer an ihr Bette hin
und sprach: Steh auf, mein Kind, ich bin
der kategorische Komparativ!

Digitized by Google

Ich werde dich zum Näher steigern,
ja, wenn du willst, zur Näherin! —
Die Nähe, ohne sich zu weigern,
sie nahm auch dies als Schicksal hin.

Als Näherin jedoch vergaß
sie leider völlig, was sie wollte,
und nähte Putz und hieß Frau Nolte
und hielt all Obiges für Spaß.

Barabbas.

Von

Vicki Baum.

Zuerst war es eine einzelne Stimme, die heisere, heischende Stimme eines alten Einäugigen, der die Arme emporstreckte und verlangte: Barabbas. Irgendwo flog ein Lachen auf, erschrak vor seinem eigenen Klang und zerbrach. Dann griffen andere Stimmen nach dem Namen und warfen ihn hoch in die Luft: Barabbas.

Kaiphas stand mit vorgeneigtem Haupte, die schmalen Lippen zerpreßten ein höhnisches und ängstliches Lächeln; den Stufen des Hauses zunächst ballte sich eine Gruppe von Tempeldienern; dorthin sah Kaiphas. Und wieder flackerte dort unter seinem Blick der Ruf empor: Barabbas! Barabbas! Da und da und da fiel er nieder, spärlich erst, wie das Rascheln von fallenden, dürren Blättern vor dem Sturm, dann wachsend, anschwellend, sich hoch aufbäumend über den sonnigen Platz.

„Barabbas! Barabbas! Barabbas!..."

Pilatus schaute verächtlich hinunter in die tausend brüllenden aufgerissenen Schlünde, auf die fordernden erhobenen Arme, in die Augen, die stumpf und unerbittlich eines verlangten: Barabbas.

Auf der untersten Stufe des Hauses stand ein Judenknabe mit schmalem, gelbem Gesicht; seine Augen sahen wirr und ratlos zu Pilatus empor, sein Mund hatte ein wehes Zucken und verlangte wieder und wieder: „Laß Jesum Christum frei, laß Jesum Christum frei..."

Auf diesen Knaben schaute Pilatus, indes er da oben dem wütenden Schreien standhielt: „Barabbas, Barabbas."

Und dann, als das wütende Drängen der Rückwärtsstehenden den Knaben von der Stufe fortgefegt hatte, gab Pilatus nach; mit einem Achselzucken und einem dünnen Lächeln, das der Sache müde war. „Und was soll mit Jesum Christum geschehen?"

Gellend sprang ein Schrei empor, warf sich wie ein fauchendes Tier über die Stufen und zerstampfte ein Frauenweinen, das irgendwo aufklagte.

„Kreuzige ihn!"

— — — — — — — — — — — —

Barabbas saß in einer der dunklen Kammern des Gefängnisses und starrte einen Sonnenstrahl an, der sich schmal und leuchtend durch eine Luke zwängte. Ihn fröstelte; vom Ziegelboden, auf dem er saß, kroch eine leichte Kälte an seinen Gliedern empor, daß er zittern mußte. Er griff mit den Händen in den dünnen Lichtstreifen, der ohne Kraft und Wärme war.

Draußen tobten und brandeten die Stimmen um das Haus: „Barabbas, Barabbas."

Barabbas' struppiges, finsteres Gesicht straffte sich; er hob die geballten Fäuste an den Mund und lachte.

„Sterben? Meinetwegen; das Leben ist nichts; vielleicht der Tod.....?"

Barabbas war ein Säufer, ein unruhiger, verworrener Kopf, der nichts achtete. Er hatte im Rausch gemordet; nun gut, was mehr? Er mußte lachen, wenn er an das seltsam schiefe, verzogene Gesicht jenes schwächlichen Burschen dachte, den er niedergeschlagen hatte; er hob den Kopf mit gestrecktem Kinn gegen das niedersickernde Licht. „Ob ich auch so ein Gesicht schneiden werde?" dachte er höhnisch. Und dann horchte er, wie die Kälte des Bodens ihn mit Frösteln und Zittern erfüllte.

Ein Stoßen gegen die Türe, ein Schreien, Lachen, ein Gewirr von Stimmen, eine Flut von gelbem Licht, Gesichter, die ihn neugierig umdrängten, eine große, grobe Hand, die ihn vorwärtsschob. Tanzende Sonnenkringel an einer Mauer, und dann die volle, erregte Straße.

Digitized by Google

Und Barabbas begriff, daß er frei war.

„Gesindel," sagte er; in einem großen Bogen spuckte er aus und ging mit langen Schritten davon. Sein Herz war voll von einem unklaren Haß; er hielt den Kopf gesenkt und schaute mit schiefen, feindlichen Blicken auf die Menschen, die irgendeine festliche Erregung durch die Straßen trieb. Dort und dort fing er umherflatternde Worte auf, Fetzen, aus lauten Gesprächen gerissen, und langsam begann er zu verstehen.

Jesus von Nazareth, jener Blasse, Schlanke starb, und Barabbas blieb am Leben.

Er ging in eine Taverne, die am Ende eines steilen, engen Gäßchens lag, und dort, auf seinem gewohnten Platz, die Arme breit auf die weinfleckige Platte des Tisches gestützt, begann der dumpfe, verworrene Druck aus seinen Gedanken zu weichen.

„Hoho, jetzt wirst du also gekreuzigt; du, Jesus von Nazareth! Wer ist jetzt mehr? Ha? Der tote König oder der lebendige Barabbas? Ah! Hast du gemordet? Hast du einen so struppigen Kopf, daß die Kinder vor dir davonrennen? He? Du, du mit Locken und weißen Kleidern. Aber du stirbst, und ich bleibe leben, ich, Barabbas, der Mörder. Willst du tauschen, he?"

Lange saß Barabbas und erklärte seinem großen, kühlen Krug die ganze Sache; er war voll einer grimmigen Freude. Um Mittag stand er schwankend auf. „Jetzt werden wir uns ihn einmal ansehen," verkündigte er dem leeren Krug.

Wo das Gäßchen in die breite Straße mündete, gab es Geschrei und erregtes Gedränge; zwischen den Köpfen der Menge durch sah er den Zug; Soldaten, weinende Weiber, Jünglinge, die ernst und starr vor sich hinsahen. Und dann, wie eine Vision auf dem schwankenden Hintergrund der erregten Menschen, das blasse, sanfte Gesicht, den gertenschlanken Körper, der unter der wuchtenden Kreuzeslast zusammensank.

Barabbas lachte laut auf: „ich lebe, lebe..." schrie er über die Köpfe hinweg. Gesichter wandten sich flüchtig ihm zu und sahen gleichgültig wieder fort von dem dunklen, verwüsteten Strolch; irgendwo flüsterte einer: „Barabbas....?" Dann glitt die Menge auseinander, gerann zu kleinen, klumpigen Gruppen, die sich dem Zug anschlossen, und Barabbas stand allein in der sonnigen, gelben Straße. Er schaute mit vorgestreckten Fäusten dem Zug nach, wie er um eine Biegung verschwand, weiter oben, über den Dächern wieder auftauchte, als dunkle Schlange sich hinaufwand zur Schädelstätte. Das rote Kleid einer Frau leuchtete an jeder Biegung auf und wurde blasser und ferner wie ein verglimmender Funke.

„So, jetzt ist's vorbei;" sagte Barabbas und versuchte, zufrieden zu sein. Aber ein bitterer und schaler Rest gährte in seinem Herzen.

„Wie sie ihn angegafft haben —; Gesindel."

Er blickte zornig die Wolken an, die sich dunkel und massig am Horizont emporschoben.

„Was haben sie da zu gaffen gehabt, was? Ich hätte sollen das Kreuz tragen, ich. Oho, ich wäre nicht niedergefallen wie dieser..."

Barabbas torkelte zurück in seine geliebte Schenke. Kinder spielten in den Gassen und lachten ihn aus. Er ging fluchend durch die tanzende, singende Schar. „Schlingel, niederträchtige," sagte er mit einem ungefügen Lachen; es tat ihm immer weh, daß die Kinder ihn nicht mochten.

„Jetzt hängt er schon am Kreuz..." berichtete Barabbas seinem Krug; „nun? und wir leben..." Aber es war keine rechte Freude mehr dabei.

Wenn er, Barabbas, gekreuzigt worden wäre, oho, ja, da wäre das Volk auf seine Rechnung gekommen. In allen Straßen wären sie gestanden und hätten ihn angestarrt, ihn, den Säufer Barabbas, der war wie ein herrenloser Hund. Die Weiber hätten geflennt vor Mitleid; er aber wäre so stark und sicher gegangen, als trüge er das Kreuz leicht wie eine Mücke. „Das ist ein Kerl," hätten sie gesagt, „dieser Barabbas; der weiß zu sterben; ein ganzer Mann; schade um ihn." Aber er, Barabbas, hätte noch vom Kreuz herunter sie verachtet und ihnen gesagt: „Gesindel, elendes; elendes Gesindel...."

Digitized by Google

Nun lagen die Wolken in fahlem Grau über den ganzen Horizont geschoben; wie dichte Schuppen waren sie, am Bauche eines drohenden, ungeheuren Tieres. Ein Druck, eine heimliche Angst lastete schwer in der Luft. Eine sonderbare Unruhe war hinter Barabbas her und trieb ihn in dem dumpfen Raum auf und ab, immer auf und ab, von der Türe, die als helleres Viereck in dem Gewitterdunkel stand, zu der Rückwand, die schwarz und verräuchert in der Finsternis verschwamm. So oft er an seinem Krug vorüberkam, gab er ihm einen freundschaftlichen Stoß und hob ihn dann zum Mund, bis dichte Schleier vor allen Dingen lagen.

Mit einem plötzlichen Ruck stolperte Barabbas über die Schwelle, fand sich in einem fahlen, gelblichen Grau, schwankte durch das Gäßchen; alles schien verzerrt und unwirklich zu sein. Die Wände der Häuser, die nickenden Baumkronen über den Gartenmauern, die schiefrig übereinandergedrängten Wolken verzogen sich zu Gesichtern, zu höhnischen Grimassen, die schwankend im Grau standen und fragten: „Nun lebst du, Barabbas — doch wozu — wozu....?"

Aber Barabbas lachte; er klomm die Hügelhänge empor zur Schädelstätte, und lachte noch, als er den Kreuzen gegenüberstand. Er schwankte hin und her, bis er die Füße breit und fest in die gelockerte Erde grub; und dann, als er halbwegs sicher stand, begann er eine Rede und sagte dem Gütigen, Schlanken da oben, was er zu sagen hatte.

„Du kannst dich freuen," sagte er, „du bist tot, oder lebst du noch....? Alles eins, du hast es bald vorbei; aber ich lebe, ich Barabbas, ein besoffenes Schwein. Weißt du auch, was es heißt, leben, wie ich lebe? Nein; du schweigst; du schaust mich nicht einmal an. Aber du sollst mich anschauen, hörst du? Du sollst mich anschauen...."

Er schrie und rüttelte am Kreuz; die Soldaten umstanden ihn im Kreis und lachten.

„Hör' mich an. Du hast mir meinen Tod genommen, du, du, nur du; meinen schönen, anständigen Tod. Jetzt mußt du mich anhören. Hab' ich dich verlangt? Hab' ich dich gerufen? Was? Hab' ich gesagt: [illegible] Christus, komm und stirb für mich? Und kommst her und läßt dich kreuzigen meiner? Sprich, was soll ich jetzt anfan[illegible] ich, ein Mörder, ein Säufer? Weißt du, die Kinder auf der Straße mich anspucken

Er hielt die Fäuste in das Kreuz verkla[illegible] mert und schrie mit wüster, heiserer Stim[illegible] seine Fragen in das stille Gesicht empor.

„Warum leb' ich? Warum bist du [illegible] storben? Warum bist du ein König? War[illegible] bin ich ein Mörder? Warum haben sie [illegible] geliebt und sind dir nachgerannt? und warum haben sie mich gejagt und behandelt wie ein[illegible] Hund? Warum? Warum? Gib Antwort

Die Soldaten lachten, eine Frau, die [illegible] aufgelöstem Haar auf der Erde lag, schluch[illegible] laut.

„Ich will nicht leben, ich will nicht, h[illegible] du, ich will dieses elende Leben nicht. [illegible] König, du, was soll ich jetzt anfange[illegible] Sprich, was soll ich mit diesem Leben [illegible] fangen? Gib Antwort, gib mir Antwort, mußt mir Antwort geben...."

Aber Christus war schon gestorben.

Ein Donnern grollte auf und ließ [illegible] Erde zittern und die Kreuze leise hin und [illegible] pendeln in dem lockeren Boden. Barabb[illegible] schwankte und fiel nieder; er hörte noch, [illegible] durch wollige Tücher hindurch, ein [illegible] schreien, lallte noch ein paar Worte un[illegible] schlief ein.

Er schlief am Fuß des Kreuzes, den Kop[illegible] auf einen kantigen Stein gebettet; die Fäus[illegible] blieben auch im Schlaf geballt.

Als er erwachte, war es Abend; Männe[illegible] hantierten an dem mittleren Kreuz, hoben den schmalen Leichnam herab, schlugen ihn in ein weißes Tuch und trugen ihn fort. Ihre Schritte verklangen gleichmäßig und ernsthaft in der Dämmerung. Hinter ihnen her torkelte Barabbas zur Stadt hinab und sang. Das Lied und der Text waren von ihm und klangen sehr stolz und selbstbewußt.

„Der König der Juden ist für mich gestorben, für mich, für mich, für mich gestorben..."

Er bemühte sich, gerade zu gehen mit zurückgeneigtem Kopf, und den Leuten, die

Digitized by Google

traf, Hochachtung einzuflößen. Und noch tief in der Nacht, als er unter dem fleckigen Tisch der Taverne lag, sang er sein stolzes Lied.

„Der König der Juden ist für mich gestorben ....“

Randbemerkungen.

Die gelbe Jacke.

Die neueste chinesische Sensation der Reinhardtbühnen war nicht einmal für Deutschland eine Uraufführung. Vor einigen Wochen schon spielte man das gleiche Stück am „Schauspielhaus“ in Düsseldorf. Und der Zufall fügte es, daß ich es dort, nicht hier, gesehen habe. Ich kann gleichwohl auch zu Berlinern über diese Bühnenepisode sprechen; denn was an dieser Vorstellung das äußerlich Merkwürdige ist, die szenische Aufmachung, das ist nicht Originalerfindung eines Regisseurs, das ist im Textbuch — das der Verlag Erich Reiß herausgibt — ziemlich festgelegt. Zwei Amerikaner, Hazelton und Benrimo, haben das Buch aus chinesischen Theatermotiven zusammengesetzt, und jenseits des Ozeans und des Kanals gewaltige Erfolge mit ihrem Produkt erzielt. Die sehr hübsche Inszenierung des Direktor Lindemann, die ich sah, kann sich von der Reinhardts, die ich nicht sah, nur in Nuancen, nicht im Kern unterschieden haben. Aber wahrscheinlich war sie besser, denn die Berliner Aufführung dauerte, den Berichten nach, eine Stunde länger, ist also offenbar von Nuancen überfüttert, die den Kern verdecken. Dieser Kern ist die völlig illusionslose, die primitive Bühne: ein Vorhang mit zwei Oeffnungen, eine zum Eintreten, eine zum Hinausgehen. Dazwischen eine Nische für die Musikanten und darüber eine Oeffnung, aus der die Himmlischen sprechen können. Die Erdensöhne agieren vor dem Vorhang. Der Theatermeister sitzt mit seinen Gehilfen in der einen Ecke und stellt bald zwei Schemel, bald einen Tisch, bald einen Schemel auf einem Tisch hin — und gegenüber sitzt Chorus und erklärt: Dies ist ein Friedhof, dies ein Palast, dies ein Gebirge. Der Theatermeister reckt eine Pamposstange, und da steht eine Trauerweide, er legt ein Brett über zwei Hocker, und da ist ein Gießbach mit Brücke, er streut Papierfetzen in die Luft und erregt so Schneesturm, er schwenkt eine rote Fahne, und das ist der Tod, und ein rotes Kissen ist dann das abgeschlagene Haupt. Auch teilt er für solche, die todeshalber, oder aus Schmerz oder aus Ehrfurcht niederzufallen haben, sorglich Kissen aus. — Unsere Freude an diesem kindlich bloßgelegten Apparat einer doch gemeinten Täuschung hat zunächst gewiß die teils halb bewußte, teils mitleidsvolle, teils auch neidvolle Färbung, mit der Erwachsene auf Kinderspiel sehen. Je mehr wir uns aber an diese Form gewöhnen, um so mehr gewinnt sie einen neuen und selbständigen Wert: Dieser unbewegt wandelnde, ewig zigarettenrauchende und dabei alles Verhängnis mit kurzer Handbewegung einrichtende Theatermeister bekommt allgemach den grausig großartigen Ausdruck eines Schicksalsgottes. Der primitive Theaterapparat selber gewinnt einen dichterischen Formwert!

Aehnlich steht es mit der eigentlichen Dichtung. Sie ist freilich kein reines Naturprodukt; an so manchen Stellen sind die Herausgeber dringend verdächtig, den östlichen Charakter durch westliche Theater-Sentiments verdorben zu haben, und was von mystischen Untertönen: Seelenwanderung, Ahnenkult, Erlösungslehre durch das Märchenspiel geht, das ist wohl nur zum Teil altes Gut — zum Teil neubuddhistische Aufpfropfung eines Amerikaners. Dennoch bleibt ein Kern von großer volksliedhafter Schönheit. Die primitive Bühne, der ankündigende „Chorus“, den die Figuren durch Vorstellung in direktester Selbstcharakteristik noch unterstützen, gewährt freieste Spiel in Zeit und Raum. So gelangt ein ganzes Heldenleben zur Darstellung: von der frühesten Kindheit — der nach uraltem Märchenmotiv auf Einflüsterung der bösen Nebenfrau gegen Mutter und Kind gesandte Mörder bringt eine andere um, zeigt deren entstelltes Haupt und rettet den Knaben —, durch die Versuchungen der Jugend bis zur mannhaften Ueberwindung aller Gefahren, von Liebe gefeit, von Weisheit geleitet, hinan zur „gelben Jacke“, dem Zeichen der Herrscherwürde.

Zuerst lächelt man über diese einfachsten Abkürzungen von Gut und Böse und über die

Digitized by Google

formelhafte Steifheit dieser morgenländischen Sprache, die noch dem Mörder und Kuppler das Prädikat „erhaben“ und „ehrwürdig“ nicht vorenthält. Aber allmählich erfrischt uns das Gefühl von der sittlichen Sicherheit und sinnlichen Klarheit, mit der diese so streng formulierte Welt, fast der homerischen gleich, alle Gestalten ergreift. Wenn der Bauer, der zum Henker der Unschuldigen gedungen ist, klagt: „Vor einer Stunde noch waren ich und mein Ochse glücklich“, wenn die Mutter, zu den Ahnen gerufen, mit ihrem verrinnenden Blut des Kindes Herkunft auf seine Hand schreibt, — wenn der junge Held mit seiner ersten, sinnlich geliebten „Herbstwolke“ im Blumenboot „auf dem Silberstrom der Liebe“ treibt, — wenn später der Geist der reiner geliebten „Pflaumenblüte“ ihm helfend naht — aber nur oben vom Geisterhimmel her und deshalb ohne für einen Kuß „ihre erhabenen Lippen mitzubringen“, — wenn im Fluß der Held, der seine Ahnen und seiner Ahnen Thron sucht, durch den Anblick des bösen Vaters in den eigenen Zügen erschreckt und erst durch das Andenken der Mutter wieder beruhigt wird — .. das alles sind Wendungen von jener tief volksmäßigen Schönheit, in der das Primitive als das Monumentale wirkt.

Von unserer komplizierten Lebensform ausgehend, finden wir das Geradlinige in den Aeußerungen einfacherer Kulturen zunächst nur kurios und heiter. Bald aber zeigt sich, daß das Lebenswichtige dort das Gleiche war, was es noch hier ist — „spät erklingt, was früh erklang“ — und leichter kam es auf jenem geraden Weg zur reinen, starken Form! Ziel bleibt uns freilich (das wollen wir nie vergessen!) keine „Rückkehr zur Natur“, sondern die Herausarbeitung des großen Sinnes gerade aus unserem komplizierten Sein. Aber als eine Rast am Wege ist liebevolle Betrachtung solch älterer, einfacher Vollendungen gewiß von Wert. Sehen wir aber nicht unseren Weg, so doch' unser Ziel: eine klare, große Haltung des Menschen in der Welt. — Mit Liebe und Bescheidenheit geboten, kann diese „gelbe Jacke“ uns mehr als eine versuchte Theatersensation sein.

Julius Bab.

Erziehung zur Liebe.

Diese jüngste Novität des „Deutschen Künstlertheaters“, ein ernstes Spiel in vier Aufzügen von Hans Kyser, dessen Buchausgabe bei S. Fischer in Berlin erschien, ist eine feine, zarte Dichtung. Der Verfasser hat einen erotischen Konflikt von großer Lebenswärme mit einem schmerzlichen Hauch von Tragik in den Mittelpunkt seiner Handlung gestellt. Man spürt, daß der Dichter mit einem erhabenen Ernst und echtem, starkem Empfinden aus innerstem Erleben heraus gestaltet und eine große ethische und psychologische Vertiefung anstrebt. Soweit er sich dabei auch rein äußerlich auf seine menschliche Erfahrung verlassen kann, ist er nachhaltiger dichterischer und dramatischer Wirkungen sicher. An manchen Stellen freilich versagt seine poetische Schöpferkraft, und vom kalten Verstand ausgeklügelte Kombinationen und Effekte führen zu Unnatürlichkeit und zur Trübung der Motivierung und Charakterisierung. Dadurch schädigt Kyser oft nicht unbeträchtlich den künstlerischen Eindruck seines Werkes, wenn auch die Ehrlichkeit und Innigkeit seiner Gestaltung doch den Haupterfolg für sich entscheidet und gerade im Schlußakt ihre ergreifendsten Wirkungen ausübt.

Der Gymnasialprofessor Horst hat als Primaner eine bedeutend ältere verheiratete Frau geliebt und schwärmt seiner achtunddreißigjährigen Gattin, die die echte Liebesleidenschaft selbst nicht kennen gelernt hat, so viel von seiner Erziehung zur Liebe durch jene Frau vor, daß er endlich in ihr heimliche, verbotene Sehnsuchten weckt. Während er nun auf einem archäologischen Kursus in Berlin weilt, spielt sich in seinem ostpreußischen Heim die Erziehung zur Liebe seines Pensionärs, des Oberprimaners Hans Preuß, durch Frau Helene Horst ab. Hans, der sich von seiner Jugendliebe, der Cousine Bertha verraten wähnt, weil sie sich auf Betreiben ihrer Mutter mit dem Mathematiklehrer, dem „Eunuchen“, verlobt, kostet in echt jünglingshaft feuriger Hingebung die reifen Reize und die wundervoll frauenhafte Anmut und Zartheit seiner Geliebten. Natürlich kann dieser Liebestraum nur kurze Zeit währen und findet sein Ende mit der Heimkehr des Professors. Hansens Mutter ist

Digitized by Google

es, die aus ihrer abgeklärten Lebenserfahrung der Frau und ihrem Sohne die idealen Werte ihres Erlebnisses und die reale Notwendigkeit ihrer Entsagung und Trennung zum Bewußtsein führt. Hans muß mit dieser Erinnerung jetzt nach bestandenem Abiturientenexamen dem Leben wie ein neues Schiff dem offenen Meere preisgegeben werden. Frau Helene aber wird nun gemeinsam mit ihrem Gatten ins Alter gehen.

Man muß den Sozietären des „Deutschen Künstlertheaters" für diese Novität dankbar sein, um so mehr, als sie auch einen neuen darstellerischen Triumph dieses herrlichen Ensembles bedeutete. Erst acht Tage vorher hatte man hier an der prachtvollen Aufführung des doch schon recht veralteten Schwanks „Der Raub der Sabinerinnen" seine helle Freude haben können, in der Tiedtke es fertig brachte, aus dem Theaterdirektor Striese eine ernst zu nehmende Charakterstudie zu machen. Für die gesamte deutsche Bühne bedeutet das „Deutsche Künstlertheater" einen hochwichtigen Kunstfaktor von unersetzlichem Werte, dessen Leistungen die stärkste Anerkennung und Unterstützung verdienen. Und daß Rudolf Rittner, der Regisseur des ernsten Spiels „Erziehung zur Liebe", der für eine prächtig lebensechte, stimmungsreiche Inszenierung und ein Spiel wie aus einem Gusse gesorgt hatte, aus dem Ensemble der Sozietäre wieder ausschiede und es der unschätzbaren Reife seines Urteils und Geschmacks, seiner gediegenen, umfassenden Sachkenntnis und seiner hohen künstlerischen Leistungsfähigkeit beraubte, sollte in allseitigem Interesse auch unter allen Umständen vermieden werden. W. B.

Gurlitts neue Kunstausstellung.

Die neue Ausstellung im Salon Gurlitt verdient mit stärkstem Nachdrucke gerühmt zu werden, da sie zum größten Teile hochbedeutende Kunstwerke zeigt. An erster Stelle ist auf den genialen Steglitzer Maler Erich Heckel hinzuweisen. Seine Bilder zeugen von einer prachtvollen, reichen Phantasie, und ihre Komposition zeigt eine geradezu überwältigende dramatische Wucht. Dazu tritt eine ungemeine Tiefe des Gehalts und eine sprechende Lebendigkeit des Ausdrucks. Ein paar Bilder, wie „Waldarbeiter", „A. E. als Pierrot", „Rauhreif" sind mir zu flüchtig und undeutlich ausgeführt, aber die meisten anderen, von denen ich nur „Wintersonne", „Badende am Abend", „Gewitterlandschaft", „Stilleben mit Maske" und die unvergeßliche „Gitarrenspielerin" hervorheben will, sind von eindringlichster Anschaulichkeit und einer üppigen Farbenpracht. Auch den Aquarellen und Zeichnungen sind im wesentlichen die gleichen künstlerischen Eigenschaften nachzurühmen. Ueberraschende Wirkungen gehen auch von den Landschaften des Berliners Alfred Helberger aus. Ueber alle ist eine duftige Stimmung ausgebreitet, und ihre Darstellung ist so gehalten, als ob man große Flächen aus einiger Ferne überblicke. In Form und Farbe sind die Bilder dem Charakter der Landschaft so wundervoll angepaßt, daß man beinahe das jeweils herrschende Wetter zu spüren meint. Mehr aus der Nähe gesehen, aber gleichfalls sehr echt und lebendig in ihren Wirkungen, sind die Landschaften von F. Lindau. Als Landschaftsmaler verdient endlich noch der Münchener Adolf Erbslöh gewürdigt zu werden, während seine Menschendarstellungen mir nicht sehr gelungen scheinen. In seinen Landschaften macht sich eine eigenartig düstere, geheimnisvoll lockende Stimmung geltend. Schade ist nur, daß manche Bilder — besonders „Garten mit Figur" — so ungünstig gehängt sind, daß man sie nur schwer erkennen kann. Bei dem Maler Otto Hettner überwiegt das Wollen vorläufig noch das Können. Daß sein Talent verheißungsvoll ist, läßt sich aus verschiedenen Proben seiner Kunst, der famosen „Nachtphantasie", dem charakteristischen „Schlafenden Harlekin" und der reizvollen „Landschaft bei Forte dei Marmi", erkennen. Im Ganzen ist aber seine Kunst trotz guter Konzeptionen, wie sie das „Abendmahl" und einige andere Bilder verraten, noch unausgereift, und Hettner wird noch viel an sich arbeiten müssen, ehe seine Schöpfungen als vollwertig erachtet werden können. W. B.

Digitized by Google

Neue Bücher.

Vergessne Lieder und Verse. Mit Zeichnungen von Alphons Woelfle. (Verlag von Albert Langen, München 1911.)

Der Titel dieses Buches klingt etwas wehmütig, der Inhalt ist jedoch sehr heiter. Zu der Veröffentlichung der galanten Lyrik Hofmannswaldaus, der Mariniſten und des hochtalentierten Günther, die Franz Blei vor einigen Jahren herausgegeben hat, bildet dies von seinem Verleger sehr schön und vornehm ausgestattete Buch ein ungemein reizvolles Seitenstück, wenn auch die darin enthaltenen Gedichte mehr als ein halbes Jahrhundert jünger sind. Sie stammen aus dem Zeitalter Gleims und der Anakreontiker und lassen größtenteils Dichter zu Worte kommen, die dem Laien heute fast unbekannt sind. Große, weltbewegende Kunstwerke enthalten diese Verse, deren Thema immer wieder der heitere Lebensgenuß, die Liebe, der Wein und die Frauenschönheit ist, natürlich nicht, aber sie alle bilden jene kleinen, pikanten literarischen Delikatessen und Näschereien, die immer viel Genuß und Vergnügen zu bereiten vermögen. Von den plumpen erotischen Eindeutigkeiten Hofmannswaldaus und seines Kreises sind sie ganz frei, und dafür weht aus ihnen ein Hauch von der Grazie, der Koketterie und der naiven Sinnenfreudigkeit des Rokoko. Johann Peter Uz, dem relativ bekanntesten der hier vertretenen Dichter, sind einige sehr hübsche Gedichte gelungen, Christian Felix Weiße hat seine anmutigen Tändeleien sehr amüsant mit einem Schuß liebenswürdiger Frivolität versetzt, und Goeckingk, der über eine nicht geringe poetische Gestaltungskraft verfügt, weiß geistreiche Bosheiten sehr niedlich zu sagen und offenbart auch in seinen anonym erschienenen „Liedern zweier Liebenden" eine beachtenswerte lyrische Begabung. Am weitaus schönsten sind jedoch die genialen, einfach entzückenden, den höchsten künstlerischen Ansprüchen genügenden Zeichnungen von Alphons Woelfle, und um ihretwillen dürfte sich kein Bücherfreund die Anschaffung dieses Buches versagen.

W. B.

Erdenheimat, du liebe!" (Gedichte von Margarete Kiefer-Steffe. Verlag L. Heege, Schweidnitz.)

Eine bisher erst in engeren Kreisen bekannte Dichterin aus der dichterreichen Provinz Schlesien tritt mit diesem feinen, schmalen Bande in die weitere literarische Oeffentlichkeit hinaus. Es ist keines der unzähligen, menschlich und dichterisch meist gleich überflüssigen, lyrischen Bändchen, die tagaus, tagein kommen und gehen — auch nicht eins der lebensunfähigen, modischen Zierbücher, deren Selbstbespiegelungen und Bekenntnisraſereien nur noch lächelnden Ueberdruß wecken —, sondern ein Stück ganz schlichtes und echtes Menschentum, von einer einfachen, aber gerade darum sicheren und feinern Formkraft dichterisch geballt. Rein menschlich wirkt es schon erquicklich, hier einmal ein ganz natürliches und durchseeltes, fraulich-mütterliches Empfinden zu treffen, wie es gerade in der neueren Frauendichtung selten geworden ist, gleich fern von falscher Scham und modischer Schamlosigkeit. Und dieser Echtheit des Menschentums entspricht die Gediegenheit des auf wenige, aber starke, lautere Grundtöne gestimmten Talents. Gerade von den Wundern der Mutterschaft kunden einige der zartesten und bestgeprägten Strophen. — Ich setze die Perle des Bandes hierher, die etwas vom Adel und der Gedrungenheit der Verse eines Conrad Ferdinand Meyer hat:

Liebe.

Gib mir zu trinken! Und da reichtest du
Wortlos im Dunkel mir das Glas entgegen.
Ich sah dich nicht. Ich faßte tastend zu.
Da trankst auch du, um still dich hinzulegen,
Versinkend wiederum in tiefe Ruh' . .

Was Liebe ist? Was können wir uns sein,
Als eine Hand im Dunkel ausgestreckt,
Der andern Hand den Becher hinzureichen?
In tiefer Nacht, vom lieben Ruf geweckt,
Tränkend, getränkt, um lautlos zu entweichen,
Aus Nacht erwacht, in Nacht allein zu sein.

Kurt Walter Goldschmidt.

Herausgeber: Dr. Heinrich Ilgenstein. — Verantwortlich: Dr. Wilhelm Bolze, Charlottenburg, Friedbergstraße 18. — Verlag: Hellmuth Johnke, Berlin W. 15. — Oesterreich-Ungarn: Huber & Lahme Nachf., Wien I, Herrengasse 6. — Verantwortlich für die Inserate: Franz Rausch, Berlin W. — Druck und Postvertrieb: Paß & Garleb G. m. b. H., Berlin W. 57.

Digitized by Google

Die Gegenwart

Nr. 16 — Berlin, den 18. April 1914 — 43. Jahrgang Band 85.

Sport und Volksverwilderung.

Von

Johannes Gaulke.

Die „Saison" ist vorüber. Zum Schluß gab es noch drei Sensationen besonderer Art: Das Sechstagerennen, die Pégoud-Flüge und das Zwölftagefest von „Maske und Palette". Das sogenannte geistige Berlin, das irgendeine Harlekinade so hoch bewertet wie etwa ein Shakespearesches Drama, kann mit sich zufrieden sein. Der „Rekord" ist fast auf allen Gebieten sportlicher Kultur behauptet worden, und darauf kommt es — Gott sei gepriesen — letzten Endes doch an.

Während die Theater und alle Stätten einer antiquierten Geisteskultur sich leeren, überfüllen sich die Sportplätze und die Kinos. Die Lust an der Sensation hat sich aller Kreise, von der hanebüchenen Berliner Vorstadtkrapüle bis zum Zierbengeltum des Westens, bemächtigt. Wohl dem Glücklichen, dem es vergönnt war, dem Sechstagerennen beizuwohnen! Handelt es sich hier doch um den Austrag einer nationalen Angelegenheit, denn nichts geringeres als der Weltrekord stand auf dem Spiel! Leider haben sich die Helden vom Asphalt diesmal nicht bewährt, Berlin blieb um ein paar hundert Kilometer zurück. Das begeisterungswütige Publikum hatte sich Tag und Nacht um nichts die Kehlen heiser gebrüllt. Man sprach von faulen Schiebungen und einem abgekarteten Spiel. Aber zum Glück ist der Enthusiasmus für den edlen Radsport und den mit System betriebenen Stumpfsinn darüber nicht in die Binsen gegangen. Auf dem Flugplatz in Johannistal, wo der edle Pégoud im Aeroplan seine halsbrecherischen Lufttänze ausführte, sich dutzendmal überschlug, Kopf stand und andere Scherze ausführte, da hatte die Begeisterung für das moderne Heldentum seinen Höhepunkt erreicht. Pégoud hatte ganz Berlin auf den Kopf gestellt, es schien im Augenblick so, als hätten die Berliner gar den Kopf verloren. Seit der Heimkehr der siegreichen Truppen aus Frankreich hatte kein Ereignis einen stärkeren Eindruck auf die Bevölkerung gemacht. Immerhin und sozusagen haben wir im letzten halben Jahrhundert auch etliche geistige Errungenschaften verzeichnen können — wer nennt aber die Namen derer, die den Schatz des menschlichen Wissens um schwerwiegende Stücke bereichert haben! Auch auf dem Gebiet der Kunst und Literatur fehlt es nicht an ehrlichen Kämpfern und produktiven Geistern. Im deutschen Sprachgebiet verzeichnet der Katalog jahraus, jahrein über 30 000 Neuerscheinungen, Ohne Frage dominiert die Durchschnittsware, aber sollten im Jahre nur 1000 gute Bücher geschrieben werden, würden sie kaum einen Resonanzboden im Volke der Denker finden.

Wir stehen mitten in einem Umwertungsprozeß der geistigen Werte, dessen Tragweite wir noch gar nicht übersehen können. Das Erwerbsleben, das den ganzen Menschen mit Beschlag belegt, das seine Kräfte vollkommen absorbiert, ertötet in ihm mehr und mehr das reine ästhetische Bedürfnis, die Freude an den Darbietungen einer „zwecklosen" Kunst. Dem modernen Menschen, namentlich dem Großstädter, ist die Konzentrationsfähigkeit abhanden gekommen. Seine Psyche reagiert zwar schnell, aber nie dauernd auf äußere Eindrücke. Dieser Gemütsverfassung kommt die Kunst, die den ganzen, unverbrauchten, aufnahmefähigen Menschen für sich in Anspruch nimmt, nicht entgegen. Der Großstadtmensch ist viel zu stark durch seine Berufstätigkeit angespannt, um „nach Feierabend" noch künstlerisch genießen zu können. Seine Nerven

Digitized by Google

können nur noch durch eine Sensation aufgepeitscht werden. Das Schauspiel einer öffentlichen Hinrichtung würde seiner Gemütsverfassung am besten entsprechen. Da das notwendige Material hierzu aber nur schwer zu beschaffen ist und öffentliche Hinrichtungen in den meisten Ländern aus der Mode gekommen sind, so muß man sich schon nach einem Ersatz umsehen. Ein sehr brauchbares, wenn auch nicht gleichwertiges Aequivalent bietet in dieser Beziehung der Sport. Wenn die Kerle auf der Rennbahn sechs Tage lang mit einem Stumpfsinn ohnegleichen die Strecke abstrampeln, um den Weltrekord zu halten, so kann der wohlwollende Zuschauer mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit auf einen interessanten Zwischenfall rechnen. Schließlich enden die Herren vom Asphalt alle durch einen Genicksturz. Ich kenn viele Damen und Herren der besten Gesellschaft, die nur aus dem Grunde auf den Sportplätzen herumlungern, um gelegentlich Zeuge eines kleinen Zwischenfalls, der dem Helden des Tages das Leben kosten könnte, zu sein.

Der Nervenreiz wird natürlich um so stärker ausfallen, je waghalsiger die Produktion des „Helden" sind. Die Sechstagerenner sind im Vergleich zu einem Pégoud doch nur wahre Waisenknaben. Die Tausende, die diesem Helden der Luft zujubeln, würden erst dann vollkommen auf ihre Kosten kommen, wenn der kleine Franzose ihnen nicht nur einen fingierten, sondern einen wirklichen Absturz vormachte. Es ist weniger das Interesse an der Sache, das die Menschen auf die Sportplätze treibt, als die schöne Hoffnung, eine nervenprickelnde Sensation zu erleben. Eine Wiederholung der Gladiatorenkämpfe im alten Rom in anderer Form. Wir haben wirklich keinen Grund, uns über die Barbarei des Altertums erhaben zu dünken. —

Was wir sonst noch an Kultur besitzen, wird rasend schnell durch die Kinobühne, die die Sensation des Sports und der halsbrecherischen Künste in ungezählter Auflage vervielfältigt, vernichtet. Sport und Kino ergänzen sich in bemerkenswerter Weise. Beide Institute befriedigen den Sensationshunger der Massen. Man hat zwar vielfach den Versuch unternommen, die Kinobühne als Ersatz und Erweiterung der Theaterbühne hinzustellen, man hat gar dem Kinodrama stolze Tempel errichtet, und es tausendfach in die Welt posaunt, daß die wahre Volkskunst endlich erfunden sei. Selten hat sich eine neue Technik in so kurzer Zeit die Welt erobert, selten ist aber auch soviel an der Kunst gesündigt worden als in diesen Tagen mit Hilfe eines technischen Apparates. Man hat die Kolportageliteratur in Wort und Schrift bekämpft, man hat Volksbildungsinstitute gegründet, um das geistige Niveau zu heben und die Sensation zu bekämpfen, aber man hat nicht mit der Findigkeit der Unternehmer gerechnet, die eine geniale Erfindung benutzen, um das Sensationsbedürfnis von neuem aufzupeitschen. Das Kinodrama, das die Masse entzückt, kann in seiner gegenwärtigen Fassung nur als ein künstlerischer Rückschritt angesprochen werden — als eine Kunst für geistig Minderwertige. Es hieße alle Entwicklungsgesetze negieren, alle ästhetischen Grundgesetze umstoßen, wollten wir im Drama auf die Sprache, die wir als die bedeutendste Erfindung des Menschengeistes bezeichnen, verzichten, und dies lediglich aus dem Grunde, um eine Technik, deren Bedeutung doch auf ganz anderem Gebiet liegt, künstlerisch zu verwerten. Mag eine Situation auch noch so künstlerisch komponiert sein, so sagt sie uns meistens doch nur sehr wenig über die seelischen Vorgänge, die sich im Innern der handelnden Personen abspielen. Das Wort ist das einzige Mittel des Verständnisses zwischen Menschen, im Leben wie in der Kunst. Aber das Wort regt zum Denken an, und das Denken ist dem sensationssüchtigen Menschen auf das tiefste zuwider. Das ist der Grund, daß die Kinobühne zu einem Faktor im öffentlichen Leben geworden ist.

Wir haben es wahrlich herrlich weit gebracht! Die Technik, die uns große Kulturmöglichkeiten erschließt, hat sich zu unserem Herrn aufgeworfen und uns in der Kultur zurückgeworfen. Wir haben durch die Erfindung des Luftfahrzeuges dem Verkehr neue Bahnen erschlossen, wir haben durch die Erfindung des bewegten Lichtbildes der Wissenschaft neue Wege gewiesen, darüber ist aber das geistige

Digitized by Google

Niveau ständig gesunken. Wenn diese Entwicklung so weiter geht, werden wir uns bald wieder die geistigen Bedürfnisse des Wilden zu eigen machen.

Neues vom Himmel und von der Erde.

Von

Prof. Dr. Adolf Marcuse.

Nachdem wir im 7. Heft dieses Jahrgangs der „Gegenwart" des näheren die astronomischen Forschungen über unseren Mond, den einzigen Trabanten der Erde, geschildert und auf seine fluterzeugende Anziehungskraft hingewiesen haben, sei jetzt, wie schon damals versprochen wurde, näher auf jene kosmisch-terrestrische Erscheinung eingegangen, die in den Gezeiten der Meere als Wirkung der Mond- und Sonnenanziehung zum Ausdruck kommt.

Meere und Seen der Erde, die insgesamt $^5/_7$ der Panzerdecke unseres Planeten überfluten, ruhen nun schon seit vielen Jahrtausenden im Gleichgewichte mit den Kontinenten und Inseln der Erde, die von ihnen umspült werden. Aber, wenn auch die Ozeane nicht mehr wie in früheren geologischen Zeitaltern unserer Erde ihre Gestade verlassen und das Festland überschwemmen, so führen sie doch in mehr oder weniger ruhigem Takte regelmäßige Schwingungen aus, die als Steigen und Fallen des Wasserspiegels wohl die großartigste und auffallendste Bewegungsform der flüssigen Hülle unseres Planeten darstellen. Diese periodischen Schwankungen des Meeresspiegels nennt man Gezeiten, und man versteht unter Flut die über eine mittlere Wasserhöhe steigende, unter Ebbe die unter jene Mittelhöhe fallende Bewegung der Wassermassen. Diese Gezeitenbewegung findet in Form einer riesigen Flutwelle statt, deren Scheitel als Hochwasser und deren Tal als Niedrigwasser bezeichnet wird.

Diese Erscheinung, die wir fast alle mit eigenen Augen an der Meeresküste gesehen haben, wiederholt sich regelmäßig Tag für Tag; nur erkennt ein aufmerksamer Beobachter, daß das Eintreten von Ebbe und Flut täglich um etwa 50 Minuten sich verspätet und daß auch die Höhe des Wasserspiegels im Verlaufe eines Monats erheblich wechselt. Alle vierzehn Tage nämlich erreicht der Wasserstandsunterschied zwischen Ebbe und Flut ein Maximum, es tritt Springflut ein, während acht Tage vorher oder nachher ein Minimum im Unterschiede der Wasserhöhen sich bemerkbar macht, das Nippflut (vom englischen neap gleich niedrig) genannt wird.

Diese eben geschilderten Bewegungen der Ozeane können zwar durch Windwirkungen gesteigert werden, aber sie kommen und gehen mit derselben Regelmäßigkeit auch bei wolkenfreiem Himmel und bei ruhiger Luft. Ja, die Gesetzmäßigkeit dieser nur nach Ort und Zeit verschiedenen Bewegungen der Meeresspiegel ist so groß, daß dieselben sich für alle Küstenorte unseres Planeten fast ebenso sicher vorausberechnen lassen, wie in der Astronomie die jeweiligen Stellungen von Mond und Sonne am Firmament. Eine so regelmäßige Erscheinung wie die Ebbe und Flut setzt naturgemäß auch regelmäßig und dauernd wirkende Ursachen voraus, die in den Anziehungskräften von Mond und Sonne bald erkannt wurden.

Um das besonders für die Schiffahrt so überaus wichtige Phänomen der Gezeiten besser zu verstehen, müssen zunächst die vereinfachenden Voraussetzungen gemacht werden, daß die ganze Erde mit einem tiefen Ozean bedeckt sei, daß die anziehenden Himmelskörper wie Mond und Sonne in der Ebene des Aequators, also senkrecht zur Erdachse, liegen und daß die Wassermassen momentan ohne Verzögerung jenen Anziehungskräften folgen. Dann muß während der Dauer einer Erdumdrehung, also in je 24 Stunden, jeder Punkt der Erdoberfläche zweimal in Intervallen von etwa 12 Stunden Flut und entsprechend nach etwa sechsstündiger Zwischenzeit zweimal Ebbe haben, mit einer vom Erdäquator (Maximum der Gezeiten) bis zu den Erdpolen (Minimum der Gezeiten) abnehmenden Stärke. Die so entstehende Flutwelle würde entgegen der

Digitized by Google

Erdrotation, also von Ost nach West, ununterbrochen auf der Erdoberfläche fortschreiten und ihr dem Hochwasser entsprechender Wellenberg würde stets da liegen, wo der anziehende Himmelskörper im Meridian steht, während das dem Niedrigwasser entsprechende Wellental immer in dazu senkrechter Richtung, also nach Ost-West (Aufgang des Gestirns), liegen müßte. Theoretisch läßt sich nun die größte, vom Mond erzeugte Fluthöhe zu 97 Zentimeter und die entsprechende von der Sonne erzeugte Fluthöhe zu 44 Zentimeter berechnen. Daher richten sich auch die Eintrittszeiten von Hoch- und Niedrigwasser in erster Linie nach dem Monde, und die von der Sonne erzeugten Gezeiten können die Mondgezeiten nur verstärken oder abschwächen, je nachdem die von beiden Gestirnen erregten Flutwellen in gleichem oder in entgegengesetztem Sinne verlaufen. Wenn z. B. Mond und Sonne in demselben Meridian stehen, wie bei Vollmond oder Neumond, so verstärken sich die Gezeiten und wir haben alsdann Springflut. Stehen dagegen, wie beim ersten und letzten Mondviertel, Sonne und Mond um je 90 Grad von einander ab, so schwächen sich ihre Anziehungswirkungen auf die Wassermassen der Erde und wir haben alsdann Nippflut. So vollzieht sich entsprechend den im Kalendermonat verlaufenden Phasenänderungen des Mondes der fortwährende Wechsel in den Fluthöhen und Flutzeiten. Hierzu kommt noch eine von Tag zu Tag wechselnde Ungleichheit der Flutwelle, weil in Wirklichkeit Mond und Sonne nicht immer im Himmmelsäquator stehen, sondern davon nach oben wie nach unten sich entfernen. Je höher diese Gestirne über dem Aequator stehen, um so größer wird auch die Ungleichheit der Flutwelle.

Um nun aber die wirkliche Gezeitenbewegung der irdischen Meere darzustellen, müssen wir alle oben gemachten vereinfachenden Voraussetzungen jetzt fallen lassen. Die erste, daß Mond wie Sonne genau im Aequator stehen sollen, ist bereits eben aufgehoben worden; es bleibt nur noch übrig, sich an Stelle des allseitigen Ozeans die Kontinente der Erde zu denken und auch die vorhandene Trägheit oder Reibung der Wassermassen mit in Betracht zu ziehen.

Erst dann bekommt man ein richtiges Bild von den wirklich auf der Erde sich abspielenden Gezeiten der Meere. Auf offenem Meere, besonders im östlichen Teile des Stillen Ozeans, wo die etwa 9000 Meter tiefen Wassermassen zwischen Vancouver und den Südpolarländern ununterbrochen fast über den halben meridionalen Erdumfang sich erstrecken, hat die Flutwelle den reinsten Charakter. Sie stellt sich als sehr flache, etwa einen Meter hohe Welle dar, die ein Viertel des Erdumfangs in Länge umfaßt. Die sie erzeugende Kraft wirkt bis auf den Meeresboden, dessen etwa 9 Kilometer betragende Maximaltiefe ganz unbedeutend ist im Verhältnis zu der auf hoher See Tausende von Kilometern betragenden Länge der Flutwelle. Dabei zeigen die Wasserteilchen vielmehr eine auf- und abschwingende als eine mit der Welle fortschreitende Bewegung, so daß z. B. jedes Wasserteilchen in einem 9000 Meter tiefen Ozean sich in 6 Stunden noch nicht einen Kilometer horizontal fortbewegt.

Ganz anders gestalten sich diese Verhältnisse, wenn die Flutwelle des Ozeans in die Nähe festländischer Küsten kommt oder wenn sie auf seichteres Wasser, in Buchten, Flußmündungen usw. übergeht. Dann steigert sich die horizontale Bewegung der Wasserteilchen ganz bedeutend, es treten mehr oder weniger reißende Gezeitenströmungen auf, und die ganze Fluterscheinung wird durch lokale Terrainwirkungen erheblich verändert. Dabei modifizieren sich nicht nur die Höhe, sondern auch die Eintrittszeiten von Hoch- und Niedrigwasser ganz bedeutend. Dafür einige Beispiele. Die Fluthöhe bei der Insel St. Helena beträgt 1 Meter, in Bordeaux 4½ Meter, in Boulogne fast 8 Meter und in St. Malo 11 Meter; in Christchurch 1½ Meter, in Brighton 6 Meter, in Bristol 9½ Meter und Newport 11½ Meter. Auch die sogenannte Hafenzeit oder die Verspätung des Hochwassers nach der Kulmination des Mondes, eine für die Schiffahrt sehr wichtige und für jeden Küstenort besonders bestimmte Größe, ist von Ort zu Ort stark verschieden. Sie be-

Digitized by Google

trägt z. B. für Cuxhaven 1 Stunde, für Hamburg 5, für Helgoland sogar 11 Stunden, für Kadix 1 und für Lissabon 4 Stunden. Man glaubte früher, daß die Flutwelle im Großen oder Stillen Ozean zustande käme und sich allmählich zu den übrigen Meeren fortpflanze. Heute weiß man auf Grund genauester Wasserstandsmessungen an den modernen Präzissions-Pegelapparaten, daß alle Meere, selbst kleinere Binnenmeere wie Mittelmeer und Ostsee, ja sogar große Landseen, wie z. B. der Michigansee bei Chicago ihre eigene Ebbe und Flut haben, die auf direkten Anziehungswirkungen von Mond und Sonne beruhen. Im Mittelmeer erreichen die Fluthöhen an der Westküste $^6/_{10}$ Meter, an der Ostküste $^3/_{10}$ Meter; in der Ostsee beträgt sie bei Kiel 7 Zentimeter, bei Arkona 2 Zentimeter und bei Memel nur 5 Millimeter.

Kommen endlich die Flutwellen des Meeres in enge Meeresstraßen oder in Flußmündungen, so steigert sich die Flutwelle, und es entstehen Gezeitenströme, die entsprechend dem Hoch- und Niedrigwasser in einen landwärts gerichteten Flutstrom und in den seewärts kenternden Ebbestrom zerfallen. An der Mündung des südamerikanischen Amazonenstromes z. B. machen sich zur Springflutzeit sogenannte Sprungwellen bis zu 300 Kilometer landeinwärts bemerkbar, die mit 5 Meter Wasserhöhe brausend flußaufwärts laufen und alles mit sich fortreißen. Auch an der Elb- und Wesermündung machen sich allerdings in viel bescheidenerem Maße die Gezeitenströme weit in den Fluß hinein wahrnehmbar und werden mit ihrer etwa 2 Meter in der Sekunde betragenden Wasserbewegung für die Schiffahrt von großer Bedeutung.

So haben wir denn im Verlaufe dieser kurzen Betrachtungen über Ebbe und Flut gesehen, daß eine der wichtigsten und für die Schiffahrt bedeutsamsten terrestrischen Erscheinungen, nämlich das Phänomen der Meeresgezeiten, in erster Linie kosmische Ursachen hat und auf astronomischen Erkenntnis-Grundlagen beruht.

Die deutsche Einheitskurzschrift.

Von

Georg Elgard.

In Deutschland vollzieht sich, ignoriert von den besten Köpfen, seit vielen Jahren eine starke, flutende und ebbende Bewegung zur Vereinheitlichung und Verstaatlichung der Kurzschrift. „Ein Reich — eine Kurzschrift!“ ist das Losungswort dieser Bewegung, die dem stenographischen Partikularismus zu Leibe gehen will.

Eine einheitliche deutsche Kurzschrift wäre vom nationalen Standpunkt aus freudig zu begrüßen; als eine höchst wertvolle Bereicherung unseres nationalen Kulturschatzes; als ein neues, bedeutsames und keineswegs überflüssiges Bindeglied zwischen den Staaten deutscher Zunge; als ein sehr wesentliches Kennzeichen unserer nationalen Eigenart. —

Denn wie sich in der Gebrauchsschrift einer Nation ihre völkische Eigentümlichkeit offenbart, so müßte und würde sich auch in ihrer einheitlichen Kurzschrift ihre Kultur in charakteristischer Weise ausprägen.

Die nationale Notwendigkeit oder Bedeutsamkeit einer Einheitskurzschrift zugegeben — und welcher Ernsthafte vermöchte sie zu leugnen? — schädigte eine Einheitskurzschrift, indem sie die stenographischen Schöpferkräfte in das Joch eines Reichsgesetzes spannte und den freien stenographisch-schöpferischen Wettbewerb beseitigte, zum mindesten erheblich erschwerte, nicht die Interessen der Stenographie selber? Würde nicht jede stenographische Schöpfungskraft vernichtet, jeder stenographische Fortschritt unmöglich? Würde die stenographische Wissenschaft nicht zum Stillstand verurteilt? Demgegenüber muß die für die deutsche Kurzschrift überaus rühmliche Tatsache festgestellt werden, daß sie in einer nur achtzigjährigen Entwicklung alle überhaupt möglichen stenographischen Systemkeime bereits ausgetragen hat: neue stenographische Gedanken sind nicht mehr möglich! Möglich sind nur noch neue Kombinationen innerhalb des bereits vollständig vorhandenen Ideenkomplexes.

Ist aber — lächeln Schwarzseher — eine Einheits-, eine Reichskurzschrift denn auch

Digitized by Google

möglich? Dieses Problem soll, objektiv, hier untersucht werden.

Vier Wege könnten zu einer deutschen Reichs-Stenographie führen:

Ein Stenographiesystem gewinnt soviel Anhänger, soviel politische Macht, daß alle übrigen Schulen den Kampf um ihre Ideen, als völlig nutzlos, aufgeben;

die Reichs-Regierung verstaatlicht eines der bestehenden Systeme;

die gesamten deutschen Stenographieschulen einigen sich auf ein Kompromiß-System;

eine gegenseitige Ergänzung verwandter Systeme, durch welche dem neu entstehenden Systeme jene entscheidende politische Macht zugeführt wird. —

In der jetzt achtzigjährigen Entwicklung der deutschen Kurzschrift, ausgehend von der Veröffentlichung der „Redezeichenkunst" Franz Xaver Gabelsbergers, 1834, haben sich, unter scharfen und leidenschaftlichen Kämpfen gegen eine Fülle von Erfindern und Stenographie-Schulen, zwei Kurzschriftsysteme eine überragende Position errungen: Die Originalschöpfung Gabelsbergers und das aus Kompromissen zwischen verschiedenen, mehr artals zielverwandten Systemen geborene „Einigungs-System Stolze-Schrey". Jedes dieser beiden Systeme hat mehr Anhänger, als alle übrigen hier nicht namentlich aufgeführten Stenographie-Systeme zusammengenommen. Gabelsberger herrscht, unterstützt von den Regierungen, in den süddeutschen Bundesstaaten (einschließlich Sachsen) fast ausschließlich; Stolze-Schrey ist, ohne daß sich die Regierung zu positiver Förderung hat entschließen mögen, die in Preußen verbreitetste Kurzschrift.

Daß eines dieser beiden Systeme in absehbarer Zeit auf dem Wege des bisherigen Wettbewerbes das andere entscheidend überflügelt und die erdrückende Majorität an sich bringt, ist absolut ausgeschlossen.

Ebenso aussichtslos ist die Hoffnung dieser beiden und aller anderen Stenographie-Schulen auf eine Verstaatlichung ihres Systems durch die Reichsregierung. — Zum Glück! Denn keines der in Frage kommenden Systeme kann in seiner jetzigen Gestalt dem objektiven Kurzschriftforscher — wohl auf keinem anderen geistigen Turnierplatze gibt es so wenig sachkundige Unparteiische — vollkommen erscheinen und geeignet, die hohe wissenschaftliche, diplomatische und repräsentative Aufgabe einer nationalen Kurzschrift zu erfüllen.

Ebenso unmöglich ist es, im Wege eines Kompromisses die stenographische Kleinstaaterei zu beseitigen und ein System zu schaffen, in dem, vorurteilslos, die Extrakte der gegenwärtigen Kurzschriften vereinigt werden. Die Abgründe, die sich zwischen den einzelnen deutschen Systemen auftun, sind in den meisten Fällen unüberbrückbar. Allein die Frage, ob die Vokale buchstäblich, wie in der gewöhnlichen Schrift, oder, an den sie umgebenden Konsonanten, symbolisch dargestellt werden sollen, teilt die deutschen Stenographie-Schulen in zwei Lager, die sich auf Tod und Leben befehden.

Und so ist der Versuch, den, seit anderthalb Jahren, die preußische Regierung anstellt: durch einen Sachverständigen-Ausschuß von 23 Anhängern verschiedener deutscher Stenographie-Systeme ein Einheits-System zu ermitteln (wenn auch, um der guten Absicht willen, nicht zu belächeln), ebenso aussichtslos, wie etwa eine Konferenz von Delegierten aller Reichstags-Fraktionen zur Ausarbeitung einer politischen Einheitsüberzeugung.

Gibt es nun aber Systeme, die sich harmonisch ergänzen, so daß ihre Vereinigung möglich ist und kein fragwürdiges Kompromiß bedeutet, sondern einen wirklichen stenographischen Fortschritt, zu jenen hohen Aufgaben der Reichsstenographie hin; und die, vereinigt, die politische Macht besitzen, alle übrigen Systeme zu vernichten?

Diese Frage muß bejaht werden!

Diese seltsame, glückliche Möglichkeit ist gegeben.

— Niemals, im ganzen Laufe der Erd-Entwicklung hat die Geschichte mit tieferer Weisheit das Wertvolle und Beste zum Lichte, zum Siege geführt, indes das Mittelmäßige verkümmerte und dahinsiechte, als auf dem Gebiete der deutschen Kurzschrift: Dem objektiven

Digitized by Google

Wahrheitssucher stellen sich die in Deutschland herrschenden beiden Systeme tatsächlich als die beiden besten entgegen.

Das System Gabelsberger ist eine wahre, die einzige stenographische Genie-Manifestation — und zwar nicht bloß relativ; in dem Sinne, daß ohne Gabelsberger eine deutsch-nationale stenographische Entwicklung überhaupt nicht gedacht werden kann —; ein höchst treffendes, fesselndes Bild der deutschen Sprache; eine der bedeutsamsten Geistesschöpfungen der Menschheit, von unabsehbarer internationaler Zukunft; an Leistungsfähigkeit unüberbietbar; von stärkstem intellektuellen Reiz.

In seiner Totalität ist es von unerreichter Vollkommenheit und eine wundervolle harmonische Einheit.

Einzelne seiner Teile aber sind im Laufe der Entwicklung durch andere Systeme verbessert worden. Das gilt hauptsächlich von der verwickelten, wenn auch geistreichen Selbstlautbezeichnungslehre Gabelsbergers, der Ursache der langwierigen Erlernbarkeit des Systems.

Diesen Fortschritt auf dem Gebiete der stenographischen Selbstlautbezeichnung enthält das Einigungssystem Stolze-Schrey.

Das „Einigungs-System" ist, infolge seiner künstlichen, nüchternen Erzeugung in der Retorte des Kompromisses, ein Mechanismus, der wohl zu den höchsten praktischen Leistungen befähigt, aber in seiner Totalität ein anorganischer, unlogischer und auch unvollständiger, „banausischer" Bau. Korrespondenz- („Schul"-) und Parlaments- („Rede"-) Schrift sind sinnlos aufeinander gesetzt, hängen organisch nicht zusammen; zwei praktisch und intellektuell höchst wertvolle redeschriftliche Kürzungsarten, „Form"- und „Vokal"-Kürzung, sind bis zum Siechtum verkümmert.*)

Jeden tieferen Geist, jeden intellektuellen Reiz, jede künstlerische Schönheit einer Originalschöpfung muß man dem Einigungs-System absprechen.

Hingegen ist das Vokalsymbol-Schema seiner Schulschrift die denkbar beste Lösung dieses stenographischen Problems; es ist von unübertrefflicher Sachlichkeit, Einfachheit, Klarheit, Regelmäßigkeit und Kürze; und die Quelle der verhältnismäßig raschen Erlernbarkeit der „Schul"-Schrift und damit des starken Publikums-Erfolges des Systems.

Eine organische Vereinigung der Vorzüge dieser beiden Systeme, Gabelsberger und Stolze-Schrey, d. h. eine Modifizierung des Systems Gabelsberger durch die Vokal-Symbolik des Einigungs-Systems, ist sehr wohl denkbar. Sie ist vom rein stenographisch-wissenschaftlichen Standpunkte aus dringend geboten: sie brächte durch die (organische) Vereinfachung des Systems Gabelsberger das denkbar beste deutsche Stenographie-System hervor; sie erzeugte eine ungeheure Uebermacht gegen alle übrigen Kurzschrift-Schulen; — und verwirklichte somit eine nationale Einheitskurzschrift auf dem denkbar besten und einzigen Wege.

Eine Verschmelzung dieser beiden, bei aller individuellen Verschiedenheit allerletzten Endes doch stammverwandten Systeme ist auch verschiedentlich schon versucht worden; bisher ohne Erfolg. Aber der objektive Beurteiler muß feststellen, daß diese Versuche nicht aus sachlichen Gründen scheiterten, sondern aus persönlichen. Teils standen sich die Einigungs-Delegierten beider Schulen aus einer jahrelangen, oft genug persönlich gewordenen Preßfehde feindselig, gekränkt und eigensinnig gegenüber, teils hielten sie für unentbehrliche, höchst wichtige Bestandteile ihres Systems, was ihnen lediglich durch jahrelange Anwendung zur süßen Gewohnheit geworden war.

Vielleicht aber auch ist es nicht möglich, daß eine Kommission eine solche Aufgabe löst. Die stenographischen Großtaten sind bisher stets von Einzelnen ausgeführt worden. So hoffen die stenographischen Wahrheitssucher und Fortschrittsfreunde auf einen neuen Messias, den eingeborenen Sohn Gabelsbergers.

*) „Form"-Kürzung ist die Darstellung eines Wortes lediglich durch seine formellen Bestandteile: Vorsilben, Nachsilben, Biegungslaute und -Silben; „Vokal"-Kürzung ist die Darstellung eines Wortstammes lediglich durch seinen Vokal. — Die Kürzungen erfolgen auf Grund des logischen Satzzusammenhanges.

Digitized by Google

Adolf Grabowsky.

Von

Franz Graetzer.

Das Bild des Dichters, der — ein völliger Träumer, fremd der Sehnsucht und den Forderungen seiner Zeit — über die Erde geht und ganz und gar sich in die eigene Welt seiner Visionen vergräbt, ist, seit etwa einem Jahrhundert, jenem anderen gewichen, das den Künstler an der Gegenwart zutiefst beteiligt, und sie, selbst wenn er Phantast, aus dieser Beteiligung heraus in ihrer ursprünglichen oder irgendeiner gewandelten Form gestaltend zeigt. Der wahre Romantiker von der Art der Novalis und Brentano ist selten geworden, seitdem sich das Goethesche Lebensideal fast allen echtschöpferischen Geistern mitgeteilt hat, und vielleicht einzig das bewußt-erdabgekehrte Priestertum Stefan Georges bezeugt noch das Wesen derer, deren Weltfremdheit Wilhelm Busch in seinem Balduin Bählamm das Zerrbild schuf. Längst sind es nicht mehr allein die Tendenz- und Programmdichter, die, als eigentliche Nichtkünstler, sich Söhne ihres Geschlechts, ihres Volkes, ihrer Scholle fühlen; längst haben sich zu ihnen, den Vertretern des „jungen Deutschlands" und den Einleitern der Literaturrevolution von 1889, in Hauptmann, Dehmel, Liliencron, Shaw, France, Verhaeren und Rilke wirkliche Meister gesellt, deren Werke nichts als das Lebensgefühl ihrer Zeit ausdrücken wollten; längst ist erkannt worden, daß selbst Scheerbart, der ein „Haßt die Erde!" vor sein Schaffen setzte, letzten Grundes sie in allen seinen Zauberwelten, wenngleich oft in verzerrender Hohlspiegelung, abbildete; längst haben Theoretiker wie Bab in seinem „Fortinbras", haben Praktiker wie Holz oder die Neopathetiker, ungeachtet aller Hochachtung vor rein-artistischen Bewältigungen, der blutleeren Neuromantik, sowie der noch schemenhafteren Neuklassik die offene Fehde angesagt. Der heutige Dichter will nicht mehr außerhalb seiner Zeit und Umgebung stehen; und wenn er auch nicht künstlerisch sein Endziel darin erblickt, die Entstehung einer Dynamomaschine, den Bau einer Schwebebahn, die Eröffnung eines Warenhauses oder den Ausbruch eines Generalstreiks subtil zu schildern, so wünscht er doch menschliche Kenntnis und Vertrautheit mit all diesen Erscheinungen zu offenbaren. In irgendeiner Vermummung, als Verfasser satirisch-kritischer Dialoge, als Allegoriker, als Essayist, wenn nicht gar in publizistischer Sonderbetätigung, beteiligt er sich an Erörterungen über gewichtige Gegenwartfragen, sucht er sich als Bewältiger jeglicher Aktualität zu erweisen. Und wenn noch jetzt Goethe in seiner Stellung zu den Kämpfen und Strebungen seiner Altersjahre umstritten dasteht, wenn er noch bald als politischer Dilettant hingestellt und leise gering geschätzt, bald als wissender Prophet bewundert wird, so steht bereits fest, daß die besten seiner Nachfahren tiefer und heftiger an den politischen Forderungen ihres Jahrhunderts beteiligt sind, als er es, denen des seinigen gegenüber, jemals war oder sein wollte.

Der wahre Romantiker von der inneren, ganz bewußten Zeitfremdheit und Zeitlosigkeit eines Novalis, eines Brentano, selbst eines Tieck, ist selten geworden. Umso erstaunlicher muß die Tatsache wirken, daß ein noch werdender, nicht voll ausgereifter Dichter dieser Tage, der wieder in ihre, fast ausgestorbene, Art zu schlagen scheint, gerade aus dem vollsten Menschenleben heraus, mitten aus der Politik, zur Kunst kommt und es vermag, nebeneinander als ganz realer und realistischer Publizist und als echt-romantischer Künstler zu bestehen, ohne hier oder dort eine Zwiespältigkeit verstimmend zu entblößen.

Adolf Grabowsky ist, im Alltag, als freikonservativer Politiker und Zeitschriftenleiter bekannt und sogar, seit er das Schlagwort vom „konservativen Fortschritt" oder „Kulturkonservatismus" prägte, seit er, in diesem Zeichen, zu allen sozialethischen und kulturkritischen Problemen mit lebhafter Schärfe eines klaren, kühlen Denkerhirns Stellung nahm, weitesten Kreisen vertraut geworden. Daß er „nebenbei" (oder hauptsächlich) dichterische Bücher von hohem Range und viel mehr als ephemerem Werte geschrieben hat, daß er ein schöpferischer Künstler von

Digitized by Google

ausgesprochener Eigenart und starker Begabung ist, wissen wenige. Und doch verdienen die Werke, die er bisher gab, durchaus, daß man sie und daß man auch alle folgenden, die zu schaffen er vor hat, kenne und schätze.

Wie die wahren Romantiker aller Zeiten, ist auch Grabowsky, selbst wo er sich in epischen Formen auszuwirken strebt (den dramatischen will er recht eigentlich erst in Zukunft nahetreten), zunächst Lyriker durch und durch, ist es, weil Lyrik allein, die, nach Franz Bleis Worte, monologische Form der Dichtung, eine volle Entwicklung seines Subjektivismus gestattet. Und so sind, kaum minder als seine unverhüllt-lyrischen Verse, seine prosaischen Schriften sehr häufig noch als Gedichtkunst anzusehen, sind es umso leichter, als, der sie schrieb, sich als Ausdrucksform die, der lyrischen auch äußerlich nächststehende, des Märchens und der mythischen Erzählung wählte. Von einem, wenige Jahre nach dem ersten Erscheinen wieder vernichteten, Versbande „Sehnsucht" abgesehen, sind es vier Werke, aus denen sich das Bild des Künstlers Adolf Grabowsky schälen und klar erfassen läßt. Die Gedichte, die er unter dem Titel „Das Zeugende" 1907 bei Oesterheld, und drei andere Bücher, die er („Gedichte", „Die Augen", „Gott und der Zauberer") gleichzeitig, 1912, bei Paul Cassirer herausgab. Nach Kenntnis ihrer aller wird deutlich, daß der Erstling schon genügt hätte, um Einblick in das Wesen dieser sehr großen, doch minder breit als tief angelegten Begabung zu erlauben.

Die drei Abschnitte, in die sich der frühe Versband gliedert, zeigen, durch ihre Ueberschriften, den in ihnen vom Dichter zurückgelegten Weg: vom „Staunen" eines Morgens oder Daseinsfrühlings über die festliche Reife eines „Sommers" und neue, herbstliche „Zweifel" hinein in die „Ströme", die ins Meer der Erkenntnis einmünden. Erkenntnis? Dieses Ziel beweist, daß Adolf Grabowsky, der ihm zustrebt, zunächst Problematiker und so der reinsten, volksliedhaften, lyrischen Form oft wesensfremd sein muß. Und er ist es, von einigen sonderlich erleuchteten Strophen abgesehen, in der Tat. In mystischem Impressionismus schichtet er gewaltige hymnische Gebäude auf und sucht den Rätseln, die ihm sein Weltbild aufgibt, nahe zu kommen. Eine unsanfte Melancholie läßt ihn unablässig Fragen an das Leben stellen und das im gleichen gebändigten Tone, den, schs Jahre später, die Beiträger des von Max Brod eingeleiteten „Arkadia"-Jahrbuchs anschlagen. Er belauscht die klagenden Stimmen der Nacht und hört aus ihrem Wehen die Frage nach dem ewigen Endzweck heraus, die ihn selbst nicht ruhen läßt:

„Ich weiß nicht, warum ich einen schwarzen Mantel trage,
Und warum ich ihn abends über die Erde werfe,
Und warum ich die Sonne immer von ferne sehe."

Und Sehnsucht schwillt drängend auf:

„Ich möchte einmal durch helle Lüfte schreiten
Und möchte alle Frühlingsblumen wecken,
Doch ich vermag nichts gegen die schwere Macht,
Die mir den dunklen Mantel um die Schultern legt,
Wenn sie befiehlt, verlasse ich meine Wälder
Und lösche das Licht — — — —

Wenn sie befiehlt, flieh ich den starken Tag,
Den ich liebe.
Ich glaube: auch der Tag will mich nicht jagen noch fliehen
Ich glaube, auch der Tag wird getrieben gleich mir.
Warum denn?
Warum darf ich ihn niemals umarmen?
Ich weiß nicht — ich weiß nicht —

Keinen Trost bringt ihm das Erwachen; er sieht nur ein Raubtier mit wildem Biß den nächtigen Teppich von der Erde heben, fühlt seinen weißen Traum in wildlärmende Finsternis sinken. Sein suchender Blick erreicht nirgends Rast, sein Sehnsuchtschrei ertrinkt im wirren Tosen des lauten Tages: verödet findet er sich in weiten, bleichen, lichten Zimmern, im Lichte heimatlos wie jener andere Romantiker, welcher der Nacht glutvolle Hym-

Digitized by Google

nen sang. Angst erwächst in ihm, das Sein ist in eine tiefe Kluft gestellt, und schaurig tönt sein „Pilgerlied“:

„Sind wir nicht fremd und sonderbar?
Wir suchen den Himmel und könnens nicht lassen —
Indessen tobt die häßliche Schar
Auf schmutzigen Straßen und dumpfen Gassen.“

Der suchende Dichter ruft die dunklen Schicksalsmächte an: „Ihr wißt so viel“, und er weiß nicht, wessen Sehnen in ihm wütet. Nicht einmal Frühlingsfrieden kann ihn aufrichten; er fühlt ihn wohl, fühlt sich überallher selig angeblickt, bleibt aber tiefratlos:

„Ich hör ein Lied, das ich nicht singen kann.“

Elemente und Maschinen vermögen ihm nur noch schmerzender den Kainsstempel eigener Unvollkommenheit aufzupressen; fort und fort wird ihm jedes Erlebnis zur Frage, und noch das schönste Gedicht dieser Zeit klingt düster aus in den Zeilen:

„Und muß doch alles so traurig sein
Vom Tage und von der Nacht.“

Mehr noch als Alfred Mombert und Else Lasker-Schüler ist Adolf Grabowsky jetzt dem jungen Hofmannsthal verwandt, den alles Eigentum so unsagbar fremd und unverdient gemutet. Er versucht, sich in den Taumel wilder Lüste zu jagen, und vermag dennoch nicht über jene Resignation hinauszugelangen, die ihm angeboren, als Verdammnis angeboren, scheint. Episode kurzer Glücksrast nur ist ihm auch der Sommer, und allzu rasch entfernt ihn das Leid des ruhelosen Suchers wieder von dem flüchtigen Selbstbetrug des Aufschreis:

„So reich das Leben, so weit der Tod.“

Immerhin gelingen dem Dichter nun drei herrliche Lieder, die durchaus frei sind von lastender Reflexion und, sehr glückhaft, dem innigen Volkstone sich nähern. Rasch aber muß er Licht und Frieden und die Welt und sein fragendes Ich wieder fliehen und „ganz in sich hineinkriechen vor dem wilden Tier da draußen“. Er wird sich selber zum tollen Gespenst, wie ein Lachen vergellt unter Moder und Schutt seine Stimme, und trauriger als je zuvor hallt in die weite, endlose Nacht seine Klage:

„Fern seh ich tausend Lichter glühn,
Fern hör ich tausend Melodien —
Nur die eine nicht, die ich suchte,
Nur die eine nicht, die ich ersehnte.“

Männer, die an der Straße einen Schacht graben, scheinen ihm aus der Tiefe nur Leid zu schaufeln; sternlos dünkt ihm die Nacht; die Stunden, die nicht vorübergehen, drücken ihn wie gräßliche Alpe, er glaubt, tief in modernden Herbst zu versinken. Wie seine „Arbeiter“, schreit der Dichter inbrünstig nach dem geheimen Antlitze seines Herrn, den er nicht lassen will, er segne ihn denn, und weiß doch, daß er verflucht ist, wie nur irgendein Ansiedler in seinen „verrufenen Gassen“.

Da endlich offenbart ihm eine dunkle Macht Wege und Ziel der Daseinsströme; Sieghaftigkeit scheint in ihn einzukehren. Die schwarzen Stämme, die unbewegt dem Gewitter stehen, scheinen auch seine Seele zu zeugendem Trotze aufzufordern, und er ist willig:

„Weite ist auf einmal unbeengt,
Wir wissen nur von Sonnen und von Siegen:
Das Dunkle träumen und das Helle leben wir.“

Er ist einer der Namenlosen, die sich Macht wissen, vermag sich ein wenig zu objektivieren und erblickt, aus gemessener Entfernung, die Furcht der gebeugten Menschen und die stille Größe ragender Waldgiganten. Wie der Gefangene jauchzt er der Stunde entgegen, da er gegen Mauern und Türme wird anrennen dürfen. Und doch ist dieses stolze Ichbewußtsein des geborenen Dualisten nur Schein; romantische Ironie gibt ihm nur vorübergehende Stärke des Erkennens; echt erfühlt ist von allen Strophen dieser Tage nur wieder die eine, in der er das Rätsel seiner „Ernte“ überschaut und der Trösterin, die ihn zur Selbstgewißheit überreden will, klagen muß: „Ich möchte so gerne glauben, daß es viel ist.“ Immerhin sieht er jetzt aber klar den Weg, den er gehen sollte; den Weg, auf den sich die größeren Träumer früherer, größerer Zeiten, auf den sich Rembrandt,

Digitized by Google

Michelangelo und noch Hugo Wolf hinausarbeiteten. Und diese Erkenntnis lehrt ihn, was denn eigentlich „das Zeugende" sei, lehrt ihn programmatisch das Hohelied des wahren Kulturkonservatismus singen:

„Wenn wir unsere Zeit umklammern,
Sie mit eisenstarken Händen
Gerade in die Zukunft wenden
Und mit wuchtig schweren Hammern
Jede Rührung niederschlagen,
Die nach alter Zeit will jammern,
Werden alle greisen Sagen
Aus den Gräben sich erheben,
Nicht um gegen uns zu klagen,
Nein, um mit uns neu zu leben."

Wie tief aber trotzdem der Dichter Adolf Grabowsky vorläufig seiner alten romantischen Hilflosigkeit und Lebensfremdheit verhaftet ist, lehrt der Umstand, daß er in seinen zweiten Gedichtband viele (formal wundervolle) Verse des ersten Buches übernahm, und daß diejenigen, welche aus späteren Jahren stammen, den gleichen melancholischen Grundton tragen, daß er bewußt den „alten Weg" zurückflüchtet:

„Wir haben keinen Mut zum Vorwärtsgehn.
Wir flüchten uns zurück den Weg, den wir gekommen sind."

Noch ist sein Weltbild ganz das frühere:

„Es stirbt die Zeit,
Es wächst das Leid —
Kein Vogel singt."

Doch die rein-lyrische Kraft ist zu herrlicher Vollendung gediehen, und die Gedichte dieses Bandes stehen ebenbürtig neben den schönsten unserer Tage. Der Grund dafür ist ohne Zweifel in der Tatsache gefunden, daß Grabowskys Weltschmerz nun völlig sanft geworden ist, ohne dabei in Schalheit zu versinken. Wo ehedem zuweilen laute Anklage auftauchte, steht jetzt ruhige Klage; und wenn auch die „selige Stunde", in der dem Dichter alle Sterne zu gehören scheinen, schnell verfliegt, so bleibt doch, leise tröstend, die Gewißheit, daß sie scheinen, weil er betet. Er ist minder unzufrieden, minder unersättlich geworden; der Fragende hat sich mählich in jenen Tragenden gewandelt, von dem Rainer Maria Rilke singt, daß Gott sich ihm vor allen zukehre.

Wie sehr dies geschehen ist, in wie hohem Grade göttliche Gnade jetzt dem Dichter Grabowsky treu zu bleiben verspricht, das bezeugen dessen beide Erzählungwerke in ihrer abgeklärten, echt-künstlerischen Milde, in der zeugenden Größe ihrer besänftigten Schwermut. Seinen beiden Märchen setzt er kurze Versreihen voran, in denen er die Ohnmacht irdischen Seins gegenüber den entscheidenden kosmischen Gewalten erneut betont:

„Urlicht glutet durch die Welt,
Sonne wird darob so klein —
Urlichtschein
Fällt
In unser aller Leben.

Und dann flackt es wieder vor,
Gierig, wieder einzufließen
In den Quell, dem es entronnen,
In die Sonne aller Sonnen."

Die Sonne aller Sonnen: sie ist es, der, wie der blauen Blume, auch die armen Helden dieser kleinen symbolistischen Kunstwerke unablässig nachjagen, der König, der die Smaragdaugen seines toten Weibes nicht entbehren kann noch mag, und der blinde Ali, der sein eigenes Augenlicht mit heißestem Bemühen wiederzuerlangen strebt. Daß beide Sucher ihr faustisches Ringen schließlich gelohnt sehen, daß auch in dem Mythos von „Gott und dem Zauberer" das gute Prinzip endlich über das böse obsiegt: dieser versöhnliche Ausklang von Grabowskys Prosadichtungen vermag nicht ernsthaft darüber hinwegzutäuschen, daß auch sie innerlich tiefromantischen Ursprungs sind. Denn viel weniger soll die Behauptung des Guten, Hochwertigen von zwingender Notwendigkeit herbeigeführt scheinen, als sie durch transzendentalen Eingriff, durch höhere Gnadenwahl bestimmt sich darstellen soll; und gerade das Wunderbare, das die Unterworfenheit unter außerirdische Mächte beleuchtet, gehörte von jeher der Romantik, deren Gestalten gezwungen sind, ihr Glück, sofern überhaupt es ihnen zuteil wird, irgendeinem unverfolgbaren Zufalle zu verdanken.

Digitized by Google

Wie die erregenden Momente des Stoffes, so gehört ihr auch durchaus die Form, in der Adolf Grabowsky diesen ausbaut: der Orient als Ort des Geschehens, und die symbolische Nutzbarkeit seiner Düfte und Farben, die an sich schon jede Handlung ins Phantastisch-Wunderbare heben. „Der Orient bleibt groß," sind die Worte, mit denen Paul Scheerbart sein, mit dem Satze: „Der Orient ist groß" eingeleitetes, Werk endigt, das schönste, das in neuerer Zeit die Heimat der Menschheit zum Vorwurfe wählte; daß eben dieser Orient groß auch in des jüngeren Dichters Gestaltung bleibt, daß der innere Rhythmus seiner Erzählungen, bei allen stilistischen Art- und Gradunterschieden, von dem der „Tarub" und des „Todes der Barmekiden" befruchtet ist, daß auch diesen Künstler tiefe Erfurcht vor dem alten Kulturzentrum erfüllt: das alles bezeugt die Vortrefflichkeit seiner Schöpfungen. So schlicht deren äußere Materie sich darstellt, so überreich sind sie an inneren Schönheiten und Uepppigkeiten des Aufbaus und zumal der Sprache. Gleich gut gelingen Grabowsky Schilderungen leidenschaftlicher Kampfszenen und Darstellungen erhabener Ruhepunkte; gleich vorzüglich eignet sich für diese wie für jene die doch fast schon epische Gedrungenheit seiner malenden, wuchtig-kurzen Sätze. Alles ist in klarste Bildhaftigkeit aufgelöst: „Der König stand da einsam vor einer großen Schar, die ihn bedrohte. Er stand unter einem düsteren Morgenhimmel, an dem keine Sonne war, und der noch die Schrecken der Nacht in sich barg. Um ferne schwarze Höhenwälder zuckten Blitze, und ein krachendes Tosen prallte an harte Felsen, die von schwerem Grau waren seit Urbeginn aller Tage. Der König stand ganz allein und schüttelte den Kopf." Hier ist die homerische Unverrückbarkeit jedes Wortes, hier die sachliche Schlichtheit angebahnt, hier der Beginn eines Pfades, der aus allegorisierenden Lyrismen hinwegleitet zur Reinheit echter, in Kargheit großer Epik. Hier und an mancher anderen Stelle dieser knappen Werke, die einen tiefen Eindruck mitgeben aus ihrer abgeschlossenen Zauberwelt in das lärmende Getriebe grauer Alltage und so den höchsten Zweck aller Kunst erfüllen.

Wohin der noch aufsteigende, langsam reifende Dichter Adolf Grabowsky zielt, wo er enden wird, ob er bei der Lyrik und beim phantastischen Märchen bleiben, ob er sich dem großen Roman zukehren, ob er im Drama sein Bestes geben wird: es ist noch ungewiß. Fest aber steht schon nach seinen vier ersten Büchern, daß er der Bedeutendsten und Reichsten einer ist unter denen, die heute eine (im alten Sinne) romantische Poesie zu neuer Geltung zu bringen streben.

Vier Gedichte*).

Von

Adolf Grabowsky.

Das Brautlied.

Ich singe mir mein Brautlied.
Draußen fällt das Dunkel,
Die Kerzen flammen auf —
Ich singe mir
Das ewige Lied von einer Sehnsucht,
Die endlich aus der Fülle ihrer Not
Gestalt will werden.

Du Geliebter Du — ich singe
Und greife diesen Becher voll dunklen Weins,
Ich singe Dir und mir das Lied
Von einer Sonnenglut, die nie verdämmert.

Draußen kriechen Schatten,
Sie singen mit —
Geliebter, wehr es ihnen nicht . . .
Ich liebe diese Schatten, denn sie sind ich selbst,
Nur unerlöst, was können sie dafür,
Daß niemand kam, der ihnen Wärme gab.

*) Die nachstehenden Proben entnehmen wir mit freundlicher Erlaubnis des Verfassers und des Verlegers dem Bande „Gedichte", der ebenso wie des Verfassers hochwertvolle, fesselnde Bücher „Die Augen" und „Gott und der Zauberer" in sehr geschmackvoller, kostbarer Ausstattung bei Paul Cassirer in Berlin erschienen ist.

Digitized by Google

Sie frieren —
Sieh, Geliebter, diesen dunklen Wein
Schütt ich zu ihnen aus,
Sie sollen trinken.
Geliebter Du, das sind die Hochzeitsgäste.

Hast Du mich lieb, Du Lieber, hast Du
lieb mein Lied ...
In Deine Arme nimmst Du mich, ach Du,
Komm in das Dunkel, aus dem wir
geboren sind.

Große Stadt.

Große Stadt schläft leise ein,
Autos hupen matt und selten,
Trambahn glänzt aus Nebelwelten,
Zag kriecht der Laternen Schein.

Ferne ferne Züge rollen,
Und die Nacht durchklagt ein Pfeifen —
Du, ich löse Dir den Reifen
Aus dem Haar, dem dunklen vollen.

Mitternacht.

Trinke die Stunde in Dich hinein,
Wein wird Blut und Blut wird Wein...
Wenn sich die Tage einander vermählen,
Wachsen den Dingen ihre Seelen,
Und sie steigen zu neuen Gestalten,
Drin sie erkalten, bis diese Stunde
Wieder sie ruft zur Lebensrunde.

Hörst Du das Raunen über den Dingen —
Sie erstaunen, was sie vollbringen,
Und sie beten.
Hörst Du das Raunen?
Kannst Du noch staunen,
Kannst Du noch beten?

Selige Stunde.

Nachtwind taumelt vorüber,
Die Bäume zucken zusammen,
Ferne gehen Flammen
In blaue Klarheit hinüber.

Sammle Dich, Seele mein,
Trinke das tiefe Schweigen.
Siehst Du die Sterne sich neigen —
Alle sind Dein.

Neue Romane.

Von

Wilhelm Bolze.

Von den lebhaften Bestrebungen, die Grenzen und Ziele der Dichtkunst immer ferner zu legen, ist in den letzten Jahren auch der Roman stark mitgerissen worden. Die primäre Forderung, daß der Roman dem Unterhaltungsbedürfnis im edelsten Sinne genügen müsse, versucht man vielfach beiseite zu schieben, um sie vorwiegend durch ethische, kulturgeschichtliche, sozialpolitische, philosophische und ähnliche Tendenzen zu ersetzen. Dabei geschieht es jedoch nicht selten, daß die Kunstform des Romans darunter zerbricht oder wenigstens stark geschädigt wird und nur äußerlich als Romantechnik übrig bleibt.

Dieser Gefahr zu entgehen, ist auch Albert Steffen, der kürzlich in seinem Roman „Die Erneuerung des Bundes“*) ein verheißungsvolles Talent und ein aller Bewunderung würdiges Ringen offenbart hat, nicht ganz gelungen. Den Grundgehalt seiner Darstellung bildet die an einigen Beispielen verwirklichte seelisch-geistige Veredelung des Menschengeschlechts. Der Verfasser verfolgt durch mehrere Generationen hindurch, die immer zur einen Hälfte mit schwerer Erbsünde belastet, zur anderen im Besitz einer gottähnlichen ethischen und reinmenschlichen Größe sind, die allmähliche, mit hartnäckigen, furchtbar schweren Kämpfen verbundene Läuterung des triebhaften Sinnenwesens zum Menschen im erhabensten Sinne dieses Wortes. Schon dies Thema ist reichlich abstrakt und mangelt der faßbaren Realität. Immerhin könnte hier ein sehr dankbares Motiv, das die stärksten künstlerischen Wirkungen ermöglichte, vorliegen, wenn es sich von selbst aus der Schilderung ergäbe, nicht aber einen selbständigen Zweck darstellte, der sich immer wieder als aufgepfropft und nicht organisch mit dem Kern der Erzählung zusammenhängend erwiese. Die ethische Läuterung müßte also psychologisch motiviert sein. Der erste Grundfehler des Autors, dessen Buch, rein formal betrachtet, alle Zeichen einer völligen Unausgereiftheit trägt, liegt aber darin, daß er keine leibhaftigen Menschen

*) Verlag S. Fischer in Berlin.

Digitized by Google

zu schildern vermag, daß er gar keine Charakterisierung seiner Personen gibt, daß uns mithin seine Gestalten nicht deutlich vor Augen treten, sondern fast unbekannt bleiben. Menschen aber, die wir so wenig kennen lernen, vermögen uns auch kein Interesse abzugewinnen, und hier schon rächt sich bitter der Verzicht des Autors auf die unterhaltende Tendenz des Romans. Wir werden nicht warm im Verlauf der Schilderung, sondern bleiben teilnahmlos. Dieser schwere Mangel ist hauptsächlich in der allzu großen Zahl der auftretenden Personen begründet, die naturgemäß eine Konzentration unsres Interesses verhindert. In der ersten Hälfte des Romans sind wir mit ganz andern Menschen zusammen als in der zweiten. Der Gehalt des Buches liegt auch nicht in den geschilderten Vorgängen, sondern in den eingestreuten großen Gesprächen. Es darf nicht verschwiegen werden, daß hier wundervolle Gedanken geäußert werden, die auch dem Werk einen großen positiven Wert verleihen, aber mit der eigentlichen Romanhandlung haben sie wenig zu schaffen. Der Verfasser vermag seinen Personen und Situationen auch keine rechte Anschaulichkeit zu geben, und sein übertriebener Hang zum Symbolismus und Mystizismus trübt die Klarheit seiner Darstellung sehr erheblich. Mangel an Naturwahrheit, an Lebensechtheit und Greifbarkeit versagen also dem Autor vorläufig noch einen vollen Erfolg. An seinem künstlerischen und ethischen Ernst ist freilich bei der Inbrunst seiner Schilderung kaum zu zweifeln, und wir dürfen wohl hoffen, daß Albert Steffen auch noch die Herrschaft über die Form erringen wird, die bei ihm bisher noch zum größten Teil unnatürliche Konstruktion ist. Zu dieser Hoffnung ermuntern uns ein paar Stellen voll unvergeßlicher Eindrücke, wie das Jesusgleichnis am Schlusse des Buches, ein paar Kapitel, wie z. B. das zehnte und elfte, wo der Autor durch die Innigkeit und Echtheit seiner Empfindung, durch wundervoll zarten Stimmungsgehalt und erschütternde Tragik unnachahmlich packende Wirkungen zu erzielen vermag.

Ein hochbedeutendes, erstrangiges Kunstwerk hingegen ist der vlämische Bauernroman „Ein Dorfwinkel“*) von Camille Lemonnier, den Jean Paul d'Ardeschah in ein — von einigen ungeschickten Wendungen und Gallizismen abgesehen — flüssiges, den Charakter der Sprache gut wahrendes Deutsch übertragen hat. Vor allem rühmenswert ist an diesem Buche, daß es von der ersten bis zur letzten Zeile überaus interessant und anregend ist. Die Handlung dieses Werkes, das den Liebesroman eines jungen und eines älteren Paares enthält, ist sehr spannend erdacht, sehr anmutig und liebenswürdig geschildert und sehr klar und scharfumrissen. Alle auftretenden Personen, die beiden Liebespaare, der geizige, habgierige, gerissene Vater des Mädchens Roose, die immer kranke, seufzende und wimmernde Mutter Ursula, die dralle, fesche, schlagfertige Magd Santje, ja, selbst die unbedeutendsten Episodenfiguren sind mit meisterhafter Anschaulichkeit und Plastik vor uns hingestellt, so daß wir sie nicht nur äußerlich greifbar zu sehen vermeinen, sondern uns selbst die innersten Winkel ihrer Seele offen zu liegen scheinen. Ueberhaupt ist Lebendigkeit und Deutlichkeit der Schilderung an diesem Buche besonders nachdrücklich hervorzuheben.

Aber auf diese Vorgänge kommt es dem Verfasser gar nicht einmal in erster Linie an. Sie sind nur der Kern zur Demonstration einer umfassenderen Aufgabe. Lemonnier will ein kulturgeschichtliches Gemälde des ganzen vlämischen Bauernvolkes aus der Umgegend von Brüssel, seines Stammescharakters und seiner Lebensgewohnheiten geben. Er besitzt eine gründliche Kenntnis von Land und Leuten und weiß sie uns mit geradezu verblüffender Realistik und Drastik zu vermitteln. Man lese z. B. einmal die köstlich kraft- und saftvolle Beschreibung des Wurstessens, auf der ein Bauer dreizehn ganze Würste und anderthalb Koteletts, ein andrer zehn Würste und sechs Koteletts vertilgt; eine Schilderung übrigens, die einem beim bloßen Lesen das Wasser im Munde zusammenlaufen läßt. Man halte daneben die an Brouwer und Teniers gemahnende Schilderung der Bauernhochzeit im Schlußkapitel.

Das vlämische Volk ist sehr friedfertig und lebensfroh und erfreut sich eines nicht geringen Wohlstandes. Dementsprechend vermeidet Lemonnier in seinem Roman alle das Tragische streifenden Konflikte und erfreut statt dessen durch einen sehr liebenswürdigen, geistreichen Humor. Daß er auch ernste Momente zu ungemein er-

*) Verlag von Eugen Diederichs, Jena.

Digitized by Google

greifenden Wirkungen führen kann, zeigt er in der wundervoll zarten Szene, in der der alte Kobe Snipzel seiner unvermählt gebliebenen Jugendfreundin seine Liebe gesteht.

Camille Lemonnier hat sich inzwischen als Romanschriftsteller einen geachteten Ruf errungen. Sein Roman „Ein Dorfwinkel" ist schon fünfunddreißig Jahre alt, ward uns aber erst jetzt durch die erste deutsche Uebersetzung zugänglich gemacht. Er ist ein schlagender Beweis dafür, daß die Unterhaltungstendenz niemals durch andere Probleme verdrängt zu werden braucht, vielmehr gerade im Verein mit ihnen die glänzendsten Triumphe zu erzielen vermag.

Randbemerkungen.

Scheiterhaufen.

In diesem Kammerspiele Strindbergs, dem die jüngste Regieleistung Reinhardts galt, ist alles, selbst der Titel und das Personenverzeichnis, das nur die Bezeichnungen die Mutter, der Sohn, die Tochter, der Eidam, die Dienerin enthält, symbolisch, phantastisch und gespensterhaft. Wer sich durch das naturalistische Gewand, das der Dichtung übergeworfen ist, verleiten lassen wollte, in dem Drama ein Stück künstlerisch gestaltete Wirklichkeit zu erblicken, müßte sich an allerhand Unwahrscheinlichkeiten und Unnatürlichkeiten stoßen. Eine solche Rabenmutter, wie sie Strindberg hier schildert, ist im Leben wohl kaum denkbar, und Kinder, die eine derartige Behandlung widerstandslos ertragen, entbehren ebenfalls der Glaubwürdigkeit. Von Charakterisierung und Motivierung ist ebenfalls nicht viel zu spüren, und der krasse Schluß vollends, mit dem der Dichter seine stärkste, fürchterlichste, großartigste Wirkung erzielt, müßte in einem rein naturalistischen Drama als abstoßende Theatralik erscheinen. Aber Strindbergs Gestalten und seine Handlung haben etwas Mythisches, Ueberlebensgroßes an sich, das seiner Dichtung den Charakter eines Gleichnisses gibt. Darauf weist auch die eigenartig gehobene, phantasievolle Sprache seiner Personen hin. Darauf deuten mannigfache Stimmungsmomente, wie vor allem der Wettersturm, der während der ganzen Handlung das Haus umbraust.

Die Mutter Elise hat ihre Kinder zeitlebens hungern und frieren lassen; sie hat den größten Teil ihres Wirtschaftsgeldes für ihre Privatbedürfnisse und ihre Luxusneigungen gestohlen, hat ihren Gatten mit einem jüngeren Manne betrogen, hat diesen Mann dann mit ihrer Tochter verheiratet, um ihn auch später unauffällig in ihrer Nähe haben zu können, und hat schließlich den Tod ihres Gatten herbeigeführt. Sie handelt dabei gemäß dem natürlichen Zwange ihrer verbrecherischen Veranlagung, die sich von ihren Vorfahren bis zu ihr schon durch mehrere Generationen fortgeerbt hat und vielleicht noch weiter forterben wird. Deshalb ist es notwendig, daß ihr ganzes Geschlecht ausgerottet werde. Strindbergs Kammerspiel hat also einen fatalistischen Charakter und zeigt sich dadurch der antiken Tragödie verwandt. Der Sohn Friedrich wird endlich zum Werkzeug des Schicksals und steckt in einem Anfall von geistiger Umnachtung das Haus in Brand. Die Mutter Elise, die nicht in den Flammen umkommen will, springt zum Fenster hinaus. Die beiden Geschwister ersticken in Qualm und Hitze nach einem grausigen, bacchantischen Totentanz, während das Krachen des Gebälks den beginnenden Einsturz des brennenden Hauses anzeigt.

Symbol für den „Scheiterhaufen", auf dem sich diese Vorgänge gleichsam abspielen, und der zuletzt in Flammen aufgeht, ist das aufgestapelte Brennholz der hexenhaften Mutter, und zum Symbol werden auch die anderen Gegenstände, wie z. B. der Schaukelstuhl des toten Gatten. Seine Stimme glaubt die von Angst gehetzte Frau auch noch in den entsetzlichen Schreien ihres im Rausche taumelnden Sohnes wiederzuerkennen. Diese Frau ist keineswegs ein herzloser Teufel, sondern zeigt sich bei den Anklagen ihres Sohnes, der aus einem Briefe seines toten Vaters Aufklärung über seine Mutter erhalten hat, aufs heftigste erschüttert. Und wie sie unter der brutalen Behandlung ihres unsäglich gemeinen Schwiegersohnes leidet, bekommt sie geradezu ein tragisches Aussehen. Strindberg nach diesem Werk einen Frauenhasser zu nennen, wäre also ge-

Digitized by Google

nau so unsinnig, als wenn man die Schöpfer eines Macbeth, eines Franz Moor, eines Berdva als Männerhasser hinstellen wollte.

Durch die naturalistische Darstellung, die dem Zuschauer eine beinahe alpdruckartige Aufregung mitteilt, erzielt der Dichter eine ungeheure Intensität der Wirkung. Die grandiose, überwältigende Eindruckskraft der Schlußszene gehört zu den packendsten Darstellungen der dramatischen Weltliteratur.

Freilich hatte an diesen nervenaufpeitschenden Eindrücken auch die Aufführung einen erheblichen Anteil. Die Inszenierung stellte eine fast übernatürliche, unfaßbare Leistung der Reinhardtschen Regiekunst dar, für die kein Maßstab der Bewunderung ausreicht. Rosa Bertens war zwar für die Mutter nicht furchtbar und riesenhaft genug, und Else Bassermann wuchs erst am Schlusse ganz in die ergreifende Tragik ihrer Rolle. Moissi hingegen und Abel verkörperten den Sohn und den Eidam mit erschreckender Lebenswahrheit, und auch Emilie Kurz machte aus der Dienerin eine sehr lebendige Episodenfigur. Hoffentlich entschließt sich Reinhardt auch noch einmal zur Darbietung eines ganzen Strindberg-Zyklus!

Dr. Wilhelm Bolze.

Neue Bücher.

Napoleon im Spiegel der Dichtung.

Der Verleger Oskar Hellmann (Glogau-Leipzig) hat wieder einmal den Autor Oskar Hellmann zum Wort verstattet, und wir dürfen uns dessen freuen. Das erste Mal, daß es geschah, bescherte er uns eine mit Fleiß und Liebe gearbeitete kleine Zedlitz-Monographie, die eine literarhistorische Lücke ausfüllte und vom literarischen Geschmack und Interesse ihres Verfassers zeugte. Diesmal legt er uns eine, von einem glücklichen Leitgedanken beherrschte Spezial-Anthologie vor: eine Sammlung älterer, neuerer und neuester kleiner Dichtungen, die sämtlich dem weltgeschichtlichen Erlebnis „Napoleon", seinem Eindruck in mit- und nachlebenden Dichterseelen entsprungen sind. Ein schmuckes, kartoniertes Bändchen mit sehr hübschen, gut gewählten und diskret verteilten Vignetten birgt den in dieser Einheit wohl noch kaum zuvor so gesichteten und vereinigten Stoff. In lyrisch-epischen, stellenweise dramatisch bewegten Reflexen malt sich hier das Auf und Ab dieses Meteors — seine ganze strahlende Bahn vom Wetterleuchten heroischer Jugend über den triumphatorischen Aufstieg bis zum katastrophalen Untergang. Ein von der Geschichte selbst gedichtetes Menschheits-Epos in Versen auf einzelne Dichterstimmen verteilt — und alles Einzelne wieder zum ewigen Chor zusammentönend. Neben Bekannterem steht hier Entlegenes, Aufgespürtes, das uns an Kenntnis und Genuß bereichert. Eine kundige Hand hat die Teilstücke gesammelt, verknüpft und mit einem klugen Vorwort eingeleitet. Und das vorausgeschickte Motto von Gaudy verspricht nicht zu viel: „Aus des Liedes engem Rahmen leuchte des Gewalt'gen Bild!" Kurt Walter Goldschmidt.

Lipskis Sohn. Roman von Elisabeth Siewert. S. Fischer Verlag, Berlin.

Ein Buch voll Arbeit und Not, voll brennender Werkeltage und farbiger Träume. Das Leben bringt der Witwe Felske, der arbeitsharten Frau mit dem scharfen Auge für die Ungerechtigkeit des Lebens, die sie mit bitterem Spott und mit zugreifender Hand bekämpft, Enttäuschung und Ernüchterung; ebenso wie ihrem Gegenbild aus dem Herrschaftshause, der jungen Meta Wenzel, der Tochter des Besitzers von Buntowo. Nach Schönheit streben diese suchenden Augen der Frauen, über den Werktag hinaus die Waschfrau, über die Oede hinaus die Herrschaftstochter. Und beide finden ihr Ziel — im Träumen. Meta berauscht sich an dem Himmel und den Farben Italiens; die Waschfrau, krank und alt geworden, sitzt am Fenster und starrt hinaus auf das Bruch... Wenn sie nicht Waschfrau sein müßte, würde sie eine Dichterin geworden sein, die heißblütige Felsken. — Geschrieben ist das Buch mit Kraft und Frische und erstaunlichem Reichtum, wo es das Leben der Waschfrau behandelt; das Herrschaftshaus bleibt im Schatten. Aber die „Felsken" steht auf beiden Füßen.

B. S.

Herausgeber: Dr. Heinrich Ilgenstein und Dr. Wilhelm Bolze. — Verantwortlich: Dr. Wilhelm Bolze, Charlottenburg, Friedbergstr 18. — Verlag: Hellmuth Johnke, Berlin W. 15 — Oesterreich-Ungarn: Huber & Lahme Nachf, Wien I, Herrengasse 6. — Verantwortlich für die Inserate: Franz Rausch, Berlin W. — Druck und Postvertrieb: Paß & Garleb G.m.b H. Berlin W. 57.

Digitized by Google

Die Gegenwart

Nr. 17 | Berlin, den 25. April 1914 | 43 Jahrgang Band 85.

Mütterchen Rußland.

Von

Kurt Kersten.

Der „Deutsche Hilfsverein für die politischen Gefangenen und Verbannten Rußlands", welcher sich vor einigen Monaten bildete, hat jetzt in deutscher Uebertragung eine Rede des im Januar 1914 verstorbenen Franzosen Pressensé herausgegeben: „Die Greuel in den russischen Gefängnissen." (Albert Langen, München.) In einem Anhang steht eine Anzahl erschütternder Briefe von politischen Gefangenen; in dem kurzen, aber sachlichen und anfeuernden Vorwort hält Alfred Kerr das Wesen des Mænschen Pressensé fest.

Pressensé ist im Besitz „unwiderleglicher Dokumente" gewesen. Niemand dürfte an seiner Behauptung zweifeln, er berichte objektiv und historisch. Seine vorzüglich gegliederte Rede ist frei von aller Pathetik. Seine Belege sind überzeugend. Es scheint nichts übertrieben, nichts beschönigt. Er wendet sich an keine Partei, an keinen Stand und kein Bekenntnis, sondern an alle Menschen, die kein Unrecht erdulden wollen. Von Illusionen hält Pressensé sich fern und hütet sich vor großem Optimismus. Sein Rat ist, an die Arbeit zu gehen.

Die russische Regierung hört nicht auf, zu beteuern, sie arbeite mit Gott für die strahlende Zukunft der Untertanen.

Sie scheint aber nur in ihrem eigensten Interesse zu arbeiten, und führt gegen Andersdenkende einen erbarmungslosen, mittelalterlichen Krieg.

Rußland erlebt eine Zeit der Restauration. Sie ist so blutig, wie die unsere trocken war. Seit 1905 arbeitet man mit den brutalsten Mitteln. Die politischen Gefangenen werden von einer geist- und hilflosen, ängstlichen und deshalb doppelt rohen Beamtenschaft drangsaliert. Man ist davon überzeugt, Meinungen nicht mit Meinungen, sondern mit Folterqualen vertreiben zu müssen.

Statistisch weist Pressensé nach, daß man früher in 80 Jahren 525, jetzt in 5 Jahren 3741 Todesurteile vollstreckt hat. Es ist richtig von einer „Gegenrevolution" zu sprechen. Viele Menschen, die sich mit Ekel von den Untaten jeder Revolution und den Attentaten der Suffragetten abwenden, mögen endlich einmal nachdenken, ob sie diese Greuel, die im Namen Gottes, der Gerechtigkeit und der Ordnung geschehen, zu billigen vermögen. Systematisch quält man die Verurteilten zu Tode, von denen manche ganz unschuldig oder irrsinnig sind.

Was man in Indianerbüchern las, geschieht hier unendlich banaler und deshalb fürchterlicher. Schon das Wartenlassen der Delinquenten bei uns ist eine unverantwortliche Menschenquälerei. In Rußland aber gibt man den Verurteilten überhaupt keine Nachricht, macht ihren Freunden sogar Hoffnung auf Begnadigung, plötzlich schleppt man die Gefangenen mitten in der Nacht auf einen dunkeln Hof und knüpft sie an einer Feuerleiter auf. Die Letzten müssen warten, bis die Ersten steif geworden sind.

Dabei handelt es sich nicht um schwere Verbrecher, sondern um aufrichtige Vertreter einer Meinung, obwohl selbst schwersten Verbrechern gegenüber ein solches Vorgehen verboten wäre.

Durch solche Niedertracht glaubt man die Energie und Kraft dieser Menschen zu brechen.

Digitized by Google

Schon wenn man sich in unseren Museen die Marterwerkzeuge betrachtet, denkt man, im Grunde könnten alle Verbrecher nur von diesen Erfindern der göttlichen Gerechtigkeit lernen.

In Rußland will man auf jeden Fall die Menschen auf diese Weise „bessern".

Deshalb schwillt die Zahl der Gefangenen unerhört an. 1898: 77 000 Sträflinge. 1911: 180 000! Dabei haben die Gefängnisse nur für 100 000 Insassen Raum, und oft werden 100 Menschen in „enge, miserabel gelüftete und schlecht beleuchtete Räume eingepfercht, die nur für 40 Gefangene bestimmt waren!"

Welche Begriffsverwirrung, Unterdrückungsgier und Racheluft muß eine Verwaltung leiten, die politische Gefangene mit gemeinen Verbrechern zusammensperrt!

Selbstverständlich sind diese Räume die Herde der fürchterlichsten Krankheiten. Jeder Bazillenforscher könnte sich kein schöneres Tätigkeitsfeld wünschen. Schwindsucht, Skorbut, Ruhr, Syphilis, manchmal auch Cholera, sind fast epidemisch.

Die Ernährung spottet jeder Beschreibung und fördert glänzend den Ruin der Menschen. Der Genuß der freien Luft gilt als ein teures Gut und wird manchmal nur Weihnachten und Ostern gewährt.

Gefängnisse sollen „bessern". In Rußland aber verschlechtern sie, drangsalieren, bringen Menschen, die es nicht verdienen, zur Verzweiflung und zum Tod. Um jeden Preis will man sie unfähig machen, später für bessere Zustände wirken zu können. Damit sie ihre Leiden nicht vergessen und sich langweilen, läßt man sie überhaupt nicht mehr arbeiten oder höchstens in so engen Räumen Wolle lesen, daß die Luft von Flocken und Staub gefüllt ist. Nach kurzer Zeit müssen diese Arbeiter der galoppierenden Schwindsucht unterliegen. Die Todesarbeit wird mit 6 Pfg. für den Monat bezahlt. Billiger ist der Tod nicht zu haben.

„All dies geschieht unter Verhöhnung des Gesetzes."

Man kennt in Rußland, wie früher bei uns, natürlich noch Käfige und Dunkelzellen. Nach den Vorschriften darf niemand länger als sieben Tage in der Dunkelzelle untergebracht werden. Man hat aber Sträflinge oft 51 Tage eingesperrt! Die Dunkelzellen sind „unterirdische Löcher, ohne Licht, ohne Luft, in denen man auf der nackten Erde oder auf kalten Steinfliesen liegen muß, ohne Kleidung, die gewöhnlich bis aufs Hemd ausgezogen werden muß". Die Gefangenen erhalten täglich zwei Pfund trockenes Brot, etwas Salz und Wasser. „Die widersetzlichen Sträflinge steckt man in die Zwangsjacke, schnürt ihnen die Beine zusammen und stößt sie immer wiederholt auf die Erde."

Schläge werden überhaupt freudig ausgeteilt. Wer den Spitzel schlägt, erhält 100 Hiebe. Wer nicht denunzieren will, wird geschlagen. Die Verwaltung kann aber auch human sein! Pflückt man eine Blume, gibt es nur fünf Schläge. Diese Pflanzenliebe paart sich mit Judenhaß. Ein Jude darf schon ohne Grund geschlagen werden. Er ist auch der freundlichsten Grüße gewiß: „Du jüdischer Hund..." Liebenswürdig erkundigt man sich: „Wie geht es dir, Schuft?" und begleitet diese Worte mit einer Ohrfeige.

Die „Deutsche Tageszeitung" bringt es wahrhaftig fertig, sich über die Vorgänge zu entrüsten; aber die Juden, die Juden ... darf man schon mißhandeln.

Trotz dieser „Lichtblicke" sind die Qualen so entsetzlich, die Hoffnung auf Besserung so vergeblich und die Gewißheit auf Verschlimmerung so sicher, daß vielen Gefangenen nur *eine* Rettung bleibt, die aber keine ist: der Selbstmord.

Darauf aber wartete man ja nur.

Es darf jedoch nicht behauptet werden, man unterließe alles zur Besserung! Denn bisweilen werden zu „strenge" Beamte — — versetzt!! Die dynastische Jubelfeier brachte keine Linderung.

Und es wird auch nichts geschehen, wenn man sich nicht in Westeuropa bereit macht, einzuschreiten. Noch unter Stolypins Gewaltherrschaft hat Pressensé zweimal die Hinrichtung von Verurteilten gehindert. Es ist möglich, daß die englischen, französischen und deutschen Vereine Erfolge haben, aber es

Digitized by Google

bleibt immer zu befürchten, daß Gleichgültigkeit, Stumpfsinn, Roheit, Gedankenlosigkeit, Dummheit, Leichtsinn und gefühlvolle Passivität alles verhindern.

Es muß aber etwas geschehen.

Briefe einer Berühmtheit.

Von

Leopold Katscher.

Heutzutage kann man sich keinen Begriff mehr machen von dem Einfluß, den der größte französische Schriftsteller — nicht Dichter — der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts auf das literarische Jung-Frankreich seiner Zeit ausgeübt hat. Hippolyte Adolphe Taine gehörte zu den begabtesten, intelligentesten und kenntnisreichsten Autoren des französischen Schrifttums. Als Geschichtsschreiber, Kunstforscher, Volksschilderer und Literarhistoriker war er teilweise bedeutend, teilweise geistvoll. Seine vier Werke zur Philosophie der Kunst waren in ihrer Art ebenso grundlegend wie seine „Entstehung des modernen Frankreich" oder seine glänzende „Geschichte der englischen Literatur," und stets war er fesselnd und originell, auch wo er irrte, und er irrte ungemein häufig. Trotz seiner großen Objektivität schoß er zahllose Böcke, denn er trieb das Verallgemeinern sehr weit, und seine Phantasie ging jeden Augenblick mit seinem Verstand durch.

Dieser hochgelehrte und dabei außerordentlich elegante Schriftsteller war trotz seines Ruhmes ungemein bescheiden. Das ging so weit, daß er nicht nur ganz zurückgezogen lebte, sondern auch behauptete, die Lebensgeschichte und Lebensweise eines Autors seien völlig Privatsache, die die Oeffentlichkeit nichts angehe. Hier ein sehr bezeichnendes Beispiel: Ich hatte bereits mehrere größere Studien über ihn veröffentlicht — teils in angesehenen Zeitschriften, teils als Einleitungen zu meinen Verdeutschungen seiner Hauptwerke; doch erfuhr ich nachträglich durch ihn selbst, daß meine biographischen Angaben manche Unrichtigkeit enthielten. Als ich nun von „Westermanns Monatsheften" beauftragt wurde, einen Essay über ihn zu schreiben und ein Bildnis dazu zu beschaffen, wandte ich mich an ihn mit der Bitte um einige zuverlässige Daten und um eine Photographie. Die Antwort (1878) lautete (ich kürze sie hier):

„Meines Erachtens ist es am besten, die eigene Person im Hintergrund zu halten. Es genügt, den Lesern Gedanken zu bieten; unsere Gefühle und unser Privatleben gehören uns und unsern vertrauten Freunden. Aus diesen Gründen lasse ich mich weder malen noch photographieren; auch habe ich nie erlaubt, daß mein Bild in den Schaufenstern oder Zeitschriften erscheine. Seit zwölf Jahren besitze ich selbst keins mehr. Ich bedaure dies, denn ich würde sonst Ihnen persönlich eins angeboten haben. Doch wäre es unter der Bedingung geschehen, daß Sie es nicht veröffentlichen. Es war stets mein Grundsatz, dem Publikum nur meine Bücher vorzulegen und selber inkognito zu bleiben... Und zwar nicht etwa aus Bescheidenheit, sondern weil es mir angenehmer dünkt, mich in der von aller Welt getragenen Kleidung in der Menge zu bewegen, ohne wie die „lebenden Anzeigen", die „Sandwichmen" auf dem Londoner Strand, mit Plakattafeln auf der Brust und auf dem Rücken einherschreiten."

Wie wenig eitel er war, ergibt sich daraus, daß er mir, als ich ihn nach seiner Meinung über Emile Zolas vorzügliche, hochpreisende Taine-Studie in dessen Buch „Mes haines" fragte, die charakteristische Antwort gab (1878): „Herr Zola, den ich kenne, ist ein sehr geräuschvoller Autor, aber von mittelmäßigem Scharfblick und recht dogmatischem Geist. Ich habe mir nicht einmal die Mühe genommen, seinen Aufsatz zu lesen. Ueberhaupt habe ich weder Zeit noch Lust, all die vielen Artikel und Kritiken, die über mich erscheinen, zu lesen."

Da ist es denn kein Wunder, daß bald nach seinem Tode (1893) seine Witwe mir Indiskretionsvorwürfe machte, weil ich seine interessanten Briefe an mich, die durchaus nichts „Diskretes" enthielten, veröffentlichte. Vielmehr ist es ein Wunder, daß die Witwe selbst vor einigen Jahren eine vierbändige Auswahl aus seiner Korrespondenz herausgab. Selbstverständlich erhielt man dadurch eine viel umfassendere

Digitized by Google

Kenntnis vom Menschen Taine und seiner Biographie, und schon aus diesem Grunde — abgesehen von der literarischen Bedeutung des Mannes — muß es Herrn Gustav Mendelssohn-Bartholdy als ein großes Verdienst angerechnet werden, daß er uns mit einem zweibändigen, selbstverständlich Taines Beziehungen zu Deutschland ganz besonders berücksichtigenden Auszug beschenkt (Walther Rothschild, Berlin). Leider ist das Format des Buches häßlich, der Druck unschön und von zahlreichen Fehlern entstellt, die Uebersetzung sehr mangelhaft; dennoch bleibt die Lektüre genußreich, da die Briefe sehr fesselnd sind. Recht gut finde ich den Gedanken des Herausgebers, die mitgeteilten Briefe mit einer Kette biographischer Zwischenglieder, die in der Originalausgabe fehlen, zu umschlingen, so daß das Werk („Hippolyte Taine, sein Leben in Briefen") wirklich ein vollständiges, allseitiges Bild entwirft.

Es würde an dieser Stelle zu weit führen, die Lebensgeschichte des berühmten Franzosen wiederzugeben. Leichter ist es schon, an der Hand des Briefwechsels seine Grundideen kurz zu erwähnen. S. 588 heißt es in einem Briefe an mich:

„Was mich in meinem Leben am meisten beschäftigt hat, ist die Ausbildung meines Geistes, und die Entwicklung allgemeiner Ideen. Diese finden sich dargelegt in der Einleitung zur „Histoire de la littérature anglaise", in der Vorrede zur dritten Auflage der „Essais de critique et d'histoire", in „La philosophie de l'art", in der Studie über Carlyle („L'idéal dans l'art") und in „L'intelligence". Kurz: ich habe ein paar Ideen aufgelesen, die mir ziemlich bemerkenswert schienen und, wenigstens in Frankreich, seit Montesquieu und Condillac unbeachtet geblieben waren."

Hauptsächlich aber ist er ein Interpret deutscher Ideen, besonders Hegels, und ein naher Geistesverwandter Spinozas und Herders. Er nannte Deutschland den „erstaunlichen Arbeitsraum Europas, in welchem alle menschlichen Gedanken untersucht und umgeschmiedet werden". Seine Hauptideen, die die Stärke, aber auch die Schwäche seiner berühmten „Methode" ausmachen, gehen dahin, daß die Kritik durch „strenge" Objektivität gleichsam zum Range einer exakten Wissenschaft erhoben werden kann — was selbstverständlich ein Unding ist — und daß jede Persönlichkeit nebst ihren Leistungen sich aus ihrem „Milieu" heraus erklären läßt, was natürlich auch nur teilweise richtig ist. Seine an sich ja wertvolle Milieutheorie führte gerade ihn selbst zu einer Fülle von falschen Auffassungen und Schnitzern.

Lebhaft interessieren müssen den deutschen Leser die auf Deutschland bezüglichen Partien. Nur drei deutsche Korrespondenten kommen in der Briefsammlung vor: Max Müller mit zwei, Nietzsche mit drei und meine Wenigkeit mit acht Briefen aus Taines Feder. Die an Müller behandeln dessen religionswissenschaftliche Forschungen und Kants Kritik der reinen Vernunft; die an den Zarathustraphilosophen gerichteten zeigen den Schreiber als dessen eifrigen Leser und warmen Verehrer, während der Hauptwert der mir geschriebenen in den Streiflichtern liegt, die sie auf Taine selbst werfen — in geistiger, menschlicher und biographischer Hinsicht.

Außer interessanten Kritiken mehrerer hervorragenden deutschen Bücher, einer Abhandlung über die Struktur des deutschen Stils und der Schilderung einer Abendunterhaltung bei Mohl teilt Mendelssohn-Bartholdy eine Reihe von „Aufzeichnungen" und „Anmerkungen über Deutschland" von Taine mit, der allerdings kaum anderthalb Monate in Deutschland verbrachte, nämlich 1870. Er wollte einen langen Aufenthalt nehmen, um ein größeres Werk über die Deutschen zu schreiben; allein der plötzliche Tod seiner Schwiegermutter veranlaßte ihn zur Heimkehr, und der wenige Tage darauf erfolgte Ausbruch des Krieges zum Aufgeben seines Planes, den er denn auch nie wieder aufgegriffen hat. Mit der Begründung: „Wir können nicht mehr unparteiisch sein" verzichtete er für immer auf die Abfassung eines Deutschlandbuches. Und ich muß bekennen, daß dieser Entschluß kaum zu bedauern ist, wenn man nach den Proben schließen darf, die sich in der Mendelssohn-Bartholdyschen Veröffentlichung finden: aus der Zeit vor dem Kriege, wo der schon an sich stets unparteiische Taine auch Deutschland gegenüber noch vollkommen unbefangen war. Hier einige Belege für das stellenweise recht krause Zeug, das er vor dem Krieg,

Digitized by Google

1850, 1869 und 1870, neben viel hübschem zuwege brachte — objektive, aber phantastische Schnörkel, zum Teil echt Tainesche Verallgemeinerungsstückchen:

„Der Deutsche bildet seinen Charakter um. Er wird hochmütig, geringschätzig, ungerecht den Ausländern gegenüber. Er verliert gänzlich die Breite des kosmopolitischen Geistes, die Sympathie für andere, die er zu Goethes Zeiten hatte. Der Beweggrund ist, daß ihm seit sechzig Jahren alle seine geschichtlichen, philologischen, völkerkundlichen und philosophischen Bücher immer wiederholen, die Deutschen seien das auserwählte Volk. Die Umwandlung ist riesengroß: hat der Deutsche bisher lediglich geträumt und nachgedacht, so handelt er gegenwärtig."

„Keine beständigen Komödien und Affektationen wie in der Gesellschaft Frankreichs. Dagegen großer Mangel an Höflichkeit. Bei der Unterhaltung wird einem stets auf den empfindlichen Stellen herumgetrampelt. Außerordentlich hohes Schamgefühl in gewissen Dingen; dagegen küssen sich Verheiratete auf dem Schiff und überhaupt in der Oeffentlichkeit. Nach zweitägiger Bekanntschaft entwirft einem der Deutsche das Seelenbild seiner Schwester und seiner Frau."

„Kleists Erzählungen sind zweiten oder dritten Ranges. Schillers „Dreißigjähriger Krieg", Goethes „Dichtung und Wahrheit", „Wilhelm Meister" und „Wahlverwandtschaften" sind schlecht geschrieben, mit einem Schimmer von akademischem Satz. Sie kennen den Wert einer Redewendung, eines Wortes nicht, verstehen nicht abzukürzen oder einen Punkt in richtiges Licht zu setzen oder eine Bewegung, eine Landschaft sehen zu lassen. Zwanzig kleine Erzählungen aus dem Pariser Leben stehen höher, und alle unsre großen Schriftsteller überragen sie hundertmal. Derselbe Unterschied besteht zwischen ihrer und unsrer Malerei . . . Der geringste deutsche Literat oder Romanschriftsteller maßt sich an, goethegleich große philosophische Ideen heranzuziehen, Ansichten darzulegen über Natur, Menschheit, Gesellschaft, Moral, Gott usw. Daher tiefgehende Langeweile, eine Unmenge Werke, die mir vorkommen, als wolle man die Welt in eine Flasche einzwängen."

„Der Deutsche ist sehr einfach; er gibt sich ganz der ersten Aufwallung hin. Mit der größten Begeisterung denkt der stolze Engländer an seine Pflicht, der eitle Franzose an das, was die andern denken, der Deutsche an — nichts. Daher große Gutmütigkeit, Naivität, Dankgefühl und auch Albernheit. Er ist ein wenig kindlich. Die Gefühle sind hier unverfälscht – in der Milde, im Zorn, in der Wohltätigkeit, in der Einfalt. Es ist klares, ungemischtes Wasser. Die Rasse ist noch urwüchsig. . . Die Liebe ist unendlich aufrichtig und unschuldig."

„Beim Deutschen fallen drei Punkte besonders ins Auge. Phlegmatisches Temperament mit mattem Empfinden, langsamem Handeln, verwässertem Blut; Wille oder Gewohnheit, einem Befehl, zu gehorchen, der ihm gegeben wird oder den er sich selbst gibt; die alte Urwüchsigkeit der Gefühle."

Welche Mischung von Richtigem und Unsinnigem! Welche Widersprüche und Paradoxe! Das hindert jedoch nicht, daß Taine ein glänzender Schriftsteller ersten Ranges bleibt, dem die Geisteswelt ungemein viel zu verdanken hat. Man braucht nicht die Hälfte von allem, was er in seinen zahlreichen Werken behauptet oder annimmt, zu unterschreiben, und muß ihn dennoch als einen geistreichen, unbefangenen Wahrheitssucher bezeichnen. Er ist eine Individualität, deren Erforschung moralisch lohnt, und darum sei hiermit das Studium seines „Lebens in Briefen" angelegentlich empfohlen. Im übrigen möchte ich auf meine Studie „Taines kritische Studie" verweisen („Die Gegenwart", 1883, Nr. 20, Mai).

Leopold Katscher.

Die erste Ausstellung der Freien Sezession.

Von

Dr. Adolf Behne.

Aus den Berliner Kunstparteien wird heute selbst der Kunstfreund nicht leicht mehr klug. Das macht der Umstand, daß es sich im Grunde kaum noch um wirkliche Parteien, um

Digitized by Google

Prinzipien, um Persönlichkeiten handelt, sondern nur noch um beliebige oder auch mißliebige Personen, um diesen und jenen „Anhang" — und um Anhängsel. Die Gerechtigkeit fordert, anzuerkennen, daß dort, wo die „öffentliche Meinung" gerade den stärksten Snobismus und das ärgste Cliquenwesen vermutet, nämlich in den Ausstellungen des „Sturm", die Interessen der Kunst heute am ernstesten gewahrt werden. Merkwürdig, daß die allermeisten Berliner Kritiker diese Ausstellungen so ängstlich meiden!

Wer und was ist die Freie Sezession? Man kann darauf nur antworten, indem man das Mitgliederverzeichnis aufzählt. Oder indem man sie als jene Künstlergruppe bezeichnet, die in dem Streite, der innerhalb der guten alten Sezession um die Person des Kunsthändlers Paul Cassirer entbrannte, zu der Person Cassirers hielt und mit diesem aus der alten Kampfgenossenschaft austrat. Damals handelte es sich darum, ob Paul Cassirer Präsident der Sezession werden sollte oder nicht, jetzt erscheint Paul Cassirer als Ehrenmitglied der Freien Sezession. Das Haus der Sezession gehört infolge besonderer Umstände der ausgetretenen Minorität, also der „Freien Sezession", während die Majorität, die damals über Cassirer den Sieg davontrug und den alten Namen Sezession weiterführt, bis auf weiteres ohne ein eigenes Heim ist.

Worin sich „Freie Sezession" und „Sezession" unterscheiden? Wie gesagt, nur durch die anderen Namen der Mitglieder. Einst bildeten Liebermann, Slevogt und Lovis Corinth das Triumvirat der Sezession, heute ist diese Einheit auseinandergerissen: Liebermann und Slevogt sind „frei", Corinth ist bei dem alten Stamm, der aber in Wahrheit gar kein Stamm mehr ist, geblieben. Daß einer solchen Trennung keine künstlerischen Prinzipien zugrunde liegen, daß es eine Torheit ist, wenn Liebermann und Corinth in verschiedenen Lagern gesucht werden müssen, das dürfte auf der Hand liegen.

Mit der ersten resp. der 27. Ausstellung der „Sezession" hat es noch bis zum Herbst Zeit. Die Freie Sezession hat jetzt in dem alten Hause der Sezession auf dem Kurfürstendamm ihre erste Ausstellung eröffnet. Plakate von E. R. Weiß laden zum Eintritt, Plakate, auf denen ein alter abgehauener Baumstumpf zu sehen ist, aus dem ein neues, frisches, grünes Reis aufwächst. Man kann gespannt sein, welches Symbol die Sezessionisten erfinden werden, um ihre Auffassung des alten Streites plakatistisch zu bekunden.

Natürlich fragt man sich, welche tieferen Ursachen dem Zerfall innerhalb der Sezession zugrunde liegen können. Durch anderthalb Jahrzehnte hat diese Sezession in Berlin eine führende, ja die entscheidende Rolle unter den ausstellenden Künstlerverbänden gespielt. Woher nun diese ewige Streitigkeiten, diese Spaltungen, dieses Auseinandergehen?

Die Sezession war ihrer Entstehung nach Oppositionspartei. Der Ausschluß Liebermanns und anderer Modernisten von der offiziellen Großen Berliner Kunstausstellung des Jahres 1898 führte eine Gruppe von Künstlern zusammen, unter ihnen Corinth, Brandenburg, Frenzel, Curt Hermann, L. v. Hofmann, Leistikow, Liebermann, Skarbina, Slevogt usw. Je mehr diese Künstlergruppe von oben und von rechts boykottiert wurde, um so enger schloß sie sich zusammen. Der spätere Austritt einiger Mitläufer, wie Frenzel, und auch Skarbinas, trug nur zur größeren Geschlossenheit des Ganzen bei, und da lange Zeit wirklich alles, was von kühnen und jungen Talenten da war, den Anschluß an die Sezession suchte und von ihr vorurteilslos aufgenommen wurde, war diese durch eine ganze Reihe von Jahren der Mittelpunkt künstlerischer Bestrebungen in Berlin.

Aber das änderte sich allmählich, als eine abermalige Erneuerung der Kunst eintrat. Als im Jahre 1910 die Sezession Werke von Bengen, Heckel, César Klein, Kirchner, Melzer, Pechstein, Schmidt-Rottluff, Segal, Tappert und Waske refüsierte, war sie über Nacht aus einer Oppositionspartei, aus einer Angriffspartei eine abwehrende, eine konservative Gruppe geworden, und das fiel

Digitized by Google

zeitlich zusammen mit einer mehr und mehr durchbrechenden Anerkennung der Sezession auch von offizieller Seite. Trotzdem nun die Sezession auch nach jener Verleugnung ihrer Prinzipien im Jahre 1910 noch manche schöne Ausstellung gebracht hat, war ihre notwendige und unentbehrliche Rolle im Grunde schon ausgespielt. Die 1910 refüsierten 27 Künstler traten zu einer eigenen Organisation zusammen: der „Neuen Sezession", die nun eine Reihe sehr interessanter, und manche ausgezeichnete, Ausstellung veranstaltete.

Dann trat in der Sezession freilich wieder eine Wendung ein. Man bedauerte jenen reaktionären Schritt von 1910, der allen Traditionen der Sezession zuwiderlief, und lenkte ein. Schon nach kurzer Zeit wurden Pechstein und verschiedene andere Mitglieder der „Neuen Sezession" aufgefordert, wieder in den alten Räumen auszustellen, was denn auch geschah. Aber die Ausstellungen gewannen dadurch nicht, und zwar aus dem Grunde, daß es den alten Sezessionisten offenbar mit dem Frieden nicht ganz ernst war. Sie brachten wenigstens vom Neuen niemals das Beste, hängten es niemals gut, gaben ihm niemals gute Plätze, kurz und gut: es blieb der Spalt dennoch bestehen. Die unbedingte Entschlossenheit, auch der jüngsten Entwicklung zu vertrauen, fehlte offenbar, den Mut, diese Entwicklung auszuschließen, brachte man ebensowenig auf. Der Effekt der einerseits-andererseits-Politik war, daß die Ausstellungen zwiespältig, ohne künstlerische Einheit, ohne Entschlußkraft, ohne Wirkung wurden. Was fehlte, war eine neue große Aufgabe. Die alte Aufgabe, den Impressionismus zum Siege zu führen — und im großen ganzen darf man die Aufgabe der alten Sezession so nennen, obwohl sie auch für Böcklin, für Thoma und für Ludwig von Hofmann eintrat —, war erfüllt. Sie gestellt und durchgeführt zu haben, wird stets das Verdienst der Sezession bleiben. Das Eintreten für die Künstler der neuen Generation hätte der Sezession wieder einen neuen großen Aufgabenkreis bieten können, aber dazu konnte sie sich nicht entschließen. Sie machte einige Schritte in dieser Richtung, aber ohne rechte Entschiedenheit, und so wurde denn diese neue Aufgabe anderen neuen Organisationen zuteil: der „Neuen Sezession" und dem „Sturm". Und weil der Sezession ein Ziel, für das sie weiterkämppfen konnte, damit verloren ging, deshalb konnten in ihr persönliche Zwiste aufkommen. Da keine große Aufgabe die einzelnen gegen außen zusammenhielt, konnte es kommen, daß man, gegen einander nörgelnd, auseinanderging.

Zu sagen ist über die erste Ausstellung der Freien Sezession im einzelnen nicht sehr viel. Man hat im allgemeinen den Eindruck: es handelt sich um eine von den weniger gelungenen, weniger gut organisierten Ausstellungen der alten Sezession. Es ist wirklich, außer bei Lovis Corinth, schwer festzustellen, wer denn eigentlich fehlt. Die Absicht, der Jugend entgegenzukommen, vielleicht auch etwas weiter entgegenzukommen, als die früheren Ausstellungen in diesem Hause, scheint deutlich. Man findet sogar Bilder von dem Expressionisten August Macke, der zu den verfemten Künstlern des „Herbstsalons" gehört. Und da ist es sehr interessant, zu beobachten, daß die Berliner Kritiker von der ausgezeichneten Kollektion dieses Malers, als sie im „Sturm" zu sehen war, keine Notiz nahmen, daß sie aber diese paar Kleinigkeiten mit Wohlwollen beurteilen, sobald sie am Kurfürstendamm hängen. Als ein Bekenntnis zur Verjüngung ist es wohl auch aufzufassen, daß Max Beckmann die Ausstellung als Sprecher eröffnete. Aber bei ihm liegt die Jugend wirklich nur in den Jahren Die Bilder, die Beckmann diesmal zeigt, wirken nahezu greisenhaft. Liebermann, der als Ehrenpräsident der Freien figuriert, steckt fast die ganze impressionistische Jugend in die Tasche. Und ebenso verfährt der sechzigjährige Kurt Herrmann mit einem guten Dutzend von denen, die sich in dieser Ausstellung als „Expressionisten" geben möchten. Das Beste in dem der Jugend eingeräumten Saal sind die prachtvollen Stillleben von Purrmann — Oskar Moll, der ähnliches erstrebt, ist diesmal weniger glücklich — und die Arbeiten von Schmidt-

Digitized by Google

Rottluff. Sonst interessieren, nicht immer sehr glücklich über die Säle verstreut, von den Jüngeren besonders Meidner (mit einer ausgezeichneten „Barrikade"), Heckendorf, Zitzewitz und Erich Waske. Aber am frischesten wirken Klaus Richter und Magnus Zeller, zwei merkwürdige Outsider, die aus einem sicheren Temperament heraus, und eigentlich ohne nach rechts oder links zu sehen, so famose Sachen malen wie den „armen Lazarus", den man nur einmal mit dem Lazarus des so beliebten Hans Meid vergleiche, oder die „Zecher", Bilder, die unter all den unsicher und oft hilflos tastenden temperamentlosen Tafeln ringsum doppelt stark wirken. Unter den jüngeren Impressionisten ist diesmal der Beste fraglos Klein-Diepold.

Von den alten Führern der Sezession interessiert nächst Liebermann am meisten Kalkreuth, der ein in der Charakteristik ausgezeichnetes Frauenporträt zeigt. Hodler mit einem Detail aus dem Hannoverschen Wandbilde schneidet nicht sehr günstig ab. Ein besonderes Kabinett ist Hans Thoma eingeräumt, unter dessen frühen Bildern die Parklandschaft von 1871 wundervoll ist. Zum ehrenden Gedächtnis des Bankiers Julius Stern, der die Entwicklung der Berliner Sezession als Sammler treu begleitete, ist ein Teil der Sammlung Stern ausgestellt worden. Man kann in dieser Kollektion die Entwicklung Liebermanns von dem noch ganz schwarzen „Altmännerhaus" über die silbrige „Feier in Kösen" bis zu dem farbigeren und einfacheren „Biergarten" ausgezeichnet verfolgen. Man findet ferner einige Monets, findet Degas, Carrière, Manet, Pissarro, Slevogt, E. R. Weiß, Orlik mit mehr oder weniger charakteristischen Werken. Die neue Entwicklung ist durch Cézanne, van Gogh, Gauguin, Alcide le Beau und selbst Picasso angedeutet. -- Einen besonderen Reiz der Ausstellung bildet ferner ein großes Reiterinnenporträt von Renoir, das — wohl der letzte Ankauf Lichtwarks — der Hamburger Kunsthalle gehört.

Schließlich die Plastik. Klingers Frauenstatue aus mehrfarbigem Marmor bildet eine sehr peinliche Ueberraschung. Das ist virtuos gemacht, aber nur mit Trauer anzusehen. Ausgezeichnet ein kleines Werk von Minne, ein Redner, der sich über das Pult, voller Eifer, zu überzeugen, vorbeugt, und Barlachs neue Reliefs, besonders die Gruppe der „Verlassenen". Tüchtige Arbeiten stellen Kolbe, Lehmbruck, Scheibe, Gerstel und Joe Zadkin aus.

Im Herbst also wird dann die alte Sezession in einem neuen Hause dieser Ausstellung ihrer früheren Kampfgenossen ihre 27. entgegenstellen.

Randbemerkungen.

Die Zukunft der Königlichen Bibliothek.

Habemus domum! Ein Wort, das Adolf von Harnack bei seiner Einweihungsrede, dem genius loci entsprechend, mit „wir haben einen Dom" übersetzte. Manche Benutzer der königlichen Bibliothek werden sich freilich nach dem älteren, jetzt noch bestehenden Lesesaal zurücksehnen, und andere wieder gar nach dem Arbeitsraum in der „alten Kommode". Gleichviel! Man hat einen wichtigen Schritt mit der Begründung eines „Vereins der Freunde der Bibliothek" getan. Es ist ein Appell an die Gebildeten, bei denen man freilich die eigentlichen Benutzer übersehen hat. Worin liegt die Achillesferse der Bibliothek, was sind ihre Schwächen und ihre Lücken? Ich möchte versuchen, sie hier kurz zu skizzieren, obwohl mir die Abneigung des Fachmannes gegen jedes Laienurteil gerade auf diesem Gebiete wohl bekannt ist.

Lange Zeit stand im Mittelpunkt aller Bibliotheksprobleme die eine Frage: Präsenz- oder Ausleihebibliothek? Die Verwaltung hatte natürlicherweise ein erhebliches Interesse daran, die Bücher im Hause zu behalten und somit für ein Präsenzsystem zu stimmen, durch das größere Abgänge vermieden und die materielle Existenz des Buches, seine Lebensdauer, verlängert wird. Die Wissenschaft vertrat, sicherlich mit Recht, den gegensätzlichen Standpunkt mit dem Hinweis, daß die richtige Durch-

Digitized by Google

arbeitung eines größeres Werkes, aus dem oft genug lange Auszüge zu nehmen sind, an Ort und Stelle nicht möglich sei. In diesem Punkte also bedeutete die Aufrechterhaltung der alten Ausleihetradition einen Fortschritt. Die allein richtige Lösung ist aber die Schaffung einer großen, aus den am meisten gelesenen Büchern bestehenden Präsenzbibliothek neben dem eigentlichen Ausleihbestande, und dieser Lösung entspricht eine Neuforderung an das Abgeordnetenhaus, die hoffentlich Erfüllung findet. Berücksichtigt man, daß die Leihfrist für jedes Buch drei Wochen beträgt und entsprechend verlängert werden kann, so ergibt eine sehr einfache Rechnung, daß das entliehene Buch im günstigsten Fall jährlich nur siebzehnmal benutzt werden kann. Ueberdies hat sich die Bücherbesorgung trotz aller neuzeitlichen Einrichtungen, hauptsächlich infolge des erheblichen Mangels an Beamtenpersonal, gegenüber der Sachlage im alten Hause ungünstiger gestaltet; ein Mangel, der ebenfalls von der Verwaltung anerkannt wird und durch eine entsprechende Mehrforderung beseitigt werden soll. Wünschenswert wäre es, wenn die Benutzer in ähnlicher Weise wie in zahlreichen anderen Bibliotheken ein dringlich gebrauchtes Buch, vielleicht gegen einen kleinen Zuschlag, durch eigens dafür bestellte Beamte sofort erhalten könnten. (Im Durchschnitt dauert die Bücherbesorgung jetzt fünf bis sechs Stunden.)

Bei weitem wesentlicher als die bisher angeschnittenen Fragen ist aber das tatsächliche Fehlen äußerst wichtiger Druckwerke, von Zeitschriften und Zeitungen, die für den wissenschaftlichen Betrieb einfach unerläßlich sind. Das klingt unglaublich, wenn man berücksichtigt, daß unsere „Königliche“ weit über 1 200 000 Bände aufweist, natürlich nur die Druckschriftenabteilung, ist aber nichtsdestoweniger buchstäblich wahr. Es rührt einmal daher, daß in früheren Zeiten die Pflichtexemplare nicht mit der nötigen Dringlichkeit eingefordert wurden; daß ferner vermißte Bände ruhig weiter als vermißt fortgeführt werden; daß endlich den kulturhistorisch und wissenschaftlich oft recht wichtigen Produkten des Alltags nicht entfernt das gleiche Interesse entgegengebracht wird, wie den Inkunabeln und anderen „großen Kanonen“. Nach meinen Aufstellungen hat die größte hiesige Leihbibliothek, die Nicolaische Buchhandlung, schlecht gerechnet 300 Bücher, die die Königliche Bibliothek nicht besitzt, und jede größere Privatbibliothek, ja, fast jeder umherziehende Bücherwagen weist eine ähnliche Fülle von Ergänzungen auf, die für die Arbeit des Wissenschaftlers oft unbedingt notwendig sind. Ich bitte über diese Feststellung nicht empfindlich zu werden! Die Auffüllung der Fehlbestände erscheint mir eigentlich als die dringlichste Aufgabe der neuen Vereinigung der Freunde der Bibliothek.

Sind neuere Erscheinungen preußischen Ursprungs vollständig vertreten, während das übrige Deutschland, in dem kein Pflichtzwang besteht, immer noch nicht genügend berücksichtigt wird, so tritt uns hier als neuer Uebelstand die langsame Einstellung entgegen. Bevor ein Buch in den Zustand der Verleihbarkeit gerät, muß es natürlich signiert und katalogisiert werden. Dieser bibliothekstechnisch notwendige Prozeß währt aber oft genug bis zu zwei Jahren (!), und für den wissenschaftlichen Arbeiter ergibt sich daraus die Notwendigkeit, das gewünschte Buch aus eigenen Mitteln anzuschaffen. Damit komme ich auf das merkwürdigste Kapitel der Bibliothek, den handschriftlichen Gesamtkatalog, dessen Ursprünge um reichlich hundert Jahre zurückreichen. Dieser Katalog ist ein sehr ehrwürdiges Dokument, aber man muß wirklich mit allen Geheimfächern der verzwickten Bibliothekswissenschaft vertraut sein, um sich nur halbwegs in ihm zurechtzufinden. Zugegeben, daß einige Bände, etwa die äußerst inhaltsreichen „Schulze“ und „Müller“ bereits übersichtlich durchgearbeitet sind, dem Ganzen steht der Laie doch vollkommen hilflos gegenüber. Vor allem ist nur bei neuen Druckwerken die Spezialisierung der sämtlichen Schriften eines Verfassers vorgenommen, und der Entleiher mag sich nun aus vierundzwanzig Bänden den einen herausfuchen, den er gerade braucht.

Diese Zeilen bezwecken weniger, Klagen über Mißstände zu erheben, als organisatorische Vorschläge zu machen. Die Königliche Bibliothek hat nun, 250 Jahre nach ihrer Entstehung, (1659) und reichlich hundert Jahre,

Digitized by Google

nachdem ihr Friedrich der Große in dem prächtigen Gebäude am Opernplatze ein eigenes Heim gegeben hat, eine neue würdige Stätte gefunden. Die Ausgestaltung zu der wahrhaft ersten Bibliothek Deutschlands ist ein Ziel, das sich nur durch das glückliche Zusammenarbeiten beider Hauptfaktoren, der Verwaltung und der Benutzer, ermöglichen läßt.

Dr. Hans Landsberg.

Nach Damaskus.

Die Aufführung des ersten Teils von Strindbergs religionsphilosophischer Dramentrilogie „Nach Damaskus“*) im Berliner Lessingtheater am Freitag nach Ostern war ein Wagnis von unerhörter Kühnheit. Nicht etwa, weil die szenischen Anforderungen dieses Werkes besonders groß wären, sondern weil es überhaupt kein eigentliches Drama, nicht einmal eine Dichtung ist. Dieser Mangel ist in der Entstehung des Werkes begründet. In den Jahren 1898 bis 1901, als Strindberg die stärkste innere Krise seines Lebens und seiner Weltanschauung durchkämpfte und überwand, schrieb er dies gewaltige Werk, das für ihn in seinem gedanklichen Gehalt eine Art Bibel bedeutet. Er bot darin gleichsam eine Auseinandersetzung mit sich selbst, mit seiner Seele und allen Problemen seines Lebens. Die Form des Dramas, die er in seinem gesamten Schaffen bevorzugt hatte, erschien ihm dafür ob der Plastik und Lebendigkeit ihres Ausdrucks am geeignetsten. Um in ihr auch rein äußerlich den ganz ungewöhnlichen Charakter seines Werkes zu betonen, gab er der Handlung einen mythischen, symbolischen, gleichnisartigen Ausdruck, den er überhaupt in seinem ganzen Schaffen sehr bevorzugte. So nannte er z. B. seinen Helden nur den „Unbekannten“. Aber er war viel zu stark mit sich selbst beschäftigt, als daß er die nötige Objektivität, Distanz und Selbstzucht für die künstlerische Form aufgebracht hätte. Er schrieb gewissermaßen zu autobiographisch. Als Drama ist „Nach Damaskus“ deshalb ganz verworren und zusammenhanglos, absolut unmotiviert und manchmal geradezu sinnlos, deshalb auch langweilig und nicht selten sogar trivial. Als historisches Dokument der seelischen und geistigen Entwicklung eines Künstlers ist es jedoch von unschätzbarem Werte.

Der Unbekannte ist Strindberg selbst. Im dritten Teile, dem bei weitem wertvollsten des Werkes, gibt er sich ganz offen zu erkennen. Er nennt sich dort den Sohn einer Magd, als den wir ihn auch aus seiner eigenen Lebensgeschichte kennen. Er glaubt, daß auch auf ihn die Bibelworte passen: „Treibe diese Magd aus mit ihrem Sohn, denn dieser Magd Sohn soll nicht erben mit dem Sohn der Freien . . .“ Und weil der Unbekannte diesen Fluch auf sich lasten fühlt, deshalb unternimmt er gleichsam den Weg „nach Damaskus“, um die Gottheit zornknirschend zu verfolgen. Er erlebt jedoch gerade seine Bekehrung.

Das Thema der Erlösung liegt dem ganzen Werke zu Grunde, das von Strindberg auch in seinem Passionsspiel „Ostern“ mit zermalmender Wucht und versöhnender Barmherzigkeit zur Darstellung gebracht ist. Nicht die Erlösung des Menschen im allgemeinen, sondern, die eines einzelnen, einer ganz einzigartigen Individualität, eben des Unbekannten, verfolgt der Verfasser. Was wir von seinen äußeren Lebensumständen erfahren, entspricht genau denen Strindbergs. Er ist Dichter, steht am Wendepunkt seiner künstlerischen Entwicklung und hat eine geschiedene Frau mit zwei Kindern. Die Angst, was aus seinen Kindern werden könne, falls sie durch eine etwaige Wiederverheiratung seiner ersten Gattin einen Stiefvater bekämen, bildet eine der stärksten Kräfte in seinem Gemütsleben. Von Jugend auf hat er nur Böses erfahren. Seine Mutter hat ihn geschlagen, sein Bruder hat ihm im Streite mit der Axt eine Narbe an der Stirn beigebracht, von der Hochzeit seiner Schwester hat ihn sein Vater wegen angeblicher Betrunkenheit hinauswerfen lassen, und dafür hat er auch später seinem Vater die Teilnahme an seinem Begräbnis versagt. Er ist in unehelichem Bett geboren, nach einem Konkurse, während die

*) Die Buchausgabe ist, wie alle Werke des Dichters, bei Georg Müller in München und Leipzig erschienen.

Digitized by Google

Familie nach dem Selbstmord eines Onkels Trauer trug. Darum fühlt er sich als einen Unseligen, dem Glockenklang und geweihtes Wasser ebenso zuwider ist wie dem Bösen das Zeichen des Kreuzes; als einen hier im Leben schon Verdammten. Er will nicht „des Lebens Narr sein". Er will es vielmehr meistern, will nichts glauben, was er nicht weiß, will Religion und Kirche verachten und nur die Gottheit in seiner eigenen Brust anerkennen. Genau wie in „Ostern" wird auch hier das ethisch viel wertvollere Problem der Selbsterlösung neben das traditionelle der Erlösung durch das Sühnopfer Christi gestellt. Aber der „Unbekannte" hat Heim und Frieden verwirkt und muß deshalb innerlich umgeschaffen werden. So ist es ihm auch, als ob er zerhackt in Medeas Kessel liege und langsam koche; „entweder gehe ich," meint er, „zur Seifensiederei, oder ich steige verjüngt herauf aus meiner eigenen Bouillon! Alles beruht auf Medeas Geschicklichkeit."

Medea ist das Weib schlechthin. Ihr gelingt in der Tat die Verjüngung und Erlösung dieses Mannes. Was für ein hohes Ideal der Dichter in der Frau sieht, hören wir erst aus seinen herrlichen Worten im dritten Teile von „Nach Damaskus". Dort sagt der Unbekannte: „Die Frauen zu hassen? — Hassen? .... Das habe ich nie getan! Im Gegenteil! Seit ich acht Jahre war, habe ich immer eine Schwärmerei gehabt, am liebsten eine unschuldige; und ich habe wie ein feuerspeiender Berg drei Male geliebt ... Doch warte: ich habe immer gefühlt, daß die Frauen mich hassen ... und sie haben mich immer gequält! ... Vielleicht bin ich eifersüchtig auf meine Persönlichkeit gewesen — habe gefürchtet, unter Einfluß zu kommen ... Ich suchte in der Frau einen Engel, der mir seine Flügel leihen sollte, und ich fiel in die Arme des Erdgeistes, der mich unter Betten, die er mit den Federn der Flügel gestopft hatte, erstickte — ich suchte einen Ariel und fand einen Caliban — wenn ich in die Höhe wollte, zog sie mich nieder — und sie rief stets den Sündenfall hervor. .. Weißt du, es war mein Traum, Versöhnung durch ein — Weib zu erlangen! Das glaubst du nicht! Aber es ist so! Wie früher nichts für mich Wert besaß, wenn ich es nicht einer Frau zu Füßen legen konnte! Aber als ein Opfer für die Schönheit und Güte, nicht als einen Tribut für die herrschsüchtige Herrin ... Es war mir eine Lust, zu geben; sie wollte aber nehmen, nicht empfangen; darum haßte ich sie! ... Als ich ganz hilflos war und das Ende nahe glaubte, wuchs eine Sehnsucht, auf dem Knie einer Mutter einzuschlafen, an einem Riesenbusen, wo ich meinen müden Kopf begraben und die Zärtlichkeit trinken konnte, die ich entbehrt ..."

Strindbergs Damaskus liegt also an derselben Stelle, an der auch Goethes Faust seine Laufbahn beschließt, und der erste Teil der Trilogie, der die beginnende Gemeinschaft des Unbekannten mit der Dame zeigt, kann im wesentlichen nur als Einleitung gelten.

Barnowskys Inszenierung hob den symbolischen, andeutenden Charakter des Werkes stark hervor, blieb aber nüchtern und stimmungslos und gab der Phantasie gar keine Anregung. Aus der Darstellung ragte Friedrich Kayßler in der Rolle des Unbekannten hervor, in der er noch über all seine bisher größte Menschengestaltung hinauswuchs und hinreißend war in seinem felsharten Trotz und seiner leidenschaftlichen Aufrichtigkeit.

Wilhelm Bolze.

Das Eisen stirbt.

Von

Walther Freyer.

Die Sonne geht unter. Ihre letzten Strahlen zerfließen schimmernd im Atlantischen Ozean. Dann kommt die dunkle Nacht. Am wolkenlosen Himmel funkeln Sterne. Kein Windhauch stört die lautlose Flut des Meeres.

Der wachehabende Steuermann auf dem Frachtdampfer „Herkules" hört nur das dumpfe Stampfen der Kolben in der Maschine und das Rauschen der Bugwelle, wenn sie mit glitzerndem Schäumen achteraus gleitet.

„Das ist ja bitter kalt!" Der Kapitän knöpft sich den dicken Ueberrock zu, als er die Kommandobrücke betritt:

Digitized by Google

„Ja!“ erwidert der Steuermann. „Es wird von Eismassen kommen, denen wir uns nähern. Ein paar Brocken sind schon an beiden Seiten vorbeigetrieben.“

Gleich darauf meldet der Ausgucksmann von der Back: „Eis voraus!“ Kapitän und Steuermann sehen durch die Nachtgläser eine dunkle, ausgedehnte Masse, keine besonderen Erhebungen darin. Ein Eisfeld ohne Berge.

„Maschine langsam!“ befiehlt der Kapitän. „Wir wollen Schiff und Schraube schonen, bis wir durch die dichtesten Stellen hindurch sind.“

Der Takt der stampfenden Kolben wird langsamer. Leiser und schwächer plätschert das Wasser am Bug. Schurrend und knisternd fährt das Schiff in das Eisfeld hinein.

„Da sind die Lichter eines anderen Dampfers!“ meldet der Steuermann. „Er liegt wohl auf gleichem Kurs mit uns und scheint uns schnell einzuholen.“

„Einer von den Schnelldampfern nach New York,“ meint der Kapitän. „Man sieht die große Zahl der erleuchteten Seitenfenster. Wird wohl viele Passagiere an Bord haben.“

„Wollen wir ihm die Nähe von Eis melden, Herr Kapitän?“

„Ja, lassen Sie den Telegraphist hinüberfunken! Vielleicht sind auch große Berge nicht weit. Dann ist er gewarnt.“

Einige Minuten später kommt der Funkentelegraphist auf die Kommandobrücke.

„Herr Kapitän, Antwort von der „Titania“: Bitte meine Verbindung nicht stören! Funke gerade mit Station Cape Race.“

„So? Nun, es ist gleich Mitternacht. Da machen Sie Ihre Funkenbude nur zu, und gehen Sie schlafen, damit Sie morgen früh rechtzeitig wieder am Apparat sind!“

„Jawohl, Herr Kapitän! Gute Nacht!“

Während der Telegraphist sich zur Ruhe begiebt, sagt der Kapitän zum Steuermann:

„Also die „Titania“ ist das, der neue große Schnelldampfer, der seine erste Reise über den Ozean macht. Er soll ja ein Meisterwerk moderner Schiffsbaukunst sein, ein schwimmendes und doch unsinkbares Hotel. Kein Wunder, daß der sich nicht durch die Eiswarnung eines simplen Frachtdampfers stören lassen will!“

„Die Passagiere geben gewiß drahtlose Depeschen über Cape Race nach New York auf“, bemerkt der Steuermann.

„Ja! Während wir die Bude für die Nacht zumachen müssen, geht das Funken dort ununterbrochen vor sich. Ein Telegraphist für den Tagesdienst und einer für den Nachtdienst. Solchen Dampfer lobe ich mir. Der hat mehr Leben in sich, als wir, und kann wohl gar der Eisberge spotten, die wir fürchten. Er ist ja unsinkbar.“

Der Steuermann nimmt sein Glas vor die Augen.

„Die „Titania“ bleibt zurück“, sagt er. „Es will mir scheinen, daß sie ihre Maschinen gestoppt hat.“

Lachend erwidert der Kapitän:

Na, wenn sie so vorsichtig fährt, kann ihr gewiß nichts passieren. Sie wird auch wohl unser Eisfeld gefaßt haben und will sich außenbords die schöne Farbe nicht verschrammen lassen.“

„Da drüben steigen Raketen auf, Herr Kapitän! Dem Schiffe ist doch nichts zugestoßen?“

„Unsinn, Steuermann! In der Ferne sind wohl die Lichter noch eines anderen Passagierdampfers in Sicht gekommen. Und nun zeigt der gefällige Kapitän seinen Passagieren, wie man sich nachts auf hoher See mit Leuchtkugeln begrüßt.“

„Schon wieder eine Rakete, Herr Kapitän!“

„Sehen Sie wohl! Feuerwerk für die Passagiere. Auf die Kosten kommt's solchem Dampfer ja nicht an. Wenn nur der Kapitän gelobt wird, weil er für die Unterhaltung seiner Passagiere sorgt!“

„Da, eine neue Rakete! Die pflegt man doch nur in Seenot abzufeuern?“

„Aber solch Schnelldampfer doch nicht, Steuermann! Vielleicht haben sich die Passagiere über die vielen Eisblöcke aufgeregt. Nun werden sie mit dem Feuerwerk zerstreut. Passen Sie nur auf! Gleich wird die „Titania“ wieder mit voller Kraft weiterdampfen, und dann sind ihre Lichter uns im Nu aus Sicht.“

„Immer noch eine Rakete, Herr Kapitän! Sollte da drüben doch etwas in Unordnung sein?“

Digitized by Google

„Aber Steuermann! Dann hätte der Dampfer doch nicht vor einer Viertelstunde unsern Drahtlosen abgewiesen. Er brauchte ja nur das internationale Notzeichen c q d*) zurückzufunken, und wir wären in einer knappen Stunde bei ihm gewesen. Nein, Steuermann, was denken Sie wohl von solchem modernen Dampfer? Sehen Sie noch Raketen?"

„Nein, Herr Kapitän! Aber die Zahl der erleuchteten Fenster wird geringer."

„Also habe ich doch Recht. Die „Titania" dampft schon mit voller Kraft aus Sicht. So, Steuermann, das Eis wird vorne wieder dünner. Wir wollen auch mit Volldampf weiterfahren. Ich lege mich jetzt schlafen. Gute Nacht!"

„Gute Nacht, Herr Kapitän!"

Das Stampfen der Kolben dröhnt wieder an's Ohr. Die Bugwelle schwillt und rauscht.

Der Steuermann sieht noch einmal mit dem Nachtglas nach dem andern Dampfer. Kein einziges Licht mehr zu sehen!

„Fabelhaft, mit welcher Geschwindigkeit diese modernen Schnelldampfer aus Sicht laufen! Die Lichter eines Dampfers, der plötzlich untergeht, können nicht schneller verschwinden", murmelt er und schlägt fröstelnd den Mantelkragen hoch.

— — — — — — — — — — — — — —

Die Ruhe des dunklen Ozeans und die Stille der sternklaren Nacht müssen Halt machen vor den Schwellen der drahtlosen Stationen, hinter denen die Bordtelegraphisten vom Nachtdienst an ihren Hörapparaten sitzen. Kein anderer auf dem endlosen Wasser bemerkt, daß im Luftmeer unsichtbare Wellen zittern und wallen und schwingen. Nur der Telegraphist empfindet sie in seinem Hörer, in dem sie sich als rhythmisches Tönen sammeln. Und was dieser Rhythmus tönt, das ist ein Spott auf den trügerischen Meeresfrieden. Er kündet Not und Tod verzweifelnder Menschen, die sich dem Meere anvertrauten.

Der Nachttelegraphist auf dem Postdampfer „Prince of Wales" schreibt eilig nieder, was sein Hörapparat ihm in die Ohren tönt, und schickt den Text dem Kapitän:

„Depesche von Markonistation Cape Race: Titania meldet gegen Mitternacht Kollision mit großem Eisberg, liegt mit gestoppter Maschine, Umfang des erlittenen Schadens noch nicht festgestellt."

Die „Titania" ist mit den Augen nicht zu entdecken. Sie muß weit entfernt sein. Der Kapitän befiehlt dem Telegraphisten:

„Suchen Sie Verbindung mit der „Titania"! Vielleicht wird Hilfe gewünscht."

Bevor noch eine Antwortwelle auf das Morsezeichen für „Titania" vernehmbar wird, hört der Telegraphist den ausstrahlenden Anruf eines anderen Dampfers des „Imperator":

„Hatte soeben Verbindung mit „Titania". Sie ist durch Kollision mit Eisberg schwer beschädigt. Ich bin 150 Seemeilen entfernt, dampfe mit äußerster Kraft zu Hilfe. „Titania" auf 41 Grad 46 Minuten nördlicher Breite, 50 Grad 14 Minuten westlicher Länge. Kapitän."

Während der Kapitän des „Prince of Wales" die Depesche noch liest, kommt eine weitere Meldung seines Telegraphisten:

„„Titania" strahlt aus: c q d — c q d c q d —"

Der Obermaschinist erhält Befehl, die Feuer schüren zu lassen, soviel die Kessel aushalten können. Der Telegraphist vom Tagesdienst wird geweckt, die Markoniapparate bedienen zu helfen.

„Sofort die „Titania" anrufen: Habe Ihren Hilferuf gehört. Bin nur 60 Seemeilen entfernt. Komme mit forcierter Fahrt zu Ihnen."

Nach wenigen Minuten hört der Telegraphist die „Titania" antworten:

„Danke! Brauche dringend Hilfe. Wasser dringt in Maschinenräume, steigt schon bis an die Kessel."

In einem Umkreise von mehreren hundert Seemeilen scheint nun der ganze Luftraum über dem Wasser in Schwingungen zu geraten. Dampfer, die einander nicht sehen können, rufen sich lautlos und doch an den Apparaten hörbar gegenseitig an. Einige wollen die Not der „Titania" weiterverkünden, damit die Schiffe, die am nächsten sind, rechtzeitig zu Hilfe eilen. Andere heischen mit ihren drahtlosen Depeschen Antwort, ob Näheres über die Lage der „Titania" gehört, oder ob es noch möglich ist, ihr Beistand zu leisten. Die beiden

*) come quick danger, d. h.: Kommt schnell, Gefahr!

Digitized by Google

Telegraphisten des „Prince of Wales" haben Mühe, den Empfang aller Depeschen und die Abgabe eigener Nachrichten zu bewältigen.

Dampfer „Imperator" funkt:

„Soeben Depesche von „Titania" aufgefangen. Sie beginnt zu sinken und versucht, Frauen in Boote zu retten. Kann vor sechs Stunden nicht bei ihr sein. Wer bringt schneller Hilfe?"

Gleich darauf meldet sich auch wieder die „Titania" selbst:

„c q d — c q d — c q d — Wir sinken. Sichten Lichter eines Dampfers, kaum eine Stunde entfernt, gibt aber auf Markonianruf und auf Raketen keine Antwort. c q d — c q d — c q d."

Aus den Schornsteinen des „Prince of Wales" quillt der Rauch, dick und schwer. Die Heizer wissen, es gilt, Menschen aus Seenot zu retten. Sie schüren die Feuer, daß die langen Schleusenstangen glühen, und daß die Dampfspannung in den Kesseln ins Ungemessene wächst. Die Trimmer werden nicht müde, in Schweiß gebadet und keuchend immer neue Kohlen an die Feuerungen zu schleppen. Die Maschinen dröhnen, und der Dampfer zittert unter der forcierten Fahrt.

„Herr Kapitän! Depesche von der „Titania": Wir sinken schnell. c q d — c q d — c q d."

Der Kapitän macht ein sehr besorgtes Gesicht.

„Wer weiß, ob wir noch rechtzeitig kommen! Telegraphist, rufen Sie „Titania" noch einmal an: Halten Sie sich oder schicken Sie alle Mann in die Boote! Werde in drei Stunden dort sein."

Der Obermaschinist meldet, daß die Maschinen alles hergeben, was sie zu leisten vermögen.

„Danke!" sagt der Kapitän. „Sorgen Sie dafür, daß Ihre Leute nicht ermatten! — — Wenn doch der Dampfer, dessen Lichter die „Titania" sieht, aufmerksam werden wollte!"

Einer der Telegraphisten kommt auf die Kommandobrücke:

„Die „Titania" gibt keine Antwort, Herr Kapitän."

Irgendein Dampfer strahlt aus, ob man noch etwas von dem sinkenden Schiffe gehört hat. Dann scheinen die tönenden Wellen auf den Apparaten einige Minuten lang zu schweigen.

„Keine Depeschen mehr?" ruft der Kapitän in den Markoniraum hinein.

„Nein, Herr Kapitän!"

„Suchen Sie nochmals Verbindung mit der „Titania", ob sie sich bis zum Morgengrauen halten kann! Wir werden unsere Boote zum sofortigen Gebrauche bereit halten."

Der Apparat tickt seine Morsezeichen in die dunkle Nacht hinaus, wieder und immer wieder.

„Herr Kapitän, es kommt keine Antwort!"

„Rufen Sie den „Imperator" an! Vielleicht hört er die „Titania" noch."

Tick — tick — ticktick — tick — tick — ticktick — — —

„Antwort vom „Imperator": „Hören ein schwaches Tönen, Morsezeichen aber nicht mehr zu verstehen. Klingt wie Wellen der „Titania". Ihre Energiequelle scheint abzunehmen."

Der Telegraphist lauscht weiter angestrengt in seinen Hörer.

„Herr Kapitän, soeben noch einmal von „Titania" aufgefangen: c — q — ! Das d wurde nicht mehr gegeben. Mit q wars wie plötzlich abgeschnitten. Nun ist alles still."

„Dann war es der letzte Atemzug des Schiffes", sagt der Kapitän des „Prince of Wales" ernst. „Die Maschinen sind unter Wasser und die elektrische Kraft für Licht und Telegraphie hat aufgehört. Die „Titania" ist verloren und muß jeden Augenblick ganz unter der Oberfläche verschwinden. Und die Menschen auf dem unglücklichen Schiffe? Wenn es ihnen nicht gelungen ist, sich in die Boote zu flüchten, dann verhallen die Todesschreie der Ertrinkenden ungehört."

Die machtvollen Schrauben wirbeln mit dumpfem Poltern. Das Kielwasser brodelt und schäumt und leuchtet. Der Dampfer „Prince of Wales" nähert sich mit äußerster Geschwindigkeit der Unfallstelle. Schon graut der Morgen. Auf der Kommandobrücke nehmen Kapitän und Schiffsoffiziere die Fernrohre nicht mehr von den Augen.

Da! Da kommt etwas in Sicht! Ein großer Eisberg! Nicht weit davon einige Boote! Menschen darin! Aber das können nicht alle sein. Von dem stolzen Schnelldampfer ist nichts mehr zu sehen. Vielleicht

Digitized by Google

kämpfen Ueberlebende noch schwimmend mit den Wellen.

Vorwärts! Vorwärts, bevor die Hilfe zu spät kommt!

Die ersten Strahlen der Morgensonne huschen über den Eisberg und spenden dem stillen Ozean freundliche Helligkeit. Da läßt der Telegraphist des „Prince of Wales" den Rhythmus der elektrischen Wellen wieder ausstrahlen, um anderen Schiffen Kunde vom Schlußakt der nächtlichen Katastrophe zu geben:

„„Titania" infolge Kollision mit Eisberg bald nach Mitternacht mit mehr als tausend Menschen untergegangen. Nur ein kleiner Teil der Schiffbrüchigen in Booten gerettet und an Bord genommen. Weitere Rettungsversuche zwecklos. Dampfe mit Ueberlebenden nach New York. Kapitän des „Prince of Wales"."

— — — — — — — — — — — — —

Mit Sonnenaufgang ist der Kapitän des Frachtdampfers „Herkules" wieder auf der Kommandobrücke und läßt den Funkentelegraphisten wecken, damit er herumhört, ob andere Dampfer nächtliche Begegnungen mit gefährlichen Eisbergen melden. Dann wendet er sich an den wachehabenden Steuermann:

„Die „Titania" hat nun schon einen schönen Vorsprung vor uns. Ihre Passagiere sprechen gewiß nur noch von dem Abschiedsball, den der Kapitän vor der Ankunft in New York zu veranstalten hat. Möchten Sie wohl dabei sein, Steuermann?"

„Gewiß, Herr Kapitän! Ach ja, wer auf solchem Dampfer fahren kann, der merkt kaum noch, daß er auf hoher See ist."

Der Telegraphist kommt auf die Kommandobrücke gelaufen. Schweigend überreicht er dem Kapitän die Depesche vom „Prince of Wales".

Der Kapitän liest.

„Steuermann!" ruft er in großer Erregung aus.

„Was ist, Herr Kaitän?"

„Hier, lesen Sie selbst, Steuermann! Nein, es kann ja nicht möglich sein, daß die „Titania" vor unsern Augen untergegangen ist. Sie wies uns doch ab, als der Telegraphist sie anrief, und dann haben wir sie beobachtet, bis sie mit Volldampf davon fuhr."

„Sie funkte gerade mit der weit reichenden Landstation von Cape Race, Herr Kapitän. Vielleicht war es die Meldung von der Kollision mit dem Eisberg, die von dort am sichersten an hilfsbereite Schiffe weiterverbreitet werden konnte."

„Und ich habe unsern Telegraphisten zur Koje geschickt! Damit verschlossen wir unsere Ohren gegen alle Hilferufe. O, jetzt wird es mir klar, daß die „Titania" ihre Maschinen nicht freiwillig gestoppt hatte, wie wir dachten!"

„Der Anprall an den Eisberg hatte das Schiff zum Stehen gebracht, Herr Kapitän."

„Natürlich, und die Raketen, die wir sahen, waren Notsignale, die uns herbeirufen sollten."

„Bei einem gewöhnlichen Schiffe hätten wir auch gar nichts anderes denken können."

„Da wäre uns sogar das schnelle Verschwinden der erleuchteten Fenster verdächtig erschienen. Denn was kann es in Wirklichkeit nur gewesen sein? Das Wasser stieg höher und höher, bis es in die Maschinen drang, das elektrische Licht erlosch plötzlich und das Schiff ging unter."

„Aber wir glaubten nur an den unsinkbaren Schnelldampfer, der mit außerordentlicher Geschwindigkeit unsern Blicken enteilt."

„Ja, Steuermann! Es ist wie ein böses Verhängnis, das auf uns lastet. Voll Staunen über ein vermeintliches Meisterwerk von Menschenhand beneideten wir die Unglücklichen um ihr herrliches Schiff, während auf ihren sterbenden Lippen vielleicht ein letzter Schrei um Hilfe erstarrte, der den Rettung verheißenden Lichtern unseres armseligen Frachtdampfers galt."

Neue Bücher.

Oscar Baum: Die böse Unschuld. Ein jüdischer Kleinstadtroman. Verlag der literarischen Anstalt Rütten & Loening, Frankfurt a. M.

Der Untertitel ließe eine Schilderung der Kleinstadtverhältnisse erwarten, eine Erzählung, die dem einfachen Leben der „kleinen Leute" entsprossen ist — und noch mehr: ein Leben der jüdischen Minorität, die die Majorität vielleicht finanziell beherrscht, moralisch aber von ihr beherrscht wird und sich mit ihr assimiliert. Also eine Erzählung aus dem Leben dieser so unglücklichen Uebergangsmenschen, die noch nicht bestimmt wissen, ob sie den letzten Ton

Digitized by Google

eines vergessenen Liedes vorstellen, oder ob sich ihr Leben als die Morgenröte einer neuen Periode gestalten wird? Nicht so; die ganze literarische Tätigkeit Oscar Baums verfolgt ein anderes Ziel, als dieses fortwährende Suchen nach Problemen in einer Gegend, wo sie nicht zu finden sind. Und auch der letzte Roman Baums ist wesentlich etwas anderes als das, was unter dem Namen „jüdische Moderne" die alten, uralten Stoffe nach alter, uralter Methode belletristisch behandelt. Ein jüdischer Kleinstadtroman? Nun ja, aber das Leben hier ist doch nicht kleinstädtisch, und die Begebenheit selbst, die die Mitte der Erzählung bildet — Schwangerschaft als Folge hysterischer Zustände — ist doch eine Ausnahme, aus der sich nur selten ein Typus eines mit dieser Begebenheit verbundenen inneren Lebens konstruieren läßt. Das jüdische Element ist hier zwar reichlich vertreten, aber ich kann nicht umhin: die Hauptfigur des Romans, der junge jüdische Student Julius Budweiser ist doch im ganzen Laufe der Erzählung eine rein passive Natur, eine Persönlichkeit, die ihre eigenen Sorgen und eigenen Leiden hat, ganz verschieden von den Sorgen und Leiden des Milieus; ein Sonderling in der Menge der zwar interessanten, aber doch immer nur einfachen Dutzendmenschen, wie sie das traurige Leben hervorbringt: was geht ihn z. B. das Faktum an, daß ihn die ganze Stadt als Verführer des unglücklichen Mädchens betrachtet, was kümmert er sich um solche große Kleinigkeiten, daß die Christen den Juden die Fenster zerschlagen und sie mit Schimpfworten und Drohungen verfolgen? — er, Julius Budweiser, steht ruhig auf seinem Piedestal moralischer Sicherheit, kümmert sich nicht um Steine, die um seinen Kopf fliegen, kümmert sich nicht um seine Familie, die unter dem Drucke der öffentlichen Meinung und seines passiven Verhaltens leidet, er, Julius Budweiser, weiß, daß er unschuldig ist — und wen geht es weiter an? — und bis es zu dem Wendepunkte kommt, wo es am Platze wäre, sich vor der Menge und ihrer Meinung zu wehren und zu schützen, er, Julius Budweiser, wird ruhig zusehen, wie man die fremde Schuld auf seine Schultern schiebt. Das Baumsche Thema ist aber so ungewöhnlich, die Lösung der Frage so neu, daß man fragen muß: wie zeigt sich der Künstler angesichts dieses ungewöhnlichen Themas? Es muß sich doch in erster Reihe um die künstlerische Wertung der gegebenen Fakten handeln, um die Gliederung des Stoffes, kurz: um Momente, die die Existenzberechtigung des Werkes bilden. Nun, wir wissen schon aus den früheren Werken Oscar Baums, daß es hauptsächlich die Episoden sind, wo er seine Erzählung auf die höchste künstlerische Stufe zu bringen weiß — so auch in dem letzten Werke. Es sind hier Szenen, wo Baum sich an den einzelnen Schmährufen wie ein Genießer an seinem Weine entzückend in die Masse der erzürnten Männer drängt, um das heftige Pulsieren der Massenpsyche zu hören, wo er aus den Gesichtern und ihren Ausdrücken eine Mosaik zusammenstellt, die, lapidar im Ganzen und interessant in den Details, in ihrer Wahrheit und rohen Pracht unvergeßlich bleibt. Und es scheint, daß diese Episoden auch den Höhepunkt der Kompositionskunst (denn es handelt sich hier um eine Kompositions k u n s t, nicht um die Kompositionstechnik!) Baums bilden — wenigstens an keiner anderen Stelle weiß er mit so kargen Mitteln so viel und so bedeutendes zu zu sagen, wie es z. B. in der Schilderung eines Abendessens in der jüdischen Familie der Fall ist, mit all den schönen, wie mit Pastellfarben angehauchten Erinnerungen, in einem an den großen Daumier erinnernden Bilde voll von Lebenswahrheit und Lebensplastik — wie tragisch gerade bei Baum, dem blinden Künstler! Diese Episoden sind in ihrer künstlerischen Vollkommenheit der größte Wert des Romans, auch wenn durch sie die einheitliche Linie der Erzählung gebrochen ist; sie bleiben der Höhepunkt der Baumschen „Lust zu fabulieren", auch wenn man die unerwartete Lösung des Stoffes nicht ohne weiteres annehmen möchte, diese „force majeure" in der Form einer medizinischen Diagnose, die feststellt: es ist hier nirgends, bei keinem Menschen eine Schuld zu suchen, niemand wurde verführt, niemand hat verführt, nur die angeborene Hysterie des Mädchens ist an allem Schuld. Ich weiß nicht gut einen zweiten Dichter zu nennen, der an dieser künstlerisch so heiklen Stelle nicht gescheitert wäre; für Baum, den Erzähler, ist es wieder eine Episode, voll von psychologischem Reiz; und das bleibt für den Autor bezeichnend: überall, wo ein Zusammentreffen disparater Erzählungsformen zu fürchten war, ist er so ruhig weitergegangen, mit einer Sicherheit und künstlerischen Weisheit, die nicht mehr gut zu übersehen ist.

E r n s t L u s t i g.

Steckenpferd-Seife
die beste Lilienmilchseife
für zarte weiße Haut

Herausgeber: Dr. H e i n r i c h J l g e n s t e i n und Dr. W i l h e l m B o l z e. — Verantwortlich Dr. H e i n r i c h J l g e n s t e i n, Wilmersdorf, Pfalzburgerstr. 53. — Verlag: H e l l m u t h J o h n k e, Berlin W. 15 — Oesterreich-Ungarn: H u b e r & L a h m e N a c h f., Wien I, Herrengasse 6. — Verantwortlich für die Inserate: F r a n z R a u s c h, Berlin W. — Druck und Postvertrieb: P a ß & G a r l e b G. m. b. H. Berlin W. 57.

Digitized by Google

Die Gegenwart

Nr. 18 | Berlin, den 2. Mai 1914 | 43. Jahrgang Band 85.

Die Schank- und Kinonovelle.

Von

Heinrich Ilgenstein.

Solange es eine Gesetzgebung gibt, solange hat sie neben sehr faßbaren und durchaus konkreten Bestimmungen mit Vorliebe auch mit Begriffen operiert, deren Haupteigenschaft es ist, sich je nach dem Tagesbedürfnis so oder anders auslegen zu lassen.

Diese Kautschukparagraphen, wie man mit Recht die gesetzliche Fassung von Dingen nennt, die sich ihrer Natur nach einer konkreten Fassung entziehen, sind in den seltensten Fällen das Resultat unachtsamer Gesetzgeberei. Im Gegenteil. Sie gelten unter Kennern nicht mit Unrecht als Ausfluß ganz besonders ausgezeichneten juristischen Scharfsinns und sind von vornherein als verwaltungspolitische Waffe gedacht, in allen Regierungsstuben Europas hoch beliebt.

Das Ewig-Subjektive von Gesetzes wegen scheinbar objektiv machen und dann dies scheinbar Objektive dem höchst subjektiven Ermessen des Verwaltungsapparats anheimstellen ... Wir wären nicht der vielbewunderte Polizeistaat, der wir sind, wenn wir auf diesem Gebiet nicht immer weiter für „Reformen" sorgten. Das durch die Lex-Heinze Debatten angeregte Suchen nach dem sogenannten „Normalmenschen" ist zwar selbst in unserem gelobten Lande Uniformien ein glücklicherweise noch immer ungelöstes Problem, über das sich die Juristen des Vaterlandes hoffentlich noch recht lange den Kopf zerbrechen werden. Aber Kautschuk ist auch so Trumpf. Keine Woche vergeht, in der selbst Kunsthändlern, die aus lauter Angst vor dem Kautschukbegriff eines gesetzlich festgelegten Normalschamgefühls nur noch anerkannte Klassiker in ihr Schaufenster stellen, ein Sittlichkeitsprozeß gemacht wird. Selbst Feuerbach und Rubens verletzen „ohne unsittlich zu sein", in letzter Zeit immer häufiger das Schamgefühl des inspizierenden preußischen Normalschutzmanns.

Wie schön objektiv und vernünftig klingt es, wenn der Gesetzgeber vorschreibt: Theaterstücke, von deren Darstellung eine öffentliche Ruhestörung zu befürchten ist, sind zu untersagen. Aber nun kommt der Kautschuk: Was versteht man unter „öffentlicher Ruhestörung?" Wenn es wirklich faßbaren Radau gibt oder wenn sich in den Hirngängen still und gesittet dasitzender Zuschauer durch ein freiheitlich empfundenes Dichtwerk „unbotmäßige" Gedanken regen. Die Verwaltungsbehörde hat — das Kautschukmäßige des Begriffs „Ruhestörung" gestattet es ihr — längst dahin interpretiert, daß das Gesetz auch ruhestörende — Gedanken von ihr verhindert wissen wollte!!

Bisher war es üblich, daß man ob des bessern Eindrucks wenigstens bei der Fassung solcher Gesetzesparagraphen Wert auf das Dekorum objektiv scheinender Phrasierung legte und es der Interpretationskunst der p. p. Verwaltungsbehörden überließ, alle kautschukartigen Auslegungsmöglichkeiten selbst herauszusuchen. Aber jetzt hat die Reichsregierung dem Reichstage einen Gesetzentwurf zugehen lassen, der das bisher verschämt geübte System, der Verwaltungsbehörde anstatt konkreter Gesetze Gummi elasticum zur Verfügung zu stellen, in einer Weise dokumentiert, die an Ehrlichkeit und Offenheit nichts mehr zu wünschen übrig läßt.

Es handelt sich um die von der Reichsregierung seit Jahren in Aussicht gestellte Regelung der öffentlich rechtlichen Verhältnisse des Gast- und Schankwirtschaftsgewerbes, der Variétés und Kinematographentheater.

Digitized by Google

Gewiß hat die Oeffentlichkeit kein Interesse daran, daß den Fuselfabrikanten, die die deutsche Arbeiterschaft mit Branntwein vergiften, ihr volksgesundheitlich gefährliches Gewerbe nicht erschwert wird. Und daß es um das junge Kinematographentheatergewerbe auch nicht schade wäre, wird jeder zugeben, der in der Erziehung zum stumpfsinnigen Bilderanglotzen eine Gefahr für das allgemeine Bildungsniveau sieht. Aber die Gesetzesnovelle umfaßt mehr. Sie erstrebt nichts weniger als eine allgemeine Generalregelung des gesamten deutschen Reichsdurstes. . Keinen Tropfen trinkt das Huhn, ohne einen Blick zum Himmel aufzutun. . Keinen Tropfen, ob es ihn nun nach einem guten Glas Bier oder Wein, nach Kuhmilch, Kaffee, Kakao oder Schokolade oder Selterwasser gedürstet, soll der Reichsdeutsche fortan trinken dürfen, ohne daß es der hohen Polizeibehörde vorher in überzeugender Weise nachgewiesen wird, daß ein wirkliches Bedürfnis vorliegt.

Ob du eine Konditorei oder ein Bierrestaurant oder eine Teestube aufmachen willst . . . Wird diese Gesetzesnovelle wirklich vom Reichstag angenommen, so hast du zwecks Erlangung der Konzession der Polizeibehörde erst einmal nachzuweisen, daß für dein Unternehmen ein — „Bedürfnis" vorliegt. —

Was denkt man sich dabei? Und wenn der Unternehmer felsenfest davon überzeugt ist, daß sich an dieser oder jener Ecke eine lebensfähige Restauration betreiben ließe, — wie soll er, ohne die Probe auf das Exempel zu machen, dem Polizeigewaltigen, der lauschend in seinem Amtssessel sitzt, nachweisen, wieviel Personen ein Lokal frequentieren würden, das noch gar nicht da ist?!

Ist es auch Wahnsinn, hat es doch Methode. . . In diesem Fall eine Methode, die nur zu durchsichtig ist. Die gesetzlich festzulegende Forderung, daß der Natur der Sache nach Unnachweisbares einer bestimmten Behörde zwecks Erlangung der Konzession erst mal nachzuweisen ist, heißt der Polizei eine Waffe in die Hand geben, wie sie selbstherrlicher auch nicht in den Zeiten des Absolutismus verwendet ward.

Wenn dieser obligatorische Bedürfnisnachweis gesetzlich so festgelegt wäre, daß es klipp und klar hieße, auf so und soviel tausend Einwohner dürfe es nur so und soviel Cafés und Restaurationen geben, dann wäre jede Willkür ausgeschlossen, und dann ließe sich sachlich darüber diskutieren. Aber so, aus der hohlen Hand heraus muß — die Konzessionserteilung fortan zu einer Prämie für den besten Ueberredungskünstler werden. Zu einer Prämie für denjenigen, der sich durch genehme politische Gesinnung empfiehlt, der unkaufmännisch genug ist, der Polizei etwas Unbeweisbares zu beweisen, aber regierungsfromm genug, sich den wohlerkannten Zweck dieses Scheingefechts nicht anmerken zu lassen.

Man braucht nur noch zu hören, daß sich diese monströse Einführung nicht nur auf etwaige Neugründungen, sondern im Falle des Besitzwechsels — auch noch auf alle bestehenden Restaurationen, Cafés, Konditoreien usw. erstreckt. Nur daran zu erinnern, daß der bisherige sogenannte Bedürfnisnachweis, der als wohlberechtigter Schutz gegen das Ueberhandnehmen von Schnapsverkaufsstellen gedacht war, fortan sich auch auf Bier und Wein sowie auf alles andere irgendwie Trinkbare erstrecken soll. Und man weiß, was die Glocke geschlagen hat. Die Väter dieser famosen Schank- und Kinonovelle sind dahintergekommen, daß vom kleinen Stammtisch bis zur großen politischen Volksversammlung die politische Aussprache und das politische Zusammenfinden der Volksgenossen sich naturgemäß beim Glase Bier abspielt. Deshalb gilt es, den heute vorwiegend liberalen Gastwirtstand von Elementen zu säubern, die ohne Rücksicht auf die politische Färbung des einzelnen, jeden, der sich sonst einwandfrei benimmt, willkommen heißen. In dem Prozeß des Rittergutsbesitzers Becker haben wir zum erstenmal die eidlich bekräftigte Kunde vernommen, daß Gastwirten, welche als zu liberal verdächtig waren, die Konzession unter dem Vorwande „mangelnden Bedürfnisses" verweigert worden sei. Wenn diese Gesetzesnovelle Wirklichkeit wird, wäre es um den freien Gastwirtstand von heute um so sicherer geschehen, als sie über den Kautschukparagraphen des obligatorischen Bedürfnisnachweises hin-

Digitized by Google

aus der Polizeibehörde luxuriöserweise auch noch eine andere Waffe in die Hand gibt. Sie soll nach „freiem Ermessen" auch wegen allgemeiner „Unzuverlässigkeit", die nicht durch Straftaten begründet zu sein braucht, die Konzession ohne weiteres versagen und entziehen können!

„Entwurf eines Gesetzes zur vollständigen Ausantwortung des Gast- und Schankwirtschaftsgewerbes an die behördliche, besonders an die polizeiliche Willkür . .", so nennt Justizrat Dr. Schöps, der Syndikus des Verbandes der Gast- und Schankwirte für Berlin und die Provinz Brandenburg diesen neuen Versuch, in unser Gewerbeleben mal wieder ein Stück Absolutismus hineinzutragen. Es ist anzunehmen, daß der Reichstag diesen Gesetzentwurf mit gebührender Deutlichkeit ablehnen wird. Wenn nicht, so sollte diese Verstaatlichung der deutschen Gastwirte ehrlicherweise dadurch gekrönt werden, daß wir bei unserem chronischen Mangel an uniformierten Ständen alle diejenigen, die das examen rigorosum des famosen obligatorischen Bedürfnisnachweises bestehen, in eine behördlich einzuführende Gastwirtsuniform stecken.

Eine Bibliographie für Theatergeschichte.

Von

Hermann Kienzl, Berlin.

Die Theatergeschichte ist die jüngste der Wissenschaften. Sie ist nicht eines Tages plötzlich aus der Erde gestampft worden, hat vielmehr ein Jahrhundert und länger ein kryptonymes Dasein geführt in den Sammlungen, Memoiren, Tagebüchern und Aufzeichnungen der Schauspieler und Theaterliebhaber und in den Winkeln der Literaturgeschichte. Kryptonym? War bloß der Name verborgen? Nein, auch der Begriff! Im Dunkeln tappten die Ahnungsvollen, und die meisten Literarhistoriker waren nicht einmal beschwert von einer Ahnung, daß auf dem Nachbargebiete der Literaturgeschichte unerschlossene Erzadern des Bohrens warteten. Einzelne frühzeitige theaterhistorische Werke, wie Devrients „Geschichte der deutschen Schauspielkunst" und Laubes Bücher über das Burgtheater und über das norddeutsche Theater hingen „zwischen den Wissenschaften" (so wurden sie in den Bibliotheken eingereiht). Die literarischen Historiker vom alten Schlage blickten auf das Theater mit einem gewissen Hochmut, wenn nicht mit Verachtung herab. Sie waren es eben gewohnt, an alle Erscheinungen des geistigen Lebens den Maßstab ihrer ästhetischen Grundsätze anzulegen, dem freilich das chamäleonartige Weltkind Theater so wenig gerecht werden konnte, wie diese Messung dem Theater. Daß der Organismus der Literatur und der Organismus des Theaters, ob auch immerwährend Blutadern von dem einen zum anderen rinnen, im Grunde zweierlei Dinge sind, wollte man nicht begreifen — oder, begriff man es, so nahm man sehr irrtümlich von der Unterscheidung das Recht ab, den „Bühnenzauber und Kulissenklatsch" aus den Vorhöfen der Wissenschaft hinauszufegen. Man glaubte den kulturhistorischen Obliegenheiten nachzukommen, indem man das Drama, soweit es von der Sphäre der Bretter in die literarische des Papiers ragte, einer akademischen Kritik unterzog. Der Einfluß der Bühne auf das gesamte geistige Leben einer Zeit und der chronistische Wert des Theaters (der „lebendigen Chronik des Zeitalters") blieben unterschätzt. Daß Goethe — und andere Heroen der Literatur — einen Großteil ihrer Lebenskraft dem Theater und dessen besonderen Bedürfnissen opferten, buchte man biographisch, ohne daß die Goethe-Wissenschaft zu einer Theater-Wissenschaft geführt hätte. Gewiß, in den Jahrzehnten seiner Weimarer Theaterdirektion hat Goethe oft genug den bitteren Widerstreit zwischen Kunst und Handwerk empfunden; doch wie sich diese Faktoren im Theaterbetriebe immer wieder versöhnen, entzweien und wieder versöhnen, so lockte und fesselte auch ihn das Theater, wenn es ihn gleichzeitig abstieß. Er hat seine kostbaren Tage nicht etwa bloß der großen Kunst zu Diensten gestellt, er hat eine noch viel größere Summe von Kraft für die rechte Zubereitung der theatralischen

Digitized by Google

Hausmannskost verwendet und sich oft Wochen lang mit der dramaturgischen Einrichtung und dem Probenstudium von Stücken beschäftigt, denen er selbst nur ephemeren Wert zuschrieb. Noch mehr litt Strindberg am inneren Widerspruch in seinem Verhältnis zum Theater, für das er seine Dramen schrieb und das er dennoch eine „Biblia pauperum" nannte, eine Bibel für die schwachen Köpfe und Halbgebildeten, die Geschriebenes und Gedrucktes nicht recht lesen könnten; welcher Einsicht zum Trotz er später sein ganzes, schwer errungenes Hab und Gut bei dem Experiment einer Theaterleitung verlor. Wie sollte bei so schwankender und widerspruchsvoller Einschätzung des Theaters durch die Dichter und Künstler nun gerade der deutsche Professor frühzeitig zur wissenschaftlichen Würdigung dieser „Materie" gelangen? Das Theater der Griechen oder die christliche Mysterienbühne — o ja! Das waren respektable Dinge, unfruchtbar genug für die atmende Gegenwart, und des Schweißes der Historiker wert. Das moderne Theater ist denen verdächtig, die sich mit der Kunst nur systematisch beschäftigen.

Der Wert der Kunstgeschichte ist von dem Wert der Kunst, der ein impressionistischer sein kann, zu sondern. Kunstgeschichte erforscht das Werden des Gewordenen, stellt dar die wechselseitige Befruchtung der Geister, die Spaltung der Keimzellen, von denen die niemals abgeschlossenen Entwicklungen stammen, sucht und erklärt die Zusammenhänge, schafft uns Wissen. So gewiß der Wahn abgetan ist, daß die Weltgeschichte eine moralische Katechese sei — weil doch Lehrbeispiele und neues Leben in den Voraussetzungen stets verschieden sein müssen —, so sicher haben kunstgeschichtliche Ergebnisse keine bindende Kraft für ein neues Kunstempfinden. Wir erleben sogar, daß ein anderer Zeitgeschmack das Urteil der Kunstgeschichte über vermeintlich längst erledigte Erscheinungen einer gründlichen Revision unterzieht. Die Theatergeschichte ist, ihrem wohlverstandenen Wesen nach, nicht Theaterkritik. Wenn sie die Fülle des Gewesenen wieder aufbaut, das Entstehen des einen aus dem anderen klarlegt, die Einflüsse des wechselnden Zeitgeistes auf das Theater und des Theaters auf den Zeitgeist feststellt, erfüllt sie ihre ausgebreiteten Aufgaben. Selbstverständlich liefern Mörtel zu ihrem Bau auch die vergilbten Kunsturteile, die Kritiken über Stücke, Aufführungen und Schauspieler. Doch nicht, indem sie diese Urteile zu den ihrigen macht, nicht in der Ausübung judizieller Gewalt sieht die Theatergeschichte ihren Zweck. Der kann nur sein die organische Darstellung der Entwicklung des Theaters. Die Bedeutung der Entwicklungsglieder ergibt sich ebensowohl aus zeitgenössischen Urteilen, die etwa einander scharf widersprechen, wie aus anderen nachweisbaren Wirkungen, die von einer einzelnen Erscheinung ausgegangen sind.

Das Gebiet der Theatergeschichte ist heute noch so sehr groß, weil es bis in die jüngste Zeit hinein brach gelegen hat und infolgedessen immer noch Vorarbeiten zu erledigen sind. Die Ausgrabung und Sichtung des Materials ist zum großen Teil der jüngsten Zeit vorbehalten geblieben. Daher ergibt sich hier die Notwendigkeit zu mannigfaltigstem monographischen Detail, und vom Strom der deutschen Doktorschriften könnte ein reichlicher Abfluß auf dieses Sondergebiet gelenkt werden.

Den eigentlichen Grundstein zur wissenschaftlichen Theatergeschichte legte, ohne daß die Veranstalter so weit Reichendes im Auge hatten, die Wiener Theater- und Musikausstellung im Jahre 1892. Dieser erste und schon imposante Schritt war mit Mühe getan worden. Der erstrebten Vollständigkeit einer Darstellung der deutschen Theatergeschichte in Dokumenten und Bildern standen unüberwindliche Hindernisse entgegen: Ein Gefühl für die Wichtigkeit ihrer Vergangenheit und ihrer Ueberlieferungen hatte man selbst bei großen Theaterinstituten vergeblich gesucht. Systematisch geordnete Theaterarchive, die über den Bedarf des Tages zurückreichten, bestanden nur an wenigen Stellen. Ist es nicht bezeichnend, daß nur durch einen Zufall die seit dem April 1776 aufbewahrten Theaterzettel des Wiener Burgtheaters dem Ofen der k. k. Banknoten-Vernichtungsanstalt entgingen, als schon vor dem Hause der Generalintendantur der sogenannte Streifwagen hielt, der diese „Makulatur" zum Feuertode führen sollte?!

Digitized by Google

Und in den Bibliotheken war zur Zeit der Wiener Ausstellung auch nur schwacher Rat zu holen. Es gab noch keine Kataloge der theatergeschichtlichen Literatur. Josef Kürschners schon im Jahre 1879 veröffentlichter „Aufruf zur Begründung eines Vereins für theatergeschichtliche Forschung" sollte erst dreiundzwanzig Jahre später zur Tat gemacht werden.

Im Jahre 1902 wurde in Berlin die „Gesellschaft für Theatergeschichte" gegründet. Seit diesem Jahre, kann man sagen, existiert die neue Wissenschaft. Die stattliche Mitgliedschaft der Gesellschaft setzt sich aus Gelehrten und Künstlern aller deutschen Länder zusammen. Eine überaus ansehnliche Arbeitsleistung hat sich während der zwölf Jahre in den Schriften des Vereins gespeichert. Von berufenen Forschern wurden große Komplexe theatergeschichtlicher Probleme erschlossen, und besonders zahlreich sind die Monographien, Tagebücher und Brief-Sammlungen, mit denen bedeutende Persönlichkeiten und ihre Theaterzeit aus dem Schutte einer gedächtnisarmen Nachwelt freigegraben wurden. Noch höher jedoch, als ihre eigenen Publikationen, sind die Anregungen und Befruchtungen zu werten, so von der „Gesellschaft für Theatergeschichte" für das allgemeine theaterhistorische Interesse ausgingen. Hier war die Wasserkraft, die viele hundert Mühlräder in Bewegung setzte! Die Beschäftigung der Schriftsteller — nicht bloß der Berufsgelehrten — mit den Fragen des Theaters hat sich während des letzten Jahrzehnts ungeheuer gesteigert. Darüber geben die bibliographischen Tabellen Auskunft, die im Verlage der Gesellschaft 1904, 1905 und 1914 erschienen sind.

Diese Bibliographien sind der wichtigste Unterbau einer systematischen Theatergeschichte. Von ihrer Vollständigkeit und Uebersichtlichkeit hängen wesentlich die künftigen Ergebnisse synthetischer Arbeiten ab. Man wird sich selbstverständlich nicht damit bescheiden dürfen, die das theaterwissenschaftliche Gebiet berührende Produktion in Buch, Zeitschrift und Zeitung fortlaufend zu verfolgen und zu registrieren, wie dies nun seit dem Jahre 1901 geschieht (soweit reicht die erste Bibliographie vom Jahre 1904 zurück); man wird allmählich auch nach Möglichkeit nachholen müssen, was die Vorzeit versäumte, und die ältere und älteste Theaterliteratur in bibliographischen Katalogen für das suchende Auge des Forschers bereitlegen.

Die zwei bibliographischen Verzeichnisse der in den Jahren 1901—1904 erschienenen Bücher und Aufsätze stammten von dem seither verstorbenen Schriftsteller A. L. Jellinek. Die jüngste Theater-Bibliographie, die die sechs Jahre von 1905 bis 1910 umspannt, hat Paul Alfred Merbach verfaßt. Auch sie ist im Verlage der „Gesellschaft für Theatergeschichte" erschienen. An diese letzte Schenkung eines stupenden Fleißes seien, nachdem dem Nutzen und Verdienst volle Anerkennung gezollt worden ist, einige grundsätzliche Bemerkungen geknüpft.

Merbach hat sich im allgemeinen an die Leitmotive Jellineks und an seine Stoffeinteilung gehalten. Er nahm auf, was nach seinem Urteil oder Mutmaßen für die Orientierung theatergeschichtlicher Arbeiter von irgendeinem Belang werden könnte. Er schied aus, was den Charakter der „Theaterkritik" hatte, also die ganze unübersehbare Masse der Aufführungsreferate. Desgleichen nicht berücksichtigt sind die Werke der Dramatiker, über die ja, ob sie aufgeführt wurden oder bloß im Druck erschienen sind, andere Kataloge die Kontrolle führen. Schließlich hat der Bibliograph auch abgesehen von Publikationen, die sich zwar mit einem Dichter, der Dramen schrieb, biographisch oder kritisch beschäftigen, nicht aber Wesentliches über des Dichters Verhältnis zum Theater enthalten ... Bei solcher Beschränkung füllt die mit knappster Quellenangabe versehene Aufzählung der in sechs Jahren gedruckten, das Theater betreffenden Bücher und Aufsätze 263 Seiten! Das Buch hat zwei Hauptteile: einen ortsgeschichtlichen — hier sind die Länder und Städte mit ihrer besonderen Theaterliteratur registriert — und einen biographischen. Den biographischen Teil hatte Jellinek nicht weiter gegliedert; sein Verzeichnis der Autoren, Schauspieler und anderer Theatermenschen kannte nur die gleichmachende Reihenfolge des Alphabets. Die

Digitized by Google

unvergleichlich größere Fülle des Stoffes bestimmte Merbach zur Gruppierung des Stoffes in 73 Unterabteilungen. Von den Kapitelüberschriften hier nur einige Stichproben: Bauwesen, Bildung des Schauspielers, Dramaturgie, Freilichtbühne, Inszenierung, Kostüme, Kritik, Provinz, Reformbestrebungen, Regie, Schauspielkunst, Schauspielerberuf, Schauspielerinnen, Stil, Technik, Theatergesetzgebung, Theaterschulen, Volksbühnenbewegung, Wandertruppen, Zensur. — Die Vielfältigkeit der Bibliographie machte nun allerdings ein Register wünschenswert, das die einfache Struktur der älteren Nachschlagebücher entbehrlich sein ließ.

Daß die Bibliographie nicht den Anspruch auf absolute Vollständigkeit erheben könne, darüber gibt sich Merbach keinem Zweifel hin. Er zeigt im Vorwort auch schon die nachträgliche Ergänzung dieses Sechs-Jahrbuches an. Wahrscheinlich und hoffentlich werden die Schriftsteller, die ihre einschlägigen Arbeiten in der Bibliographie vermißten, nicht säumen, dem Herausgeber Bescheid zu geben. Aber auch nach dieser Lückenausstopfung scheint mir ein weiterer Ausbau des trefflichen Werkes mit Hinsicht auf seinen Zweck geboten. Der kann allerdings von einem einzelnen, und besäße dieser den Fleiß der Ameise, nicht durchgeführt werden, weil zwei Augen nicht genügen, in zehn Jahren das zu lesen, was in einem Jahre über das Theater geschrieben wird.

Der einzelne ist hauptsächlich auf die Durchsicht der Bibliotheks-Kataloge angewiesen. Die Königliche Bibliothek registriert seit Jahrzehnten auch die Zeitschriften- und Zeitungsliteratur nach bestimmten Schlagwörtern. Solange aber das Kennwort, der Titel eines Buches oder eines Artikels, für den Theaterbibliographen maßgebend bleibt, ist er an den Buchstaben seiner eigenen Wahlgesetze gebunden. Und jede Doktrin ist nur dann nützlich, wenn sie in bestimmten Fällen durchbrochen wird. Merbach scheidet z. B. die eigentliche „Theaterkritik" prinzipiell aus. Wer wollte jedoch leugnen, daß die Theatergeschichte den Kritiken aus älterer Zeit einen großen Teil ihres Wissens verdankt? Und man war damals in der Kunst, eine Schauspielerpersönlichkeit in Worten darzustellen, noch weit weniger geübt, als heutigen Tages. Der Bibliograph, der Tageskritiken sichten würde, fände, ungeachtet des aufrechtgehaltenen Prinzips, vielerlei, das er dem Historiker aufbewahren möchte. Aehnlich liegt der Fall mit dem richtunggebenden Titel. Ach, Titel können irreführen — in der Literatur wie im Leben! Ich greife nur ein Beispiel heraus, das für die jetzt abgeschlossenen Jahrgänge noch nicht in Betracht kam. Carl Strecker veröffentlichte in der „Frankfurter Zeitung" den „Briefwechsel zwischen Nietzsche und Strindberg". Der Theaterbibliograph, der nicht zufällig diese Publikation gelesen hätte, ginge an dem Titel totsicher vorüber. Hat er sie jedoch gelesen, dann weiß er, daß Strindberg in seinen wenigen Briefen an Nietzsche unvergleichliche Charakteristiken des Theaterpublikums verschiedener Länder gibt, und daß Nietzsche, der dem Theater längst abgewandt war, sich in einem Brief an Strindberg über Antoine und das Théâtre libre sehr interessiert äußert.

Paul Alfred Merbach ist als Theaterbibliograph der rechte Mann am rechten Platz. Doch der große wissenschaftliche Zweck erfordert die Organisation vielfältiger Arbeitskräfte. Und ferner: für das zu schaffende theaterbibliographische Institut sollte der Grundsatz gelten: Divide et impera! Man wird genug zu tun haben, die deutsche Theatergeschichte zu bedienen. Auf die Theaterchronik von — Afrika und Australien kann verzichtet werden.

Rabindranath Tagore.

Von

Julius Bab.

Nord und West und Süd zersplittern
Throne bersten, Reiche zittern,
Flüchte du, im reinen Osten
Patriarchenluft zu kosten!

Vielleicht gibt es im ganzen Gebiet unseres kulturellen Lebens heute nichts merkwürdigeres, als die Tatsache, daß wir keine Landschaft betreten, in keinen scheinbar noch so

Digitized by Google

neuen Weg einbiegen können, ohne auf die Spuren Goethes zu stoßen. Den ganzen Umkreis aller Lebensprobleme, die uns heut möglich sind, hat er schon umschritten, und wohin wir uns wenden mögen, er geht uns voran. — Vor einem halben Jahr hat die Erteilung des Nobelpreises für Literatur dem indischen Dichter Rabindranath Tagore plötzlich zu einem sogenannten Ruhm verholfen, das heißt er wurde dem Maulaufsperren der Naiven, dem Witz der blasierten Zeitungsleser in Europa ausgeliefert. Worin aber der wesentliche Sinn bei der Krönung dieses wirklich bedeutenden Dichters aus dem Osten lag, das hatte Goethe genau hundert Jahre zuvor ausgesprochen in den Versen, mit denen er den „west-östlichen Diwan" einleitete. In dieser Gedichtreihe zog der europäische Geist den ersten und reinsten Gewinn aus jener neuen Berührung mit der Kultur des Ostens, die die Romantik angeregt hatte, und die dann das ganze Jahrhundert bis zu Schopenhauer und dem neuen Buddhismus fortgewirkt hat. Wenn aber Goethe aus der Verworrenheit seiner Tage Kräftigung und Erholung sucht in der Patriarchenluft, „Wo sie noch von Gott empfingen, Himmelslehr' in Erdensprachen, und sich nicht den Kopf zerbrachen", so ist das nur der ästhetische Ausdruck für die religiöse Tatsache, um deretwillen der Osten immer wieder dem Westen unentbehrlich scheint. Es mag zuletzt mit den einfachsten geographisch klimatischen Bedingungen erklärt werden, aber jedenfalls besteht die weltgeschichtliche Grundtatsache, daß die Völker des südlichen Ostens in einem ganz anderen Maße die Ruhe pflegen, der Einkehr fähig und deshalb jener religiösen Genialität teilhaftig sind, die aus begreifendem Sichversenken ins All stammt. Alle Kulturen des nördlichen Westens ruhen auf der rastlosen Bewegung, dem Stolz der Tätigkeit, dem Ueberwiegen praktisch heroischer Instinkte. Und seit Jahrtausenden beruht die menschliche Kultur auf der Wechselwirkung dieser beiden Mächte. Denn wenn dem Osten das Erstarren, das Verfaulen droht, der Tod, der auf jedes völlige Versinken im Alleinen wie auf den Anblick Gottes gesetzt ist, so droht dem Westen die Entgeistung, die Mechanisierung, der Tod, der auf eine sinnlose Hingabe an den Moment, auf ein gottloses Dasein gesetzt ist. So arbeitet seit zwei Jahrtausenden die westliche Menschheit an der Aufnahme des großen orientalischen Produkts, der jüdisch-christlichen Religiosität. Und da der Reiz dieses Problems zu verblassen schien, trat vor einem Jahrhundert die Weisheit der Perser und Inder und neuerdings die der Chinesen bedeutsam in das westliche Leben ein.

Das Merkwürdige aber an der Erscheinung des indischen Dichters Tagore ist nun doppelter Art. Einmal werden wir, die große Zahl der Europäer, jetzt erst aufmerksam, daß es sich bei dem dreihundert Millionen Volk von Indien nicht nur um die ehrwürdigen Denkmäler einer vor Jahrtausenden abgeschlossenen Kultur handelt, sondern daß dort auf dem Boden einer uralten Tradition noch immer ein neues, starkes Leben wächst, das uns Europäern durch die klare Kraft seiner Religiosität etwas zu bieten hat. Sodann aber zeigt sich auch umgekehrt, daß auch dies indische Leben nicht ohne Gewinn seit fünf Generationen in einer engen, wenn auch vielfach feindlichen Berührung mit dem westlichen Geist steht. Daß die Verbindung Englands mit Indien eine mehr als äußere Bedeutung zu haben beginnt, hat von der englischen Seite her der nicht leicht zu überschätzende Dichter Rudyard Kuypling bewiesen — von der indischen beweist es jetzt Rabindranath Tagore. Denn so gewiß wie dieser Dichter uns Europäern gerade durch sein östliches Erbteil — eine tiefe, in sich geschlossene, von ältester Tradition gespeiste Frömmigkeit — bedeutsam ist, so gewiß ist er doch in der Art seines Bekenntnisses von westlichem Lebensgefühl, von Tätigkeitsfreude und Arbeitsstolz, beeinflußt.

Nirgends mehr erscheint ihm das Nirwana des Buddhisten als letzte Lockung; die Abtötung des Fleisches, die Ueberwindung des Willens hat nichts mit seinem Ideal der Frömmigkeit zu tun. Statt dem „Singen und Sagen des Rosenkranzes" will er die Arbeit des Pflügers und Steinklopfers als wahren Gottesdienst gewürdigt wissen, und in einer wunderschönen Legende vom „falschen Asketen" ruft Gott dem Frommen, der um seinetwillen

Digitized by Google

Haus, Weib und Kind verläßt, klagend nach: „Warum geht mein Diener mich suchen, indem er mich aufgibt?“ Arbeit und Liebe, die ganze sinnliche Welt scheint, wo sie mit rechter Hingabe getrieben wird, ihm ein Weg zum Herzen Gottes. Aber freilich nur jene Beschäftigung mit den Dingen, die sich als Dienst im großen Weltganzen fühlt, die nicht in leere Geschäftigkeit ausartet. Von dem bloß Betriebsamen, diesem heillosesten und häufigsten Produkt unserer westlichen Zivilisation, das freilich unter jeder Sonne reift, wendet er sich mit trauriger Verachtung ab. So heißt es einmal: „Der Markttag ist vorüber, alle Arbeit ist getan für die Geschäftigen. Die da kamen umsonst mich zu rufen, gingen voll Zorn. Ich aber warte nur auf die Liebe, um endlich mich in seine Hände aufzugeben.“ Und ein andermal heißt es: „Ich lege mein Wissen vor dir in dauernde Lieder. Und das Geheimnis von dir entströmte meinem Herzen. Sie kommen und fragen: Sag, was ist ihr Sinn? Ich weiß keine Antwort für sie. Ich sage: Wer weiß, was der Sinn ist. Und du sitzest lächelnd.“

Weil für Tagore, diesen neuen Sproß am Baum altindischer Weisheit der Alltag im Heiligen, das Heilige im Alltäglichen wohnt, scheint es mir auch wenig sinnvoll, die beiden Bände seiner Gedichte, die bisher in deutscher Uebertragung erschienen sind „Der Gärtner“ und „Gitanjali (Sangesopfer)*) als weltliche und religiöse Poesie unterscheiden zu wollen. Macht es doch das Wesen dieses Dichters und vielleicht jedes Dichters aus, daß ihn jede sinnliche Erfahrung ins Herz der ganzen Welt schleudert, also mit religiöser Macht erschüttert, und daß ihm sein Gott nicht weniger sinnlich sichtbar ist als ein Mensch oder ein Dornbusch. Wenn also Tagore zwischen Liebenden zarte und tiefe Gespräche über das Wesen ihrer tiefsten Sehnsucht erklingen läßt, wenn er den Kindern nachsinnt, die Papierschiffchen im Graben schwimmen lassen, wenn er das stille Dorf im Mittag, den bunt flirrenden Jahrmarkt vor dem Tempel besingt, so spricht er damit nicht weniger deutlich von dem Gottesrätsel, als wenn er in der wundervollen Legende vom König, der als Bettler kommt, oder von dem immer gesuchten und doch nie verlorenen Stern religiöser Sehnsucht faßbarste Gestalt gibt. Im Grunde spricht er immer nur von einem, von jenem Geist, den der Refrain seiner schönen Hymne verkündet: „Er kommt, kommt, immer kommt er.“ Die tausendfachen Weisen aber, in denen er dies eine singt, erhalten ihre Eigenart und ihren Reiz von der „Patriarchenluft“, von der Jahrtausende alten religiösen Kultur, aus der er heraustritt und die seit langem alle, auch die kleinsten Formen des sinnlichen Lebens geadelt hat.

Von der Privatperson des Rabindranath Tagore ist, seitdem er, — in Indien längst von jedem Lastträger gesungen, in England lange von allen Gebildeten gekannt, — plötzlich zu europäischem Ruhm gelangte, bei uns mancherlei bekannt geworden. Daß er einer alten und hoch angesehenen, in der Geschichte des neueren Indien durch viele Staatsmänner, Gelehrten und Künstler längst berühmten Familie entstammt, daß er eine reiche, von aller Schönheit der Kunst und der Natur geschützte Jugend genoß am Ganges und an den Abhängen des Himalaja, daß er in Europa schwere Jugendkrisen durchmachte, ehe er zur geduldig gütigen Reife seiner jetzigen Mannheit erwuchs — und anderes mehr. Es ist nicht wichtig; denn wie der Dichter in einem schönen Brief an seinen europäischen Freund und Uebersetzer Frederik van Eden schrieb: „Der Körper der Lampe ist dunkel, er hat keinen Ausdruck, nur die Flamme hat die Sprache.“ Nicht als ein glänzender, interessanter Flötenspieler wünscht dieser Dichter vor uns zu stehen, er ruft dem heiligen Geiste zu: „Ich bin nur eine Flöte, die du füllest mit Tönen.“ Der Geist aber, der Gott, der aus seinen Tönen spricht, ist nicht mehr ein Gott der Christen oder der Buddhisten; es ist jener, von dem wiederum schon im west-östlichen Diwan gesprochen wird:

Gottes ist der Orient,
Gottes ist der Okzident,
Nord- und südliches Gelände
Ruht im Frieden seiner Hände.

* Beide bei Kurt Wolff, Leipzig.

Digitized by Google

Dichtungen von Rabindranath Tagore.

1. Aus: Der Gärtner.

Nach der vom Dichter selbst veranstalteten englischen Ausgabe, ins Deutsche übertragen von Effenberger.

(Verlag Kurt Wolff, Leipzig)

„Traue der Liebe, auch wenn sie Kummer bringt, schließe dein Herz nicht zu."

„Ach nein, Freund, deine Worte sind dunkel, ich kann sie nicht versteh'n."

„Das Herz ist nur da zum Verschenken mit einer Träne und einem Lied, Geliebte."

„Ach nein, Freund, deine Worte sind dunkel, ich kann sie nicht versteh'n."

„Lust ist empfindlich wie ein Tautropfen; während sie lacht, stirbt sie. Aber Kummer ist stark und zäh. Laß kummervolle Liebe in deinen Augen Wacht halten."

„Ach nein, Freund, deine Worte sind dunkel, ich kann sie nicht versteh'n."

„Der Lotus blüht im Anschau'n der Sonne und verliert alles, was er hat. Es litte ihn nicht, Knospen zu tragen in ewigem Winternebel."

„Ach nein, Freund, deine Worte sind dunkel, ich kann sie nicht versteh'n."

* *
*

Deine fragenden Augen sind traurig. Sie suchen meinen Sinn zu erkunden wie der Mond, wenn er das Meer ergründen möchte.

Ich habe mein Leben entblößt vor deinen Augen von Ende zu Ende und nichts verborgen oder zurückgehalten. Darum kennst du mich nicht.

Wenn es nur ein Edelstein wäre, ich könnte ihn in hundert Stücke brechen und sie auffädeln zu einer Kette für deinen Hals.

Wenn es nur eine Blume wäre, frisch und klein und süß, ich würde sie vom Stengel pflücken, um sie dir ins Haar zu stecken.

Es ist aber ein Herz, meine Geliebte. Wo sind seine Ufer und sein Grund?

Du kennst nicht die Grenzen dieses Königreichs und bist doch seine Königin.

Wenn es nur ein Augenblick der Lust wäre, er würde in einem leichten Lächeln blüh'n, und du könntest es seh'n und lesen in einem Augenblick.

Wenn es nur ein Schmerz wäre, er würde schmelzen in hellen Tränen, sein innerstes Geheimnis widerspiegelnd ohne Wort.

Es ist aber Liebe, meine Geliebte.

Ihre Lust und Pein sind ohne Grenzen, und endlos ihre Ansprüche und ihr Reichtum.

Sie ist dir so nahe wie dein Leben, und doch kannst du sie niemals ganz kennen.

* *
*

Sprich zu mir, Geliebter! Sag' mir mit Worten, was du gesungen hast.

Die Nacht ist dunkel. Die Sterne sind in Wolken verloren. Der Wind seufzt durch die Blätter.

Ich will mein Haar lösen. Mein blauer Mantel wird mich umschmiegen wie Nacht. Ich will deinen Kopf an meine Brust schließen; und hier in der süßen Einsamkeit laß dein Herz reden. Ich will meine Augen zumachen und lauschen. Ich will nicht in dein Antlitz schau'n.

Wenn deine Worte zu Ende sind, wollen wir still und schweigend sitzen. Nur die Bäume werden im Dunkel flüstern.

Die Nacht wird bleichen, der Tag wird dämmern. Wir werden einander in die Augen schauen und jeder seines Weges geh'n.

Sprich zu mir, Geliebter! Sag' mir mit Worten, was du sangest.

* *
*

Ich denke zurück an einen Tag aus meiner Kindheit, da ließ ich ein Papierschiffchen schwimmen im Graben.

Es war ein feuchter Julitag; ich war allein und glücklich über mein Spiel.

Ich ließ mein Papierschiffchen schwimmen im Graben.

Plötzlich ballten sich die Sturmwolken, Winde kamen in Stößen, und Regen schüttete in Strömen.

Digitized by Google

Bächlein von schmutzigem Wasser stürzten und schwellten den Fluß und ließen mein Schifflein sinken.

Bitter dachte ich in meinem Sinn, daß der Sturm nur darum gekommen war, mein Glück zu zerstören; all seine Bosheit galt mir.

Der wolkige Julitag währt lange heute, und ich habe nachgesonnen all' den Spielen des Lebens, in denen ich Verlierer war.

Ich schalt mein Schicksal für die vielen Streiche, die es mir spielte, als ich plötzlich an das Papierschifflein denken mußte, das im Graben sank.

2. Aus: Gitanjali.
(Sangesopfer.)

Nach der vom Dichter selbst veranstalteten englischen Ausgabe, ins Deutsche übersetzt von Marie Luise Gothein.

(Verlag Kurt Wolff, Leipzig.)

Du machst mich endlos — so ist dein Belieben. Dies schwache Gefäß leertest du wieder und wieder und füllteſt es immer mit neuem Leben.

Du trugst diese kleine Rohrflöte über Hügel und Täler und hauchteſt durch sie ewig neue Melodien.

Bei dem unsterblichen Druck deiner Hände verliert mein kleines Herz seine Grenze in Freude und gebiert unaussprechliche Worte.

Deine unendlichen Gaben empfange ich nur auf diesen meinen sehr kleinen Händen. Zeitalter vergehn und immer gießteſt du aus, und immer ist Raum, um erfüllt zu werden.

* *
*

O du meines Lebens Leben! Immer werd' ich mich müh'n, rein meinen Leib zu erhalten, wissend, daß auf meinen Gliedern lebendig dein Hauch ist.

Immer werd' ich mich müh'n, Unwahres mir fern vom Denken zu halten, wissend: du bist die Wahrheit, die mir im Geiste das Licht der Vernunft entzündet.

Immer werd' ich mich müh'n, von meinem Herzen die Uebel zu treiben und meine Liebe in Blüte zu halten, wissend: du throneſt im Allerheiligsten meines Herzens.

Und es soll immer mein Streben sein: dich offenbaren in meinem Tun, wissend, daß deine Macht mir Kraft gibt zum Handeln.

* *
*

Laß dies Stimmen und Singen und Sagen des Rosenkranzes! Wen beteſt du an in diesem einsamen, dunklen Winkel des Tempels, in dem verschlossenen Tor?

Oeffne die Augen und sieh', dein Gott ist nicht bei dir.

Er ist dort, wo der Pflüger den harten Grund pflügt, wo der Steinklopfer Steine bricht. Er ist mit ihnen in Sonne und Regen, und wo sein Kleid befleckt ist mit Staub. Leg' ab deinen heiligen Mantel und komme herab mit ihm auf den staubigen Boden.

Befreiung? Wo ist die Befreiung zu finden? Unser Meister hat freudig die Bande der Schöpfung auf sich genommen; er ist mit uns für immer gebunden.

Komm heraus aus deiner Betrachtung, laß Blumen und Weihrauch beiseite! Was schadet es, wenn deine Kleider zerreißen und fleckig werden. Geh ihm entgegen, stehe bei ihm in der Arbeit, dem Schweiß deiner Stirne.

* *
*

Ich warte nur auf die Liebe, um endlich mich in seine Hände aufzugeben. Deshalb bin ich so spät, und deshalb bin ich schuldig so vieler Lücken.

Sie kommen mit ihren Gesetzen und Regeln, um mich zu binden, doch ich entschlüpfe ihnen immer wieder, denn ich warte nur auf die Liebe, um endlich mich in seine Hände aufzugeben.

Die Leute tadeln mich, nennen mich unbedacht, ich zweifle nicht, sie haben Recht zum Tadel.

Der Markttag ist vorüber, alle Arbeit ist getan für die Geschäftigen. Die da kamen

Digitized by Google

umsonst mich zu rufen, gingen voll Zorn. Ich aber warte nur auf die Liebe, um endlich mich in seine Hände aufzugeben.

* *
*

Ich ging als Bettler von Tür zu Tür am Dorfweg. Da erschien in der Ferne dein goldener Wagen wie schimmernder Traum, und ich wunderte mich, wer dieser König der Könige sei.

Meine Hoffnung stieg hoch, und mir deuchten die schlimmen Tage vorbei, ich stand Almosen erwartend, die ungebeten verschenkt, und Reichtum, rings in den Staub geschüttet.

Der Wagen hielt, wo ich stand. Dein Blick fiel auf mich, du stiegst nieder mit Lächeln. Ich fühlte, das Glück meines Lebens sei endlich gekommen. Da plötzlich streckte st du deine Rechte aus und sprachst: „Was hast du mir zu geben?"

O welch ein Königsschmerz war's, die Hand öffnen, dem Bettler zu betteln! Ich war verwirrt, stand unentschlossen, und aus dem Quersack nahm ich langsam das kleinste Korn und gab es dir.

Doch wie groß mein Erstaunen, als am Ende des Tages den Sack ich geleert auf dem Boden, zuletzt ein kleines Korn von Gold unter dem armen Haufen zu finden. Und bitterlich weint ich und wünschte, ich hätte das Herz gehabt, dir mein alles zu geben.

* *
*

Als nun die Schöpfung neu war und alle Sterne schienen im ersten Glanze, da hielten die Götter Versammlung im Himmel und sangen: „O Bild der Vollendung! O lautere Freude!"

Doch einer rief plötzlich: „Es scheint, die Kette des Lichtes zerbrach und ein Stern ging verloren!"

Die Saite der goldnen Harfe zersprang, ihr Lied verstummte und sie riefen im Schrecken: „Der verlorne Stern war der beste, er war der Ruhm aller Himmel."

Seit diesem Tage hört das Suchen nicht auf, der Schrei geht von Mund zu Mund, daß die Welt ihre einzige Freude verlor.

Nur im tiefsten Schweigen der Nacht, da lächeln die Sterne und flüstern untereinander: „Umsonst ist dies Suchen! Ungebrochene Vollendung herrscht überall."

Randbemerkungen.

Berlin ohne Simmel.

Der Ausdruck könnte ein wenig übertrieben klingen, für die Tatsache, daß mit dem Beginn dieses Sommersemesters an der Universität Berlin der außerordentliche Philosophieprofessor Georg Simmel nicht mehr lesen wird, weil er als ordentlicher Professor an die Universität Straßburg gegangen ist. Aber wer sich nicht entwöhnen möchte, die Hauptstadt des Deutschen Reiches und der deutschen Wirtschaft noch ein wenig als geistige Zentrale anzusehen, und wer in diesem Umkreise dem Universitätsbetrieb seinen Platz, der Geisteswissenschaft ihre Bedeutung zuweist — der muß wohl erkennen, daß es ein recht ernsthaftes Problem ist, das man benennen kann: Berlin ohne Simmel.

Denn Simmel war nicht irgendein höherer Fachlehrer, bei dem die jungen Leute ein Pensum lernten, das sie nun künftig eben bei einem andern lernen werden. Im Gegenteil — eigentliches Examenswissen konnte man wenig bei ihm sammeln; und mehr als einmal habe ich das komische Schauspiel erlebt, wie so ein Zwangsphilosoph des chemischen Doktorexamens in Simmels „Geschichte der neueren Philosophie" oder ein aufs nachbarliche Wissen erpichter Mediziner in seiner „Psychologie" nach zwei Stunden händeringend das „falsche Kolleg" verließ, in das er geraten war. Denn das Abfragbare, biographische Daten und Dispositionsschemata, alles, was so in den Schulbüchern steht, das ließ Simmel auch in den Büchern, und viel weniger lehrte er Leben und Denken anderer Menschen kennen — als an fremden Gedanken *eigenes Denken* entzünden. Das aber

Digitized by Google

lehrte er durch lebendiges Beispiel, durch sein Beispiel. So wohlvorbereitet seine Vorträge sein mochten, sein Vortrag wirkte immer wie eine aus glühender Gegenwart gezeugte Improvisation. Sichtbar arbeitender Geist: sichtbar im malenden Spiel der Gebärden, im Zögern und Zuspringen des Tons, im Ringen und Auffahren der Mienen: das Wägen und Wagen, das Teilen, Vergleichen, Zusammenraffen des Geistes. Sichtbar und ansteckend die Leidenschaft eines Gehirns, das jedes Problem neu erfaßt und vom eigenen Lebensinstinkt durchleuchten läßt.

Die Simmelsche Leidenschaft ist im letzten Grunde ihrer Art nach keine ethische, sondern eine ästhetisch-formale. Er trifft deshalb fast nirgends fanatisch große Entscheidungen, spricht nicht Wahrheit durch erhabene Irrtümer aus wie ein Schopenhauer oder Nietzsche — er hat die Wahrheit der Form, die immer ein Zusammenprall von Gegenkräften: Beharrung und Bewegung ist — er löst fast jedes Phänomen als schwankenden Gleichgewichtspunkt zwischen polarisierenden Kräften auf. Oder besser, er zeigt so seine Unlösbarkeit. Zu klaren und bestimmten metaphysischen Dogmen kommt der Philosoph Simmel auf diese Weise kaum — aber zu der Möglichkeit, mit seinem Denken dem Fühlen des Künstlers so weit zu folgen, wie er es in seinem letzten Werk „Goethe" getan hat. Wie weit in der geschichtlichen Entwicklung der Einfluß des Simmelschen „Formalismus" als Segen, wie weit als Fluch erscheinen wird, das kann heute noch niemand entscheiden. Gewiß aber ist, daß dieser Einfluß auf die letzte geistig interessierte Generation ein außerordentlich großer und folgenschwerer gewesen ist. Und daß Berlin mit einem Geist von solcher Intensität eine seiner lebendigsten Kräfte verliert — einen wahrhaft Außerordentlichen, den ein ganzes Dutzend der ordentlichsten Professoren nicht aufwiegt —, das ist auch gewiß!

Julius Bab.

Das pensionierte Genie.

(Franz Klein: 24. April 1844—24. April 1914.)

Exzellenz und Geheimrat, Justizminister a. D. und größter lebender Legislator Oesterreichs d. R., Vorsitzender des deutsch-österreichischen Juristentages, Schöpfer des Zivilprozesses, Spiritus rector der bürgerlichen Gesetzesreform, des Strafgesetzentwurfs, des Automobilhaftgesetzes, unzähliger kleiner Rechtsnovellierungen. Und seit rund einem Lustrum, seit dem Sturz des Bürgerministeriums Beck kalt gestellt, zur Untätigkeit verurteilt, ein pensioniertes Genie: das ist das Schicksal Franz Kleins. Ein Kapitel Oesterreich. Man hat die allzu starken Könner nicht gern. Man läßt sie ein paar Jahre, wenn es schon gar nicht anders geht, im Ministerfauteuil sitzen und zahlt ihnen dann ein Ruhegehalt. Wir haben es, wir können es tun. Hatten es immer, taten es immer. Der arteriosklerose Zeitgeist der franziszäischen Aera lebt noch, Damals wurde Erzherzog Karl, Sieger von Aspern, Reformator des Heeres, zur Wirkungslosigkeit verdammt. Und die Historiker mögen sich bis auf den heutigen Tag die Köpfe zerbrechen, wie 1866 ausgefallen und die Geschichte des letzten halben Jahrhunderts verlaufen wäre, wenn man den Erzherzog Karl auf seinem Posten belassen hätte. Aber „sie lernen nichts, sie lernen nichts, die Herren Hochwohlgeboren", wie es in einem Revolutionsbänkel Anno 48 heiß. Genies hat man nicht gern. Ja, man geht sehr sparsam mit ihrer Lebenskraft um, indem man sie aus der ungesunden Atmosphäre der Amtsstuben befreit und spazieren schickt. Die prominenten Köpfe Oesterreichs sind nicht in den Zimmern der Arbeit zu finden, sondern in den Straßen Wiens, auf dem Korso: der Exministerpräsident Ernest von Koerber, der der größte unparlamentarische Wirtschaftspolitiker, und der Exministerpräsident Beck, der der größte parlamentarische Stratege der letzten Zeit war, der frühere Justizminister Franz Klein und der frühere Abgeordnetenhauspräsident Robert Pattai, der zu den besten Rechtskennern Oesterreichs zählt und sogar die Empfehlung klerikaler Gesinnung nachzuweisen hat. Trotzdem! Nur für mediokre Köpfe ist immer ein Platz frei. Für Genies nicht.

Digitized by Google

Nur ein mildernder Umstand gilt: daß einer „Mucken" macht, irgendwelche Exzentrizitäten nachzuweisen hat, wie der Hofrat Burckhardt, daß er das enfant terrible spielt und feuilletonistisch flunkernde Allüren hat, die populär machen, die den Leuten auf der Straße „fesch" erscheinen und den Spießer am liberalen Biertisch zu der Erkenntnis bringen: „Es muß doch nicht so arg sind." Es ist aber um so schlimmer. Und man liebt das mit gutem Grund; denn die Verwaltung ist eine Allmacht in Oesterreich, und da scheint es von Zeit zu Zeit ganz gut, daß einer, der das Getriebe von innen kennt, die ganze Komödie mit negativem Vorzeichen nach außen dreht und auch diese höchste Macht durch Anulken verneint und durch den Nachweis ihrer Hinfälligkeit gleichsam auflöst. Ins Ungewisse, ins Chaos. Solche Leute werden von Zeit zu Zeit gesucht. Genie gemildert durch Clownerie, Tüchtigkeit durch Spaßetteln, Skepsis und Allotria auf ein ungefährliches Niveau heruntergestimmt, Sachlichkeit mit allerlei launigen, der Straße plausiblen, die Leute entzückenden Anhängseln. Aber der Mann, der jetzt seinen sechzigsten Geburtstag feiert, hat nichts von all dem. Er hat nichts Feuilletonistelndes. Alles ist stark, fest, eindeutig an ihm. Die ragende Figur, der kantige Kopf mit der kurzen, gehämmerten Stirn, mit dem starken Schnurrbart und dem glattrasierten, markigen Kinn. Franz Klein war Staatsbeamter (vom Ministerialsekretär zum Justizminister). Franz Klein ist Rechtsgelehrter und liest heute noch an der Wiener Universität. Solche Physiognomien aber findet man weder unter Bureaukraten noch unter Gelehrten. Solchen Physiognomien begegnet man zuweilen in der deutsch-österreichischen Großindustrie, unter Bankdirektoren und Fabrikanten. Harte, helle, scharf zu sehende Physiognomien, dem Realen zugewandt. Franz Klein hat ein wirkliches Gesicht. Und ein bürgerliches.

Das sind die zwei Wesensmomente, die ihn charakterisieren: Wirklichkeit und Bürgerlichkeit. Und da ja die Welt der Bürgerlichkeit, ihr Wille und Ethos auf Arbeit und Erfolg gestellt ist, lassen sich die zwei Begriffe, der geraden Charakterlinie des Mannes gemäß, noch auf einen einzigen vereinfachen. Er heißt: Leistung. Als Franz Klein binnen zwei Jahren nach seiner Berufung ins Justizministerium das vorbildliche Riesenwerk des Zivilprozesses (1893) fertiggestellt hatte, und, während noch die Durchführungsarbeit zu tun war, von Baron Gautsch, der damals sein erstes Kabinett bildete, zur Uebernahme des Justizportefeuilles aufgefordert wurde (1897), da sagte er: Nein; denn er wollte sein Werk auch in den letzten Momenten nicht im Stiche lassen. Er stellte sein eigenes Werk über seine eigene Person. Ein Mann der Leistung.

Es ist charakteristisch für ihn, daß von ihm durch seine Kodifikationsarbeit ein groß Teil der österreichischen Rechtsverhältnisse in Umlauf ist, aber keine einzige Anekdote. Ein sachlicher Mensch ohne Schnörkel, ohne Getue. Und so prägt sich sein verkürzendes Wesen auch in seinem Werk, das den unendlich langwierigen Schriftengang im bürgerlichen Rechtsstreit auf die knappe, schlagkräftige Formel der Mündlichkeit gebracht hat. Eine Spiegelung gleichsam. Und doch mehr als das, es drückt sich eine Idee darin aus, ein großer, demokratischer und volksfreundlicher Gedanke, der einige Jahre später auf dem Innsbrucker Juristentag bei der Kartellfrage wiedergekehrt ist. Denn das streitige Verfahren vor Klein war ein Prozeß für Millionäre; man konnte den ärmeren Gegner durch Vertagung, Verschleppung und Kostenunsummen einfach ruinieren. So hat Franz Klein den mittleren Schichten, dem Unbemittelten zu seinem Recht verholfen. Durch das beschleunigte Verfahren, durch die Macht des Wortes.

Auch dieser Gedanke lag ihm, denn er ist selber ein Meister der Rede. Schon bei dem Studenten Klein fiel seine Sprechkunst auf. Und die Kollegien, die er bald darauf an der Universität hielt, als Privatdozent, dessen Haupterwerb noch die Advokatur war, hatten Zulauf. Nützte ihm aber nichts. Nützte ihm auch nichts, daß er Arbeit um Arbeit publizierte. Die Herren am grünen Professorentisch verweigerten ihm die Professur, speisten ihn mit einer Kanzleidirektorstelle im Universitätsrektorat ab, und erst der Minister Steierbach berief ihn (1891) ins Justizministerium. Die Schrift „Pro futuro" hatte sein Interesse ge-

Digitized by Google

weckt. Viele andere sind ihr gefolgt. Besonders das Werk über Organisationswesen der Gegenwart, in dem Klein dieses wichtigste Phänomen von heutzutage nach allen Seiten der Jurisprudenz, der Wirtschaftstheorie und Soziologie behandelt und zu der lichtvollen Feststellung einer Ballance zwischen den einzelnen Organisationen kommt, einer gleichsam negativ funktionellen Wechselwirkung. Aber über dem Werk, über dem ganzen Leben dieses Mannes, der heute überall gefeiert wird, wo Recht und Rechtlichkeit gilt, könnte gleich einem Motto der Titel jener Arbeit stehen, die ihm den Weg zu seinem Lebenswerk erschlossen hat: „Pro futuro".

Dr. Hans Wantoch.

„Marys großes Herz".

Im „Kleinen Theater" zu Berlin spielte man den schon mehrfach im Reich ausgeprobten Dreiakter „Marys großes Herz" von Korfiz Holm. Das Motiv dieses Lustspiels, das bei den Zuschauern nur eine mäßig temperierte Lustigkeit auslöste, hat den Vorzug, durchaus auf dem Boden der Wirklichkeit hervorgewachsen zu sein. Die Geschichte von der Frau, die nicht altern will . . . Eigentlich ein Stück Tragik. Aber gerade deshalb ein Stoff, der einen wirklichen Humoristen reizen konnte. Eine schöne, bis hoch in das gefährliche Alter hinein von allen Männern gefeierte Frau, die plötzlich erkennt, daß es unwiederbringlich Herbst geworden ist. . . Was wäre reizvoller und erlösender gewesen, als dies stillste und unentrinnbarste Frauenschicksal, das gerade in unsern Tagen von den Alternden meist mit so wenig Fröhlichkeit getragen wird, einmal in das Sonnenland befreienden Humors hinüberzuführen.

Aber Korfiz Holm ist kein Humorist. Er übersah, daß hier die Gelegenheit gegeben war, auch im Lustspiel endlich einmal wieder Menschlichkeiten zu geben, und wartet mit den Plauderkünsten eines Feuilletonisten auf, dessen Witz nur im Verstandesmäßigen wurzelt. Die Zeiten, in denen die Napfkuchenpoesie harmloser Verlobungsstücke ein Publikum von erwachsenen Menschen entzücken konnte, sind Gott sei Dank überwunden. Wir entrüsten uns nicht darüber, daß eine Frau, der die Natur das Danaergeschenk eines besonders „großen Herzens" mitgegeben hat, sich in Punkto Liebe nicht immer frei von Schuld und Fehle gehalten hat. Wir sind glücklicherweise noch immer so gesund, im Leben den tugendsamen Lebenswandel einer Frau als ein wesentliches Stück ihres Wertes zu betrachten. Aber wir sind nicht kleinlich und haben nichts dagegen, daß dafür die Frauen auf der Bühne es mit der Moral weniger genau nehmen. Also wir regen uns nicht auf, lieber Herr Holm. Auch wenn die Reihe der Flirts, die Ihre (übrigens sehr spießige) Mary uns drei Akte lang vormacht, noch viel länger und langweiliger wäre. Aber wenn eine Mutter in dem Augenblick, da ihr ein Telegramm die Geburt ihres ersten Enkels meldet, für das Mutterglück ihrer Tochter gar nichts und für sich nur die nicht etwa humorvoll vorgetragene, sondern die bitter ernst gemeinte Erkenntnis übrig hat, daß man sie, die Frau, die noch allen mondainen Liebesansprüchen gewachsen wäre, empörenderweise zur Großmutter gemacht, so ist das so unnatürlich und unwahrscheinlich, daß Ihre Mary wie aus Papiermaché dasteht.

Kommt hinzu, daß dies Lustspiel, von geradezu frappierender Handlungsarmut ist. Eine Frau Kommerzienrat, die drei Akte lang zwischen den gleichen Möbeln immer die gleichen Herren empfängt, die ihr immer das Gleiche sagen. Im Einzelnen gewiß nicht ohne Witz. Aber das Ganze ohne Wärme. Ohne innere und äußere Fröhlichkeit. Der alte Irrtum: Man übersieht, daß auch ein Lustspiel (nur im leichteren Gewande) dramatisches Blut haben soll. Die Bühne ist ein Kampfplatz, auf dem in tragischer oder komischer Weise irgend etwas ausgefochten werden muß. Dies Lustspiel von Korfiz Holm aber plätschert dahin wie die geruhsame Erzählung eines geborenen Epikers, der alles wirklich Dramatische als Stilunreinheit weit von sich weist. Leiden die meisten Lustspiel- und Schwankdichter von heute daran, daß ihre Stärke in dem einseitigen Ausarbeiten mehr oder minder zwingender Situa-

Digitized by Google

tionen besteht, so verzichtet Korfiz Holm überhaupt auf Situation, was immerhin erträglich wäre, wenn er als Ersatz für den Mangel an Handlung tiefer schürfende Charakterzeichnung böte. Aber auch davon ist leider nicht die Rede. Die passive Heldenfigur der Mary, von Marietta Olly, die sich das Kleine Theater aus Frankfurt a. M. hatte kommen lassen, mit Grazie und Charm dargestellt, erlebt nichts, was uns einen tiefern Blick in ihr Wesen tun läßt. Und von den Liebhabern glich im Auftreten und Sprechen, einer dem andern so, daß man sie sicher verwechselt hätte, wenn die geschickte Regie Fritz Friedmann-Frederichs nicht jeden der flirtenden Freunde wenigstens in eine andere Uniform gesteckt hätte.

H. J.

Andersens Weltzentrale G. m. b. H.

Der norwegisch-amerikanische Ingenieur und Bildhauer Henrik Christian Andersen, der von jenem größeren dänischen Andersen nicht nur den Namen, sondern auch den goldenen Optimismus geerbt hat, ist auf dem besten Wege, etwas zu erfinden, was ihm so leicht kein Europäer nacherfinden wird: eine Welthauptstadt. Auf dem Papier wäre sie bereits fix und fertig; es fehlt nur noch das, was jeder modernen Erfindung erst die letzte Vollendung und Weihe gibt: die Reklame. Eine kürzlich erschienene „Programmschrift" des Herrn Andersen eröffnet die Kampagne.

Das neue Kosmopolis ist sozusagen eine Hauptstadt für alle und alles; nicht bloß Weltnabel im politischen Sinne — nein: auch Zentralhirn und Bizeps dieser buckligen Welt. „Alle künstlerischen, wissenschaftlichen und sportlichen Interessen" sollen hier ihren Mittelpunkt finden, die „größten Gelehrten, Künstler, Maler und Bildhauer der Jetztzeit" sollen in den Mauern der Welthauptstadt wie in einer Art modernen Prytanäum gespeist werden. —

Das Programm dürfte an seiner Programmlosigkeit scheitern. Denn angenommen schon, es gelänge, Haeckel und Harnack, Kokoschka und Anton von Werner, Wedekind und Philippi, Arnold Schönberg und Paul Lincke in der Welthauptstadt zu versammeln und zu friedlich-nachbarlichem Zusammenwirken zu bewegen — wer übernähme alsdann die Aufgabe, diese des Boxens zum großen Teil unkundige Geistes- und Kunstelite gegebenenfalls gegen Johnson, Jeffries und die übrigen Herren von der Boxerzentrale zu verteidigen? Die einfache, logische Konsequenz eines solchen Erfordernisses wäre die Errichtung eines militärischen Elitekorps. Aber diese Institution ließe sich wiederum mit dem Friedenszweck der Weltzentrale nicht in Einklang bringen: denn in der Welthauptstadt soll ja auch das neue Haag installiert werden!

Vierzig Architekten haben sieben Jahre lang über den Plänen dieser Papierstadt gebrütet. Als Resultat ergab sich eine Anhäufung öffentlicher Gebäude von recht zweifelhaftem Stadtcharakter, da sowohl der Charakter, als auch die Stadt selbst erst noch zu beweisen wären. In der Mitte, auf einem großen Platze, erhebt sich natürlich ein Turm (wie überall dort, wo sich nichts Besseres zu erheben weiß): der „Fortschrittsturm". Er unterscheidet sich vom Eiffelturm hauptsächlich dadurch, daß er höher ist als dieser. Ringsherum lagern sich, nebst den dort einerseits tagenden, andererseits nächtigenden Friedensboten aller Länder, die Zentralmarkthallen der Künste und Wissenschaften. Doch auch für jene zahlreich vertretene Delegiertenschicht, die bloß als gewerbsmäßiges Zentralpublikum fungiert, ist bestens vorgesorgt. Während man nämlich bisher zur Zeit der Haager Konferenzen mindestens einen Abstecher nach Ostende unternehmen mußte, um Anschluß an die Segnungen der großstädtischen Moderni- und Mondänität zu finden, ist die Welthauptstadt schon an Ort und Stelle mit allem Komfort der Neuzeit ausgestattet: sie ist das Herz der Welt, — aber ein fortgeschrittenes Herz mit Zentralheizung, Kälteleitung und Warmwasserversorgung. Kurz: eine amerikanische Gründung. Und die man in effigie verbrennen sollte.

Da Herr Andersen nicht weniger als ein Triennium für seine Propaganda- und Werbe-

Digitized by Google

tätigkeit zu beanspruchen droht, so gilt es, Sympathien und Geldbeutel sorgfältig in acht zu nehmen. Schon mancherlei westliche Heilsbotschaft, die man anfänglich als Humbug und Wahnwitz leicht übersehen zu können glaubte, hat sich schließlich bei uns als lästige Ausländerin dauernd etabliert: Gesundbeterei und Abstinenzlerwahn, Armeemärsche und Kaugummi, Tango und Trusts, Austauschprofessoren und Wolkenkratzer — lauter Errungenschaften, die sich durch einen gewissen schlampigen Indifferentismus gegenüber den Grundforderungen des gesunden Europäerempfindens verraten. (Die Terminologie des Amerikanismus hat für dieses Manko mißbräuchlich den Ausdruck „Großzügigkeit" okkupiert). Eine rettungslose Apathie stand auch an der Wiege dieses neuesten Gründungsbluffs, der mit einem Schmarrn von Weltbeglückungsideologie über historisch Gewordenes, über nationale Grenzen und religiöse Prioritätsansprüche hinweghopst. Ihm ist es gänzlich gleichgültig, wie sich all die disparaten Menschen, Stände, Begriffe und Kulte in der Zukunftsstadt vertragen sollen; ja, sogar die Lokalität, in deren Rahmen sich das Niegesehene ereignen soll, ist ihm Wurst. Bald wird Belgien genannt, bald die Riviera, bald irgend eine südfranzösische Landschaft. Wenn sich heute ein Geldmann fände, der von wegen angrenzender Bauterrains den östlichen Teil des Kreises Teltow oder die Nordspitze von Nowaja Semlja vorschlüge — der Namensvetter des Märchenerzählers wäre sicherlich nicht abgeneigt. . . .

Die Hauptsache aber ist: der große „Boom". Drei Jahre amerikanische Reklame — was läßt sich da nicht alles tun! Der übliche Stimmungsauftakt ist bereits da: „The Kaiser" hat sich angeblich interessiert. Desgleichen die Könige von Belgien und Italien. Und erlauchte Häuser der Finanzwelt. Und hemmungslose Bekenner des gelehrten Aberglaubens.

So kann es denn losgehen. Der kommende Clou des internationalen Snobtums heißt: „Andersens Weltzentrale G. m. b. H." Schon wird zur Sammlung geblasen. Und zu Sammlungen! . . . .

Max Adler.

Aphorismen.*)

Von

Walbeck Manasse.

Wer eine Statistik der verschiedenen Gebete aufnehmen könnte, der müßte feststellen, daß viel mehr Bittgesuche als Danksagungen gen Himmel emporsteigen. Wenn die Menschen mit Gott unter drei Augen reden, dann ist es meistenteils ein Anliegen, das sie ihm zur Erfüllung empfehlen.

Wenn die Hohen der Erde etwas Abscheuliches oder etwas Unrechtes durchsetzen wollen, so verteidigen sie es mit dem allerhöchsten Befehle des Himmels, als eine Gott gefällige Sache.

* *
*

Wir glauben nicht an das märchenhafte Paradies der Vergangenheit mit seinem tiefen Sündenfalle, sondern wir arbeiten für das erdenstarke Paradies der Zukunft mit seiner hohen Tugendgüte.

* *
*

Nur der hat das Recht auf Achtung seiner eigenen Ueberzeugung, der auch im Gegner die Heiligkeit und die Ehrlichkeit der fremden Anschauung achtet. Wer wahrhaft frei ist, muß auch wahrhaft duldsam sein. Freidenkerisches Pfaffentum ist das schlimmste, weil es den Deckmantel der Freiheit für seine Unduldsamkeit benutzt.

*) Vergl. die Besprechung des Buches „Lebensfragen" von Walbeck Manasse in Heft 13 dieses Jahrganges.

Herausgeber: Dr. Heinrich Ilgenstein und Dr. Wilhelm Bolze. — Verantwortlich: Dr. Heinrich Ilgenstein, Wilmersdorf, Pfalzburgerstr. 53. — Verlag: Hellmuth Johnke, Berlin W. 15 — Oesterreich-Ungarn: Huber & Lahme Nachf., Wien I, Herrengasse 6. — Verantwortlich für die Inserate: Franz Rausch, Berlin W. — Druck und Postvertrieb: Paß & Garleb G.m.b.H. Berlin W. 57.

Digitized by Google

Die Gegenwart

Nr. 19 | Berlin, den 9. Mai 1914 | 43. Jahrgang Band 85.

Der Fall Jastrow.

Von

Fritz Michaelis.

Vorletzten Mittwoch war's am Frühstückstisch, und der Tag begann mit dem mitteleuropäisch-üblichen Durcheinander von Buttersemmeln und Zeitungsneuigkeiten. Du lieber Gott, wie wenig berührt uns doch das, was wir da an Neuem und Neuestem mitgeteilt erhalten. Es ist keine unter den Nachrichten, die den Lebensnerv irgendwie tangierte und uns zu Furcht oder Hoffnung, Billigung oder Widerspruch zwingen könnte. Also hinten weit in der (diesmal amerikanischen) Türkei schlagen die Völker aufeinander? Was ficht es uns an? Wir haben keine mexikanische Anleihe; kaum, daß die Erinnerung an die beiden deutsch-mexikanischen Pflanzerjungen, vor langen Jahren unsere Pensionsgenossen, die Teilnahme persönlich färbte. Aber auch das ist lange her, und ein Ozean liegt dazwischen.

Es steht rein gar nichts in der Zeitung. —

Doch, da steht „etwas", da steht in drei Zeilen mehr als in allen sechs Beilagen zusammen: Jastrow geht, Jastrow verläßt die Handelshochschule! Das ist eine Nachricht, welche — der ehemalige Jastrowschüler fühlt es am schneller gewordenen Puls — den Lebensnerv tangiert.

Warum geht er? fragt das spekulative Interesse nach der Pause des ersten Erstaunens. Ist er zu alt, oder fühlt er sich alt. Das ist unmöglich, denn noch vor wenigen Semestern saß er auf seinem Katheder, frisch und lebendig, wie einer von uns Jungen in dem großen amphitheatralischen Hörsaal. Altersmüdigkeit glaubt man ihm nicht. Sollte er die Lust verloren haben an einem Werke, das zum nicht geringen Teile seine persönliche Schöpfung war? Das konnte nur vermuten, wer nicht zu seinen Füßen gesessen. In Ignaz Jastrow konnten die Gründe für diesen Abschied nicht liegen, das empfand der ehemalige Schüler deutlich, und nach der Verblüffung über das Unerwartete kam langsam die Ruhe, und man las die kurze Notiz zu Ende, und wußte nun, daß ihm gekündigt worden sei. Mit Lächeln wurde dies aufgenommen, denn das konnte nicht wahr sein, das mußte auf falscher Information der Zeitungen beruhen. Und als die Gedanken bei dieser Vermutung haltgemacht hatten, kam das seelische Gleichgewicht völlig zurück, und man beschloß, das Abendblatt abzuwarten.

Am Abend zeigte die Sensation ein anderes Gesicht als am Morgen, ein klein wenig anders freilich nur. Die Kündigung blieb zwar bestehen, aber man kannte nun auch die Gründe. Die waren — sagen wir — wirtschaftlicher Natur. Man hatte nicht den Mann treffen, sondern nur der eigenen Kasse eine Erleichterung schaffen wollen. Die Aeltesten der Korporation der Kaufmannschaft hatten nur das versucht, was jeder Kaufmann gelegentlich probiert: sie hatten eine Ware in Zukunft billiger kaufen wollen, als sie beim letzten Abschlusse anlegen mußten. Niemand kann ihnen daraus einen Vorwurf machen.

In der Form freilich haben sie sich gröblich vergriffen. So begegnet man einem Hochschullehrer nicht, und vor allen Dingen: so begegnet man nicht einem Jastrow.

Denn das ist der Kern der Angelegenheit: es handelt sich nicht um die Zwistigkeiten einer Behörde mit einem Gelehrten, es handelt sich um Jastrow. Wie viel damit gesagt ist, kann

Digitized by Google

nur ermessen, wer diesen Mann kennt, und auch nicht nur kennt, sondern als Schüler zu seinen Füßen gesessen hat.

Es war dem Studenten blutiger Ernst, als er einmal sagte: Nächst meinem eigenen Vater kenne ich keinen Mann, vor dem ich freiwillig so tief den Hut ziehe, wie Professor Jastrow. Und gleich ihm haben viele die starke Wirkung an sich erlebt, die Jastrows Persönlichkeit auf seine Hörer ausübt.

Damit ist auch der Grundfehler im Kalkül der Aeltesten aufgezeigt. Denn wenn man schon die Wissenschaft mit wirtschaftlichem Maße behandeln will: was ist das Gut, das ein Dozent zu vergeben hat? Ist es nur das Wissen? Dann ersetze der vieles Wissende den Mindergelehrten. Ist es nur die bessere Hochschulpädagogik? Dann trete der geschicktere Dozent an die Stelle des Unbeholfenen. Oder ist es die stärkere Persönlichkeit, die der Student vor allem sucht, nach der die größte Nachfrage herrscht? Der Sturm, den ihr Vorgehen in den Kreisen der Studentenschaft ausgelöst hat, wird die Aeltesten inzwischen belehrt haben, daß sie die Werbekraft, die in der Jastrowschen Persönlichkeit für ihr Institut tätig ist, gewaltig unterschätzt haben.

Es ist auch gesagt worden, daß Jastrow noch eine umfangreiche Tätigkeit an der Universität entfalte, und das kann doch nur so verstanden werden, daß man fürchtet, die Handelshochschule käme bei dieser Doppelstellung zu kurz und erhielte nicht das gebührende Teil an der Arbeitskraft des Gelehrten. Nun denn, wenn es sonst keiner öffentlich sagt, so will ich es sagen: ich kenne keinen, der seiner Dozentur mit mehr Gewissenhaftigkeit und Treue obliegt, der seinem Hörer mehr Teilnahme entgegenbringt, keinen, der seine Stellung bei ungehemmter Arbeitskraft besser ausfüllt, als dieser Mann dieses „Nebenamt". Und das will etwas heißen bei dem bereitwilligen Entgegenkommen, das der ratlose Student im allgemeinen bei dem Dozentenkollegium der Handelshochschule findet.

Darum haben die ehemaligen Studierenden der Handelshochschule durchaus recht, wenn sie in ihrem Aufruf schreiben: „Wir wissen, wie unendlich viel wir Professor Jastrow verdanken. Von einer Beeinträchtigung seiner Lehrtätigkeit durch die Doppelstellung kann keine Rede sein; im Gegenteil, wir haben stets empfunden, wie anregend und fördernd die gemeinschaftliche Arbeit der Studenten der Universität und der Handelshochschule in Jastrows Seminaren wirkte." Sie hätten auch hinzufügen können, daß trotz der großen Mitgliederzahl in seinen Uebungen jeder Einzelne zu seinem Rechte kam. Da galt kein Drücken oder Markieren, da mußte gearbeitet werden, und da wurde ehrlich und gern gearbeitet. Der Stratege Jastrow zog alle Kräfte heran, und trotz der großen Anzahl erntete jeder Teilnehmer im Laufe eines Semesters eine reichere Frucht in seine Scheuer, als es ihm in anderen Seminaren gelungen wäre, deren Teilnehmer die heilige Zahl zwölf nicht überschritten.

Freilich, ganz mühelos gelangte keiner über die Schwelle der Jastrowschen Seminare. Eine Aufnahmeprüfung mußte seine Reife nachweisen. Aber wie erfrischend wirkte Jastrows Ansprache vor Beginn dieser Prüfung, in der er sagte, daß nur die Rücksicht auf seine Mitarbeiter ihn zwänge, bei den Aufnahmeheischenden die Spreu vom Weizen zu sondern, und daß er nicht daran dächte, das „europäische Chinesentum" durch Einführung eines neuen Examens zu fördern.

Und war es nicht ein historischer Augenblick für uns unbekümmertes Jungvolk, als uns der alte Mann von dem allmählichen Aufbau seines Lebenswerkes, der Berichterstattung über den Arbeitsmarkt, erzählt, und wir dabei mehr fühlten, als daß er es sagte, wie man ihm mit Undank gelohnt hat? Er hat öfter Undank erfahren im Leben. —

An dergleichen muß erinnert werden, wenn man die Erregung begreifen will, die sein drohender Abgang bei seinen ehemaligen und jetzigen Schülern hervorgerufen hat.

Dabei ist die Persönlichkeit Jastrows nicht eine, die im Sturm das Herz eines Auditoriums eroberte. Der erste Eindruck ist in der Regel: Der Mann ist ein Pedant; nach dem zweiten klingt das Urteil schon vorsichtiger: Der Mann scheint Pedant zu sein, und modifiziert sich nach besserem Kennenlernen schließlich dahin: Dieser Mann hat alle die

Digitized by Google

guten Eigenschaften, die man in der Regel nur bei pedantisch Gewissenhaften findet. Selbst wer ihm nicht persönlich nähertritt, hat die Meinung: Dieser alte Mann betrachtet es als seine Aufgabe, für die Studenten da zu sein und zu arbeiten, eine Meinung, die nicht jeder Nationalökonomie-Professor in seinem Hörer auslöst.

Dieser alte Mann? Zum zweiten Male kam mir dieses Beiwort in die Feder. Er ist noch kein Sechziger. Er ist an Jahren noch nicht alt, aber er ist alt, wie ein Vater in den Augen seines Sohnes immer alt ist. Auch die Größten kommen sich klein vor, wenn sie diesem kleinen Manne gegenübertreten.

Die Studentenschaft der H. H. B.*) hat, um sich den geliebten Lehrer zu erhalten, zu dem schärfsten Mittel gegriffen, das ihr zu Gebote steht, zum Streik. Sie will lieber selber Schaden erleiden, als Jastrow verlieren. Das ist bezeichnend für den Charakter der H. H. B., die in dem begründeten Rufe steht, eine Arbeitshochschule zu sein, an der Auchstudenten, denen die bunte Mütze die Hauptsache ist, keine Stätte finden. Jedesmal, wenn solche Elemente auftauchten, hat die Mehrheit sich gegen die Kneip- und Raufluft solcher Minderheiten ausgesprochen. Die Berliner Studentenschaft will arbeiten, aber sie will arbeiten gemeinsam mit Ignaz Jastrow. Wen will sie sich in Jastrow erhalten? Den Dozenten? Auch ein anderer könnte an seinem Platze stehen! Den Examinator? Es gibt wohlwollendere Examinatoren. Es ist die Persönlichkeit dieses Mannes, die sie nicht missen wollen. Und so spitzt sich dieser Kampf um Jastrow zu zu einem Kampfe der Bureaukratie mit der Persönlichkeit. Es unterliegt keinem Zweifel, wer den Sieg verdient und erhalten wird.

Zur Zeit, da diese Zeilen geschrieben werden, ist die Lage noch ungeklärt. Der Leser wird mehr wissen als heute der Schreiber. Aber die Aeltesten müssen, wenn sie ihr eigenes Kind lieben, einen neuen Weg zu Jastrow finden, und bei Jastrows Weltläuftigkeit wird dieser Weg kein Canossagang werden. Diesem Zweck, eine Brücke zu finden, sollen auch diese Zeilen dienen, sonst wären sie nicht geschrieben worden. Die Erinnerung an das, was uns Ignaz Jastrow gegeben und gewesen, wäre mir sonst zu wertvoll, um sie in die Scheidemünze eines Leitartikels umzusetzen.

*) Handelshochschule Berlin.

„Halbmaske."

Von

Hugo Marcus.

Die tragische Philosophie in Bekenntnissen, die Kurt Walter Goldschmidt unter dem Titel „Halbmaske" bei Walter Markgraf in Leipzig veröffentlicht hat, ist eines derjenigen Bücher, zu denen der Leser sofort ein unmittelbares, persönliches Verhältnis gewinnt. Denn es gehört zu dem Erlebnisstärksten, was in diesen Tagen geschrieben worden ist. Kurt Walter Goldschmidt hat sich weiten Kreisen bekannt gemacht, als temperamentvoller Kritiker, als Essayist von seltener Blickweite und Gesinnungshöhe, als glänzender Redner der Berliner freien Hochschule. Indessen hat es um eine solche Bekanntheit eine eigentümliche Bewandtnis. Sie ist nämlich in vielen Fällen nur eine andere Art der Verkanntheit. Denn Kritiker, Essayisten und Redner, sie knüpfen ja stets an einen äußeren Anlaß an. Sie sind als soziale Mittler zwischen den geistigen Werten und dem Publikum gehalten, sich mit feinfühliger Selbstlosigkeit in fremde Eigenart hineinzuversetzen. Aber ihr eigenes Leben dürfen sie immer nur in den Untertönen ihrer Aeußerungen zur Geltung bringen. Das gibt den besten unter ihnen, wie gerade Goldschmidt, eine hohe künstlerische Selbstzucht und Nuanciertheit. Allein es hemmt sie auch, sich einmal ganz und mit demjenigen herauszustellen, was ihnen am meisten am Herzen liegt. Und nicht einmal dies ist der Fall, daß die weite Ausstreu der geistigen Frucht in hundert Blättern und Zeitschriften dem Kritiker für seine zusammenhängenden Bücher ein größeres Publikum sichert. Im Gegenteil. Gerade weil jeder hie und da eine Kostprobe jener Autoren kennen gelernt hat,

Digitized by Google

finden die Bücher, in denen ihre Ernte gesammelt vorliegt, nicht mehr die Neugier, die sie finden würden, wenn sie mehr Gegenstand als Produkt der Kritik und Essayistik wären. Und so klafft ein tiefer Riß zwischen dem Ruhm, den gerade unsere besten Kritiker besitzen, und demjenigen, den sie mit Recht für sich anstreben.

Das Dilemma des Kritikers, Essayisten und Redners hat Kurt Walter Goldschmidt mit seinem neuen Buche auf folgende Weise zu überwinden verstanden. Einmal hat er hier ausschließlich aus seinem persönlichsten Erlebnis geschöpft ohne Anknüpfung an ein äußeres Datum. Und dann hat er nicht etwa eine Sammlung von Essays gegeben, die aus verstreuten Zeitschriften-Veröffentlichungen hervorgegangen wäre, sondern eine zusammenhängende Konfession stellt er aus sich heraus als Spiegel einer höchst differenzierten und doch einheitlichen Persönlichkeit. Der apokryphe, der verborgene Autor taucht hier also mit seinem zweiten Gesicht hinter dem bekannten hervor. Und dieses Gesicht zeigt die Züge einer inbrünstigen, geradezu giordanesken Welt- und Lebensergriffenheit. Aber das Leben hat unserem Autor keineswegs vorwiegend Freundliches erzeigt — ganz im Gegenteil, keine seiner bitteren Erfahrungen hat es ihm erspart. Der äußerst Zartfühlende, Differenzierte mußte in den Kampf ums Dasein heraus dort, wo er am heftigsten ist. Die aristokratische Natur — aristokratisch nicht im Sinne des Snobismus, sondern im Geiste unserer Klassik — kam in sehr unmittelbare Berührung mit den übelen Sinnes demokratischen Tatsachen unseres heutigen Lebens. Dazu meldeten sich die inneren Auseinandersetzungen einer höchst verfeinerten, im Grunde romantischen Seele mit sich selbst und mit den zartesten Beziehungen des Lebens. Eine vielseitige Veranlagung debattierte mit ihren eigenen Kräften, eine äußerst sensitive Empfänglichkeit mußte sich ins Klare setzen gegen die eigene Produktivität. Und das Resultat aller dieser Kämpfe, Stürme, Unruhen war, daß sich jenem tiefsinnigen Weltgefühl eine fast unerbittlich deutliche Welterfahrung zur Seite setzte. Das Schönste, das Liebenswerteste aber ist, daß die Welterfahrung dem Weltgefühl bei Goldschmidt im Grunde doch nichts anhaben konnte. Goldschmidt ist in schöner Weise unverbesserlich und unbelehrbar, und je tiefer ihm die persönlichen Lebenshoffnungen gesunken sind, desto höher steigen an seinem Himmel die ewigen, die kosmischen Gesichtspunkte.

Und dies rührt auch an den letzten Grund, warum Goldschmidt trotz starker dichterischer Antriebe nicht zum Roman gegriffen hat, um sich auszusprechen. Während die meisten Menschen nämlich gerade in ihrem persönlichen Erleben allein zu stehen glauben, während der Enttäuschte die anderen als Saturierte, der Einsame die anderen als Gesellige, der Gequälte die anderen als Glückliche ansieht, hat Goltschmidt erkannt, daß gerade unsere persönlichsten Erlebnisse auch unsere typischsten sind. Der einzelne Enttäuschte lebt nicht inmitten Saturierter, sondern unter Enttäuschten oder noch der Enttäuschung harrenden, der Einsame lebt nicht unter befriedigt Geselligen, sondern alle Menschen teilen in ihrem Letzten das Schicksal der Einsamkeit. So weitet sich Goldschmidt sein persönliches Erlebnis jedesmal sehr rasch zum Erlebnis der Menschheit, des Menschlichen überhaupt, es sprengt den Rahmen der individuellen Erscheinung, den das Kunstwerk, den der Roman fordern muß, und gestaltet sich aus zu einer profunden, von letzten Einsichten erleuchteten „Naturgeschichte des Ich". Diesen Titel führt der erste Hauptabschnitt, der als eine gewaltige Ouvertüre bereits alle Themen anschlägt, die dann in den Abschnitten vom Absoluten, Geschlecht und Uebergeschlecht, Kultur, Stimmungen zur Durchführung kommen. Und Goldschmidt findet hier Worte, um Menschliches gegen Menschliches abzugrenzen, Sachliches und Persönliches zu verbinden, wie sie nur Momente stärkster Intuition und einer geradezu mystischen Hellsichtigkeit einzugeben vermögen.

Auffällig ist dabei, daß Goldschmidts Buch eine Entwicklung innehält, die gleicherweise im Ausdruck wie im Inhalt zutage kommt. Ich habe angedeutet, wie sich seine wundervolle Lebensergriffenheit mit herber Einsicht in das Abgründige und Illusionäre des Daseins verbindet. Hier führt der Weg über Griechenland

Digitized by Google

und über Nietzsche; dort über den Orient, zu dessen Seele Goldschmidt ein ganz einzigartiges Verhältnis hat, und über Schopenhauer. Die optimistische und die pessimistische Betrachtungsweise gelangen in Goldschmidt also zu einer Synthese. Und zweifelsohne liegt in dieser Synthese eine neue, sehr tiefe Wahrheit, die sich durchaus und grundsätzlich unterscheidet von den beiden Quellen, von denen sie kommt. Aber auch im Stil wirkt sich diese Synthese aus. Denn gleich Nietzsche frohlockt auch Goldschmidt mit leuchtenden Worten über Abgründen, und wie Schopenhauer blutet er angesichts ihrer überdeutlichen Erkenntnis, um sich schließlich mit einer monumentalen Formulierung, welche die ganze Situation objektiviert, zur Ruhe zu finden. Der Dichter in ihm frohlockt, der Philosoph leidet und gelangt über das Leiden zur Ruhe. Beides aber geschieht so, daß man nie zu fühlen aufhört: es ist derselbe, zu größter innerer Weite ausgespannte Mensch, der hier leidet, dort frohlockt.

Goldschmidt handelt vom Wesen des geistigen Schaffens, von Leben und Tod, von Zeit und Vergänglichkeit, von Genuß und Askese, von Scham und Kunst, von Hingabe und Selbstbehauptung, von Harmonie und Wesensspaltung. Und er spricht immer als einer, der uns im höchsten Sinne Freund sein kann. Denn nicht von jedem wollen wir über diese Dinge Meinungen anhören, und es bedarf bereits einer Legitimation, um überhaupt von derartigen Gegenständen zu uns reden zu dürfen. Wenn aber einer, so hat Goldschmidt diese Legitimation. Spricht er über die Einsamkeit, dann versteht er sie, versteht er uns so tief, daß sein Verständnis innerlich bereits die Kluft, die er doch vor unseren Augen aufreißt, überbrückt, soweit das menschenmöglich ist. Schildert er den produktiven Menschen, so erschließt sich ihm in dessen Wesen das Wesen und Schaffen Gottes, des Gottes in uns. Und wie sich ihm seine persönlichen Schicksale ins Allgemeine weiten, so nimmt er umgekehrt den persönlichsten, den leidenschaftlichsten Anteil am Schicksal des Alls. Gewaltig ans Herz der Zeit pochen dann seine Worte.

Wieviele Neudrucke erfüllen gegenwärtig den Büchermarkt: Neudrucke von Schleiermachers, Fichtes, Hufelands, Feuchterslebens Bekenntnisschriften. Wer eine Parallele zieht zwischen diesen und dem Buche des lebenden Autors, der muß es als schwere Ungerechtigkeit empfinden und als historische Verblendung, daß immer nur von jenen längst anerkannten Werken die Rede ist und nicht auch vom verwandten Schaffen eines Heutigen. Das Vorurteil gilt es zu brechen, das nicht wagt, Neues mit Altem zu vergleichen, nur weil der Name des Alten bereits historischen Vollklang hat. Vielmehr muß der heutige Leser den Mut finden, zu jedem Vergleich gerade kraft der historischen Vergleichsmittel, die ihm zu Gebote stehen. Und er muß sich gewöhnen, das noch Ungeprägte seinerseits selbständig zu prägen. In solchem Prägen noch ungeprägter Werte beruht die Produktivität, die auch ihm, dem Rezeptiven, noch gegönnt ist als sein schönstes Vorrecht. Diese Produktivität kann ihm zu Stolz und Freude werden, und sie ist auf jeden Fall seine Pflicht. In Goldschmidts neuem Buche aber ist ein Fall gegeben, an dem sie sich bewähren mag.

Cäsar Flaischlen.

Zu seinem fünfzigsten Geburtstag.

Von

Dr. Else Hes.

Auf nichts ist das schwäbische Volk so stolz wie auf die Dichter und Philosophen, die es dem deutschen Vaterlande geschenkt hat. Charakteristisch für diesen bisweilen grotesken Schwabenstolz ist das launige Verslein:

„Der Schelling und der Hegel,
Der Schiller und der Hauff,
Das ist bei uns die Regel,
Das regt uns gar nicht auf!“

Gar so unrecht hat allerdings der Schwabe nicht. Der galante Wieland und der männliche Schiller, der zarte Hölderlin und der derbvolkstümliche Schubart zeugten im 18. Jahrhundert von der Begabung des schwäbischen Volkes, im 19. Säkulum führte es Erzähler wie Kurz, Hauff, Fr. Th. Vischer ins Treffen, und um den kernigen Lyriker Uhland und den

Digitized by Google

sanften Mörike sammelte sich eine Fülle liebenswürdig frischer Talente, die die Literaturgeschichte unter dem Namen „Schwäbische Schule" zusammenfaßt. Auf der Grundlage dieser Schule ließ es sich in der Folge jedoch der Durchschnitt wohl sein. Es bildete sich eine feste Tradition heraus, die die Schlichtheit Uhlandscher volksliedartiger Gedichte mit Schillerschem Pathos verband und der all die vielen schwäbischen Dichter folgen, die jedes Jahr freudig den Frühling besingen und historische Balladen verfertigen. Durchblättert man einmal Rudolf Krauß' schwäbische Literaturgeschichte, so findet man, daß fast jedes schwäbische Städtchen einen solchen Dichter mit Stolz sein eigen nennt. Je mehr sich aber dieser Dichterchorus verstärkte, desto weniger markige Einzelstimmen ließen sich hören. So sank allmählich in den letzten Jahrzehnten des alten Jahrhunderts die schwäbische Dichtung in ihrer Wertung und ihrem Werte.

Man darf jedoch ihren Stillstand nicht der altwerdenden Tradition allein zur Last legen. Der eigentliche Grund liegt darin, daß die Reichsgründung dem übrigen Deutschland Berlin als Kulturzentrum aufnötigte. Der ungeheure Gegensatz von Kapitalismus und Industrieproletariat, den die neue mit den Naturwissenschaften verbündete industrielle Technik erzeugte und der in Berlin am schneidendsten zum Ausdruck kam, stellte bald auch der Kunst eine neue Aufgabe. Der Naturalimus versuchte es, diese brutale und traurige Wirklichkeit zu begreifen und zu meistern. Wo er seinen Sieg feierte, konnten die Nachfolger der Idyllendichter von Weinsberg und Cleversulzbach kein Gehör mehr finden. Einstimmen in den neuen Ton aber konnten sie auch nicht; denn die bürgerlich-kleinbäuerlichen Verhältnisse des Schwabenlandes haben keine verelendete, besitz- und landlose Lohnarbeiterschaft wie in Berlin aufkommen lassen. Eine rechte „Armeleutdichtung" konnte darum in Schwaben nicht entstehen. Erst als mit langsam steigender Macht die Reaktion gegen das „literarische Berlinertum" einsetzte und das Schlagwort „Heimatkunst" auf ihre Fahne schrieb, stieg auch die süddeutsche Welle wieder in der Literatur, und es zeigte sich, daß im Schwabenlande noch lange nicht aller Sang verklungen war. In einem herzfrischen Büchlein sammelte Theodor Heuß 1909 die Stimmen von „Sieben Schwaben", Ludwig Finckh, Hermann Hesse, Heinrich Lilienfein, Wilhelm Schussen, Anna Schieber, Auguste Supper und Cäsar Flaischlen.

Neben Hesse ist sicher Flaischlens Name am meisten über die Grenzen seiner Heimat hinaus bekannt geworden, vielleicht, weil er sie früh verließ und in bewußter Absicht sich nach dem literarischen Zentrum Berlin begab, um die Kämpfe der „Moderne" mitzuerleben. Aber wenn Cäsar Flaischlen auch mehrere Jahre lang die führende Zeitschrift der jungen Generation, den „Pan", leitete und 1894 unter dem Titel: Neuland, ein Sammelbuch moderner Prosadichtung, herausgab, das einem größeren Leserkreis ein selbständiges Urteil über naturalistische Erzählungskunst ermöglichen sollte, so führt der Weg seiner eigenen Kunst doch im Grunde seitab vom Berliner Literaturgetriebe. Inmitten einer engbrüstigen Großstadtdichtung, die so oft im Schmutz und Zynismus stecken bleibt, blieb der klaräugige, weltfrohe, wetterharte und doch gemütsweiche C. Flaischlen mit seinem knorrigen Lebensmut, der Mischung von Grübelsinn und heiterem Behagen, seiner klaren Schlichtheit und stämmigen Gesundheit der echte Schwabendichter. Das schwäbische Erbe in Charakter und Gemüt, Verstand und Phantasie, das stets einen subjektiv-idealistischen Zug mit sich bringt, machte ihn untauglich für den eigentlichen literarischen Naturalimus der Norddeutschen und verschloß ihm auch den Weg zu psychologischen Analysen und pathologischen Verstiegenheiten modernster Art. Wie der tapfere Held seines Romans, der Dichter „Jost Seyfried", der den Sirenenlockungen einer erfolgreichen, den Launen des Publikums huldigenden Dichtung zum Trotz das Banner seiner Kunst in die Lüfte flattern läßt, hat Flaischlen ein eigenes künstlerisches Glaubensbekenntnis. Kunst ist für ihn nicht die Psychologie einer Hökerweibsseele, nicht das bleigraue Abbild des Daseinskampfes. Kunst ist aber auch kein buntes Traumgespinst, das die Seele in Sehnsucht und Selbstbetrug einlullt. Wohl muß ein Geist die Kunst beseelen, der hinausgeht über die Not der Nähe und hinaussucht über das Wirrsal

Digitized by Google

der Zeit. Aber der Geist dieser Kunst muß aus dem Leben seine Kraft saugen und muß wieder auf das Leben eine veredelnde, reinigende Gewalt ausüben. Denn, das ist Flaischlens wichtigster Grundsatz, die Kunst ist nicht um ihrer selbst willen, sie ist für den Menschen und sein Leben da. „Kunst muß gelebt werden können, sonst ists Handwerk . . . . . oder Schwindel!", ruft Jost Seyfried aus. „Kunst soll sein, was das Leben nicht sein kann! Sie soll gutmachen, was die Menschen an sich versündigen! Sie soll uns das Herz hell halten und soll als Siegerin uns durch den Kampf helfen gegen alles, was uns binden will und unfrei machen! Gegen alles, was uns nicht sein läßt, wer und was und wie wir sind und sein möchten! Eine Kunst, die das nicht kann, ist keine Kunst! Sie soll uns Waffe sein gegen den Alltag und Ziel und Erfüllung über ihn hinaus!" Mit dieser innigen Verknüpfung von Kunst und Leben gelangt Flaischlen zu dem Leitsatz für sein dichterisches Schaffen: „Kunst ist nur, was ein höherer Mensch für sich und andere an höheren Lebenswerten schafft in schöner Form!" Allerdings muß es ein höherer Mensch sein. Denn Künstlerpersönlichkeit und Künstlergröße stehen in ewig gleicher Beziehung. Auch als Künstler gelangt man nur bis zu der Stufe, die man als Mensch erreicht.

Solch ein höherer Mensch ist Flaischlen selber. Er hat gerade das, was wir bei manchem glänzenden Könner und verblüffenden Virtuosen unserer Zeit so schmerzlich vermissen: Mark und Kern der Seele. Er gleicht einem knorrigen Baumstamm, der, durchrüttelt und durchschüttelt von Unwetter und Sturm, doch immer wieder trotzig seinen grünen Wipfel empor reckt. In seinem schattenspendenden Laubgewirr aber beherbergt er ein munteres Vögelchen, das immer wieder mutig sein Lied hinausschmettert vom siegreichen Kampf der Sonne der Schönheit und Wahrheit über die Millionen tückischen Nebelwichtlein des Alltags, von Daseinsfreude, Selbstvertrauen, Kampfesmut und Frühlingsglauben.

Ein froher Bote ist dieses Vöglein in Tagen, wo der Staub des Alltags die Quellen des frischen Lebens zu verschütten droht, wo die Unfreude des grauen Tags und die Torheit seiner Unrast dumpf und bleiern auf der Seele lastet wie schleichender Tod. Da ertönt mit metallischem Klang sein Lied von Hoffnungsfreude und Daseinsmut. „Lege das Ohr an die Erde und höre und du wirst Hufgestampf hören, in weiter Ferne nur, aber näher und näher kommend — es ist die Zukunft, auf lichtweißen Pferden, eine goldene Krone im blauen Banner . . . . Die Krone des Menschen und seines Sieges und seines Königtums! — Raffe dich auf aus deinem Alltag und gürte das Schwert um deine Lenden und kämpfe ihr entgegen . . . . Denn noch ist Kampfeszeit." (Von Alltag und Sonne, Gedichte in Prosa.) Nur nicht zaghaft vor dem Kampf zurückschrecken, nicht beiseite stehen, nicht drumrum gehen und ausweichen, nicht darüber hinwegträumen! sondern standhalten, Auge in Auge seine Kraft erproben und Herr über das Leben werden! ist Flaischlens Parole.

„Geh's, wie's geh!
nur nicht im Hafen
liegen und schlafen . . .
sei es bei Glück,
sei es bei Weh!
Leben ist nur
auf offener See!"

(Spruchblätter.)

Und wenn auch die Segel schlaff herabhängen und kein frischer Windstoß die Fahrt erleichtert, so gilt doch das tapfere Manneswort:

„Man kanns!
ich sage Dir:
man kanns!
und alles beugt sich
und hält still,
wenn einer will!"

(Ebenda.)

Dieser lichte, unverwüstliche Jugendmut ist entscheidend für die Charakteristik des Dichters. Wille und Selbstzucht müssen Sieger werden im Lebenskampfe, wie schwer er auch sein mag. Aber wehe dem Menschen, der in diesem Jagen und Plagen um Broterwerb, Beruf und Besitz über das Wichtigste hinweghetzt und es preisgibt: seine Seele, und die Hauptsache vergißt: Mensch zu sein! Denn das ist der tiefste Urquell unseres ganzen Leids, daß wir alle zu wenig Ruhe und zu wenig Zeit haben für unseren inneren Menschen, weil das Leben uns

Digitized by Google

an tausend Einzelheiten zersplittert. Und so wird die Seele einsam, still und müde, wie die Herbstnebel die Wälder draußen einsam machen, still und müde, bis schließlich der Schnee wie ein Leichentuch die erstarrende Seele überdeckt. Wie ein Weckruf in diese Stille ertönt Flaischlens Mahnung, sich nicht selber um das Beste zu betrügen, sondern das aufzusuchen, was not tut und weiter hilft über heut und morgen: Die Freude. Es ist Flaischlens immer wiederkehrendes Evangelium. „Ihr blickt so müde, so abgesorgt und freudlos! seid jung und froh!“, ruft er den Menschen zu. „Wir müssen jung sein, wenn wir siegen wollen und froh und stark! Und der Tag darf uns nicht müde machen! Jugend tut not! und Freude! der ganzen Zeit, der ganzen Welt! Ach! und nur Jugend und nur Freude siegt! Frohe Menschen gilt es zu sein! und wer's nicht ist, der eile, es zu werden. Freude allein ist Erlösung!“

Aber wie ein frierendes Kind lassen die Menschen die Freude seitab am Wege stehen. Den Born der Freude: Freundschaft, Liebe und Arbeit verschütten sie sich. Sie sehen in der Freundschaft ein äußerliches Zusammensitzen, aber kein Mitwandern auf des anderen Wegen, kein Mitsuchen und Mitfinden, kein Sichfreuen an des anderen Freude! Die Liebe erschöpft sich ihnen in einem äußerlichen Haben, in Sinnlichkeit, Lärm und Prunksucht! Aber das stille Einander-treu-sein und Sich-hinweghelfen über graue, mutlose Stunden, das Hand in Hand zur Höhe Schreiten, das die Helden in Flaischlens „Jost Seyfried“ und der Novelle „Flügelmüde“ so wundervoll vereinigt, ist ihnen wesenlos geworden. Und ebenso haben sie sich die Arbeit entheiligt. Sie sehen in ihr eine Notwehr, eine Last und ein Muß, statt sich zu freuen an der Entfaltung ihrer Kräfte. Statt des knechtischen Wortes: Arbeiten und nicht verzweifeln predigt Flaischlen das Herrenwort: Arbeiten und froh sein!

Eine Quelle der Freude aber wird er nicht müde, den Menschen zu preisen, die blühenden Wiesen, die sonnigen Höhen, das wallende Meer und die goldene Sonne, kurz: Allmutter Natur. Flaischlen ist ein wundervoll feiner Naturpoet; mit Gras und Baum, Wolke und Lerche erscheint seine Seele verschwistert. Im „Mönchguter Skizzenbuch“ singen der weiche Wind und die leise schaukelnden, wiegenden Wellen ihre friedlichen Ammenlieder, rieseln heimliche Quellen über grüne Wiesen, huschen zwitschernd die Schwalben, leicht und zierlich, flink und beweglich, durch die mittagsstille, flimmrige Luft, gaukeln Schmetterlinge, sonnenselig mit schimmernden Flügeln über goldene Felder, verspinnen sich und verrinnen, lösen sich und verfließen runde, ballige, weiße Wolken am sommerblauen Himmel, und über alles herab ergießt die fröhliche blinkende Sonne ihre verklärenden Strahlen. Die Sonne, die immer auch durch die trübsten Wolken bricht, das Symbol für den unaufhaltsamen Sieg der Schönheit und Wahrheit, wie es die Skizze „Schattenspiel“ so hoffnungsfroh darstellt.

Glauben an diesen Sieg, Treue zu dieser Sonne, fröhliches Kinderlachen und tapferer Mannesmut, das sind die Lebenswerte, die Cäsar Flaischlens Kunst ausstrahlt. Es mag sein, daß damit ein stark didaktischer Zug seine Schöpfungen durchzieht. Aber man darf das Wort didaktisch nicht mit dem trockenen Vortrage einer Lehrmeinung verwechseln. Bei ihm bedeutet es den Ausdruck eines Temperaments, das auf eine ernste, sittliche Klärung gerichtet ist. Ein Mensch redet zu uns von Grunddingen des Lebens, kein Schulmeister, sondern ein Künstler, bei dem neben dem Gehalt auch eine eigene behutsame Form, eine reiche sprachliche Harmonie und feine Rhythmik zur Geltung kommt. Wohl ist die Welt seiner Kunst nicht sehr groß, aber immer erschöpft und begreift sie eine Menschenseele. So hat Flaischlens künstlerischer Wille dem Wunsch zur Erfüllung verholfen, der dem „Jost Seyfried“ voransteht:

„Ich möchte nicht bloß gelesen sein
und dann vergessen wo im Schranke
gleichgültig zwischen Fremden stehn!
Ich möchte euch im Herzen klingen,
ich möchte immer mit euch gehn
und um euch sein,
tagsaus, tagein!
ich möcht euch trösten, seid ihr traurig,
und seid ihr froh, mich mit euch freun!“

Digitized by Google

Morgenwanderung.*)

Ein Sonnenaufgangslied.

Von

Cäsar Flaischlen.

Und sie zogen aus, als zu einem Mörder, mit Stangen und Schwertern, ihn zu fahen; Hohepriester, Schriftgelehrte und Pharisäer...
(: Und er saß täglich im Tempel bei ihnen und lehrete sie!)
nach Matthäi 26, 45.

...mich dünkt: es war immer so zu Zeiten Sokrates' wie zu Zeiten Jesu! zu Zeiten Galilei's wie zu Zeiten Luthers!....
Jost Seyfried.

Dämmerige Nacht lag über dem Land. Es war mild, fast warm. Anfang Mai. Ein mächtiger Tausturm hatte sich erhoben und wogte seine Frühlingssehnsucht von den Bergen. Wie ein großer Osterchoral donnerte er über die Gräber und rief zur Auferstehung.

Die Wälder bogen sich und reckten sich und krachten unter seinem Rütteln; jahrhundert-alte Eichen brachen zu Boden, und wie Rohr zerknickte, was dürr und morsch war und zu schwach und kraftlos, aufzuleben. Nur was gesund und stark und triebfähig, hielt stand. In der Tiefe des Himmels zuckten wie verlöschenwollende Lichter die Sterne zwischen den zerrissenen und zerreißenden Wolken, die er lachend, wie Flaum, über uns dahinfegte, als freue er sich, einmal aufräumen zu können mit allem, was nicht niet- und nagelfest war. Selbst der Mond schien Sorge zu haben, über den Haufen geblasen zu werden und verkroch sich hinter zusammenstiebende Wolkenfetzen. Die Erde bebte unter seinem Donner... aber es war nicht das Beben der Furcht.. es war das Beben der Freude, denn er brachte die Erfüllung ihrer Sehnsucht.

Von den Hängen schwollen die Quellen mit lautem Gerieſel und die fahle, jeden Augenblick wechselnde Beleuchtung überrann alles mit phantastisch-gespenstischem Leben.

Vor den Gehöften und Häusern, an denen unser Weg vorüberführte, standen dann und wann die Leute. Der Sturm hatte sie vom Schlaf aufgejagt; denn das leichte Balkenwerk ihrer Behausungen erzitterte in allen Fugen unter seinen Stößen. Die Wetterhähne schrien von den Giebeln. Es pfiff und heulte. Türen und Fenster sprangen auf und schlugen. Vom Dorf herüber klangen die Glocken, angstvoll, dumpf, drohend, wie wenn..

Die Leute sagten: der Küster sei es nicht, der so läute! und blickten bleich und verstört, furchtsam und feig zum Himmel, und die Weiber beteten Der jüngste Tag kommt! Die Welt geht unter! Herr Gott behüt uns!...

Nein, Mütterchen! Die Welt geht nicht unter! Noch lang nicht! Es wird nur endlich Frühling!

Frühling! und wenn's noch so tobt!

Frühling! ja! . . .

Und lachend zogen wir weiter und sangen und ließen uns den Tausturm in die Brust wogen . . wir waren ja gewohnt, im Sturm zu stehn! . . und sangen und jauchzten: Frühlingwärts! Morgen zu! Sonn' entgegen!

Sonn' entgegen! Frühlingssonn' entgegen!

Das war es ja auch!

Wir wollten die Sonne einmal aufgehen sehen, und das Frühlingsdrängen in uns trieb uns ihr entgegen . . mit der ganzen Lust unseres Hoffens, mit dem ganzen Glauben unserer Jugend, mit der ganzen Jugend unseres Glaubens!

Ein paar, die Furcht überkam und denen unheimlich wurde vor all den lebendig werdenden Baumstümpfen und Hohlwegschatten, drehten um, da sie . . . „sich nicht erkälten wollten in dem sinnlosen Wetter", und verloren sich zurück in ihren trübseligen Alltag.

Wir andern aber zogen weiter durch die prächtige Nacht und ihren jauchzenden Frühlingssturm und ließen uns, aufschauernd, sein Evangelium in die Seele donnern. Das Evangelium des Morgenwerdens.

Weit hinter uns in qualmigem Nebelbrüten lag die Stadt und alles Mauerum-

*) Aus den Gedichten in Prosa, die unter dem Titel „Von Alltag und Sonne" in Berlin bei Egon Fleischel & Co. erschienen sind, ebenso wie alle übrigen Werke dieses Dichters.

Digitized by Google

gebene, Enge, Beschränkte und Beschränkende, die ganze dumpfe Leere und Schwere hungriger Alltagspflicht und würgender Werktagsangst, und vor uns, um uns, frei und freudig, mauerlos, weit und offen, voll Lebensdrang und Sonntagsglauben die sternüberflackerte, sturmlodernde Erfüllung unserer Sehnsucht.

Und wir sangen ihr Lied, das Lied des Morgens, das Lied der Sonne in den donnernden Sturm, und er trug es weit über die Berge und von den Bergen in die Täler und jauchzend rief das Echo es zurück.

Wir kamen durch Ortschaften und Höfe. Die Nachtwächter fuhren aus ihrem Schlummer, stolperten uns nach mit ihren Laternen: still zu sein und die Ruhe der Dörfer nicht zu stören mit unserem törichten Gesange. Der Morgen käme von selber, ohne unser Geschrei. Vorderhand aber sei es noch Nacht, und wir sollten die Leute schlafen lassen. Schlaf sei etwas Heiliges!

Ja: die Leute!! Sie lagen und schliefen! Anstatt auf zu sein in Glauben und Freude, anstatt der Sonne entgegenzuwachen, mit der der Frühling kommt, von dem sie doch träumen und nach dem sie sich sehnen!

Es war immer heller geworden.

Wir hatten die gerade Richtung verlassen und erklommen einen Hügelzug, der ins Tal auslief und von dem sich eine freiere Aussicht bot. Der Sturm hatte sich allmählich auch gelegt, als ob er sich genug damit getan, die Nacht gebrochen zu haben. Die Sterne verglommen. Der Mond verschwamm in der Tiefe, wie das weiße Segel eines am Horizont hinabtauchenden Bootes. Es war fast etwas frostig geworden. Kühle Schauer rannen durch die Luft. In den Talbreiten zu unseren Füßen lag alles in schmutzigem Nebel, wie tot, und an den Abhängen krochen und kletterten scheue Dunstflüge herum.

Vor uns .. jenseits, überm Tal, stand das Gebirge. Sein Gipfelgrat zeichnete sich in harter, scharfer Linie von dem silbergrauen, sich nach und nach mit leisem Rot überhauchenden Grund des Himmels hinter ihm ab.

Da bemerkte ich auf einem der Berghäupter drüben etwas herumkrabbeln .. schwarze Gestalten, Menschen, richtige Menschen, nur infolge der Entfernung kaum viel größer als Gullivers Liliputer, zwerghaft, wunderlich. Es sah närrisch aus. So närrisch, wie einem all dergleichen vorkommen muß, wenn man etwas nur sieht und nicht auch hört. So närrisch, wie einem Tauben vielleicht das ganze Leben, das ganze Treiben der Welt erscheinen mag.

Als ob wir in einem Marionettentheater säßen und einer niedlichen Pantomime zusähen. Der helle Himmel hinter dem Gebirg bildete den weißen Vorhang und wie in einem Schattenspiel hoben sich die kleinen schwarzen Kerlchen, gleich zierlich putzigen Silhouetten, mit allen Bewegungen scharf gegen den lichten Hintergrund ab.

Ein richtiges Schattenspiel . . .

Der kleinen Kerlchen aber wurden immer mehr und mehr, und als unter einem Windstoß der Nebel etwas verzog, erkannten wir, daß es in seinem Schutze den ganzen Berg hinauf in hellen Haufen stand. Sie zappelten und fuchtelten mit den Armen in der Luft herum und rannten in seltsamer Hast und Unruhe hin und her.

Dann schien plötzlich etwas los zu sein. Sie kamen mit langen Stangen und Haken, mit mächtigen Winden, Haspeln und Kettenrollen. Wieder andere schleppten sich mit Leitern, die für ihre Größe ungeheuer sein mußten, und es begann an allen Punkten eine fast fieberhafte Geschäftigkeit. Die Erde wurde aufgegraben, der Felsgrund gesprengt und riesige Pflöcke darin verankert. Dann schmiedeten sie lange eiserne Ketten durch die Ringe. und Drahtseile und Taue und verklammerten mit diesen wieder die großen Leitern, die sie hinaufgeschleppt hatten.

Hinter dem Gebirgsstock aber wurde es immer heller und heller, wie brodelnder Gischt dampfte es ab und zu empor. Doch je heller es wurde, um so unruhiger und eiliger, um so aufgeregter wurde das Getrippel und Gearbeite der kleinen Schattenkerlchen.

Digitized by Google

Ich unterschied nun eine ganze Armee von Lanzknechten mit Piken und Hellebarden, mit Morgensternen und Donnerbüchsen. Sie hielten am Berg hinauf, in verschiedene Fähnlein geteilt. Auf einer etwas tiefer gelegenen Kulm war eine ganze Batterie von Mörsern und Kanonen aufgefahren, als gelte es ... Gott weiß was für eine Völkerschlacht.

Die Leitern wurden aufgestellt und ragten senkrecht in die Luft, und die ganze Gratlinie stand voll von Leuten mit Stangen und Haken, so lang und schwer, daß es ihrer immer ein ganz Häuflein zugleich bedurfte, sie zu regieren.

Allmählich aber ahnte mir, was das alles bedeuten möchte.

Ich lachte.

„Nein, Mütterchen! Die Welt geht noch lange nicht unter! Keine Sorge! Es wird nur endlich .. Frühling!

Gott sei Dank!"

Es wird nur endlich Tag!

Nach so langer, dumpfer Nacht!

Und wir stimmten das Lied der Erfüllung an, das Lied des Morgens, das Lied der Sonne und ihres Aufgangs ... und es brauste wie Orgelklang durch die Stille, siegverheißend, jubelnd und jauchzend!

Kühle Schauer zitterten durch die Luft, während der Himmel drüben sich mit roten Feuern überglutete, und unsere Schattenmännchen, gleich tagscheuen dunklen Nachtgeisterchen, immer unruhiger, erregter und gestikulierender hin und her rannten.

Da:

Ein blendender Blitz ..

und mit purpurgoldener Flamme taucht der Sonnenball über die graue Kammlinie und strahlt ein loderndes Hallelujah über die Welt.

Tag! Tag! Tag!

Und Frühling! Frühling!

Im selben Augenblick aber schlugen die Kerlchen drüben die Widerhaken ihrer Stangen in den emporstrebenden Ball, um ihn festzulegen. Andere warfen die Leitern über ihn und kletterten mit flinkster Geschicklichkeit darauf hinüber. Sie rollten lange Seile und Taue hinter sich ab, rammten Pflöcke ein und verhakten ihre Ketten daran, während die ganze Soldateska auf dem Berg in Bewegung kam und anpackte, die Sonne wieder in ihre Tiefe zu zwingen.

Wir lachten.

Aber immer neue Haufen rückten an, mit immer längeren Stangen und Leitern und Ketten.

Sie zerrten von den Berghängen große Wände herauf, Nebel, Segelleinen oder was es war.

Wie blauer Rauch jedoch zerrannen sie vor ihrem Licht ..

und die Sonne stieg höher und höher über den Gebirgsgrat, ruhig, unbeirrt und unbekümmert und blendete immer lichter in die Welt.

Was wollten ihr diese Fliegen!

Da griff die Feuerwehr in den Kampf ein; zwölf, zwanzig Schläuche zugleich ergossen ihre Wasserstrahlen, von uns aus gesehen so dünn freilich, wie Spinnwebfaden ... sie auszulöschen und über den Horizont hinunterzuspritzen.

Es zischte ein wenig, das war alles.

Schon flammte die halbe Scheibe über den Kamm.

Da plötzlich begann ein feines, zirpendes Geknatter, wie wenn Kinderpistolchen abgeschossen würden. Die Lanzknechte hatten mit ihren Donnerbüchsen losgelegt und von der seitwärts gelegenen Kulm krachte Kanonensalve um Salve durch die majestätische Bergruhe.

Doch es zischte nicht einmal. Ruhig und unbekümmert hob sich die Sonne aufwärts, höher und höher.

Immer neue Kettentaue aber wurden hinübergeschleudert und von den Waghälsen drüben angepflockt. Immer neue Schübe kletterten hinüber mit Hämmern und Klammern. Und an die diesseitigen Enden hängten sich ganze Knäuel, ihre Kraft und Stärke zu messen.

Da ... mit einem Male ... war es doch, als ob sie siegten.

Die Sonne stand eine Spanne hoch über dem Grat und hing wie ein Fesselballon in

Digitized by Google

dem eisernen Netz, mit dem die Kerlchen sie in den wenigen Minuten übersponnen hatten.

Sie war gefangen.

Ihr Aufatmen und Höherdrängen spulte nur ein paar zu kurze Ketten ab, die in die Luft schnellten, die anderen zogen sich straff und straffer, hielten aber ... und es gab einen sekundenlangen Stillstand.

Die schwarzen Männlein hatten gewonnen.

Und schon zerrten sie wieder dicke Nebelwände von den Berghängen herauf und schon fuhren sie allerlei sonderbare, mächtige Maschinen herbei, die Gekettete zurückzuwinden, als es plötzlich einen kaum merkbaren, leisen, zitternden Ruck tat, der goldene Lichtwellen über das Tal warf.

Sie war wieder frei

und alles, was noch gehalten hatte an Ketten, Klammern, Tauen, Seilen, Stricken, Leitern, Stangen und Haken, riß durch wie Baumwollfaden, schnellte hoch und die ganze Soldateska purzelte jählings über den Haufen und kollerte in die Abgründe oder flog mitsamt ihren Ketten und Leitern, mit samt der ganzen schönen Verankerung kopfüber in die Luft. Gleich einem Aschenregen quirlte und rieselte es über den Berg und putzte ihn sauber ...

Wir lachten. Es war grausam ... aber wir lachten: wie diese Sonnenstürmer in ganzen Klümpchen an ihren Stricken und Ketten zwischen Himmel und Erde zappelten und gleich tollgewordenen Ameisen in Verzweiflung und Todesangst an ihren Leitern auf und ab wuselten.

Ein Teil suchte sich noch durch Abspringen zu retten. Es sah aus wie schwarze, in rote Feuer hüpfende Teufelchen!

Die anderen aber trug es höher und höher, bis in der steigenden Glut Kette um Kette schmolz und eine um die andere in den Abgrund klirrte und hinter dem Gebirg zu Stücken und Staub zersplitterte ...

Arme Schattenmännlein! doch warum wagtet ihr euch an die Sonne!

Und frei und makellos glomm sie in die Höhe, in schweigender Glorie, groß und feierlich, heilig und herrlich und loderte den Tag ins Tal und über die Welt und mit dem Tag den Frühling und mit dem Frühling die Erfüllung.

Die Menschen drunten schliefen noch. Gleich scheuen Verbrechern aber flüchteten die letzten Nebel und Schatten sich in ihre Schluchten und Schlüfte. Lerchen stiegen aus den Gründen und jauchzten zum Himmel ..

und wir standen und jubelten ihnen zu und sangen das Lied des Morgens, das Lied der Sonne und ihres Aufgangs, und es war ein Lied der Freude und ein Lied des Siegs! Leis aber frug ich mich: ob es jedesmal so sei, wenn die Sonne aufgehe!?

Randbemerkungen.

Die deutsche Shakespeare-Gesellschaft.

Mit Shakespeares dreihundertundfünfzigstem Geburtstage fiel in diesem Jahre der fünfzigste Geburtstag der „Deutschen Shakespeare-Gesellschaft" zusammen, die sich der Pflege und Popularisierung dieses Dichters mit allem erdenklichen Eifer widmet. Ueberblickt man ihr Wirken und ihre Erfolge in den verflossenen fünfzig Jahren, so wird man ihr einen wesentlichen Anteil an dem tiefen, allgemeinen Verständnis und Interesse zuerkennen müssen, das heute in Deutschland diesem einzigartigen Dichter entgegengebracht wird. Ereignisse wie der Shakespeare-Zyklus des Berliner „Deutschen Theaters", der einen ganzen Winter lang Scharen über Scharen von Zuschauern anlockt, und die Tatsache, daß in den weitaus meisten deutschen Städten in diesem Jahre der Geburtstag Shakespeares durch die Aufführung eines seiner Werke gefeiert wurde, sind in nicht geringem Maße auf die Tätigkeit und die Anregungen der „Deutschen Shakespeare-Gesellschaft" zurückzuführen. Die Talerausgabe der Werke des Dichters und die Veröffentlichungen und Preisarbeiten der Gesellschaft, die alljährliche Herausgabe des Shakespeare-Jahrbuchs und die Bibliothek der Gesellschaft, deren Benutzung den Mit-

Digitized by Google

gliedern kostenlos freisteht, sind hier gleichfalls rühmend hervorzuheben. Auch um die philologische Forschung hat sich die Gesellschaft große Verdienste erworben, und ihre letzte Publikation ist die vollständige Quellensammlung zum „König Lear", während das Erscheinen der Quellen zu „Othello", „Hamlet", „Macbeth" und „Romeo und Julia" bereits für die nächste Zeit angekündigt wird.

Am Begrüßungsabend der heurigen Jahresversammlung, die vom 22. bis 24. April in Weimar abgehalten wurde, hielt der Leipziger Germanist Albert Köster einen Vortrag mit Lichtbildern über „Die Einrichtung der Bühne zu Shakespeares Zeit". Seine ungemein gründlichen, schon seit vielen Jahren betriebenen Forschungen über die Technik des Bühnenwesens seit den ersten, primitivsten mimischen und pantomimischen Aufführungen und Aufzügen haben der Wissenschaft der Theatergeschichte ein reiches, bisher noch fast ganz unbekanntes Gebiet erschlossen, und man muß dringend wünschen, daß Köster auch in nicht allzu ferner Zeit die äußerst interessanten und aufschlußreichen Resultate seiner Studien der Allgemeinheit in Buchform preisgeben möge. An den Festvortrag schloß sich ein gemeinsames Abendessen der Mitglieder und Gäste, und hernach wurden Lieder und Madrigale von Shakespeare und einigen seiner Zeitgenossen von einer Sängerin, einem Männerterzett und einem vierstimmigen Chor vorgetragen. Der englische Schauspieler Hubert Carter versuchte mit schauerlich unkünstlerischen Harlekinsverrenkungen und Gebrüll und Geflüster Szenen aus Marlowes „Faust" und Shakespeares „Othello" und „Macbeth" darzustellen. Am folgenden Haupttage der Jahresversammlung fand die Festsitzung statt. Dabei wurde der Gesellschaft eine Jubiläumsspende dargebracht, und viele hervorragende Vereinigungen des In- und Auslands, darunter der „Deutsche Bühnenverein", der durch den Stuttgarter Intendanten Graf Putlitz vertreten war, die deutsche und englische „Goethe-Gesellschaft", die ungarische „Shakespeare-Gesellschaft", die Britische Akademie, sprachen ihre Glückwünsche und Grüße aus. Eine Festvorstellung von „König Richard III." im Hoftheater und eine am folgenden Tage veranstaltete Feier am Shakespeare-Denkmal bildeten den Abschluß der diesjährigen Tagung der „Deutschen Shakespeare-Gesellschaft".

W. B.

Berliner Theater.

Von den Berliner Theaterschicksalen dieses Winters ist vielleicht nichts so merkwürdig wie die Aehnlichkeit des ältesten und des jüngsten unserer Schauspielhäuser. Bei der Sozietät, dem „Deutschen Künstlertheater" und bei dem Königlichen Schauspielhaus am Gendarmenmarkt das gleiche Schauspiel: einen höchst achtungswerten Eifer und eine kaum unterbrochene Kette von Mißerfolgen. Und an beiden Orten liegt der Grund letzten Endes im außerkünstlerischen, in der Organisation. Das Deutsche Künstlertheater, aus dem Zusammenschluß der besten Brahmschen Schauspielkräfte geboren, fing mit Vorstellungen an, in denen sich das Mitglied Gerhart Hauptmann als ein durchaus genialer Regisseur legitimierte, brachte in emsigster Arbeit eine große Anzahl von Premieren und schließt die Saison mit einem Mißerfolg, der einer Auflösung gleichkommt. Hauptmann und Rittner, Oscar Sauer und die Else Lehmann sind ausgetreten, und die finanziellen Schwierigkeiten sind so stark, daß die Paul Cassirersche Geldmacht im Begriffe scheint, das Unternehmen einzuschlucken, und in ein x-beliebiges, sensationelles Spekulationstheater umzubilden. Woran lag es? Woran lag es, daß ein Theater mit ausgezeichneten Regisseuren und erstklassigen Schauspielern nicht zum Leben kam? Es lag ganz offenbar an der Uneinheitlichkeit der Leitung. An der Direktionslosigkeit der „Direktion". Das wurde am deutlichsten in der Repertoirbildung, die ohne irgend ein dramaturgisches Zielbewußtsein zwischen wertvollen Dingen und hoffnungsloser Theaterindustrie hin und her irrte; das muß ebenso in den minder öffentlichen, aber höchst wichtigen Fragen der Geschäftsführung zu spüren gewesen sein, von denen die Rentabilität eines jeden Unterneh-

Digitized by Google

mens abhängt. In was für hoffnungslose Unlustigkeiten und sofort verpuffende Sensationen ist dort nicht selbst die rein geschäftliche Absicht geirrt, ehe man zum Schluß das harmlos tüchtige Volksstück fand, das dem geplagten Unternehmen wenigstens ein leidliches Frühjahrsgeschäft zu versprechen scheint. Der „Schneider Wibbel" von dem Düsseldorfer Müller-Schlösser, der nach einem Siegeszug durch das ganze Rheinland jetzt am Kurfürstendamm anlangte, ist gewiß kein irgendwie erhebliches Werk. Man kann sich das Leben unserer niederrheinischen Deutschen, — es sind jene Deutschen, die in engster Nachbarschaft mit den Holländern leben, mit jenen Holländern, die Brouwer und Ostade gemalt haben, und die heute noch in den Straßen von Amsterdam zu finden sind —, man kann sich dies breitlangsame Leben gewiß sehr viel saftiger und lustiger abgebildet denken. Und die Fabel von dem Manne, der einen anderen für sich ins Gefängnis schickt, der dort stirbt, so daß er seinen eigenen Leichenzug ansehen muß und nur auf verzwickten Umwegen zum „Leben" zurückkehren kann, auch diese im Kern alte und vortreffliche Komödienfabel ist wohl weit fruchtbarerer Behandlung fähig. Aber doch genügen die bescheidenen Spuren von volksmäßiger und dramatischer Lustigkeit, diesem Produkt seinen Wert hoch über den Durchschnitt unserer üblichen Lustspiel- und Schwankproduktionen zu sichern, die gar nicht mehr aus dem Leben, sondern nur noch aus dem heftig umgerührten Tintenfaß kommen. So wird man der Sozietät ihren Spätlingserfolg gönnen, zumal es eine saubere, nur in der Dialektmischung allzu konfuse Vorstellung war, in der Otto Werther als sächselnder Schneidergeselle eine liebenswürdige Lustigkeit bewährte, die Groteskkünstlerin Senta Söneland durch einfache und herzliche Menschlichkeit überraschte und Jacob Tiedtke den Schneidermeister Wibbel mit all seinem saftigen Leben erfüllte. Diesen ungewöhnlichen Schauspieler mit der ganzen massigen Breite seines norddeutsch gemütvollen Naturells, seinem beweglichem Witz, seiner grundgütigen Lustigkeit als Menschendarsteller ersten Ranges durchgesetzt zu haben, ist vielleicht das einzige sichere Verdienst, das das Deutsche Künstlertheater aus seinem unglücklichen ersten Winter mitnehmen kann.

Das Unglück des Königlichen Schauspielhauses liegt letzten Endes natürlich auch in seiner sozialen Organisation, deren Wesen ja nur allzu bekannt ist. Wenn der Beweis noch nötig war, daß gegen elementare Gewalten mit dem guten Willen allein nichts auszurichten ist, so ward er in diesem Winter an diesem Institut ausreichend erbracht. Denn gearbeitet hat man diesmal, im Gegensatz zu den vergangenen Wintern, in denen das Königliche Schauspielhaus schon durch seine ganz unpreußische Faulheit empörte. Man hat mindestens doppelt so viel Premièren wie im vergangenen Jahr gehabt, und Namen wie Strindberg und Ibsen standen auf dem Zettel. Freilich nur auf dem Zettel; auf die Bühne kam ihr Geist nicht, und wenn man auch wirklich junge deutsche Dichter wie Otto Hinrichsen oder jetzt Herbert Eulenberg spielte, es drang kein Leben in die Abgeschlossenheit dieses Hauses. Zuletzt haben sie Eulenbergs Frühlingskomödie „Alles um Liebe" gespielt, ein Werk, das zwar nach dieses Dichters Art in seiner zweiten Hälfte in ein sinnloses Wirrwarr übergeht, in der ersten aber so viele lyrische Schönheiten, so bunte, wenn auch recht sehr an literarischen Vorbildern genährte Lustigkeiten enthält, daß ihm schon ein Erfolg zu erstreiten sein müßte. Aber diese lederne, durch Regiemätzchen mit Musikeinlagen gedehnte Aufführung, diese polternde, allem lebendigen Zartsinn und aller inneren Heiterkeit weltfremde Schauspielerei (die liebenswerte aber völlig regieverlassene Helene Thimig muß man immer ausnehmen) — sie hätten auch ein Stück von noch stärkeren Qualitäten umgebracht, und sie konnten sicherlich ein an akademische Konvention gewöhntes Publikum nicht mit den romantischen Launen, mit den ungezügelten Talenten eines Herbert Eulenberg vertraut machen. Ob der Geist dieses Hauses sich schon prädestiniertes Material an Regisseuren und Schauspielern heranzieht, oder ob er erst alles, was auf ihn zukommt, umbildet — in jedem Falle: er ist übermächtig und unüberwindlich. Hier war „Peer Gynt" ein hoftheatralisches Melodrama, und ich glaube, wenn sie die „Wildente" spielten, würde

Digitized by Google

sie nicht von den „Zärtlichen Verwandten“ und Hauptmanns „Pippa“ würde nicht von Lauffs „Kerkyra“ zu unterscheiden sein. Wahrhaftig ist es auch hier der Geist, der sich den Körper erst zurechtbaut. Aber was für ein Geist!

Merkwürdig, daß sich dieses Institut das Schauspiel von 1812, Max Halbes „Freiheit“ entgehen ließ, das man aus völlig dunklen Gründen in den Kammerspielen noch so spät in der Saison herausgebracht hat. Vielleicht wollte Reinhardt für seine junge Garde — neben den hübschen aber noch unreifen Talenten von Lothar Müthel und Gertrud Hackelberg bewährten sich Magarethe Kupfer und Ernst Dumcke, Alfred Breiderhoff und vor allem Werner Krauß wirklich sehr gut — ein Uebungsfeld haben. Aber sollte das Experiment nicht an einem weniger schädlichen Objekt zu machen gewesen sein? Diese läppische Geschichte aus dem Jugendfreund, die uns mit ihrem beständigen Aufgebot von berühmten Namen und geschichtlichen Zitaten schamrot macht und die ältesten Phrasen konventioneller Geschichtsschreibung fühllos gegeneinander schleudert, ist wie der ganze heutige Halbe ein schon gar nicht mehr alltäglicher Fall von dichterischer Impotenz. Und daß die patriotische Historie nach schlechter alter Gewohnheit mit einer naturalistischen Familien- und Liebesgeschichte zusammengewirrt ist, das war vielleicht für das Königliche Hoftheater der Grund, das Stück nicht zu spielen, aber für uns ist es kein Grund, das ganze Machwerk weniger albern zu finden. Es ist nicht hübsch von Max Reinhardt, die Spielzeit des intimsten Berliner Schauspielhauses mit einer so wüsten Theaterei zu beschließen, aber auch dies ist ein kleines Beispiel von der großen inneren Direktionslosigkeit, die in Wahrheit in all unseren Theaterdirektionen herrscht. Auch dort, wo nicht schon äußere Direktionslosigkeit verheerend wirkt.

Julius Bab.

Monsieur Bonaparte.

In unserer an wirklich guten modernen komischen Opern so armen und unfruchtbaren Zeit kann man sich den „Monsieur Bonaparte“ von Bogumil Zepler, der aus der Provinz jetzt endlich auch an das Charlottenburger „Deutsche Opernhaus“ gelangt ist, schon gefallen lassen. Freilich unsere Sehnsucht nach einer künstlerisch bedeutenden Spieloper erfüllt auch dies Werk nicht. Dazu ist die Musik zu kurzatmig, ermangelt der dramatischen Konzentration und Konsequenz und ist auch vielfach zu operettenhaft. Die Idee des Textbuchs von Hans Hochfeld, dem Hans Brennert sehr schlechte Verse zugesellt hat, ist gar nicht unwirksam. Der Damenschneider François, der im Lager des französischen Oberfeldherrn Napoleon Bonaparte in Aegypten weilt, nützt seine Aehnlichkeit mit dem General aus, um in dessen Uniform ein nächtliches Stelldichein mit Hadija, die den Feldherrn liebt, zu erhalten, und gleichzeitig ihren Oheim Selim zur Zahlung einer hohen Kontribution an das französische Heer zu zwingen. Am nächsten Morgen soll er wegen Anmaßung der Stellung Bonapartes vor ein Kriegsgericht gestellt werden, wird jedoch wegen seines großen Erfolgs bei den Scheiks, die das Geld vorher verweigert hatten, begnadigt, zum Leutnant ernannt und mit Hadija, die ihre Neigung nun ganz ihm zugewandt hat, getraut. Dazu hat Zepler manche sehr hübsche Einzelmelodien erfunden, sie aber in keinen Zusammenhang zu bringen vermocht, und auch ein paar Walzer- und Marschrhythmen eingelegt, die eher in eine Operette als in eine Oper gehören. Rudolf Laubenthal und Maria Schneider waren ein gesanglich und darstellerisch hervorragendes Liebespaar, und Josef Plaut gestaltete den Selim mit feinem Humor, während Jacques Bilk als Napoleon Bonaparte ziemlich farblos blieb. W. B.

Aphorismen.*)

Von

Waldeck Manasse.

Wenn ein Volk in das Schwitzbad der Reaktion gezwungen war, dann ist die Revolution der natürliche Dampf, der deutlich zeigt,

*) Vergl. die Besprechung des Buches „Lebensfragen“ von Waldeck Manasse in Heft 13 dieses Jahrganges.

Digitized by Google

daß die Geduld des Volkes den hundertgradigen Siedepunkt überschritten hat.

* * *

In der Politik gibt es keine Dankbarkeit, aber ein schnelles Vergessen. Wer siebzig Jahre klug seine Pflicht tat und sich im einundsiebzigsten eine Dummheit leistete, dessen Verdienst und Guthaben ist oft in einem Tage ausgestrichen.

* * *

Das Wort ist frei in Preußen. Nur eine kleine Bedingung ist daran geknüpft. Es muß stets als geflüstertes Selbstgespräch auftreten. Das laute Sprechen ist recht unerwünscht. Die Wände haben Ohren und werden leicht zur Barriere gegen die Karriere.

* * *

In den Märchenbüchern der Zukunft wird man lesen: Es war einmal eine Zeit, wo die Menschen sich töteten wie die wilden Tiere. Und wie vor Hexenprozessen und Teufelsaustreibungen wird man zusammenschaudern, wenn man diese Summe von Elend von den Kulturleistungen der Völker abziehen muß.

* * *

Es ist eine gewisse Tragik, daß der fromme Mönch Berthold Schwarz zur Verschärfung der Kriege beitrug; und es ist eine gewisse Ironie, daß er Gold suchte, den Zerstörer der menschlichen Zufriedenheit, und das Pulver fand, den Zerstörer der zufriedenen und unzufriedenen Menschen.

* * *

Bei Dichtern und Denkern ist häufig das Glück ein wesentlicher Zeugnisausteiler. Zuweilen ist des einen Tun des anderen Ruhm. Oft hat ein geschickter Gedanken-Ausbeuter den Ruhm, der dem schlichten Schöpfer versagt blieb. Viele große Gedanken segeln so unter falscher Flagge. Auch Amerika heißt ja nicht nach Kolumbus.

* * *

Ein exzellenter Gelehrter sollte sich nie zur Exzellenz herabniedrigen lassen. Solches unangebrachte Einrangieren in fremde Zonen sieht eher einer Erniederung als einer Erhöhung ähnlich.

* * *

Das Recht auf Arbeit läßt sich mancher gefallen, ohne davon Gebrauch zu machen. Die allgemeine Pflicht zur Arbeit ist das Ideal der Zukunft.

* * *

Wenn wir zum ersten Male lieben, so glauben wir, daß der Himmel einen seiner erprobtesten Engel beurlaubt habe, um uns zu beglücken. In der Ehe sehen wir, daß es doch ein Mensch war, und je menschlicher wir seine Vorzüge und seine Fehler verstehen, um so lieber haben wir ihn.

Neue Bücher.

Novellen von Moritz Heimann. S. Fischer, Berlin.

Blumen — gestickt auf Seide mit hundert farbigen Fäden; sehr schön und sehr künstlich. Erstaunlich wirkt die Zerfaserung eines seelischen Erlebnisses, das Auf und Ab der Stimmungen in empfindlichen und zarten Menschen dargestellt; wo aber das brutale Leben Vorwurf sein soll, da wird Heimann machtlos. In der Hauptnovelle „Dr. Wislizenus" ist das unheimliche Verschwimmen der Wirklichkeit unübertrefflich gesteigert. Und doch: Fenster auf! und frische Luft herein! Hier moderts.

B. S.

Steckenpferd-Seife
die beste Lilienmilch-Seife
für zarte weisse Haut
a Stck. 50 ₰

Herausgeber: Dr. Heinrich Ilgenstein und Dr. Wilhelm Bolze. — Verantwortlich: Dr. Wilhelm Bolze, Charlottenburg, Friedbergstr. 18. — Verlag: Hellmuth Johnke, Berlin W. 15 — Oesterreich-Ungarn: Huber & Lahme Nachf., Wien I, Herrengasse 6. — Verantwortlich für die Inserate: Franz Rausch, Berlin W. — Druck und Postvertrieb: Paß & Garleb G.m.b.H. Berlin W. 57.

Digitized by Google

Die Gegenwart

Nr. 20 | Berlin, den 16. Mai 1914 | 43. Jahrgang Band 85.

Bayreuther Witwenzauber.

Von

Heinrich Ilgenstein.

Den Ehegefährten unserer großen Künstler ist, auch ohne daß sie an den Werken ihrer Männer äußerlich sichtbar beteiligt sind, in der Kunstgeschichte längst ein gewisses Wohnrecht zugebilligt.

Von Rechts wegen. Es gibt keinen Künstler von einiger Bedeutung, dessen Wirken und Schaffen losgelöst von dem Gang seines Lebens betrachtet werden kann. Alle Kunst ist direkt oder indirekt gestaltetes Erlebnis. Aber wenn auch, anders als etwa bei Goethe, dem größten „Gelegenheitsdichter", die Zusammenhänge zwischen Leben und Gestalten nicht gerade mit Händen zu greifen sind, wenn das Liebesleben scheinbar so glatt dahingegangen ist, daß es uns auf den ersten Blick unfaßbar erscheint, woher der Impuls zu gewissen Werken kommen konnte .... Gute Biographen wissen längst, daß für das Künstlerdasein die Imponderabilien einer ruhig dahinfließenden Ehe ebenso wichtig sind wie die „grundlegenden" Erlebnisse der Sturm- und Drangjahre.

Susanne Ibsen und Christine Hebbel haben es unserer Zeit gezeigt, wie gut der Biograph daran tut, Geräuschloses nicht zu überhören. Denn die beste Künstlerfrau ist sicher diejenige, die sich durch den Ruhm des Mannes nicht dazu verführen läßt, sich nun selbst in Szene zu setzen. Hier heißt es für den Biographen besonders aufgepaßt, um hohe Verdienste um die Kunst nicht zu übersehen. Je mehr die Künstlerfrauen von der Struktur dieser beiden Genannten bescheiden und still hinter den Werken ihrer großen Lebensgefährten zurücktreten, je wertvoller ist sicher einst das stille Walten ihrer Kameradschaft gewesen.

Wie man den Beruf als Ehefrau im allgemeinen und als Künstlerfrau im besonderen auffaßt, ist Geschmacks- und Temperamentssache. Der Ruhm verführt auch geniale Künstler manchmal dazu, selbst die Glockenstränge zu ziehen, die ihr Genie noch lauter verkünden sollen. Weshalb soll da die Ehefrau unter allen Umständen immun bleiben und nicht dafür sorgen, daß auch für sie ein Glöcklein mitklingt.

Wie gesagt, das ist Temperaments- und Geschmackssache.

Niemand hat es deshalb Frau Cosima Wagner je verdacht, daß sie das Bedürfnis hatte, dem Nachruhm des vielgeliebten Meisters zu Bayreuth einen Tempeldienst zu errichten, der neben aller Liebe und Verehrung doch ein gewisser Hang für amerikanische Riesenreklame nie abzusprechen war.

Gewiß, diese Künstlerwitwe diente ihrem großen Toten mit einer hingebenden Verehrung, wie sie in der Geschichte der Kunst einzig dasteht. Aber dies ist eine nicht uninteressante Parallele: So vorwiegend dekorativ und immerhin geräuschliebend die Musik Richard Wagners ist, so dekorativ und geräuschvoll war die Nachlaßverwaltung seiner Witwe.

Weshalb soll, wie bei Richard Wagner selbst, hinter der Vorliebe für das Dekorative nicht auch innerliche Größe stecken?

Bis vor Jahresfrist, da Frau Cosima gegen die nach dem Gesetz eintretende Freiwerdung des Parsifal König und Parlament anrief, konnte man wenigstens im Zweifel darüber sein, ob diese stets geräuschvolle Geste wirklich mehr als eine menschlich verständliche Schwäche war. Menschen, denen nichts heilig ist, behaupteten zwar, daß das Leitmotiv dieses heroischen Kampfes für ein Bayreuther Parsifal-Monopol allerdings einen vorwiegend metallischen Beigeschmack hätte. Böse Zungen, die man mit

Digitized by Google

dem berechtigten Hinweis zum Schweigen brachte, daß sich das Pekuniäre in Bayreuth schon seit dreißig Jahren von selbst verstände.

Aber seit einigen Tagen ist es mit dem Bayreuther Witwenzauber für ewig vorbei. Frau Cosima, noch gestern als Richard Wagners bester und treuester Lebensfreund dastehend, daß man in ihrer Gegenwart an des toten Meisters Werk kaum ein Wort zartester Kritik wagte, hat Richard Wagner, den Menschen und Ehemann, zu einem Schlafzimmerprozeß preisgegeben, wie sich ihn keine Frau mit weißen Haaren je in deutschen Landen geleistet.

Ueber dreißig Jahre ist es her, daß sich über den „heiß geliebten" Mann das Grab schloß. Noch länger, daß sie, Frau Cosima, damals noch einem andern angetraut, schon ihm gehören durfte. Eheirrungen zwischen den Häusern Richard Wagner und Hans von Bülow. Wen interessieren diese Intimitäten mehr als beider Männer Lebenswerk? Jahrzehnte sind ins Land gegangen. Ob es nun so oder so ist: drei Kinder hat Wagner als die Seinen aufgezogen: Isolde, Eva, Siegfried. Sie tragen gleichberechtigt seinen Namen. Standen gleichberechtigt an seiner Bahre. Die Töchter heiraten. Frau Cosima sagt nie, daß eigentlich die eine ... Verständlich, nicht wahr? Ein plötzliches Aufdecken wäre Rücksichtslosigkeit gegen das Kind, Nichtachtung gegen den Mann gewesen, der sich auf die Herzensbildung seiner Cosima gerade in dieser Angelegenheit verlassen hatte. Nach mehr als dreißig Lebensjahren seinem eigenen Kinde, das man in dem Stolz aufwachsen ließ, Richard Wagners Tochter zu sein, plötzlich höchsteigenhändig einen anderen Vater zu benennen ... Tut das die Frau, die dieses Wagners Vertrauen besaß?

Im Juni 1913 schrieb Frau Cosima: „Ich kann von dem deutschen Volke verlangen, daß es den Willen eines seiner größten Toten respektiert und den Parsifal auch über die abgelaufene Schutzfrist hinaus nur in Bayreuth aufführen läßt." Im Juni 1913 flog von Bayreuth an Tochter Isolde ein Brief mit der verblüffenden Aufschrift: „Frau Isolde Beidler, geb. von Bülow." Auf einem Briefumschlag läßt Mutter Cosima ihrer Tochter Isolde nach zweiunddreißig Jahren mitteilen, sie solle sich nichts einbilden, nicht Richard Wagner, sondern Hans von Bülow sei ihr richtiger Papa!!!

Die Fortsetzung ist ein Schlafzimmerprozeß allerübelster Observanz. Um schnöden Geldes willen. Damit von den vielen Millionen, die die Lebensarbeit Richard Wagners der trauernden Witwe eingebracht, einiges erspart werde.

Kommt Frau Cosima, die den Parsifal nicht den Blicken der Masse preisgeben wollte, nicht auf den Gedanken, daß die Eheintimitäten ihres toten Mannes, der sich gegen die rohe Ungeniertheit seiner Frau nicht mehr wehren kann, auf keinen Fall dem Pöbel preisgegeben werden dürfen? Im Gegenteil. Die Witwe Richard Wagners hat sich bereit erklärt, in der nächsten Gerichtssitzung die Tür ihres einstigen Schlafgemachs weit aufzumachen und den Herren Richtern jeden gewünschten Einblick zu gewähren.

Vorläufige Gerichtsentscheidung:

„1. Es soll Beweis erhoben werden über die klägerische Behauptung, ob in der Zeit vom 12. Juni 1864 bis 12. Oktober 1864, diese beiden Tage mitgerechnet, während welcher Zeit Hans von Bülow in München krank daniederlag die Beklagte (Cosima) und Hans v. Bülow in häuslicher Gemeinschaft gelebt haben.

2. Es soll ferner Beweis darüber erhoben werden, ob innerhalb dieser Zeit zwischen der Beklagten und Hans v. Bülow kein Verkehr, insbesondere keine eheliche Beiwohnung erfolgt ist.

3. Hierüber ist binnen zehn Tagen die damalige Wirtschaftsdame im Hause Bülow zeugenschaftlich zu vernehmen."

Armer Richard Wagner! Mit diesem Gerichtsdokument dürfte endgültig bewiesen sein, daß es sich bei dem ganzen grandiosen Bayreuther Totenkult der weltberühmten Frau Cosima nur um eine musikalisch-pekuniäre, aber nimmermehr um eine Angelegenheit wahrer Frauenliebe gehandelt haben kann.

Digitized by Google

Neues vom Himmel und von der Erde.

Von

Prof. Dr. Marcuse.

Die Geodäsie oder Erdvermessung hat enge Beziehungen zur Astronomie oder Himmelskunde, und man kann ohne Uebertreibung sagen, daß unsere neuesten Kenntnisse von der Gestalt, Größe und Dichte unseres Planeten eine innige Verkettung der Erforschung von Himmel und Erde darstellen. Wir wollen uns heute in großen Zügen mit dem Problem der Dichtigkeit des Erdkörpers beschäftigen und das nächste Mal die neuesten Ergebnisse über unser Wissen von Gestalt und Größe des Planeten Erde mitteilen. Die allgemein interessante Frage nach der Dichtigkeit der Erde ist nicht nur für die Geodäsie bedeutungsvoll, da damit u. a. die Massenverteilung auf dem Erdkörper zusammenhängt, sondern sie ist zugleich auch für die Astronomie und Geologie von Wichtigkeit. Der Astronom kann aus der Vergleichung der mittleren Erddichte mit derjenigen der anderen Planeten interessante Aufschlüsse über die physische Beschaffenheit ferner Himmelskörper gewinnen, und für die Geologie lassen sich aus der Vergleichung der mittleren Erddichte mit den direkt bestimmbaren spezifischen Gewichten der uns zugänglichen Oberflächengesteine wertvolle Vorstellungen über das Innere des Erdkörpers erzielen.

Setzt man zunächst die noch näher zu bestimmende Erddichte der Einheit (1) gleich, so erhält man für die Sonne und die Planeten des Sonnensystems die folgende vergleichende Zahlenübersicht:

Dichte	der Sonne:	0,25
„	des Jupiter:	0,23
„	des Saturn:	0,13
„	des Uranus:	0,24
„	des Neptun:	0,16
„	des Merkur:	0,90
„	der Venus:	0,85
„	der Erde:	1,00
„	des Mondes:	0,65
„	des Mars:	0,72

Aus dieser Zusammenstellung folgt die interessante Tatsache, daß das System Erde-Mond mitsamt den mittleren Planeten Merkur, Venus, Mars, die sämtlich abgekühlt und der Erde vielfach ähnlich sind, eine Gruppe von nur wenig verschiedener Dichte bildet. Im Gegensatz dazu steht die Schar der großen äußeren, von der Sonne entfernten Planeten, die in ihrem noch feurig-flüssigen oder auch glühend-gasförmigen Zustande der Sonne ähneln und mit ihr eine zweite Gruppe von sehr viel geringerer Dichte bilden.

Wie wird nun aber die Erddichte bestimmt, die bisher der Einheit gleich angenommen ist? Zur Bestimmung der mittleren Erddichte kann man drei verschiedene Wege einschlagen, nämlich die Messung von Lotstörungen, die Beobachtung von Pendelschwingungen und die direkte Wägung. Diesen mehr oder weniger verschiedenen Methoden liegt ein einheitlicher Gedanke zugrunde: aus dem Verhältnis der Erdanziehung zur Anziehung irgendeines Körpers von bekannter Dichte, sei es ein Berg oder eine Bleikugel, kann die Dichte des Erdkörpers gefunden werden, wenn Erdkörper und Berg oder Erde und Bleikugel auf ein Lot, auf ein Pendel oder auf eine Präzisionswage gleichzeitig einwirken. Bei der Methode der Lotablenkung wird in der Nähe eines nach Volumen und Dichte seiner Gesteine bekannten Berges die Ablenkung des Bleilots von der Senkrechten oder genauer die Abweichung des Flüssigkeitsniveaus von der Horizontalen an einem Meßapparate genau bestimmt. Diese in der Nähe einer Gebirgsmasse entstehende Verschiebung der Lotrichtung verrät das Verhältnis der Berganziehung zur Erdanziehung, da letztere das Bleilot vertikal, erstere aber schief dazu stellt. Die Bergmasse ist nun auf Grund geodätischer Vermessungen und geologischer Untersuchungen bekannt; es folgt daher aus der gemessenen Lotabweichung die Erdmasse, und da das Volumen des Erdkörpers geodätisch ermittelt ist (rund 1½ Billionen Kubikkilometer), läßt sich aus der einfachen Formel: Dichte gleich Masse dividiert durch Volumen, endlich auch die mittlere Erd-

Digitized by Google

dichte herleiten. Das ist die älteste aber auch ungenaueste Bestimmung der Dichtigkeit unseres Planeten, die im Mittel aus Lotstörungen an südamerikanischen und schottischen Bergen den Wert 5,1 für die mittlere Erddichte (Dichte des Wassers gleich 1 gesetzt) ergab.

Etwas genauer ist die zweite Methode, aus Pendelmessungen die Erddichte zu bestimmen. Man ermittelt zu diesem Zweck die Schwerkraft oder die Massenanziehung aus Messungen von Pendelschwingungen in der Meeresfläche (Einwirkung des Erdkörpers) auf hohen Bergen (Störung durch den Berg) und in tiefen Schachten (Störung durch die darüber liegende Erdschicht). Nach diesem Verfahren vergleichender Pendelschwingungen aus dem sich das Verhältnis der Erdanziehung zur Berganziehung oder zur Anziehung der überliegenden Schachtschicht ableiten läßt, ergab sich auf Grund von Messungen in der Schweiz, in Böhmen, in Nordamerika, in England, an den Vulkanen der Südsee und in Japan als mittlerer Wert der Erddichte die Zahl 5,66 (bezogen auf Wasser gleich 1). Bei dieser Gelegenheit ließ sich an Hand der Pendelmessungen in tiefen Bergschachten und in Verbindung mit anderen geodätischen sowie erdphysikalischen Untersuchungen ein Bild vom Verhalten der Schwerkraft von der Erdoberfläche nach dem Erdinneren zu gewinnen, das von ganz besonderem Interesse ist. Beim Eindringen in die Erde muß die Schwerkraft zunächst wachsen, bis etwa $^2/_{10}$ des Erdradius, d. h. 1270 km an Tiefe erreicht ist. Dann muß aber die Schwerkraft nach dem Erdinnern hin allmählich abnehmen, weil die Anziehung der oberhalb liegenden Außenschichten entgegengesetzt der Anziehungskraft wirkt. Zur allgemeinen Orientierung sei hier erwähnt, daß die feste Panzerdecke unserer tiefer unten noch immer feuerig-flüssigen Erde mutmaßlich nur etwa 70 km tief ist, und daß das tiefste, bisher praktisch erreichte Bohrloch nur etwas über 2 km beträgt.

Bei den beiden bisher erwähnten Methoden zur Bestimmung der Erddichte liegt eine nur näherungsweise lösbare Schwierigkeit vor, da immer die Masse der auf das Lot oder das Pendel einwirkenden partiellen Berg- oder Erdschicht möglichst genau bestimmt werden muß. Von dieser nur selten genau lösbaren geodätisch-geologischen Schwierigkeit ist die dritte und genaueste Methode zur Bestimmung der Erddichte, nämlich die der Wägungen, ganz frei, da bei der letzteren künstliche, ganz genau bestimmbare und regulierbare Metallmassen, zumeist Bleikugeln auf horizontale oder vertikale Drehwagen einwirken. Aus solchen Messungen, bei denen bis 100000 kg schwere Bleiblöcke und gewaltige Präzisionswagen mit Armen über 20 m Länge verwendet wurden, ergab sich eine mittlere Erddichte im Werte von 5,5, bezogen auf die Dichte des Wassers gleich 1.

Die Erde ist daher als Gesamtkörper 5½ mal schwerer als Wasser oder die Erdmasse beträgt das 5½ fache einer gleich großen Wasserkugel mit einem mittleren Durchmesser von 12750 km. Durch eine einfache Rechnung kann man hieraus das Gewicht des Erdballs zu rund 6 Quadrillionen kg (6 mit 24 Nullen dahinter) ableiten, worin außer den festen Teilen noch die Meeresmassen mit enthalten sind. Die luftförmige Hülle unseres Planeten ist aber nicht dabei, und nach neueren Untersuchungen dürfte das Gewicht der Atmosphäre nur etwa $^1/_{50000}$ der gesamten Erdmasse betragen.

Wenn man schließlich den Wert der mittleren Erddichte von 5½ vergleicht mit den Dichtigkeitswerten der uns zugänglichen Oberflächengesteine wie Granit, Porphyr Basalt usw., denen im Mittel nur eine Dichte von 2,7 zukommt, so findet man höchst bemerkenswerte Ergebnisse betreffend die Beschaffenheit des uns ganz unzugänglichen Erdinnern. Die mittlere Dichte der festen, durch die Kontinente gebildeten Erdkruste ist nur die Hälfte der mittleren Dichte des gesamten Erdkörpers, die Dichte der flüssigen Erdoberfläche gar nur etwa $^1/_5$ der mittleren Erddichte. Daraus folgt mit logischer Notwendigkeit, daß die Dichte von der Erdoberfläche nach dem Innern unseres Planeten erheblich zunehmen muß, um einen mittleren Gesamtwert von 5½ ergeben zu können. Man

Digitized by Google

nimmt nach neueren Untersuchungen deshalb an, daß dem Erdinnern eine Dichtigkeit von 11 (bezogen auf Wasser gleich 1) zukommt, d. h. etwa das spezifische Gewicht von Blei. Wir müssen deshalb die früher verbreitete Annahme eines feurig-flüssigen Erdinnersten jetzt fallen lassen und voraussetzen, daß zwar unterhalb der abgekühlten festen Panzerdecke unseres Planeten eine feurig-flüssige Mittelschicht liegt, aus der die Vulkane ihre Nahrung ziehen, daß aber der innerste Erdkern selbst sich in einem starren Zustande befinden muß.

Zwei Nachlaßwerke.

Von

Franz Graetzer.

Ohne ihr größtes Werk schon gegeben zu haben, starben in den letzten Monaten zwei deutsche Epiker auf ihres Lebens Mittagshöhe, zwei Dichter, deren unbestrittene Künstlerschaft zu den reichsten der im Deutschland dieser Tage wirksamen gezählt werden muß: Gerhard Ouckama Knoop und Friedrich Huch, einander ähnlich in der romantischen Blässe ihres Stils und in gewissen müden Gesten, an deren Lässigkeit der Druck jahrhundertelang lastender patrizischer Ueberlieferung Schuld trägt. Beide hinterlassen seltsamerweise Bücher von anderer Art als die, durch welche sie aufstiegen; beide sprechen als Lyriker aus dem Grabe: Knoop unverhüllt mit den „Gedichten", die der Inselverlag herausgibt, Huch verhüllter in „Erzählungen", die bei Georg Müller erscheinen und dem Wesen ihrer Gattung, als deren wichtigstes Kennmal Paul Scheerbart das Abenteuer hervorhebt, insofern widersprechen, als sie noch weniger als frühere Werke des Dichters mit einer kräftigen Handlung einsetzen, vielmehr völlig von lyrischen Stimmungreizen leben.

Die Werte, die Knoop dieses Mal bringt, sind nicht unmittelbar im künstlerischen Gehalte seiner dünnen Verse begründet; sie sind von der Art, die der Aesthetiker Julius Bab als solche zweiten Grades vielleicht eben noch zulassen würde: sie sind biographisch. Als Kunstwerke wären die Gedichte wahrscheinlich, von einem Lebenden veröffentlicht, fast eindruckslos vorübergegangen; der Hauch von Grabluft aber, der nun sie begleitet, paßt gut zu ihrer stillen, sanften Melancholie und lehrt, daß, freilich auf etwas andere Weise, auch dieser Romantiker fesselt, sobald er zu Nacht und Tod in enge Beziehungen tritt. Denn Romantiker durch und durch ist der Lyriker Gerhard Ouckama Knoop, der bremische Patrizier, der am Gefühle der Zwecklosigkeit seines müden Erdendaseins krankt, tief unter der eigenen Willensschwäche leidet und sich, mit leise ironischem Lächeln milder Entsagung, in ein Traumland flüchtet, das nirgends an das Reich seiner Gegenwart grenzt. Nur eine trübe Erinnerung an die eigene Zeit trägt er mit sich, eine Erinnerung, die ihn zuweilen peinigt, zu Vergleichen mit der ersehnten Vergangenheit nötigt und ihm dann bittere Worte entlockt. In Wahrheit ist die Vorstellung, die der Dichter von dieser herrlichen Vorzeit ausbildet, gestaltlos; denn in seiner Einbildung mengen sich verschiedene Gemälde: das Bild der Vorzeit seiner bremischen Familie verwischt sich mit dem der Urzeit des Menschengeschlechtes, in dem völlige Einsamkeit und inbrünstige Vertiefung in die Weltschönheit noch möglich waren. Einsamkeit ist es vor allem, was Knoop ersehnt; die Gemeinschaft gleichgiltiger, verständnisloser Menschen quält ihn und erregt nur das eine Gefühl: anders sein zu wollen. So betet er, nachdem er seinen Haß gegen den stumpfen Sinn der trüben Masse verkündet hat,:

„O Gott, gib mir zu jeder Zeit
des Geistes frische Regsamkeit,
die Welt rings um mich her zu sehn,
auch das Verborgne zu verstehn,
der Wahrheit stets mein Ohr zu neigen,
und dann — — gib mir die Kraft zu — schweigen!"

Erstaunlich ist diese letzte Zeile, erstaunlich und zugleich höchst kennzeichnend für die Mängel dieses Dichters. Knoop ermangelt der letzten künstlermenschlichen Leidenschaft, die ihn drängend treiben müßte, die Ergebnisse seines einsamen Ringens um Wahrheit laut und weithin mitzuteilen; ihm fehlt jener Sinn

Digitized by Google

für das Tatsächliche, der Goethe zu dem Bekenntnis veranlaßte, daß dem Tüchtigen diese Welt nicht stumm zu bleiben brauche. In skeptischer Erdflucht sucht er, mit George, die einsame Kunstpriesterschaft. Und findet sie wie jener andere: denn in seinen Grenzen meistert auch dieser Dichter seine Formen durchaus. Sonette, Lieder, Hymnen beherrscht er scheinbar mühelos, und in prachtvoll plastischer Bildkraft erwachsen aus ihnen zumal die italienischen Landschaften. Aber die Formen sind ohne Eigenart, die Stoffe zu ausgemünzt, um durch sich selbst noch einmal zwingend zu wirken, und die warme Leidenschaft stand nirgends zeugend am Beginn.

Dennoch sind fast alle diese Gedichte ganz unmittelbare Bekenntnisse des Dichters Knoop, Bekenntnisse freilich eben seiner Leidenschaftlosigkeit, seines müden Verzichts, seiner gehetzten Erlebensfurcht; er schaut über Rom hin, jauchzt für einen Augenblick fast auf, daß sein Traum von lichter Schönheit sich verwirklicht hat, versinkt aber sogleich wieder in die alte Schwäche:

„Allein zu überschwänglich ist die Fülle;
ich bin bestürzt, ich weiß mich nicht zu fassen,
zum Traumbild wiederum wird mir das Leben."

So gelangt der Künstler dazu, Stunden zu lieben, die auf anderen quälend lasten, so vergräbt er sich freudig ins Schweigen eines Sonntagnachmittags:

„Draußen feuchter Wintertag;
Sonntagsstille in den leeren Räumen;
einer Standuhr leiser Pendelschlag;
alter Nippfiguren sanftes Träumen.
Mahagonimöbel matter Schein;
um die Fenster weißen Lichts Erschauern —
melancholisch kommt Musik herein,
dumpf und summend durch die Nachbarmauern.
Sonst das tiefste Schweigen weit und breit —
wundervolle Seeleneinsamkeit."

Ihre Früchte fesseln, weil der Mensch, der hinter diesen zagen Strophen steht, reizvoll ist; bisweilen gemahnt er an einen anderen, größeren hanseatischen Patriziersohn, an Thomas Mann, der indessen seine Müdigkeit restlos künstlerisch ausschöpfte und damit restlos überwand. Knoop vermag sich ihrer nie völlig zu entschlagen; immer wieder überwältigt ihn die Bedrückung, nur Erbe, nur Enkel sein zu dürfen, und überallher strömt ihm diese Empfindung zu. Er besingt den letzten Elefanten und schildert das siegreiche Vordringen des Menschen, der alles sich unterwarf und erst verkümmerte, als die rohe Masse sich zum Herrn einsetzte. Auch er glaubt, unter ihr verkümmert zu sein und ruft dem alten Giganten zu:

„Ihr wurdet fremd in neuer Herrschaft Ländern,
zu alt und vornehm, um euch auch zu ändern.
So magst du, Letzter, sanft und still verlassen
die Welt, die nicht mehr Raum hat, euch zu fassen.
Gemeinem Sinn gehört die Spanne Zeit,
dem Vornehm-Edlen die Vergangenheit."

Oder er beschreibt die blöde Menge, die gaffend den Löwenkäfig umlungert, und sieht im Geschicke des Löwen, dessen königlicher Starrsinn in Fesseln triumphiert, sein eigenes gespiegelt:

„Denn selbst das Geschick
beugt sich vor der Verachtung. —
Aber dein Leiden ist,
daß du ein Herz hast,
ein schwaches, gläubiges, hoffendes Herz.
— Und wir Menschen nennen das menschlich."

Hier findet Knoop Herzenstöne, und deshalb überglänzen die kalte Pracht seines, an Schillers philosophischer Lyrik geschulten, Dialogs zwischen Venus und Minerva die Wärmestrahlen, die aus seinen Erinnerungsgedichten hervorbrechen. Der Dichter zeichnet das Bild des bremischen Ratskellers, der seine geschäftigen Ahnen plaudernd umschloß und jetzt auf den einsam beobachtenden, still gewordenen Enkel herabsieht. Und er gibt das Los der Straße, die seines Geschlechtes alten Namen trägt, und tief erschüttern die beschließenden Verse:

„Dann wird dir ein anderer Rahmen,
gradlinig und monumental —
dir schenkt seinen polnischen Namen
ein preußischer General.
Wir sterben, wie andere mußten,
drum nur nicht geklagt und gebebt;
es ist jetzt die Zeit der Robusten,
und wir — sind wohl überlebt."

Was Grillparzer einmal das Traurigste nannte, hinter dem eigenen Sarge gehen zu müssen, Knoop tut es mit einer quälerischen Wollust, die so echt und urtümlich ist, daß sie selbst seine unvollkommenen Gedichte durch

Digitized by Google

den Gehalt ihrer reinen, lauteren Menschlichkeit adelt. Friedrich Huch hat solche mittelbare Adelung kaum nötig; er ist, auch in den Erzählungen seines Nachlasses, der begrenzt vollkommene Meister, der das wunderherrliche Buch von „Pitt und Fox", jene köstlichste unter den neueren Ironisierungen der Romantik aus dem eigenen Lager heraus, mit überzeugend wehmütigem Humor zauberkräftig schrieb. Hier freilich versucht er erst gar nicht, episch gedrungene Handlungen zu erfinden; er skizziert seinesgleichen in den verschiedensten Gestalten und Gewändern; zeichnet mit lockeren, anmutigen Zügen Träumer, die, melancholisch lächelnd, durch die Welt schlafwandeln, bisweilen anstoßen, dabei für Stunden erwachen und bald wieder träumend weitergehen. Menschen, die vor Leid vergehen müßten, sowie sie nur ein einziges Mal diese Erde sähen, wie sie ist, die das auch ahnen und deshalb bewußt ihre Blicke senken, die rein durch die Unreinheit schweben, einmal von einer großen Leidenschaft überwältigt zu werden drohen, rasch aber, stark in ihrer erdabgekehrten Unkraft, sie verwinden und ihren beschattenden Nachhall mit sich tragen. Menschen, die alle irgendwie gebeugt wurden, aber nicht daran denken wollen, wie und wann das geschah; die sich den leisesten Schwingungen ihrer Nerven willig überantworten und sich kaum je bewußt werden, anders zu sein, als die Norm es vorschreibt, vielmehr, ohne anmaßend zu sein, ihre Seelenverfassung zur Grundlage ihrer Weltanschauung erheben.

Da ist ein zehnjähriger Knabe, der seine Schwester verliert; er würde auch als Vierzigjähriger den Todesfall kaum anders aufnehmen als mit der scheuen Neugier des Kindes, mit dem instinktiven Zurückweichen vor dem Unbekannten, mit dem scheinbar grundlosen Schmerzensausbruch, der auf einer leisen Lüge basiert und rasch wieder besänftigt ist. „Uebrigens nahm Jan bald wieder sein gewöhnliches Wesen an". Ganz im sachlichen Rhythmus dieses Satzes verarbeitet er die Erfahrung, und wenn er an seine Kindheit später zurückdenkt, so sieht er weniger das Bild der Gestorbenen als dessen Einwirkung auf sich selbst. Er empfindet ganz dunkel, daß einmal ein Schmerz in seinem Dasein aufragte wie eine große graue Wand: „An einzelnen Stellen waren die Fäden durchrissen, jählings abgeschnitten, und da fühlte er nur den kalten, harten Untergrund — — — bis sie sich mählich wieder schlossen und sich verdichteten zu einem neuen, ahnungsvollen Bilde." — Da ist ferner der Jüngling, der ein möbliertes Zimmer sucht und, auf dem Wege, dem Tode begegnet; der sich mit Ahnungen und düsteren Vorstellungen martert, diese durch einen halben Rausch niederschlägt und in gleicher äußerster Reizsamkeit seine Straße weiterzieht. Da ist der Dichter, der sich in das Urbild einer seiner Gestalten verliebt und willig von Aehnlichkeiten narren läßt. Der einmal sich fähig glaubt, eine große Leidenschaft zu tragen, und dem dann nicht einmal die Enttäuschung mehr als einen ziellos schweifenden Träumerblick zu entlocken vermag. Alle Helden Friedrich Huchs sind von dieser Art: sie jagen einer Ahnung, einer Aehnlichkeit nach, scheinen von einem tiefen Gefühl übermannt, lassen, wenn es enttäuscht werden könnte, das Schlimmste für sich befürchten und enttäuschen dann selbst dadurch, daß sie ruhig fortleben, als wäre nie eine Erregung in ihr Leben getreten. Sie sind, letzten Grundes, wunschlos, weil sie wesenlos sind. Sie scheinen immer gerade, wenn ein Ereignis sie überfällt, aus einer anderen Welt aufzutauchen, und ihrer jeder könnte, gleich Herbert Eulenbergs wundervollem Cassian, jeden seiner Sätze mit den Worten „Wenn ich nicht träume ....." einleiten.

Bei aller Einförmigkeit ihrer Daseinsläufe aber fesseln sie, weil Friedrich Huch, der, in einem herrlichklaren Impressionismus von homerischer Anschaulichkeit der schlichten Bilder, ihre Alltagslose erzählt, es versteht, ihnen aufzuprägen, was ihn selbst, wie Gerhard Ouckama Knoop, wie jeden wahren Romantiker, ganz erfüllt: das echte Gefühl stetiger metaphysischer Gebundenheit, das Bewußtsein unentrinnbarer Unterworfenheit unter jene höchsten Gewalten, die jeden Künstler rastlos beschäftigen.

Digitized by Google

Christels Verpflichtungen.

Von

Friedrich Huch.*)

Eines Tages erhielt der junge Maler Christian Vinetier einen Brief von einem jungen Mädchen, dem er früher nah gestanden hatte. In plötzlicher Laune bat sie ihn in den zärtlichsten Ausdrücken, sogleich zu ihr nach Wien zu kommen, da sie eine heftige Sehnsucht nach ihm empfinde. — Er hatte keine rechte Lust; wie er aber trotzdem halb unglücklich seinen Koffer packte, fiel ihm ein, er könne mit dieser Reise die Ausführung eines Porträtauftrages in Wien verbinden, der immer wieder zurückgeschoben war. Im angegebenen Hotel stieg er ab, erkundigte sich nach seiner Dame und empfing durch den Portier einen Brief, der folgendermaßen lautete:

„Mein liebster Christel! Es tut mir leid, Dich zu dieser unnützen Reise veranlaßt zu haben: ich bin gar nicht mehr da und könnte Dich jetzt auch nicht brauchen; der letzte Tag hat anders entschieden — Du verstehst mich wohl; wie ich Dich kenne, nimmst Du mir nichts übel."

Er war auch wirklich nicht böse; über sein hübsches, dunkles und etwas schläfriges Gesicht ging nur ein leises Lächeln, und er dachte in seinem voraussetzungslosen Gemüte: Na ja, dann ist es also nichts; hoffentlich amüsiert sie sich recht gut.

Christels Vorfahren waren Franzosen; fragte man ihn, frappiert durch sein südländisches dunkles Aeußere, ob er romanisches Blut in sich habe, so sagte er: Der Name klingt so — war aber zu faul, sich näher darüber auszulassen. Er stand im Rufe eines großen Don Juan. Das war im umgekehrten Sinne richtig: Die Mädchen suchten ihn, und, waren sie nur halbwegs angenehm, auch mit Erfolg. Er ließ sich treiben und hatte so gut wie keinen eigenen Willen. Sein Lächeln war kindlich, und kindlich fast benahm er sich trotz aller Liebeserfahrungen in jeder neuen. Was er als Maler leistete, war ansprechend und mittelmäßig.

Was ihm nun wohl in Wien wieder begegnen würde? — So dachte er, wie er am ersten Tag die Kärntnerstraße hinabschlenderte, mit einem Gesichte, rein wie ein unbeschriebenes Blatt. Und während er noch dieses dachte, kam ihm ein älteres Ehepaar entgegen, gefolgt von zwei Mädchen, von denen das eine genau so angezogen war wie das andere. Achtlos wollte er vorübergehen, gewohnheitsmäßig nur glitten seine Augen über die beiden Schwestern, als die eine plötzlich stehen blieb. Er erkannte sie sofort: Das war Leonie, die junge, angehende Schauspielerin, die er früher einmal in München kennen lernte. Ihre Bekanntschaft brach damals ab, als sie auf ihren höchsten Punkt gelangen mußte: ihr Vater starb, sie reiste nach Wien zurück, er hörte nie wieder etwas von ihr, und wenn er später an sie dachte, hatte er ein ähnliches Gefühl wie jemand, der einen Roman bis zum spannendsten Punkt liest, abbrechen muß und nie mehr Gelegenheit findet, sich die Fortsetzung zu verschaffen.

Ein einziger Blick verständigte ihn jetzt über die Situation: Herr Vinetier, sagte Leonie — wie hübsch, daß wir uns so zufällig wieder treffen! Darf ich Sie bekannt machen: Meine jüngere Schwester Stefani, mein Onkel Pepi und meine Tante Adamine — bei denen wir beide jetzt unser Heim gefunden haben. Gehen Sie ein Stück mit uns? Ins Café?

Onkel Pepi und Tante Adamine waren vollkommen kunstunkundig, brachen aber in Begeisterung aus, als sie hörten, Christel sei Maler. Und wie er sich über seinen Porträtauftrag verbreitete, improvisierte Leonie: Uebrigens, Herr Vinetier — unser eigenes Porträtobjekt, das könnten wir nun eigentlich auch ausführen, wenn Sie etwas Zeit für uns haben! Das Bild schenke ich dann Tante Adamine zum Geburtstag! — Die Tante war innerlich entzückt, auf diese billige Weise in den Besitz eines echten Oelbildes zu kommen, und als Christel sich verabschiedete, sah sie ihm wohlwollend in die Augen, nahm ein wenig pompös seine Hand in ihre beiden parfümierten und bat ihn auf das herzlichste, ihr Haus zu besuchen, sowie recht bald mit dem Porträt anzufangen.

*) Aus Friedrich Huchs „Erzählungen", die soeben bei Georg Müller in München erschienen sind.

Digitized by Google

Er machte seinen Besuch. Leonie hatte inzwischen schon weiter vorgearbeitet, denn Tante Adamine sagte ganz von selbst: Wenn Sie Zeit haben, Herr Vinetier, so wird meine Nichte morgen nachmittag um drei Uhr zur ersten Sitzung kommen; ich wollte sie begleiten, aber ich habe mich besonnen; ich weiß, Künstler sind besondere Leute; wenn die Inspiration über sie gekommen, so stört jeder Dritte. Inspiration ist etwas Göttliches! Im übrigen: ich würde sie trotzdem nicht allein zu jedem Maler gehen lassen, aber Ihrem guten Gesicht darf ich vertrauen.

So kam alles wie es mußte. Leonie erschien in dem neugemieteten Atelier. Auf dem Kopf trug sie ihren schönsten Straußenfederhut und in der Hand ein großes Bukett Lafrancerosen: du bist wie ein Mädchen, man muß dich verwöhnen! sagte sie und klopfte, streichelte und küßte ihn, während er mit niedlichem Gesichte stille hielt. Gemalt wurde nicht, der Roman fand seine befriedigende Fortsetzung, nachdem Christel etwas unsicher gefragt hatte: Lieben wir uns eigentlich noch? wobei seine regelmäßigen dunklen Augenbraunen halb verlegen, halb listig leise zuckten.

Er wurde ein gern gesehener Gast im Hause der Tante. Leonie erzählte ihr, sie glaube, in Christels Seele sei eine Neigung für sie im Aufkeimen, nur wäre er ungemein schüchtern, fast wie ein Junge. — Das sieht man, sprach die Tante, er hat die unerfahrensten, naivsten Augen, die mir noch bei einem Menschen vorgekommen sind! Sie begann einen Heiratsplan zu spinnen, zumal sie hörte, seine Eltern seien außerordentlich begütert. Und, um ihn etwas mehr auf die Beine zu bringen, half sie nach mit Anspielungen, die immer deutlicher wurden: Ihr beide seid jung und habt das Leben vor euch — seufzte sie einmal, aber ich mit meinem alten Mann —, das Leben geht bergab mit uns. — Sie hatte nicht das Recht so zu sprechen; ihr Mann war alt und gebrechlich, aber sie selbst sah nicht so aus, als habe sie auf alle Freuden des Lebens verzichtet. Das zeigte sich auch bald. Eines Tages überkam sie der Wunsch zu bummeln, „drahn zu gehn", wie sie es ausdrückte, mit der Familie und mit Christel. Man traf sich in einem vornehmen Restaurant, aber der Onkel Pepi war zu Hause gelassen worden, und an seiner Stelle befand sich ein Kavalier, etwas ältlich zwar, aber ungleich präsentabler als der eigentliche Mann. Sieh mal! dachte Christel und machte sein selbstverständlich liebenswürdigstes Gesicht.

Zu sehr vorgerückter Stunde schlug der Kavalier vor, noch eines jener Nachtrestaurants zu besuchen, in denen die vornehme Lebewelt verkehrte. Man hatte Glück, dort an der Ballustrade des ersten Stockwerkes im Saal fand man einen Tisch, der gerade frei ward. Von unten tönten die Klänge des Orchesters herauf, die Stimmung war schon sehr frei geworden, das Publikum sang die beliebte Operettenmelodie mit, die Tante stimmte ein, der Kavalier an ihrer Seite ebenfalls, und Leonie, angeregt durch den Champagner, rückte immer näher zu Christel heran. Schließlich saß sie fast auf seinem Schoße. Erschrocken blickte er zu Tante Adamine hinüber; aber an deren Busen ruhte leicht das Haupt des Kavaliers, das sie zärtlich streichelte. Nur Stefanie, die jüngere Schwester, saß unbeschäftigt und mit stumpfem Blicke da. Christel sah gleich wieder weg von ihr. Er redete fast nie mit ihr, und stets nur mit Befangenheit, da sie ihm gegenüber sonderbar kurz angebunden war, so, als fühle sie sich von vorherein durch ihn beleidigt, als mißbillige sie ihn. Eigentlich sieht sie mich ganz nett an! dachte er, wie sich ihre Blicke ein zweites Mal begegneten, und beim dritten dachte er: Sehr nett sogar. Ganz ohne es zu wollen, im Gefühl, ihr für diesen freundlichen Wandel etwas Freundliches sagen zu müssen, sprach er in spielerischem Ton: Sie sehen aus, als wäre es Ihnen vollkommen gleichgültig, überhaupt bemerkt zu werden. — Dasselbe, antwortete sie langsam, habe ich mir auch schon gedacht. Sie erhob sich, wohl um ihr errötendes Gesicht vor den anderen zu verbergen, trat dicht an die Ballustrade und sah hinab.

Die Kapelle hatte eine Pause gemacht, die Musiker waren zu den Büffets geeilt, ihre Instrumente standen leer. Was mag sie jetzt wohl denken? dachte Christel, der in Leonies Armen doch Zeit hatte, sie verstohlen zu betrachten. Da zog Stefanie langsam ihr Portemonnaie, entnahm ihm, ohne den Blick von der Tiefe

Digitized by Google

zu wenden, ein Kronenstück, und hielt es, wie zum Loslassen bereit, aufmerksam vor sich in die Luft. Was will sie denn? dachte Christel, noch erstaunter. Plötzlich spreizte sie die Finger aus, es fiel hinab, mitten auf die große, straffgespannte Pauke, mit dumpfem Ton, hüpfte auf, sprang auf den Boden und rollte weiter. Und Stefanie machte ein glückliches, tiefzufriedenes Gesicht. Was sie gedacht hatte, war nichts weiter als: Treffe ich sie richtig, dann kriege ich ihn doch noch!

Das Experiment war geglückt. Uebrigens hatten die Musiker Ursache, ihr dankbar zu sein. Der kleine kapriziöse Scherz wirkte ansteckend, das leise dumpfe Aufhüpfen und Weiterrollen hatte gefallen, andere, erst einige, dann immer mehr, versuchten die Sache um ihrer selber willen, und schließlich ging ein allgemeines Bombardement auf die Pauke los. Statt der kleinen Silberstücke begannen größere zu fliegen, ganz große, und dann flog das erste Goldstück, geworfen von der Hand einer ganz besonders ehrgeizigen Dame der Halbwelt, hinter der nun andere nicht zurückstehn wollten.

Endlich, als der Hagel wieder auszuhören begann, kamen Kellner mit großen Besen und fegten das Ganze dem Orchester zu. Niemand war mehr recht bei Besinnung, nur der Wirt ging aufrecht und kalt in seinem schwarzen Gehrock durch die Reihen, taxierte die einzelnen Grade der Zurechnungsfähigkeit und sorgte dafür, daß, wo es ihm angebracht erschien, leere, schon bezahlte Flaschen von anderen Gästen noch einmal bezahlt wurden.

Stefanie saß wieder auf ihrem Platz, und jetzt endlich bemerkte Christel, was in ihr vorging, denn plötzlich spürte er einen starken Druck am Fuß. O Gott, dachte er, fängt die auch noch an? und drückte wieder, ohne seine Liebkosungen mit Leonie zu unterbrechen.

„Erwarten Sie mich morgen nachmittag um fünf Uhr," stand auf dem Zettel, den sie ihm heimlich zusteckte, als man endlich nach Hause ging.

Er empfing sie mit herabhängenden Armen und dem ganzen liebenswürdigen Zauber seiner hilflos unwiderstehenden dunklen Augen. Straußenfederhut, Lafrancerosen und alles andere wiederholte sich wie bei dem ersten Besuch der Schwester.

Zunächst dachte Christel, seine Beziehungen zu Leonie seien nun aus. Darin irrte er aber; er hatte weder den Mut noch die Grausamkeit, ihr von der neuen Wendung zu erzählen. So kam sie weiter zu ihm, und ebenso regelmäßig kam Stefanie.

Christel begann zu leiden unter den Verpflichtungen dieses gedoppelten Glücks; manchmal dachte er: Hätte ich doch nun wieder Ruhe; — und er nahm sich vor, abzureisen, sowie das Porträt — ein alter Herr, der jeden Morgen um zehn erschien — beendet sei.

Da läutete es am Sonntag morgen; auf der Schwelle stand in großer Aufregung Tante Adamine und drang sogleich ins Atelier ein. Sie wußte alles. Leonie hatte Verdacht geschöpft, es war zu einer Szene zwischen den beiden Schwestern gekommen, und schließlich hatte Stefanie in der Erregung, ja geradezu um einen Trumpf auszuspielen, alles verraten.

Was soll aus den Mädchen werden, jammerte Tante Adamine, wenn ich sie nicht als guter Geist behüte! Ich habe immer gedacht, Sie interessierten sich für Leonie! Ich habe mich getäuscht in Ihnen! Ich hielt sie für ein großes Kind, und nun sind Sie — d a s! — Ich konnte wirklich nichts dafür! stotterte Christel und sah sie mit seinen weichen Kinderaugen beinahe zärtlich an; — ich konnte wirklich nichts dafür! wiederholte er und legte tröstend seinen Arm um sie. — Haben Sie so wenig eigenen Willen dem Weibe gegenüber? fragte Tante Adamine, ohne sich seiner Hand zu entziehen — ist denn das Weib an sich etwas so Verführerisches? Seien Sie standhaft, Christel, fuhr sie fort und legte ihm beide Hände um die Schulter — seien Sie standhaft! Sehen Sie: daß die beiden Mädchen Sie lieben — ach, ich kann es ja nur zu gut verstehen! — Die letzten Worte kamen stoßweise, mit vor Bewegung unterbrochener Stimme hervor, und bei dem letzten — sank ihm Tante Adamine an die Brust.

Was sollte ich tun? dachte er, wie er allein war — ich hätte sie doch zu fürchterlich verletzt, wenn ich kalt geblieben wäre!

Nun war auch sie die Seine. Anfangs er-

Digitized by Google

schien ihm diese Tatsache unglaublich, aber jeder Tag bestätigte sie.

Morgens, wenn er malen sollte, saß er stumpfsinnig an seiner Staffelei und brachte nichts fertig. Zwei, so jammerte er für sich, zwei — das ging ja noch — aber drei — das ist zu viel! — Was sollte er tun? Eine von den Dreien aufgeben? Seinem Zartgefühl widerstrebte das. Er wollte keine vor der andern bevorzugen, keine vor der andern benachteiligen. Etwas aber mußte geschehen: So war die notwendige Folge, daß er seine Tür vor allen Dreien verschloß. Briefe kamen, er antwortete nicht. Dafür traf er die eine an dieser, die andere an jener Ecke. Er drehte um, wenn er sie von ferne sah, und ergriff die Flucht durch die mittlere Linie. Es war wie auf einem Schachbrett. Die Figuren rückten näher und besetzten die allernächsten Felder: Eines Morgens, als er vorsichtig die Straße betrat, trat aus dem benachbarten Säulengang ein weißes Kleid mit einem Straußenfederhut darauf, es war Leonie. Sie hob die Hand: Hören Sie mich an! sprach die Schauspielerin mit beschwörender Stimme — hören Sie mich an! Christel rannte ein Stück an ihr vorbei. — Dort unten steht ja meine Schwester! — Er rannte zurück nach der andern Seite. — Dort wartet meine Tante! Er warf einen verängstigten Blick nach rechts, mit schnellem Sprung rettete er sich in seine Wohnung.

Am nächsten Morgen, pünktlich um zehn Uhr läutete der alte Herr, denn es war seine Stunde. Herr Vinetier, sagte die Wirtin, ist diese Nacht um drei mit dem Zuge abgefahren! Er hat ein schlimmes Telegramm von zu Haus bekommen. Ganz verstört ist er gewesen! Und das Bildl, hat er gesagt, das dürften, S' mitnehmen. Zahlt haben will er nix, weil's ja nit ganz fertig worden is!

Randbemerkungen.

Mirakel.

Anbetend kniet der Ritter mit der Nonne vor der Jungfrau — und daneben steht: „Eos ist der eleganteste Schuhputz". Feierlich durchschreitet die Heilige die kniende Menge, und darunter steht „Parlograph, immer diktatbereit". So sieht es allerdings nur im Programmheft aus, aber es ist doch symbolisch. Denn im Innern des Vollmöllerschen Mirakelwerkes sieht es sicherlich ganz genau so aus: die heilige Jungfrau heilt einen Lahmen — fabelhafte Regiemöglichkeit für Reinhardt! Der Spielmann bläst seine Todesweise — Spuk mit Kostüm und Musik wirkt immer! Der Henker erhebt schon sein Schwert — so was sehn sie alle gern! Summa summarum: zwanzig ausverkaufte Arenen mindestens. Ein Geschäft, und ein recht ekelhaftes Geschäft, weil es mit Dingen gemacht wird, die ursprünglich mit den höchsten und reinsten Ideen der Völker verknüpft waren.

Nach Berlin hat sich dies große Reinhardtsche Unternehmen verhältnismäßig spät, erst 2½ Jahre nach der Londoner Premiere gewagt. Aber nun sitzt es im Zirkus Busch und feiert trotz der ziemlich einmütigen Ablehnung von seiten aller besseren Menschen seine Massenerfolge. — Daß zu dieser „Masse" auch der deutsche Kronprinz gehört, der sich das Opus schon vier- oder fünfmal angesehen hat, ist nicht gerade erfreulich. Natürlich hat er, wie jeder junge Mann, das Recht, sich zu amüsieren wo er will, aber wenn wir Deutschen einmal hören würden, daß sein Amüsement sich an irgendeinem Punkte mit der wirklichen, geistigen Produktion der Zeit berührt, so wäre das doch einigermaßen tröstlich. — Dieser Massenerfolg aber ist doppelt widrig, weil er auf rein sinnlichen Wirkungen beruht, und weil er zu diesen Wirkungen Formen benutzt, die einen alten, edlen Sinn hatten. Oder will mir jemand einreden, daß ausgerechnet für das Berliner Publikum das feierliche Zeremonial der katholischen Kirche und die Wunder des Jungfrauenbildes irgend etwas anderes bedeuten wie eine kuriose Augenweide, ein seltsames Spektakel, das man ungefähr ebenso interessant oder aufregend findet wie den Tempeldienst in Benares oder den Fetischtanz der Südseeinsulaner auf einer Filmreproduktion?! Und auf das Niveau einer aufregenden Filmserie hat der abscheulich geschickte Vollmöller, der Text-

Digitized by Google

lieferer dieser Pantomime, auch die wundervolle alte Legende gebracht, die er dieser großen Spekulation zugrunde legte.

Die Geschichte von der Jungfrau und der Nonne, zuerst bei Cäsarius von Heisterbach zu finden, ist eine der feinsten und weisheitsvollsten Erfindungen der christlichen Mythologie. Die Nonne entflieht dem Kloster; da tritt das Heiligenbild, die Jungfrau, an ihre Stelle und versieht ihren Platz, bis die Flüchtige enttäuscht aus der Welt zurückkehrt und nun nicht verstehen kann, warum sie niemand vermißt hat und sie alle auf das freundlichste wie ein besonders liebes Mitglied begrüßen. Wiederholt haben bedeutende Dichter ihr Lebensgefühl in diesem schönen Stoff geformt. Bei Gottfried Keller wird es eine lächelnde Versöhnung des geistigen Prinzips mit der Sinnlichkeit. In Maeterlincks Dichtung ist es der tiefsinnige Triumph einer Idee über ihre unzulänglichen Träger: Denn durch das Wunder der Jungfrau sind die Nonnen gegen ihre zurückgekehrte Schwester so liebreich und gut wie es der Idee des Christentums eigentlich entspricht, wie man es aber nirgends unter Christenmenschen findet, und wie diese Dienerinnen der Jungfrau es auch gewiß nicht wären, wenn sie die Wahrheit wüßten. Bei Vollmöller kommt in der Unform der dramatischen Pantomime überhaupt kein Sinn in die alte Fabel, und ihre rein stoffliche Schönheit geht in einem Aufruhr von Ausstattungsmöglichkeiten zugrunde. Weil man „zugleich den Kindern der Welt und den Frommen" gefallen will, wird zwischen die beiden Kirchenakte die Weltfahrt der entflohenen Nonne in einer Reihe primitivster Kolportagebilder gesetzt: Mord und Buhlerei, nochmal Mord und Wahnsinn, Bacchanalien und Hexenprozesse, alles was die bequemste Phantasie für den ordinärsten Geschmack nur ersinnen kann. Daß das Interesse von der rohen Stofflichkeit nirgends auf das seelische Schicksal der Menschen abgelenkt wird, dafür sorgt ja schon das körpergebundene Wesen der Pantomime.

Vor zehn Jahren spielte Reinhardt Maeterlincks „Schwester Beatrix", heute agiert er Vollmöllers „Mirakel". Wenn das eine Entwicklung bedeuten soll, so ist es wahrhaftig keine Entwicklung zum guten. Gewiß, der Geschmack, mit dem einige schöne Bilder herausgebracht sind, das prachtvolle Crescendo der Gebetsekstase, aus dem die Heilung des Lahmen herausspringt, das zeugt auch hier noch für den Künstler Reinhardt, während im übrigen die Handhabung des riesenhaften Apparates doch nur für einen Organisator spricht, der mit all seinem Talent noch kein Künstler zu sein braucht. Aber im ganzen ist doch der Eindruck dieses mühsamen Unternehmens für anspruchsvollere Menschen schlechthin der der Langeweile. Schon die Szenen in dem schön gebauten Dom waren selbst für das rein stoffliche Interesse zu lang und wiederholungsreich, und da dies Gebäude für das Schlußbild stehen bleiben, und so die ganze Lebensfahrt der Nonne in Lichtausschnitten innerhalb des Domschiffs spielen muß, wirkt dieser Mittelsatz auch als Inszenierung ziemlich primitiv. Dazu kommt, daß auch gute Schauspieler — mit Recht — keine Pantomimiker sind, so daß von den Einzelfiguren nur Maria Carmi, die keine Schauspielerin ist, durch die anmutige Steifheit ihrer Muttergottesgebärden einen schönen Eindruck hinterließ. Während das mühselige Gezappel von Marie Dietrich und den mitwirkenden Männern niemals die Armseligkeit des Instruments vergessen lassen konnte, das man ihnen hier in die Hand gedrückt hatte. Im ganzen ein kläglicher Eindruck: ein paar schöne Blicke für das Auge verschwinden in einer Wolke von Peinlichkeit und Langeweile, und man schämt sich für die Stadt Berlin, die so widerstandslos jeden quantitativen Aufwand mit einem Erfolge belohnt.

Uebrigens aber wäre es ungerecht, zwischen jener Maeterlinckaufführung mit der Sorma und diesem Zirkusmirakel eine gradlinige Entwicklung Reinhardts konstruieren zu wollen. Der Zug zu kulturlosen Exzessen ins Land bunter Sinnlichkeit hat schon immer in ihm gelegen und schon vor Jahren hat er sich mit „Sumurun" und „Turandot" austoben müssen. Und ebenso liegt noch heute wie damals in ihm eine Kraft, die im reinen Dienst großer Dichter das Vortreffliche zu

Digitized by Google

leisten vermag und noch in diesem Winter hat er es an Strindberg und an Hamsun, zum Teil auch am Tasso und am Shakespeare bewiesen. Dieses ganz große, in geistiger Beziehung aber direktionslose Theatertalent ist gleich fähig und gleich gewillt, dem Guten wie dem Bösen zu dienen. Um so dringender ist die Aufgabe der Kritik, sich ihm überall dort warnend und hemmend entgegen zu stellen, wo er statt der Wunder der Kunst das bequeme Zirkusmirakel sinnlicher Schaugepränge wählt.

Julius Bab.

Die amerikanische Prohibitionsbewegung.

„Ich bin ein glühender Befürworter der Mäßigkeit. Aber ich habe mich durch eigne Anschauung davon überzeugt, daß die Prohibition nicht durchgeführt werden kann. Sie ist nur dazu angetan, Heuchler zu erzeugen und führt zur gesetzwidrigen Herstellung von Whisky, so daß der gute Stoff durch schlechten ersetzt wird und die Bundesregierung gleichzeitig der gesetzlichen Steuern beraubt wird."
Kardinal Gibbon
als höchster Vertreter der
katholischen Kirche in Amerika.

Der Feldzug der amerikanischen Wasserfanatiker, mit deren auch in Deutschland immer aufdringlicher sich betätigenden Bekehrungswut wir uns schon gelegentlich in diesen Blättern beschäftigt, nimmt immer groteskere Formen an.

Es ist bekannt, daß Herr Wilson, gegenwärtig Präsident der Vereinigten Staaten, als strenger Puritaner auch ganz im allgemeinen jeden Anspruch auf Lebensfreude als „Sünde" betrachtet. Was soeben darin zum Ausdruck kam, daß er die Hochzeit seiner Tochter, zu der er die paar notwendigen Zeugen einige Stunden vorher (telephonisch!) beorderte, unter dem strengsten Ausschluß jedes auch nur halbwegs festlichen Charakters wie eine kurze Börsensitzung erledigte.

Kein Wunder, daß die Anhänger der Prohibitionsbewegung diesen Mann zu benutzen trachten, noch ehe das mexikanische Abenteuer diesen auch leider in der Kunst kluger Politik sehr Enthaltsamen aus dem politischen Leben entschwinden läßt. „Ausnahmsloses Alkoholverbot für die ganzen Vereinigten Staaten!.." Das ist der Inhalt einer Resolution, die der amerikanische Abgeordnete Hobson soeben der Justizkommission des amerikanischen Repräsentantenhauses eingebracht hat.

Wenn die Kommission, wie zu erwarten steht, die Entscheidung über diesen Unsinn auf das Plenum abwälzt, so halten die Puritaner den Sieg der „heiligen Sache" für sicher.

Vorläufig aber wenden sich mit Recht weite und nicht etwa nur wirtschaftlich interessierte Kreise gegen die bizarre Idee, Amerika mit einem Federstrich zu einem Lande zu machen, in dem fürderhin kein einziger Tropfen Weines oder Bieres ausgeschenkt oder verkauft werden darf. Die Milliarden gefährdeter Wirtschaftskapitalien, die dem Puritanismus durch ein solches Gesetz zum Opfer fallen würden, können für die Allgemeinheit selbstverständlich kein Gesichtspunkt sein. Wenn wirklich für eine Höherentwicklung der Kultur etwas Wesentliches gewonnen werden kann, dann müssen selbstverständlich die Erwerbskreise, die diesen Fortschritt hindern, zum besten des Ganzen aufgeopfert werden. Aber dient die Prohibitionsbewegung der amerikanischen Puritanerpartei überhaupt dem Fortschritt? Die bisherigen Erfahrungen beweisen das Gegenteil.

Es ist bekannt, daß in einigen Südstaaten der amerikanischen Union, in denen bereits auf parlamentarischem Wege ein radikales Alkoholverbot durchgesetzt wurde, mit solcher Zwangsabstinenz geradezu klägliche Erfahrungen gemacht worden sind. An Stelle des Alkohols, den man selbst in der bekömmlicheren Form des Weines und Bieres radikal des Landes verwies, hat sich das Gros der Arbeitsbevölkerung einfach dem viel schlimmeren Opium- und Kokainverbrauch ergeben. Schon heute setzen in New York Unternehmer, die für die Prohibitionsstaaten solche Narkotika in Pulverform herstellen, Millionen und aber Millionen um. Der Rest ist echt puritanische Heuchelei. Denn es ist doch wohl kein Zufall, daß der amerikanische Siegeszug der sogenannten absoluten Abstinenz und der gleichzeitige amerikanische Mehrverbrauch an Alkohol in unbekömmlichster und gefährlichster Form, nämlich in Branntwein, in verblüffend proportionalem Verhältnis steht. In

Digitized by Google

den letzten beiden Steuerjahren ist der Gesamtumsatz an Branntwein, trotzdem die Prohibitionsstaaten wie Pilze aus der Erde geschossen sind, um über sieben Millionen Gallonen gestiegen! Eine Zahl, die mehr als alles andere beweist, daß das gelobte Land der Abstinenz sich nur dadurch von unserem „sündigen" Deutschland unterscheidet, daß drüben an Stelle des bei uns üblichen offenen und dadurch gesellschaftlich noch immerhin kontrollierten Genusses dank der temperenzlerischen Modegeste nur ein versteckter und gesellschaftlich unkontrollierter Mehrverbrauch eingetreten ist.

Also die Flinte ins Korn werfen? Und die Trunksucht als unheilbares Menschenübel einfach hinnehmen? Nein. Aber endlich einsehen, daß die Forderung der absoluten Enthaltsamkeit nur Sache ganz bestimmter weniger Sektierer und für die Allgemeinheit nicht anwendbar ist. An Stelle des amerikanischen Prohibitionsunfugs, der mit dem Unfug der Gesundbeterei auf gleicher Linie steht, für eine weise, die Trunksucht ausschließende Mäßigkeit eintreten. So wäre viel zu erreichen, während man mit der Forderung der absoluten Enthaltsamkeit nur die Geschäfte geheimer Fuselfabrikanten besorgt und auf dem Gebiete des Genußlebens die Ehrlichkeit vergiftet. H. J.

„Menu".

„Essen Sie Meenuh oder Allakart?" Als diese Frage einst in der bayerischen Stadt München aus dem Munde einer stämmigen Kellnerin zum erstenmal an mich erging, muß ich höchst verdutzt dreingeschaut haben. Wenigstens gab mir mein Freund einen Rippenstoß und sagte lachend: „Ob du Mittagessen speist oder nach Wahl!" „Ach so — bitte Mittagessen." „Also Meenuh!" Die Kellnerin bohrte mir das Wort geradezu ins Ohr.

Einige Jahre später las mir ein anderer Freund aus dem Berliner Börsen-Courier eine hübsche Geschichte vor. Auf dem Festessen einer Versammlung von Sprachgelehrten wurde ein Gericht aufgetischt, das auf der Karte die Bezeichnung: ris de veau à la jardinière führte. Da die Verdeutschung den Herrn doch einiges Kopfzerbrechen machte, so holte man ein Wörterbuch herbei, und es ergab sich, daß man da verspeist hatte: „das Lächeln des Kalbes an die Gärtnerin".

Diese beiden schon halb vergessenen Vorfälle wurden mir gestern abend kräftig aufgefrischt. Ort der Handlung: eine feine Weinstube; Personen: ich, der Kellner, der Wirt, die Gäste. Ich: „Bitte Kellner, ich möchte ein schön gebratenes und dazu recht großes Stück Fleisch haben. Was empfehlen Sie mir?" Der Kellner: „Nehmen Sie Chateaubriand!" Ich nickte. Schon will er weggehen, da fällt mir ein: Chateaubriand — du wolltest doch schon längst einmal fragen, was das eigentlich ist! „Kellner, was ist das eigentlich — Chateaubriand?" Der Kellner, zuerst eine verlegene Handbewegung machend, schließlich fast unwillig: „Tja, Chateaubriand!" Ich: „Dann schicken Sie mir doch mal den Wirt." Der Wirt erscheint. Ich hatte inzwischen bemerkt, daß die Speisekarte zur Hälfte französisch, zur Hälfte in dem berühmten französisch-englisch-deutschen Kauderwelsch abgefaßt war. Ich: „Verzeihen Sie, daß ich so neugierig bin — ich habe soeben ein Chateaubriand bestellt und möchte gern wissen, was das eigentlich ist." Der Wirt, mit höflicher Verbeugung und einem versteckten überlegenen Lächeln: „Offengestanden ..... es gibt dafür keinen anderen Namen. Chateaubriand ist .... Chateaubriand." Ich: „Aber es ist doch ein Stück Fleisch, das irgendwo am Tier sitzen muß, an der Schulter oder sonstwo." Der Wirt: „Tut mir leid." Dann mit plötzlicher Erleuchtung: „Die Hotelsprache kennt eben kein anderes Wort dafür." Ich, mich auf die Speisenkarte besinnend und sie vorweisend: „Ach so. Also dies hier ist alles Hotelsprache?" Der Wirt: „Gewiß, sozusagen." Ich: „Demnach bestünde die Hotelsprache aus einem Viertel Deutsch, einem Viertel Englisch und zwei Vierteln Französisch?" Der Wirt: „Gewiß, aus Rücksicht auf die Fremden." Ich, mit etwas lauterer Stimme: „Sie erlauben — soviel ich sehe, sitzen hier nur Deutsche, und auch Sie sind doch Deutscher. Wäre es nicht angebracht, die Rücksichtnahme auf die Frem-

Digitized by Google

den nicht zu einer Rücksichtslosigkeit gegen die Einheimischen werden zu lassen? Glauben Sie, daß ein Engländer sich in seinem Vaterlande eine solche Speisekarte bieten ließe?" Der Wirt, mich mehr und mehr wie eine Seltenheit bestaunend: „Aber .... aber — der Engländer hat eben viel mehr Nationalgefühl als der Deutsche." Ich: „Da nehmen Sie also ohne weiteres an, daß ich keinen Heimatstolz besitze! Sie scheinen nicht zu fühlen, daß Sie mich damit beleidigen!" Zwei Gäste vom Nebentisch zu einander: „Ich gebe dem Herrn vollkommen recht." Von einem andern Nebentisch ein Gast, der während der Auseinandersetzung mit dem Messer gegessen hat, laut: „Dieses Menu wendet sich eben an gebildete Kreise." Ein älterer Herr, mit einer Verbeugung auf uns zutretend: „Gestatten Sie, daß ich mich als Mitglied des deutschen Sprachvereins vorstelle. Ich habe Ihrer Auseinandersetzung zugehört und mache Ihnen, Herr Wirt, den Vorschlag, sich die „deutsche Speisekarte" kommen zu lassen, die Ihnen die Berliner Geschäftsstelle, Nollendorfstraße 13/14, unentgeltlich liefert. Nach dieser Karte, die Küchenfachmänner und Sprachgelehrte verfaßt haben, können Sie Ihre Speisenfolge mit allgemein verständlichen guten, deutschen Ausdrücken selber zusammenstellen und, falls Sie das für nötig halten, hinter die deutschen die französischen oder englischen Benennungen in Klammern setzen. Schon allein, weil Sie sich als Fachmann für eine der mitgedruckten Tischkarten unseres Kaisers interessieren werden, würde ich mir an Ihrer Stelle die Sache mal kommen lassen. Seit über zwanzig Jahren nämlich gibt es auf der kaiserlichen Tafel nur noch rein deutsch verfaßte Speisezettel. Uebrigens heißt das Chateaubriand genannte Fleischstück in unserer Muttersprache „Doppellendenschnitte."

Bernhard Siepen.

Neue Bücher.

Deutsche Schauspielkunst. Zeugnisse zur Bühnengeschichte klassischer Rollen, gesammelt von Monty Jacobs. (Insel-Verlag, Leipzig 1913.)

Auf annähernd 500 Seiten hat der bekannte Berliner Feuilletonist und Theaterkritiker Monty Jacobs eine Fülle interessanter Besprechungen von Fachmännern aller Art über die Darstellung wichtiger klassischer Rollen und die Inszenierung bedeutungsvoller Szenen durch hervorragende Künstler gesammelt. Er verfolgt die verschiedenen Auffassungen, die eine Rolle oder Szene etwa von der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts bis auf die unmittelbare Gegenwart erlebt hat, welche Nuancen bedeutende Künstler bevorzugt haben, und was für Eindrücke die urteilsfähigsten Kritiker davon empfangen haben. Schiller und Shakespeare, die beiden Hauptbeherrscher der deutschen Bühne, nehmen unter den dramatischen Autoren den breitesten Raum ein, und außerdem sind noch die charakteristischsten Werke von Goethe, Lessing und Molière eingehend berücksichtigt. Unter den Bühnenkünstlern finden wir Namen wie Ekhof, Schröder, Iffland, Seydelmann, Dawison, Dessoir, Ludwig und Emil Devrient, Garrick, Kean, Fleck, Haase, Auguste Stich-Crelinger, Marie Seebach, Charlotte Wolter, Clara Ziegler, Bassermann, Baumeister Kainz, Lewinsky, Matkowsky, Mitterwurzer, Sonnenthal, für die Kunst der Regie stehen Dingelstedt, Goethe, Immermann, die Meininger, Max Reinhardt, Ludwig Tieck, und bei den Beurteilern der Darstellungen erblickt man Julius Bab, Alfred von Berger, Clemens Brentano, Eduard Devrient, Theodor Fontane, Karl Frenzel, Immermann, August Klingemann, Heinrich Laube, Jakob Minor, Eduard Genast, Siegfried Jacobsohn, Paul Schlenther, Ludwig Speidel, Karl Friedrich Zelter und viele andere namhafte Kritiker. 33 Bildertafeln suchen die eindruckvollsten darstellerischen Leistungen zu veranschaulichen, und ein gutes Register erleichtert das Nachschlagen in dem Buche. Nicht nur für Bühnenfachleute, sondern für jeden Menschen, der Interesse für Theater und dramatische Kunst hat, enthält das Buch einen reichen Schatz der gehaltvollsten Anregungen.

W. B.

Otfried Nippold, Der deutsche Chauvinismus. (Veröffentlichung des Verbandes für internationale Verständigung.) Berlin, Stuttgart, Leipzig 1913, Verlag von W. Kohlhammer.

Im Vorwort weist der Verfasser nach, daß es einen Chauvinismus nicht nur in Frankreich, wo das Wort entstanden ist, sondern in überhaupt allen Ländern, also auch in Deutschland, gibt und naturnotwendig geben muß, da sich ja zwischen Patriotismus und Chauvinismus kein objektiver Unterschied findet. Unter dem Chauvinismus hat man etwa einen natio-

Digitized by Google

nalen Fanatismus zu verstehen, einen psychopathischen, auf Suggestion beruhenden Massenzustand. Um die Ausbreitung und die gefährliche agitatorische, vielfach auch parteipolitischen Sonderinteressen dienende Tätigkeit der deutschen Chauvinisten recht deutlich zu veranschaulichen, hat der Verfasser eine große Zahl von authentischen Dokumenten, Zeitungsartikeln, Quellenschriften, Reden usw. gesammelt und druckt einen großen Teil von diesem Material in seiner Broschüre wörtlich ab. Die bedenkliche Kriegspropaganda gewisser rechts stehender Blätter, der alldeutschen Bewegung, des Jungdeutschlandbundes, des Wehrvereins, mancher kriegsbegeisterter Generale, die den Krieg lediglich um des Krieges willen ersehnen, kommt in diesen Zeugnissen mit überraschender Lebhaftigkeit zum Ausdruck. Es ist natürlich, daß durch solche Treibereien die Tätigkeit der Diplomatie sehr erschwert werden kann, und daß das internationale Wirtschafts- und Kulturleben, dem alle Staaten nur Vorteile verdanken, dadurch bedauerliche Hemmungen und Schädigungen erfahren muß. Nur in einem Punkte scheint mir der Verfasser zu weit zu gehen: wenn er nämlich auch aus den Reden eines so besonnenen und nüchternen Politikers wie des nationalliberalen Parteiführers Ernst Bassermann chauvinistische Tendenzen herauszuhören glaubt. Im übrigen ist jedoch seine Broschüre mit ihrer reichhaltigen Materialsammlung sehr verdienstlich und wohl geeignet, zur Volksaufklärung und zum gemeinsamen internationalen Austausch geistiger und wirtschaftlicher Güter beizutragen. W. B.

Jeder Tag der Arbeit

stellt die weitgehendsten Anforderungen an unsere Körper- und Nervenkraft. Darum sollte der moderne Mensch vor allem daran denken, sich gesund und leistungsfähig zu erhalten und für vollwertigen Ersatz der verbrauchten Stoffe sorgen.

Das in mehr als 19 000 schriftlichen Gutachten erster Aerzte empfohlene Mittel für alle, die sich matt und elend fühlen, heißt Sanatogen. Sanatogen führt dem erschöpften Organismus gerade diejenigen Stoffe zu, deren er zur völligen Neubelebung und Verjüngung, zur Hebung aller seiner Kräfte und Leistungen bedarf. Bei Gelegenheit des „Internationalen Medizinischen Kongresses in London 1913“ ist es übrigens als einziges von den der Beurteilung unterliegenden Nährpräparaten mit dem „Grand Prix“ ausgezeichnet worden.

Wir verweisen ausdrücklich auf den der heutigen Nummer beiliegenden Prospekt der Sanatogenwerke Bauer & Cie., Berlin SW 48, womit auch eine Gratisprobe des bewährten Mittels sowie belehrende Broschüren angeboten werden.

Fiedler-Farben

Feine Künstler-Oel- u. Gouache-Tempera-Farben

In grossen Füllungen: Feine Münchener Studien- u. Skizzen-Farben Akademie-Tempera für dekorative Kunst

Erfüllen d. Anforderungen d. mod. Malerei: Pigmentreichtum / Modellierfähigkeit / Reiches Oberflächenlicht bei den Deckfarben Von Münchener Künstlern bevorzugt! Seit Jahren erprobt und im Gebrauch!

Wegen Proben wende man sich unter Bezugnahme auf diese Anzeige an die

Münchener Künstlerfarben-Fabrik Dr. Karl Fiedler und Ilgenstein

Herausgeber: Dr. Heinrich Ilgenstein und Dr. Wilhelm Bolze. — Verantwortlich: Dr. Heinrich Ilgenstein, Wilmersdorf, Pfalzburgerstr. 53. — Verlag: Hellmuth Johnke, Berlin W. 15. — Oesterreich-Ungarn: Huber & Lahme Nachf., Wien, Herrengasse 6. — Verantwortlich für die Inserate: Franz Rausch, Berlin W. — Druck und Postvertrieb: Paß & Garleb G.m.b.H. Berlin W. 57.

Die Gegenwart

Nr. 21 Berlin, den 23. Mai 1914 43. Jahrgang Band 85.

Das Deutsch der Gymnasialdirektoren.

Von

Walter Harlan.

Im Oktober 1911 verfügte das preußische Kultusministerium: Es sollten nun viel weniger Extemporalia geschrieben werden. Und wenn zwei Dritteile der Klasse „mangelhaft" oder gar „ungenügend" geschrieben hätten, so dürfte der Lehrer von jetzt ab überhaupt keine Zensuren geben. Für die kleineren unter den Gymnasiallehrerseelen war dieses Letztere eine Kränkung. Denn jetzt stand es in allen Zeitungen: Wenn die Extemporalia gar zu schauderhaft ausfallen, so gelten sie nicht, so hat eben der Herr Professor seine Erzieherkunst nicht ausreichend verstanden.

Zu diesem Extemporale-Erlaß hat jüngst, nach Ablauf von 17 Monaten, das Berliner Tageblatt an eine Anzahl Berliner Gymnasialdirektoren eine Umfrage gestellt, daß doch noch sehr viele Extemporalia geschrieben, auch „zensuriert" würden, und wie das denn nun eigentlich wäre. Denn das Berliner Tageblatt ist eine ungeduldige Zeitung.

In der Abendausgabe vom 28. März sind die Antworten auf diese Rundfrage veröffentlicht worden. Ich fing zu lesen an. Denn erstens habe ich selbst einen Sohn in Quarta und zwei in Untertertia, vor allem aber sind ja alle Erziehungsfragen herzwichtige Fragen, es sind die Fragen nach der Zukunft unseres Deutschtums.

Der dritte Satz der ersten Antwort fiel mir durch zwei grobe Stilfehler auf. Vorausgegangen war die Feststellung, daß in den Zeiten vor dem Extemporale-Erlaß der Termin der Extemporalia immer vorher bekannt gewesen wäre, daß also die Fleißigen unter den Schülern vor solchen Extemporaletagen unvernünftig gearbeitet hätten. Und der Geheime Studienrat Esternaux, Direktor des Königlichen Französischen Gymnasiums, fährt fort: „Eine notwendige Folge war daher . . ." Hier stutzt' ich schon. Wenn man die Folge einer Tatsache aussprechen will, kann man wohl anfangen: „Eine notwendige Folge war, daß usw." Schöner ist es, wenn man ganz ohne Umschweif unser liebes Wörtchen „daher" gebraucht. Wer aber schreiben kann: „Eine notwendige Folge war daher", verrät ein verworrenes Denken. Ich komme zum zweiten Fehler in diesem Satz. Dieser Satz lautet im ganzen: „Eine notwendige Folge war daher, daß fleißige und begabte Schüler an dem Tage, an welchem die Arbeit geschrieben wurde, fast krank oder mindestens hochgradig nervös in der Schule erschienen, da sie wußten, daß ihre Lehrer je nach dem Ausfall ihrer Arbeit ihre Leistungen bewerteten." Die wahrhaft trostlose sachliche Banalität dieses letzteren begründenden Nebensatzes gehört nicht zu meinem Gegenstand, nur über den Satzbau will ich folgendes reden: Gibt ein Satz eine Folge an, also eine Tatsache, deren Grund das Vorausgegangene ist, so ist es doch schauderhaft unschön, wenn ein angehängter Nebensatz diese Folge nun wieder begründet! Nach „erschienen" mußte ein eiserner Punkt stehen! Wäre es aber etwa nötig gewesen, zwei Gründe anzugeben, so würde sie ein echter Humanist vorher nebeneinander gestellt haben. Denn das ist alles Satzbaues Inbrunst: Klarheit und Flüssigkeit.

Da wohl die meisten meiner Leser an grammatischen, stilistischen und logischen Erwägungen nur ganz kleine Dosen vertragen können,

Digitized by Google

will ich von jedem meiner sechs Prüflinge nur eine Stelle möglichst boshaft herausgreifen. Von dem Uebrigen sage ich hiermit kurz und ohne Beweis: Das Deutsch dieser mit uns geborenen Schulhumanisten, die da von einem Erlasse des vorgesetzten Ministers reden, ist schlimmer als salzlos, schlimmer als uneigen und schlimmer als humorlos, es ist voller Fehler.

Als ich die zwanzig oder dreißig Zeilen dieses Geheimen Studienrates gelesen hatte, rief es in mir: Dieser durch seine jetzige Lebensstellung hoch ausgezeichnete Mann hat doch voreinst als Schüler gewiß sehr viele Extemporalia geschrieben und manche Eins mit Sternchen heimgebracht — hat denn all dies Extemporaleschreiben für die Herrschaft über die deutsche Muttersprache so armselige Früchte getragen? Ja, hätte Esternaux nicht viel besser getan und sehr viel weniger Zeit verbraucht, wenn er in jenen kraftstrotzenden Knabenjahren anstatt an Cicero z. B. an Lessing sich logisch und grammatisch geschult hätte?

Der Nächste. Es ist der Professor Dr. Martens, Direktor des Berlinischen Gymnasiums zum Grauen Kloster. Ich kann seine Antwort ganz anführen, es sind nur ein paar Zeilen, und ich bitte den Leser, mal nach der Uhr zu sehen, wie lange er brauchen wird, bis er den Uebergang „Allerdings ist es selbstverständlich" verstanden hat. Etwa herauszukriegen ist es für einen geschickten Satzerleger, aber was ist das für Deutsch!

„Ich stehe auf dem Boden des Ministerialerlasses vom 21. Oktober 1911, (dies Komma ist ein Interpunktionsfehler, vielleicht des Tageblatt-Setzers) und betrachte die schriftlichen Arbeiten absolut nicht als alleinigen Grademesser für die Leistungen des Schülers. Allerdings ist es selbstverständlich, daß innerhalb der gesetzlichen Grenzen Modifikationen vorgenommen werden, und zwar müssen diese dem einzelnen Lehrer überlassen werden, denn es handelt sich hier allein um das salus discipuli. das für jeden Lehrer, der seinen Beruf ideal auffaßt und sich ihm ganz hingibt, das Höchste bedeuten muß."

Uebrigens heißt es nicht „das salus", sondern die salus, ich habe soeben im Lexikon nachgesehen. Aber was ist das überhaupt für eine Apothekereitelkeit, etwas auf Lateinisch zu sagen, was man ohne die mindeste Sinnveränderung auf Deutsch sagen könnte! Und soll etwa der mit „denn" anhebende Schlußbombast das „Ueberlassen" der „Modifikationen" an den „einzelnen Lehrer" wirklich begründen? Was doch das Bindewort „denn" verspricht? Wird etwa alles, was das Heil des Schülers betrifft, dem einzelnen Lehrer überlassen? In Preußen? Aber das wäre ja auch der gefährlichste Unsinn! Was gibt es für Querköpfe von Lehrern und Oberlehrern! Also: Auch dieses „denn" war falsch.

Der Nächste. Von dem Geheimen Regierungsrat Dr. Trendelenburg, Direktor des Friedrichsgymnasiums, habe ich folgenden Satz mir angestrichen: „Abgeschafft ist das Extemporale natürlich bei uns, wie überall, auch nicht, aber wir bestimmen nach ihm auch niemals allein den Wissensstandpunkt unserer Schüler, wie es ja auch der ministerielle Erlaß vorschreibt." Auch, auch, auch! „Nach ihm auch niemals allein"! „Bei uns, wie überall, auch nicht"! Dieser Satz ist ein Sträußchen von drei Stilblüten. Die sich wohl ohne mein Zutun als solche enthüllen! Im übrigen möchte ich im Deutschen dem Geheimrat Trendelenburg unter diesen sechs Herren noch die verhältnismäßig beste Zensur geben: Mangelhaft, teilweise genügend. Er ist sachlich bei weitem der Frischeste, das gibt auch ganz von selbst ein leichter fließendes, etwas schöneres Deutsch.

Von Dr. Busch, Direktor des Bismarckgymnasiums, stammt folgendes überlegene Lächeln: „Die Abneigung, welche in Elternkreisen gegen die schriftlichen Arbeiten herrscht, ist für den Pädagogen leicht erklärlich. Sie beruht zumeist auf Mitteilungen des Schülers über Schulvorgänge, welche der Wirklichkeit in den seltensten Fällen entsprechen. Dem Schüler wird mehr gedient, wenn seinen Mitteilungen, namentlich in den Entwicklungsjahren, im Alter von dreizehn bis sechzehn Jahren, nicht so viel Gewicht beigelegt würde, wie es meist geschieht." Das „würde" ist wohl Druckfehler. Aber ich frage die Logiker unter

Digitized by Google

meinen Lesern: Macht uns der erste Satz dieser Stelle nicht Hoffnung auf eine Erklärung? Und was kommt dann? Soll die Enthüllung, daß manche Tertianer manchmal flunkern, die nun erwartete Erklärung gerade dieser seltsamen „Abneigung in Elternkreisen" etwa schon sein? Mir z. B. sind diese Elternkreise, die „gegen schriftliche Arbeiten eine Abneigung" haben, durchaus unverständlich, und ich wäre für eine wirkliche Erklärung dieses Elternsparrens sehr dankbar gewesen. Also kurzum: Was man verspricht, muß man halten, das gilt auch für den sprachlichen Stil.

Der Nächste! Prof. Dr. Ellger, Direktor des Humboldt-Gymnasiums, schreibt u. a. folgenden Satz: „Vollkommen falsch ist es, daß viele Eltern den Wunsch haben, daß ihre Söhne so wenig wie möglich für die Schule arbeiten, wohingegen sie andererseits verlangten, daß die Examina rite bestanden würden." Das „verlangten" ist eine Erinnerung an die Sprechstunde, kein Druckfehler! Denn hätte der Verfasser richtig „verlangen" geschrieben, so stünde am Schluß nicht „würden", sondern „werden". Auch der in den Daß-Nebensatz geschachtelte weitere Daß-Nebensatz ist häßlich. Sind das noch Humanisten? Die so schreiben? So ganz ohne Schönheit? So offenbar ohne den Willen zur Schönheit? So liederlich? (Sachlich und also in Klammern kann ich bei dieser Stelle mir eine drängende und würgende Anmerkung nicht versagen: Ich beispielsweise gehöre mit Leidenschaft zu den Eltern, die jenen „vollkommen falschen Wunsch" hegen. Ja, ich entnehme von jeher aus dieser „vollkommen falschen" Auffassung einen mir sehr wichtigen Maßstab für jeden Lehrer: Jeder Lehrer ist mir ein um so größerer Künstler der List und Liebe, ein um so größerer Zauberer, je mehr er seinen Zöglingen in der Schule selbst beibringt. Je mehr häusliche Büffelei zur Erreichung des Klassenzieles notwendig ist, um so wertloser war der Unterricht.)

Und von dem letzten meiner Sechs, dem Direktor des Königlichen Wilhelmsgymnasiums Prof. Dr. Sorof, bitte ich folgenden Satz aufmerksam zu lesen. (Die Sperrungen sind nicht von mir, sondern von dem Verfasser): „Früher, und das ist sehr wesentlich, dienten die Extemporalia mit zur Einübung des stofflichen Wissens, heute dagegen dienen sie zur Erprobung, zur Feststellung des vom Schüler zeitlich erreichten Wissensgrades und seiner Kenntnisse." Zunächst frage ich gleich mal: Wodurch unterscheidet sich der „Wissensgrad", den ein Mensch erreicht hat, von seinen „Kenntnissen"? Antwort: Durch nichts. Es ist nur eine rednerische Verdopplung, die doch bei einem sachlichen gemeinsamen Pfadsuchen nur ein schließlich betrogenes Kopfzerbrechen verursacht. Und weiter: Gerade in diesem Satz hat der Verfasser fast jedes Wort sperren lassen, noch obendrein die Wendung einfügend: „und das ist sehr wesentlich", doch dieser Satz ist eine vollkommene Seifenblase: Dienen etwa die jetzigen Extemporalia nicht ganz genau so wie die früheren dem doppelten Zweck der Uebung einerseits, der Probeleistung andererseits? Es wäre gänzlich zwecklos, wenn dieser erfreuliche Doppelwert etwa abgeschafft wäre. Es wäre schlimm. Aber es wäre ja gottlob unmöglich. Ach, Herr Direktor! Sie hatten wirklich keinen anderen klaren Gedanken als den: Es werden jetzt weniger Extemporalia geschrieben. Worüber Sie eigentlich gar nicht so sehr erfreut sind. Denn will man einmal eine Sprache ordentlich lehren, so braucht's auch einer hinreichenden Menge schriftlicher Uebungen. Sogar die übermodernen Berlitzschulen lassen Extemporalia schreiben! Aber nun möchten Sie doch eben in diese Verfügung einen tieferen Sinn bringen, das muß eben, ja muß eine Seifenblase werden. Rhetorik! Und es gibt heute viele Männer, die diesen Cicerostil, zumal bei ruhigen, unsäglich wichtigen Abwägungen, für scheußlich halten.

Ich ziehe meinen Gesamtschluß. In den Aktusreden zum Preise der alten Sprachen ist es der regelmäßige Gipfelgedanke: Nur durch das jahrelange Studium der lateinischen und griechischen Grammatik kann die — „formale Bildung" ganz errungen werden. Aber ich frage: Haben denn diese sechs Gymnasialdirektoren dies Studium nicht betrieben? Antwort: Sie sind ganz ohne Zweifel übergewöhnlich vorzügliche Schüler gewesen, „Er-

Digitized by Google

temporalehengste", wie wir in Meißen sagten! Und schreiben doch noch heute so untermäßiges Deutsch? Und offenbaren sämtlich so unbestreitbare Unschärfen des grammatischen Denkens? Ganz abgesehen von dem gänzlichen Fehlen attischen Salzes und sonstiger positiver Humanistentugenden? Wenn aber der Philologen-Humanismus die formale Bildung selbst dieser Hochgestellten so wenig zur vollkommenen Klarheit und Schönheit erhoben hat, wodurch dann rechtfertigt er die etwa 7000 unersetzlichen Stunden, die ihm aus jeder Gymnasiastenjugend geopfert werden? Antwort: Die wichtigen antiken Schriftsteller sind wohl nun sämtlich entdeckt, erläutert und übersetzt. Des Humanismus seliger Frühling ist seit dreihundert Jahren vorbei, wir haben vielerlei viel wichtigere Arbeit. Und Geistesfreiheit, Erkenntnis, vollendete Künste, kurz alle hundert Hochbilder des Menschenwollens leuchten vor uns, keins hinter uns. Also, und ich weiß, was ich sage: Wie Sanskrit und Aramäisch an unseren Universitäten wohl etwa ausreichend gepflegt werden, so wären wohl auch Latein und Altgriechisch hier bestens aufgehoben. Und was für Logik und Geistesgeschichte und lebendige Grammatik könnten wir unseren Jungen nun beibringen! In den gewonnenen herrlichen 7000 Stunden! Wieviel Zeit hätten wir für die Stählung der Leiber gewonnen! Wie viele lebendige, wirkliche, dringend nötige Seelenschätze könnten wir noch durch dichterische und sonstige künstlerische Erhebung schaffen! Aber mein Thema verlangt nicht, daß ich alle drängenden Gründe für eine durchgreifende Neugestaltung unseres Erziehens hier vortrage. Ich bitte nur meine Leser, bei dieser Gelegenheit mal selbst wieder nachzudenken, ob nicht im Wettstreite der Völker die Vorrechte, mit denen wir Deutschen noch immer die Lateinisch- oder gar Griechisch-Gebildeten belohnen und bepfründen, ein Speck in einer Falle sind, die wir dem eigenen Volke stellen.

Der Humanismus hat im Werdegange des Menschheitsgeistes seine Arbeit getan, steht noch, ist aber ein hohler Baum, wird niemals wieder Früchte tragen, die das fortwährende, ungeheuerliche Zeitopfer von tausend und abertausend Jungen irgendwie rechtfertigen könnten. Und meine sechs modernen Schulhumanisten, die ich da eben zensiert habe, verhalten sich zu Ulrich von Hutten oder Erasmus wie die Priester einer todmüden Religion zu den voreinstigen Propheten.

Die Menschwerdung.

Von

Dr. Wilhelm Wachter.

Man macht sich auch heute noch immer nicht so recht klar, wie sehr die naive Schöpfungsgeschichte der biblischen Erzähler, mit deren kindlich beschränktem Wissensstandpunkte die Kulturmenschheit etwa drei Jahrtausende lang sich zufrieden gab, dem Wissen von dem wahren Ursprunge, speziell des Menschen, hindernd im Wege stand. Ja, man kann ruhig sagen, daß das ganze christliche Zeitalter bis zu den Tagen Darwins in bezug auf exakte Kenntnis der Natur und ihren Geschöpfen eine einzige ungeheuer große Rückschlagserscheinung darstellt, wenn wir etwa den Wissensstand der um 500 vor Christi Geburt lebenden griechischen Naturphilosophen zum Ausgangspunkt unserer Beurteilung nehmen.

Erst im Anfang des 19. Jahrhunderts warfen einzelne Forscher, wie Laplace, Lavoisier und Larmarck, ein etwas durchdringenderes Wissens-Streiflicht auf den wahren Sachverhalt des Entstehens und Geschehens im Bereiche der Natur. Aber noch in den dreißiger Jahren desselben Säkulums haben Männer wie Boucher de Perthes und Geoffroy de St. Hilaire vergeblich versucht, gegen die längst veraltete Katastrophentheorie eines Cuvier aufzukommen bis es endlich der modernen Anschauung von der allmählichen Entwicklung höher organisierter Lebensformen aus vorangegangenen niedrigeren gelang, in einem größeren Kreise naturwissenschaftlich Gebildeter Anerkennung zu finden. Ihr eigentlicher Bahnbrecher war Darwin. Er war der Erste, der nicht nur behauptete, daß alles Leben der Erde aus niederen Anfängen zu immer höher differenzierten Formen sich entwickelt, sondern auch an dem in der Natur positiv Gegebenen zeigte, wie es sich entwickelt. Die

Digitized by Google

Zauberformel, die uns mit einem Schlag aus den Mysterien einer übersinnlichen Schöpfertätigkeit in die Realität naturgesetzlichen Geschehens zurückversetzte, wurde von ihm zuerst aufgefunden. Alle Lebensformen unserer Erde verdanken letzten Endes der natürlichen Auslese ihre charakteristische Sonderexistenz. Und diese Auslese wird in der Natur und von der Natur dadurch erreicht, daß sie Typen, Klassen, Ordnungen, Genera, Spezies, Varietäten und Individuen im Kampf ums Dasein dauernd in Konkurrenz treten läßt.

Diesem rein gesetzmäßigen Werden untersteht der Mensch natürlich ebenso folgerichtig wie alle übrigen Organismen der Erdoberfläche. Und wenn Darwin in seinem 1858 erschienenen Erstlingswerke „Von der Entstehung der Arten" die letzte und äußerste Konsequenz, den Menschen betreffend, noch nicht gezogen hat, sie vielmehr noch zwölf Jahre lang ausstellte, so hat er damit nur der Zeitströmung, der beschränkten wissenschaftlichen Erkenntnis und der bigotten Glaubensrichtung speziell seiner Landsleute Rechnung getragen. Auch Geisteshelden wie Kant und Fichte machten, der Not gehorchend, nicht dem eigenen Triebe, dermaleinst Konzessionen, die einer voraussetzungslosen Wissenschaft nicht zur Ehre gereichten.

Soweit gegenwärtig unsere Erdkruste nach fossilen Resten bereits durchforscht ist, finden sich Spuren typisch menschlicher Formen schon im jüngeren Tertiär. Das wäre gleichbedeutend mit einem Zeitraum, den wir nicht einmal schätzungsweise bestimmen können. Wir wissen damit nur so viel, daß es dermalen eine Zeit gab, wo das Knochengerüst des Menschen, bei aller grundsätzlichen Uebereinstimmung mit dem der noch jetzt lebenden großen Menschenaffen, doch auch schon alle jene charakteristischen Sonderheiten aufwies, die eben nur dem fertig ausgebildeten, eigentlichen Menschen zukommen. Es war also in einer außerordentlich weit zurückgelegenen Zeitepoche die Losreißung der typisch menschlichen Gestalt von der Tierform des Affen schon vollzogen. Oder mit anderen Worten: Die dereinstige gemeinsame tierische Stammform, von der aus Mensch und Menschenaffe nach zwei völlig von einander getrennt verlaufenden Richtungen hin sich abzweigten, lebte so früh, daß wir dem zwischen ihr und der fertig ausgebildeten, eigentlichen Menschenform gelegenen Zeitraum wohl die Dauer einer geologischen Epoche beimessen dürfen. Dementsprechend aussichtslos ist denn auch die Möglichkeit, diese noch den ausgesprochenen Tiercharakter an sich tragende Stammform des Menschen jemals in der Erdkruste anzutreffen.

Hätte man dieser ursprünglichen Fassung des Darwinschen Theorems etwas mehr Rechnung getragen, dann wäre es selbst der absichtlichen und böswilligen Verbreitung der Irrlehre von der Affenabstammung des Menschen nicht geglückt, in dem Maße um sich zu greifen, die Köpfe zu verwirren und die Gemüter zu beunruhigen, wie dies noch am Ende des letztvergangenen Jahrhunderts tatsächlich der Fall war. So konnte die Stammform der Huftiere ehemals wohl in nach verschiedener Richtung hin divergierende Reihen ausmünden, die etwa mit dem Pferd, dem Rind, dem Elephanten, der Giraffe, dem Kamel ihren Abschluß fanden, aber nie und nimmer konnte die eine dieser Tierformen in die andere übergehen, sobald sie auf ihrem Entwicklungsgange das ihr typische Sondergepräge einmal erreicht hatte.

So blieb auch der dem Menschen am allernächsten stehende Menschenaffe, trotz aller Verwandtschaft im Skelettaufbau, doch von jeher und immer nur Affe, konnte sich zu keiner Zeit so wenig zu einem echten Menschen entwickeln, als eine Eisenbahnschiene die ihr parallel laufende je zu schneiden vermag.

Die berühmten fossilen Menschenreste von Spy und von Krapina, die des Neandertalers und des javanischen Pithekanthropos gehören alle bereits dem echten Menschen an, ungeachtet der tierischen Remiszenzen, die der Schädel und die Hauptstützknochen des Skeletts noch aufzuweisen haben. Allein selbst der Mensch, der sich ungezählte Jahrtausende hindurch mit den allerrohesten Steinwaffen und Steinwerkzeugen behalf, war immerhin auch geistig schon Mensch, hatte auch intellektuell die Tierstufe lange, lange bereits überschritten. Denn wir kennen in den intelligentesten Tiergattungen kein Beispiel, daß sich je ein Individuum ein noch so primitives Werkzeug zielbewußt geschaffen und gebraucht hätte. Auch

Digitized by Google

dem menschenähnlichsten Schimpansen oder Orang, der von Frost durchschüttelt die Wärme eines Feuers aufsuchte, ist in seinem Leben noch nicht in den Sinn gekommen, dieses Feuer durch Zulegen von weiteren Holzstücken zu unterhalten.

Die Zeit, die allein darüber hingegangen, bis der prähistorische Mensch auf den Gedanken kam, den spröden, ungefügen, schwer zu bearbeitenden und noch schwerer zu handhabenden Kieselstein durch Metall zu ersetzen, wird uns heute kaum jemand auch nur annähernd der Wirklichkeit entsprechend bestimmen können. Die Wissenschaft schweigt aber vollends, wenn wir erfahren möchten, wie lange wohl der an Gestalt fertige, typische Mensch, geistig und seelisch noch als ein vollkommenes Tier gelebt haben mag. Denn wenn der Satz: natura non facit saltus irgendwann und irgendwo berechtigt ist, muß er dies, wie in allen Phasen der Entwicklung, so ganz besonders in der spezifisch geistigen sein. Wer möchte so vermessen sein, die ungeheure Zeitspanne auch nur abschätzen zu wollen, die der waffen- und feuerlose Urzeitmensch als ein geistig und seelisch noch absolut vollwertiges Tier dermaleinst auf der Erde zubrachte? Und wer könnte sich wohl eine auch nur annähernd zutreffende Vorstellung von diesem Tiermenschen machen? Denn die primitivsten noch jetzt lebenden Aimores, Patagonier, Buschmänner, Ainos oder Drawidas werden, wenn sie auch auf der alleruntersten Kulturstufe stehen und wenn sie auch in der Art der Lebensfürsorge von dem Tiere noch kaum sich unterscheiden, doch keinen Augenblick einen anderen Eindruck auf uns machen als den von echten, wahren, typischen Menschen.

Vielleicht gibt der immer seltener werdende Gorilla der Kongo- und Gabonwaldungen in seiner Lebensführung noch das getreuste Abbild jenes der entlegensten Längstvergangenheit angehörenden Tiermenschen. Wir besitzen sonst im ganzen Schöpfungsbereich kein einziges Lebewesen, das ihm als ein brauchbares Analogon vergleichsweise zur Seite gestellt werden könnte.

Alle Phantasie läßt uns hier im Stiche oder wird wertlos, weil ihre Geschöpfe naturnotwendig immer noch viel zu menschlich ausfallen. Und dieser Nachteil macht sich von Tag zu Tag mehr geltend, je mehr mit dem gleich schnellen Hinschwinden der primitiven Menschenrassen sowohl, wie der wenigen Spezies von Menschenaffen, die klaffende Spalte zwischen dem eigentlichen Geistesmenschen und dem urzeitlichen Tiermenschen noch vergrößert wird.

Wir staunen heute über die scheinbar niemals zu begleichenden Differenzen im Geistes- und Seelenleben eines zentralafrikanischen Wilden und etwa eines Goethe. Und doch dürfte der geistige Aufschwung vom gorillaähnlichen Urzeitmenschen bis zum sprechenden, Speere verfertigenden, feuerreibenden Zentralafrikaner noch ein weit größeres Entwicklungswunder darstellen. Wie viele Generationen mußten darüber hingehen, bis auf rein physiologischem Wege, eben durch den mehr und mehr zunehmenden Gebrauch des Großhirns, die flache Schädelkalotte des Neandertalers nur in das schon gewölbte Kranion etwa des Vorzeitmenschen von Cro-Magnon oder der Madeleinehöhle umgebildet werden konnte!

(Fortsetzung folgt.)

Neue Novellenbücher.

Von

Wilhelm Bolze.

Die novellistische Kunst erfreut sich in unsern Tagen einer sehr geringen Beliebtheit. Nicht nur das Lesepublikum und die Verleger sind ihnen wenig hold, sondern auch unsre Dichter pflegen das Gebiet nur ungern und selten. Diese Erscheinung hängt zu einem nicht geringen Teile mit den vorwiegend materialistischen Interessen zusammen, die unsere Zeit beherrschen. Gewiß mag es auch an hervorragenden spezifisch novellistischen Begabungen fehlen, aber je mehr im Laufe unsrer kulturellen Entwicklung die Kunst nach Brot geht, je mehr unsre Schriftsteller durch Konkurrenzkampf und wirtschaftliche Bedrängnis gezwungen werden, bis zu einem gewissen Grade für eine Kapitalisierung ihrer Kunst zu sorgen,

Digitized by Google

um so mehr muß auch ein Gebiet der Dichtung in Verfall kommen, das an ästhetische Bildung und Genußfähigkeit relativ hohe Anforderungen stellt. Die Kritik wettert heute so heftig gegen begabte, verheißungsvolle Schriftsteller, die ihre Phantasie und Gestaltungskraft gelegentlich in den Dienst des Kinos stellen. Daß bei der sogenannten Filmdichtung aber häufig aus der Not eine Tugend gemacht wird — ich denke dabei allerdings nicht an die bedauerlichen Fälle Hauptmann und Schnitzler —, wird dabei fast immer übersehen.

Der weitaus größten Wertschätzung in der belletristischen Literatur erfreut sich gegenwärtig der Roman. In ihm können stoffliche Momente am stärksten zur Geltung kommen; bei ihm kann das Interesse der großen Masse des Lesepublikums, das immer weit mehr auf den Inhalt als auf die Feinheit der Darstellung gerichtet ist, am leichtesten befriedigt werden, und mit ihm ist infolgedessen der größte materielle Erfolg zu erzielen. In unsrer klassischen Novellenliteratur gibt es zahlreiche Beispiele — etwa bei Kleist —, wo Stoffe in gedrängter Form behandelt werden, die gut für einen umfangreichen Roman ausgereicht hätten. Heute neigt man eher dazu, eine dünne Idee für eine möglichst ausgedehnte Schilderung breitzuwalzen. Ist aber die Idee gar zu dünn, reicht sie nur für ein flüchtiges Augenblicksstimmungsbild, so entstehen jene kleinen, belanglosen Skizzen, denen wir tagtäglich bis zum Ueberdruß in den Feuilletons der Zeitungen begegnen, die sich so bequem „unterbringen" und zu Gelde machen lassen und daher scheffelweise fabriziert werden. Sie kommen für eine künstlerische Bewertung so gut wie gar nicht in Betracht, da auf einen Peter Altenberg Millionen und aber Millionen von geistlosen Literaten und Skribenten kommen.

In der Novelle wird ein Vorfall, der an sich oft gleichgültig ist, zu einem einzigartigen, bedeutungsvollen Erlebnis ausgestaltet. Vielfach kommt es auf den Kern weniger an als auf Nebenumstände, auf subjektive Empfindungen, auf verborgene Zusammenhänge mit einem größeren Geschehen. Die Handlung einer Novelle kann -- im Gegensatze zum Roman, der immer eine längere Entwicklung verfolgt — jede beliebige Zeitausdehnung umfassen. Zieht sie sich durch viele Jahre hin, so berührt sie nur wenige, besonders hervorragende Momente. Beschränkt sie sich auf das Minimum eines Zeitraums, so treten die Nuancen, die psychologischen Finessen, die Details des Milieus, die lyrischen Partien in den Vordergrund. Der Charakter der Erzählung und die Pose des Erzählers können viel stärker betont werden als im Roman. Die Schilderung kann lebendiger, mehr zu Effekten gesteigert, und die Komposition dadurch kunstvoller sein. Kurz: die Beherrschung und Würdigung der Formelemente erfordert einen höheren Grad von ästhetischer Kultur.

Unter den deutschen Dichtern der Gegenwart, die sich nicht einseitig mit der Pflege einer bestimmten Gattung der Poesie begnügen, und die sich durch ein sehr großes Maß von künstlerischer Reife und von Geschmack auszeichnen, steht Paul Ernst an hervorragender, wenn auch leider noch immer zu wenig beachteter Stelle. Zwar sind seine Dramen, in denen er seine neuklassischen Stilprinzipien mit allzu kühler Strenge durchführt, durch die übergroße Bewertung der Form gegenüber der Tiefe des Gehalts ein wenig starr und unlebendig geblieben, aber sie zeugen doch überall vom Ernst und von der Ehrlichkeit der künstlerischen Ueberzeugung ihres Verfassers. Wie einst Schiller, hat auch der Weimarer Dichter Paul Ernst mit heißem Eifer an der Steigerung und Veredelung seiner künstlerischen Leistungsfähigkeit gearbeitet. Die Früchte dieser Bemühungen liegen in dem ausgezeichneten Buche „Der Weg zur Form" vor, das Abhandlungen zur Technik des Dramas und der Novelle enthält. Auch an Uebersetzungen klassischer italienischer und spanischer Novellen hat der Dichter sein Können geschult, und endlich ist er selbst mit einer Reihe erzählender Werke hervorgetreten. Neben den beiden Romanen „Der schmale Weg zum Glück" und „Die selige Insel" hat er uns mehrere Novellenbücher geschenkt, die einiges vom Wertvollsten enthalten, was die deutsche Novellenliteratur besitzt. Zu bedauern ist nur, daß bei manchen der Novellen rein äußerlich eine gar zu große Abhängigkeit von der Technik der romanischen Renaissancenovellen störend wirkt.

Digitized by Google

Im vorigen Jahre hat der Dichter einen neuen Novellenband unter dem Titel „Die Hochzeit"*) erscheinen lassen. Auch hier wird wieder das Vorbild Boccaccios und seiner Zeitgenossen deutlich. Wie das „Dekameron", vereinigt auch „Die Hochzeit" Erzählungen in einem Rahmen. Im Verlauf einer Hochzeitsfeier, zu der der Bräutigam durch einen unglücklichen Zufall ein paar Stunden zu spät kommt, erzählt sich die Tafelrunde Geschichten, und der ebenfalls eingeladene Dichter Paul Ernst hat diese Geschichten gesammelt und veröffentlicht. Die ersten, die in ihrer Form den italienischen Novellen bewußt nachgeahmt sind, verraten eine gewisse Manierthertheit. Ihre Sprache ist gekünstelt und gesucht archaisierend; unwahrscheinliche und unglaubwürdige Zufälle üben oft einen entscheidenden Einfluß aus; der Zusammenhang der geschilderten Vorgänge ist unnatürlich und verworren, der Kern der Handlung ist unwirklich und daher uninteressant, und die Personen sind keine lebendigen, anschaulichen Menschen. Neben manchen sehr fein beobachteten Einzelheiten finden sich geradezu unmögliche Verknüpfungen und Begründungen. Aber sobald der Dichter sich von der hemmenden Fessel des italienischen Novellenschemas befreit hat, wächst auch seine poetische Schöpferkraft. Da blitzen Stellen auf, die an den Stimmungsreichtum der Romantik erinnern, und da werden wir von der Wucht einer knappen, gedrängten, kraftvollen Schilderung gepackt, die der Meisterkunst Kleists verwandt ist. Hier versteht es der Dichter, uns mit wenigen Zügen seine Menschen greifbar nahe zu bringen und ohne jede psychologische Detailmalerei von Grund ihrer Seele aus kennen lernen zu lassen. Dabei weiß er alle Gattungen durcheinanderzuwürfeln, den Offizier und den Bauern, den italienischen Edelmann und den deutschen Handwerker, den Künstler und die Kokotte, den Millionär und den Hochstapler, die elegante Komtesse und den kleinstädtischen Krämer. Wenn „Der weiße Rosenbusch" uns in die Zerrissenheit des deutschen Vaterlandes während der Kriege gegen Napoleon und der später einsetzenden Reaktion versetzt, so tritt uns die ganze Zeit vor Augen, und in der Novelle „Die Hand Gottes" werden die Greuel und Schrecken des Dreißigjährigen Krieges mit dramatischer Eindringlichkeit lebendig. Die Erzählung „Eine Liebe in Rom" vermittelt uns aufs lebendigste die Bilder der italienischen Landschaft, der architektonischen Pracht der „ewigen Stadt", der Schönheit und des Duftes ihrer Rosen und ihrer Frauen, und ist mit dem ganzen Zauber einer Eichendorffischen Lyrik durchtränkt. Und „Die Bajadere" wiederum atmet die schwüle Atmosphäre und wiegt sich in der primitiven, zarten Anmut Indiens. Von Innerlichkeit übervoll ist die Erzählung „Der Verführer", die Lebensbeichte einer Verführten, die doch ihrem Verführer noch dankbar für die kurze Gunst seiner Liebe ist, und von liebenswürdigem, frischem Humor beseelt ist die Schilderung der Berliner niederen Bevölkerung in der Novelle „Der Heiratsschwindler". Es ist bewundernswert, was für tiefe, nachhaltige Wirkungen Paul Ernst mit den sparsamsten Mitteln der Darstellung erreicht und mit wie großer Selbstzucht er es trotz naheliegender Verlockungen vermeidet, eine Situation mehr auszumalen, als ihm unbedingt nötig erscheint. Aber gerade dadurch wird erst der große formale Reiz, das Interesse an der Art der Darstellung erzielt, und dadurch eben wird die Novelle zum Kunstwerk erhöht.

Sie kann nämlich auch leicht auf dem Niveau der bloßen, geschmackvollen Unterhaltungslektüre stehen bleiben und wirkt dann natürlich doch wieder mehr durch den Stoff als durch die Form. Dieser Unterschied wird deutlich, wenn man den Novellen von Paul Ernst das kürzlich erschienene Buch mit dem etwas trivialen Titel „Die Pfeile Amors" von Johannes Guthmann*) entgegenhält und seinen Anfang liest. Den neun kleinen, zum Teil sehr hübschen und fesselnden Geschichten, die der Autor unter dem Titel „Die Pfeile Amors" zusammengefaßt hat, sind noch zwei längere Novellen vorangestellt, von denen die erste, „Schwester Beate, eine Legende aus unserer Zeit" (die Heraufbeschwörung der Erinnerung an Maeterlinck ist doppelt mißlich), alle Merk-

*) Wie sämtliche Schriften von Paul Ernst im Verlage von Meyer und Jessen in Berlin.

*) Erich Reiß, Verlag, Berlin.

Digitized by Google

male unpersönlicher, epigonenhafter Mache trägt. Offenbar hat der früher schon behandelte, dankbare Stoff, in dem eine Krankenschwester die schon halb dem Tode verfallene Braut ihres einstmaligen Verlobten gesund pflegt, den Verfasser gereizt, aber er vermag die Gebilde seiner Phantasie nicht mit wirklichem Leben zu erfüllen und dadurch Spannung und Teilnahme zu erwecken. Unvergleichlich wertvoller ist „Marianne", die zweite große Erzählung des Buches. Hier spürt man die Erfahrung und das innere Miterleben des Autors. Die Eltern Mariannens sind allerdings nach längst abgebrauchter Schwankschablone gezeichnet, aber das Mädchen selbst steht mit einer wundervoll zarten, keuschen Lebensfülle vor uns, und in den Aeußerungen ihrer Persönlichkeit viel mehr als im Verlauf der Handlung liegt der Hauptreiz dieser Novelle.

Von der herben, skizzenhaften, großzügigen Kunst Paul Ernsts ist die Erzählungsweise von Johannes Guthmann grundverschieden. Ihm liegt vor allem — auch die kleineren Novellen des Buches bestätigen das — die liebevolle Versenkung in seelische Vorgänge und ihre Wiedergabe am Herzen. Allerhand kleine erotische Erlebnisse bilden den Inhalt seiner Erzählungen, die manchmal etwas hausbacken, manchmal aber auch sehr fein und innig sind und in der Geschichte von „Vaters Pelz" sogar eine entzückende Grazie und Keckheit offenbaren. Wenn auch „Die Pfeile Amors" noch mehr Verheißungen als Erfüllungen bergen, so zeigen sie doch immerhin einen Weg, auf dem der novellistischen Kunst noch schöne Früchte reifen können.

Eine Liebe in Rom.

Von

Paul Ernst*).

In einer kleinen Osteria in Rom an der Piazza del Popolo saßen drei junge deutsche Maler beieinander, tranken bescheiden aus einem großen Fiasko ihren Wein und plauderten. Sie plauderten, wie so junge Leute tun, von ihren Hoffnungen; von dem, was sie für ihre Ueberzeugungen hielten, und von allerhand Erlebnissen, welche ihnen merkwürdig erschienen.

Der Jüngste von den dreien, welcher ein hochgewachsener Jüngling war, bartlos, mit hellblondem, weichem Haar und strahlenden blauen Augen, hatte eine merkwürdig gewagte Behauptung aufgestellt, wegen deren er von den anderen ausgelacht wurde.

„Ich habe schon manchen kennen gelernt," sagte der Aelteste, „welcher erklärte, er brauche nur eine Sache zu wollen, und alles, was nach der Natur der Dinge ordentlich vor sich gehen müsse, gerate zum Unglück. Aber ein solcher Mensch ist mir noch nie vorgekommen wie du, lieber Hermann, der nicht nur der Meinung ist, daß alles glücke, was eine Beziehung auf ihn habe, sondern sich sogar fest einbildet, er erhalte alles, was er sich wünsche."

„Ich habe sonst nie davon gesprochen, Friedrich," entgegnete Hermann, „und eigentlich bereue ich, daß mir der ungewohnte Wein die Zunge gelöst hat. Aber da mir einmal die Worte entschlüpft sind, so mag ich mich nicht mit verlegenen Redensarten zurückziehen. Ja, es ist wahr, daß ich bis heute alles erlangt habe, was ich mir wünschte. Ihr müßt freilich verstehen: recht wünschte. Ich meine nicht etwa jeden törichten Einfall, der einem so einmal durch den Kopf blitzt, der vielleicht gar nicht aus unserer innersten Natur gekommen ist; sondern ich rede von jenen Wünschen, die tief aus uns herauswachsen, ohne unser Wollen, die sich immer von selber wieder erneuern, und die vielleicht so mit uns verbunden sind, daß sie oft nur wenig oder gar nicht in unser Bewußtsein gelangen. Ich bin das Kind einer armen Wäscherin in einer kleinen Stadt und hatte außer dem schönen Altarstück in unserer Kirche von Lucas Cranach aus seiner besten Zeit nie ein Bild gesehen; und es kam mir gar nicht der Gedanke, daß dieses wundervolle Werk doch von einem Manne gemalt sein müsse, und daß ich selber etwa ein solcher Mann werden könne, welcher solches male; dennoch sehnte sich meine

*) Aus dem Novellenbuche „Die Hochzeit", das bei Meyer und Jessen in Berlin erschienen ist.

Digitized by Google

Seele nach der Kunst, und die Sehnsucht zog die Erfüllung an auf abenteuerlichen Wegen, die kein Mensch hätte ahnen können."

„Und welcher Art müßte nun ein Wunsch sein, der heute die Erfüllung so anzöge?" fragte der dritte Freund, ein stiller, nachdenklicher junger Mann mit gläubigen, großen Augen.

„Laß mich die Augen schließen, Otto!" erwiderte der andere; dann begann er und fuhr in immer schnellerer Sprechart fort: „Ich bin gestern am rückseitigen Abhang des Gianiculo gegangen, zwischen den hohen Mauern der Vignen, wo man zuweilen durch ein zufällig geöffnetes Tor auf das wellige Land, Weingänge und die einsam in der Luft schwebende Kuppel von Sankt Peter sieht. Da war ein alter kleiner Palazzo, er stand auf einer Terrasse, der untere Raum war eine einzige Halle mit drei Bogen, über welche von dem eisengeschmiedeten Balkon von oben gelbe Rosen herunterhingen. In dem mittleren Bogen stand eine wunderschöne Frau von einer königlichen Haltung in dunkelrotem Gewand, welches durch einen goldenen Gürtel gehalten wurde. Ihr rechter Arm griff nach oben, zu einer von den hängenden gelben Rosen, und der weite Aermel war zurückgefallen, so daß der Arm fast bis zum Ellenbogen nackt war. Diese Frau soll mich lieben."

Herman öffnete die Augen und lächelte verlegen, als wolle er alles in einen Scherz ziehen. Ein Ausdruck des Befremdens huschte über Friedrichs Gesicht. „Was hast du?" fragte Hermann. „Nichts," erwiderte der andere; „aber ich will dir ausmalen, wie es sein müßte, wenn sie dich liebte. Du müßtest da zwischen den hohen Mauern gehen, und oben auf der Mauer wäre plötzlich ein eiserner Balkon herausgebaut, korbartig gebaucht —"

„Ein solcher Balkon ist wirklich auf der Mauer", fiel Hermann ein.

„Nichts Ungewöhnliches", fuhr Friedrich fort. „Du würdest vor dich hinsehen, und wie du, voller phantastischer Gedanken, Hoffnungen und Träume, unter dem Balkon durchgehst, fällt plötzlich eine gelbe Rose vor deine Füße, und du hörst ein silbernes Lachen — ja, ein silbernes, wie ein Silberglöckchen klingelt. Du siehst auf, aber du erblickst niemanden. Befangen und fast wie im Traum gehst du weiter, da stehst du vor dem großen eisernen Tor der Vigna. Es ist nur angelehnt. Du öffnest es zaudernd ein wenig und trittst ein; und wie du schüchtern dastehst, den Torflügel hinter dir in der Hand, da siehst du in der dreibogigen unteren Halle des kleinen Palazzo im Hintergrunde die Dame die Treppe hinaufgehen; du weißt, es ist die Dame in dem dunkelroten Kleid, obgleich du auf dem dunklen Hintergrunde nichts genau erkennen kannst; — und vielleicht träumst du das auch nur?"

Friedrich schwieg unvermittelt, und ein sonderbares Unbehagen überkam die beiden andern. Zuerst sprach Otto. Er sagte, mit Anstrengung lachend: „Was sind das für Phantasien aus Büchern! und weshalb sind wir so verstimmt? — Aber ich glaube, was uns so erschreckt hat, das war dein Ton, Friedrich, und besonders die Art, wie du den letzten Satz aussprachst." Friedrich lachte, goß aus dem gemeinsamen Fiasko sich ein neues Glas ein und trank. Mit einiger Anstrengung erreichten die drei wieder den Zustand ihrer vorigen unbefangenen Heiterkeit.

Gegen den Abend ging Hermann den Weg am Abhang des Gianiculo, von welchem gesprochen war. Langsam ging er zwischen hohen Mauern und blickte still vor sich hin. Alles war still, in den Lüften, und hinter den hohen Mauern, und auf der gepflasterten engen Straße, die sich zwischen den hohen Mauern hinwand. Wann waren diese Mauern gebaut — vor Jahrhunderten, vor tausend Jahren? Aus Steinen, welche da im Boden lagen von uralten Zeiten der Römer, von vornehmen Landhäusern mit Springbrunnen und Marmorfiguren, Mosaikfußböden und Wandverkleidungen aus kostbaren Platten. Oftmals war der Verputz abgefallen von den Mauern, und man sah die wunderlichen Trümmerstücke, welche durch den Mörtel zusammengehalten wurden: ungeformte Travertinblöcke, einzelne Ziegel von altrömischer Form und größere Stücke noch zusammenhängender Ziegel; runde Marmorstücke, vielleicht ein Arm oder Bein einer Figur, die etwa von einem Reichen vor zweitausend Jahren als kostbarer Schatz aus Griechenland herübergebracht war, oder vielleicht war es auch nur

Digitized by Google

eine schlechte Nachahmung eines römischen Handwerkers, die ein ungebildeter Emporkömmling gekauft hatte; schmälere Marmorstreifen, welche Platten einer alten Hausverkleidung sein mochten oder vielleicht auch ein schönes Relief waren; und gelegentlich ein Stück Citrin, Verde antico oder Rosso antico. Wann waren diese Mauern gebaut, wie waren diese alten Häuser verfallen, an deren Stelle nun Gartenbeete waren, Olivenbäume und Weinranken — die Platten der gepflasterten Straße hatten tiefe Einschnitte von den seltenen Wagen, die hier fuhren; vielleicht einmal am Tage ein Wagen; aber die Räder hatten tiefe Spuren gemacht in den Jahrhunderten, und die Radnaben hatten an beiden Seiten in die Mauern Einschnitte gemacht; immer andere Wagen waren gefahren in Jahrhunderten, immer andere Männer hatten oben auf der Last gesessen und die Peitsche mit roter Quaste gehalten, immer andere Maultiere hatten klingelnd, kopfnickend und trippelnd diese Wagen gezogen; aber die Geleise waren dieselben, und die Einschnitte in den Mauern hatten dieselbe Höhe.

Oben auf der Mauer war plötzlich ein eiserner Balkon herausgebaut, korbartig gebaucht, zu dem von innen wohl eine kleine Treppe hinaufführte — oder vielleicht war innen die Erde so hoch wie diese Mauer, und der Weg war nicht in gleicher Höhe mit dem Boden der Gärten, sondern war so tief eingeschnitten seit uralten Zeiten, wie die Mauern hoch sind; oder der Boden hat sich erhöht seit uralten Zeiten so hoch, wie die Mauern sind — dieser Balkon war so schmal, daß kaum zwei Menschen in ihm hätten stehen können; aber es sollte auch wohl nur eine einzige Frau in ihm stehen, die Arme auf die dünne eiserne Brüstung gelehnt, die Arme in weiten Aermeln eines dunkelroten Sammetkleides; sehnsüchtig niederschauend auf den stillen Weg, der nach der einen Richtung auf den Gipfel des Berges führte mit einem weiten Blick auf die Stadt, und nach der anderen Richtung, zwischen Mauern und Mauern hindurch, in das weite Land. Träumend ging Hermann unter dem Balkon, da fiel, geschleudert im Schwung, eine gelbe Rose zu seinen Füßen nieder; sie war voll aufgeblüht, und einige der äußeren Blätter hatten sich gelöst durch den Fall. Erschreckt blickte Hermann in die Höhe, aber er erblickte niemanden, und er hörte nicht das Lachen, das silberne Lachen, welches sein sollte, wie wenn ein Silberglöckchen klingelt. Träumend ging er weiter, und seine Augen suchten an der alten Mauer, bis zu dem eisernen Tor der Vigna. Das Tor war nur angelehnt. Zaudernd öffnete er es ein wenig und trat ein; und wie er schüchtern dastand, den Torflügel hinter sich noch haltend, da dehnte sich hügelig ein bebautes Land, und der kleine alte Palazzo war da, und in der dreibogigen kleinen Halle ging die Dame langsam die Treppe hinauf zu den oberen Räumen.

Mit zitterndem Herzen und auf den Spitzen der Füße ging Hermann weiter in den stillen Garten unter überhängendem Gebüsch dunkler Zweige, zwischen denen goldene große Orangen glänzten, an alten Marmortrümmern vorbei, welche entlang aufgestellt waren, etwa einem Sarkophag mit eingemeißelten Amoretten, oder Säulenknäufen und einem Römerbilde in der Toga und mit aufrechter Haltung. Dann war da die Halle; sie war ausgemalt mit rankenden Rosenzweigen um ein zierliches Gitter; bunte Vögelchen kamen hier und da zum Vorschein zwischen den Blättern, und nackte Kinder kletterten in dem Gitter und zwischen den Zweigen, aufmerksam auf eine große Rose gewendet, oder auf ein singendes Vögelchen, das sie zu erhaschen dachten. —

Die beiden standen umschlungen am Fenster und schauten in den mitternächtigen Garten hinaus. Dunkel und ungeformt erschienen Bäume, Beete und Lauben. Am Himmel schwebte die strahlende Kuppel von Sankt Peter, welche zu einem seltenen Feste mit vielen Tausenden von Lampen behängt war. Das Volk drängte sich wohl auf dem Platz, zwischen den Kolonnaden, um die Springbrunnen und den Obelisken, drängte sich die breite Treppe hinauf in den ungeheuren Dom. Aber von der unzähligen Schar schauender und staunender Menschen drang bis zu dem kleinen Palazzo nicht ein Laut; es war ein tiefes Schweigen in der Dunkelheit, und nur eine ferne Grille

Digitized by Google

zirpte ihr Lied; die flirrende erleuchtete Kuppel des Doms aber schwebte unter dem dunklen, sternenblitzenden Himmel.

Sie sagte zu ihm: „Du mußt mich nicht verachten, daß ich dich so schnell lieb gewonnen habe. Mir ist es, als seien wir schon seit langen Jahren vertraut. Als du in das Zimmer tratest, da lag mir auf der Zunge die Frage: Warum kommst du so spät?“

Er antwortete: „Wie kannst du sagen von Verachten, ich denke ja nichts und bin du.“

Sie sprach: „Alle meine Leute habe ich zu dem Fest geschickt, denn ich wollte allein sein in meinem Haus, wenn du kamst.“

Er fragte: „Wußtest du denn, daß ich kommen würde?“

Sie sprach: „Wußtest du denn nicht, daß ich dich erwartete?“

Da neigte er den Kopf und erwiderte leise: „Ich wußte, daß du mich erwartetest, aber ich kann nicht begreifen, wie ich das wissen konnte.“

Sie küßte seine Stirn, und er kniete vor ihr, sie streichelte sein feines, helles Haar, und er umfaßte ihre Knie. Nach einer langen Weile sagte sie: „Du mußt nie glauben, was die Leute über mich sagen. Die Leute wissen viel über mich zu erzählen. Denn du mußt wissen, daß ich viele Männer geliebt habe vor dir. Aber wenn auch jedes Wort wahr wäre, was dir einer über mich sagt, so wäre das Ganze doch gelogen, denn keiner kann wissen, was ich in meinem Herzen fühle, und keiner kann wissen, wie ich dich liebe. Denn seit langen Jahren habe ich mich nach dir gesehnt. Ich habe nichts gewußt von dir, und du lebtest wohl noch in deiner Heimat, da habe ich mich schon nach dir gesehnt. Und als du gestern vorbeigingst an meiner Mauer, da wußte ich: das ist der Mann, nach dem ich mich so lange gesehnt habe. Und wäre er früher gekommen, so hätte ich nie einen andern geliebt, nie einen andern von den vielen, welche ich geliebt habe in meinem Leben; sondern ich hätte immer nur ihn geliebt. Ach, Lieber, weshalb bist du nicht früher gekommen! So lange habe ich mich gesehnt nach dir, und so weit habe ich mich verirrt in unwegsamem Walde durch meine Sehnsucht. Aber du mußt wissen: Ich schäme mich nicht, daß ich im Walde verirrt war, und daß ich viele Männer geliebt habe vor dir; denn das alles war wohl nötig, und ohne das würde ich jetzt nicht verstehen, dich zu lieben; denn die Liebe ist eine Kunst, welche gelernt werden muß; und alles, was ich gelernt habe, das habe ich nun für dich gelernt.“

Nur einzelne befremdende Worte flossen verständlich an Hermanns Ohr vorbei, aber er verstand nicht, was sie bedeuteten und meinten, nur kam in sein ruhiges Glücksgefühl eine Unruhe, und es war plötzlich eine Art Erstaunen in ihm, was das eigentlich für ein wunderbares Abenteuer sei; denn bis dahin war ihm alles ganz natürlich erschienen und selbstverständlich, wie uns auch im Traume die wunderlichsten Dinge als natürlich erscheinen. Aber schnell huschte das alles vor seinem Geiste vorbei, indem er auf einer niedrigen, teppichbedeckten Truhe saß und ihren Bewegungen zuschaute. Sie ging mit untergeschlagenen Armen im Raume auf und ab, mit zurückgeworfenem Haupt, dessen Haar in dunklen Flechten über ihren stolzen Nacken herabfiel. Dann nahm sie eine Mandoline, setzte den linken Fuß fest auf die Kante eines Stuhles, faßte die Mandoline in ihre Arme und beugte sich über, ihn mit feuchten, sehnsüchtigen Blicken anschauend. Wie klang doch diese Mandoline? Es waren volle Akkorde, die er hörte, die wohl von einem ganz anderen Instrument kommen mußten; oder hatte ihn vielleicht der Wein verwirrt, der rot aus der Karaffe funkelte auf dem geschnitzten Tisch? Oder war es die Liebe, die ihn so wunderlich verworren machte? Oder wie? War denn alles nur ein Traum? Da sang sie mit ihrer wundervollen, tiefen, ruhigen Stimme ein träumerisches, süßes Liebeslied.

Er ging zurück in die Morgenfrische. Noch war der blaue Himmel über der engen Straße zwischen den Mauern. Er lachte. Weshalb lachen wir? Wir lachen wohl auch aus Glück. Im Herzen war ihm leicht, sein Sinn war gedankenlos, ruhig und heiter war alles. Die festen und die voll aufgeblühten Rosen hingen da zwischen dem eisengeschmiedeten verzierten Gitter des Balkons über den Weg, glänzende, feste Blätter. Eine Lerche mußte wohl singend in die Höhe steigen, aber hier war keine Lerche.

Digitized by Google

War nicht eine Nachtigall gewesen in der Nacht? Es ist schwer, sich zu erinnern, es war alles so still gewesen.

Friedrich begegnete ihm mit überwachtem Gesicht und verstörten Mienen. Er faßte seine Hand: „Du warst diese Nacht bei Armida?“ Plötzlich fiel Hermann ein, was sie gesagt hatte, als sie umschlungen am Fenster standen, daß die Menschen Böses über sie sprächen. Er riß seine Hand los und rief wild: „Was willst du sagen?“ Friedrichs Antlitz verzerrte sich, und er erwiderte: „Was du weißt.“ Auf der Straße lag ein zackiger Stein, der oben an der Mauer losgebrochen war. Hermann fühlte, wie er den Stein ergriff und gegen seines Freundes Stirne schwang. Dann lag Friedrich auf dem Boden, bleich, mit geschlossenen Augen; Hermann war über ihn gebeugt und wunderte sich, daß da Blut tropfte. Ein kleines Rinnsal dunklen Blutes floß schon auf der Steinplatte. Er hatte die Hand unter seines Freundes Haupt; die Hand war besudelt und klebrig von Blut.

Friedrich öffnete die Augen. „Gib mir mein Skizzenbuch“, bat er. Hermann zog ihm das Buch vorsichtig aus der Brusttasche, öffnete es und reichte es ihm. Er erkannte eine Zeichnung des kleinen Palazzo, der Frau, des kleinen eisernen Balkons. Mühsam schrieb der Freund ein: „Unglücklicher Fall, niemanden verdächtigen“; dann sprach er: „Hole Hilfe“; dann schloß er ohnmächtig wieder die Augen. Hermann lief, lief und schrie nach Hilfe. Zwei Leute kamen aus einer Vigna. Er kehrte mit ihnen zurück. Sie hoben eine Tür aus, legten den Verwundeten darauf und trugen ihn nach der Stadt; Hermann sah, wie sich plötzlich sein Gesicht veränderte, die Nase spitz wurde und die geschlossenen Augen einfielen. Er war unterwegs gestorben.

Hermann saß in der Werkstätte Ottos; auf dem Tisch brannte ein römisches Oellämpchen, und der große, hohe Raum war dunkel, so daß das Gefühl war, als sei er unendlich. Er hatte seinem Freunde alles erzählt, die Liebesnacht und den Mord. Er schloß seinen Bericht, indem er sagte. „Ich habe ihn mit Vorsatz getötet; denn ich weiß, wenn ganz dasselbe noch einmal sein könnte, so würde ich ihn wieder töten. Das muß doch Vorsatz sein. Dennoch bin ich ruhig, denn ich weiß, daß auch Friedrich einen Mordwillen hatte, als er mir entgegenkam; und seine Reden waren gemeint wie ein Mord, und als er zu mir sagte: „Was du weißt“, da war es wie ein Messerstich ins Herz. Ich kann das nicht anders sagen. Es waren nur Worte, aber in seinen Worten lag Mord. Das war auch wohl der Grund, daß ich ihn getötet habe; denn wenn du mir dasselbe gesagt hättest, was er sagte, so hätte ich nur geweint; und ich glaube, ich hätte dich geküßt. Aber jetzt, wenn ich an alles andere denke mit ihm, an seine Bewegungen, sein Lachen, seinen Gesichtsausdruck, dann weiß ich: er zog den Mord an.“ Lange schwieg er. Dann kam der Schluß seiner Rede: „Und er war doch ein guter Mensch.“

Otto sah ihn lange nachsinnend an. Dann sprach er: „Das ist alles richtig, und es ist wahr, daß Friedrich durch seinen eigenen Willen gefallen ist. Aber du darfst jene Frau nie wieder besuchen.“

Ein Schauder überflog Hermanns Körper. „Ich weiß, daß ich das nicht darf, und entsetzlich wäre es, wenn ich wieder zu jener Frau ginge.“

Immer mußte er an die stille Straße denken, an den kühlen Morgen, und an den Körper des Sterbenden, wie das Blut in einem kleinen Rinnsal auf der Steinplatte floß. Ob vielleicht der Streifen des Blutes noch zu sehen war? Wenn es geregnet hätte, so wäre er fortgespült. Aber es war wochenlang heller Himmel gewesen. Vielleicht waren Menschen und Pferde über den Streifen hingegangen und hatten ihn vertreten. Und weshalb sollte er sich fürchten? Er konnte durch die Straße gehen und mit den Augen auf dem Boden suchen. Er mußte ja nicht stehen bleiben, er konnte langsam weitergehen.

Er ging durch die Straße, und ging vorbei an der Stelle, und der Streifen war verschwunden. Er ging weiter, unter dem Balkon vorbei, dann einige Schritte weiter an dem Tor der Vigna vorbei. Er ließ den erhobenen Fuß sinken, kehrte um zu dem Tor; das Tor war nur angelehnt. Er öffnete es zaudernd ein

Digitized by Google

wenig und trat ein; und wie er befangen dastand, wie träumend, und den Torflügel hinter sich in der Hand hielt, da sah er in langem schwarzen Gewande die Frau auf den kleien Palazzo zuschreiten, und den Fuß heben und in die Halle treten und die dunkle Treppe im Hintergrunde hinaufsteigen.

Und wie er oben bei ihr war in dem bekannten Raume, da fragte sie und hatte ihre Arme um seinen Hals geschlungen: „Weshalb habe ich so lange harren müssen? Am Tage habe ich ausgeschaut von meinem eisernen Balkon aus, und des Nachts habe ich die brennende Lampe in das Fenster gesetzt, und habe meinen Stuhl in die Fensterhöhlung gesetzt."

Er erwiderte: „Weißt du nicht, daß ich gemordet habe?" Sie nickte still mit dem Kopf. Da faßte ihn ein wildes Entsetzen, und er riß sich los, eilte die Treppe hinab, lief durch den Garten und stürzte die Straße weiter; weithin führte die Straße zwischen den Mauern, und einmal standen zwei Pinien am Eingange einer Vigna. Er aber fühlte nun, daß er ein Mörder war, und daß es ihn jagte — jagte -- wohin - wohin.

Arthur Vollmer.

Von

Julius Bab.

Er ist wahrhaftig vierzig Jahre am Königlichen Schauspielhaus in Berlin — nicht etwa beim Theater, nicht etwa beim berlinischen Theater, sondern am Königlichen Hoftheater in Berlin. Man glaubt nicht, daß eines Menschen lebendige Kunst dergleichen aushält. Arthur Vollmers Kunst aber hat es ausgehalten. Und wenn seinen heutigen Theatergebilden die Spuren des Alters natürlich hie und da in einem Lockerwerden der Linien, einem Nachlassen der Spannung anzumerken sind, die Reinheit seiner Kunst, die menschliche Echtheit jedes Tons und jeder Gebärde hat um nichts gelitten.

Dabei kann man eigentlich kaum sagen, daß Arthur Vollmer, seit vierzig Jahren erster Komiker an früher dem ersten, immer noch einem der ersten Theater Berlins, eine populäre Berliner Figur ist. Mit dem, was früher Helmerding und Thomas, später Thielscher und Giampietro für die Berliner gewesen sind, hält die Popularität eines solchen Künstlers schon deshalb keinen Vergleich aus, weil seine Werke in einem edleren, minder marktgängigen Metall getrieben sind, nicht verbrüdert mit Gassenhauern, die jeder Schusterjunge pfeift. Aber auch Georg Engels, der doch in der zweiten Hälfte seiner Laufbahn in literarischen Sphären weilte, war den Berlinern näher gekommen. Und das lag zum Teil wohl an der größeren Betriebsamkeit, an dem modernen Leben der Bühnen, an denen er wirkte. Aber neben solchen äußeren gab es doch auch einen inneren Grund. Der Art des Engelsschen Humors waren die Berliner durchaus wahlverwandt. Engels war von der Waterkant, aber er war gut einberlinert. Seine nordisch straffe Art kam der trockenen Festigkeit des Berliner Witzes entgegen, und tatsächlich war der herrschende Ton seiner Komik nicht Humor, sondern Witz. Ein Witz, der bei aller eminenten psychologischen Einfühlung, bei aller erstaunlichen Leibhaftigkeit der Darstellung doch immer ein wenig überlegene Kritik an dem Dargestellten übte. Diesem Geist fühlt sich der Berliner durchaus verwandt, von diesem Geist aber ist Vollmers Kunst nicht. Das Lustige an seinen Gestalten kommt nicht aus der Kritik, sondern aus der Freude, nicht aus dem überlegenen Spott, sondern aus der hingebenden Liebe. Er ist kein Satiriker, sondern ein Humorist. Er ist nicht von Daumiers Art, sondern von Spitzwegs, und seine Figuren erinnern nicht an Thomas Theodor Heine, sondern etwa an Oberländer. So viel gütige, nie mithassende, stets mitliebende Menschlichkeit ist aber dem Berliner im Grunde fremd; nicht weil er bösartig ist, sondern weil er, aus seinen gutartigen Instinkten ins Reich des Bewußtseins heraustretend, sich vor allem kritisch an seinen Geistesgaben freuen und die Ueberlegenheit

Digitized by Google

seines Witzes an den Mitmenschen üben will. Darum hat Vollmers durch und durch liebreiche Kunst in Berlin nie eigentlich Massen hinter sich gehabt, wie sehr er auch in all diesen Jahrzehnten die Freude und oft genug der Trost der Kunstfreunde gewesen ist, die das Königliche Schauspielhaus besuchten. Diese wenigen und das gute alte abonnierende Schauspielhauspublikum, die Geheimrätinnen im Parkett und die Kanzleirätinnen im zweiten Rang, dies Völkchen, dessen altmodische Theatertreue man bei solchen Gelegenheiten lieben lernt, sie waren es allein, die am Jubiläumsabend dem vierzigjährigen Mitgliede der Hofbühne zujubelten.

Daß ihm in all den vierzig Jahren nichts von dem angeflogen ist, was uns im üblen Sinne „Hoftheater" heißt, ist vielleicht Vollmers bester Ruhm. Wenn er vor der falschen Feierlichkeit durch sein Fach geschützt war, so doch nur durch seinen Takt und die Stärke seiner Individualität vor den ledernen Konventionen, die die Hoftheater auch für den Mann gezüchtet haben, der durch bestimmte Arten zu stottern und zu stolpern sich als „Komiker" legitimiert. Vollmer nahm, wie der echte Menschendarsteller es soll, jede seiner Wirkungen aus der angeborenen Eigenart seines Leibes — des Leibes, der ja für uns Menschen dort, wo er von künstlerischer Kraft durchgeschüttelt wird, das untrügliche Anzeichen der inneren Artung ist. An Vollmers Leib ist alles lang, schmal und scheinbar schloddrig. Und lang und schloddrig scheint auch die Stimme, die sich mit einem leise heulenden, gurgelnden Laut zwischen die Backenknochen hindurchwindet. Es ist der Eindruck großer Energielosigkeit, innerer Widerstandslosigkeit, der aus diesen Formen zunächst hervorgeht, und der, sobald die erhebliche innere Spannkraft des Künstlers Willensäußerungen erzwingt, einen erschütternd komischen Kontrast ausübt. So kontrastiert die riesige Großmäuligkeit des Fähnrichs Pistol mit der formlosen, feigen Schlamprigkeit seines Leibes, so die angenommene Würde Malvolios mit seiner natürlich weichknochigen Konstitution, so des feisten Hauptmanns Blinzenau Diensteifer mit seinen körperlichen Möglichkeiten. Dieser komische Grundkontrast nun, der niemals benutzt wird, um die Menschen zu verhöhnen, sondern nur, um sich mit etwas mitleidigem Lächeln ihrer drollig vergeblichen Bemühungen zu erfreuen, er ist auch ernsthafterer Variationen fähig. Ich habe einmal ein sehr unwesentliches neueres Stück gesehen, wo sich das Verhältnis fast ins Bedrohliche umkehrte: Vollmer spielte eine bedenkliche Berliner Hinterhausgestalt, und da war das schlenkrig Gebeugte der Schein, und das drohend Aufgereckte das plötzlich durchleuchtende Wesen des Mannes. Und so kommt in Vollmers berühmten Schmock der Kontrast innerer Hilflosigkeit mit einer vergeblich festgehaltenen Würde direkt an die Grenze des Tragischen. Man lacht mit dem Gefühl, daß man gleich weinen wird. Mit so reinem, gutem Gefühl ist hier das Wesen einer armen, hilflosen, ihrer Situation nicht gewachsenen Kreatur empfangen und gegeben. An diesem Punkte aber, wo Komisches und Tragisches ineinandergleiten, legitimiert sich Vollmers Künstlerschaft als ein Gewächs aus der tiefsten Wurzel aller Kunst, als eine echte und rechte Genialität.

Neue Bücher.

Otto Hauser, Der Roman des Auslands seit 1800. (Ordentliche Veröffentlichung der „Pädagogischen Literatur-Gesellschaft Neue Bahnen".) R. Voigtländers Verlag in Leipzig 1913.

Die verschiedenen Abschnitte dieses Buches sind von sehr ungleichem Werte, und im Ganzen kann es sich mit dem in der gleichen Sammlung erschienenen, sehr verdienstvollen Buche „Die Entwicklung der deutschen Literatur seit 1830" von Georg Witkowski nicht im Entferntesten messen. Natürlich kann auf dem geringen Raume von 181 Seiten nur eine ganz summarische Behandlung des umfangreichen Stoffes erfolgen, aber der Verfasser behandelt oft Belangloses viel ausführlicher als Wesentliches und hat auch für die geistigen und künstlerischen Leistungen der verschiedenen Völker nicht das gleiche Verständnis. Von den größeren Kapiteln scheint mir am relativ besten

Digitized by Google

gelungen das über den englischen Roman. Der literarische Charakter von Scott, Bulwer, Disreali, die künstlerische Eigenart von Poe, Dickens, Thackeray beispielsweise sind treffend und erschöpfend analysiert. Von den großen französischen Romandichtern ist nur Flaubert, der hervorragendste, richtig erfaßt und geschildert. Dagegen fehlt dem Verfasser jede Spur von Verständnis für die künstlerische Bedeutung eines Balzac, Zola, Maupassant. Auch das Kapitel „Der Roman der Skandinavier" gibt zu mancherlei Ausstellungen Anlaß. Zwar sind der dänische Märchendichter Andersen und der Romandichter Jacobsen vortrefflich charakterisiert, aber Hermann Bang, Peter Nansen, Gustav Esman und Gustav Wied lassen sich doch wohl unmöglich in einem halben Satze abtun. Dasselbe gilt beispielsweise von Knut Hamsun bei den Norwegern, deren überschätzter Vertreter Björnson eine ganze Seite erhält, und über den Schweden Strindberg finden wir nichts als ein paar Titel und oberflächliche Inhaltsandeutungen. Besser ist das Kapitel über den slawischen Roman ausgefallen, wo die vier großen Russen Gontscharow, Turgenjew, Dostojewskij und Tolstoj klar wiedergegeben sind, was freilich bei ihren wenig komplizierten Naturen auch nicht schwer ist. Im Allgemeinen aber darf man zu der Sachkenntnis und Urteilsreife des Verfassers nicht viel Zutrauen haben. W. B.

Georg Heym „Marathon", (Verlag A. R. Meyer, Berlin-Wilmersdorf).

Ein verwehtes Lied klingt zu uns herüber aus den frühen Tagen Georg Heyms, des allzufrüh Vollendeten. Diese zwölf Sonette, die Balduin Möllhausen bisher in Freundeshut hielt, vermögen dem Bilde, das die große Hinterlassenschaft dieses Dichters für immer umrissen hat, kaum eine neue Nüance hinzuzufügen. Und doch ist es interessant, hier den Keimen der Heymschen Kunst nachzuspüren. In den oft noch unbeholfenen Wortgefügen dieses visionär erschauten und fein gegliederten Schlachtenbildes bebt schon der dunkle, schwere Rhythmus, aus dem die stärksten Gedichte des „Ewigen Tages" geboren sind. Schon ist das Gräßliche in das Heroische verschlungen und im schwarzen Flügelschlag der Aasgeier, die beutegierig von den fernsten Küsten dem Blutgeruch nach zur Walstatt flattern, rauscht die Melodie, die „Umbra vitae" beherrscht. Heyms grelle Phantasie malt ein berauschendes Gewoge asiatischer Völkerscharen und der metallene Hall des heranschreitenden Griechenheers lebt in der wilden, männlichen Kraft seiner Strophen.

Gewiß ist alles, was wir von Heym schon besaßen, bedeutender als diese Jugendsonette. Und doch danken wir dem Herausgeber dafür, daß er sie uns nicht länger vorenthielt. Denn das Schicksal hat uns zur Bescheidung gezwungen — und so nehmen wir sie gern dahin, für die große Verheißung, der keine Erfüllung gegeben war. Dr. C. F. W. Behl.

Die Schellenkappe. Lustige Historien von Rudolf Greinz. Verlag von L. Staackmann in Leipzig 1914.

Seinen bereits zu einer stattlichen Bändezahl gediehenen lustigen Tiroler Geschichten fügt Rudolf Greinz, der fruchtbarste, bodenständigste und erfolgreichste Erzähler seines Heimatlandes diesmal ein Bändchen Schnurren bei, die ihr Stoffgebiet außerhalb der Tiroler Berge, auf verschiedenen Gebieten des öffentlichen Lebens suchen, dessen Drolligkeiten und Verkehrtheiten er unter seine Narrenpritsche bringt. Obwohl diese heiteren Kurzgeschichten natürlich keinem hohen literarischen Ziele nachstreben, so ermangeln sie doch keineswegs mancher poetischen Feinheiten, wie gleich die erste Geschichte vom „lieben Gott und dem Zensor" oder die reizende Skizze „Das Stammbuch". Greinzens großer Lesergemeinde wird seine jüngste humorvolle Gabe jedenfalls manche fröhliche Stunde bereiten.

Viktor Wall (Wien).

Herausgeber: Dr. Heinrich Ilgenstein und Dr. Wilhelm Bolze. — Verantwortlich: Dr. Heinrich Ilgenstein, Wilmersdorf, Pfalzburgerstr. 53. — Verlag: Hellmuth Johnke, Berlin W. 15. — Oesterreich-Ungarn: Huber & Lahme Nachf., Wien I, Herrengasse 6. — Verantwortlich für die Inserate: Franz Rausch, Berlin W. — Druck und Postvertrieb: Paß & Garleb G.m.b.H. Berlin W. 57.

Digitized by Google

Die Gegenwart

Nr. 22 | Berlin, den 30. Mai 1914 | 43. Jahrgang Band 85.

Banausen.

Von

Heinrich Ilgenstein.

„Freudigkeit ist die Mutter aller Tugenden..."
Goethe.

Die geradezu musterhafte Duldsamkeit, mit der der deutsche Staatsbürger, darin alle anderen Nationen weit überflügelnd, sich durch immer neue Besteuerungen seit Jahrzehnten das Leben verteuern läßt, begeistert die Berliner Stadtväter zu einem Steuerprojekt, dessen Verwirklichung für Berlin als Theater- und Kunstmetropole eine nicht wieder gut zu machende Katastrophe bedeuten würde.

Es ist der alte, kulturwidrige Gedanke, nur das Leid als naturnotwendige Unentbehrlichkeit, Lust und Freude aber als überflüssigen Luxus zu betrachten, der nicht hoch genug besteuert werden kann. Jede Konzert- und Theateraufführung, ob höherem Kunstinteresse oder harmloser Fröhlichkeit dienend, jede Lustsamkeit, jedes befreiende Lachen oder vergnügte Schmunzeln soll künftighin mit einer Pönale von 18 Prozent vom Brutto belegt werden. Es ist nur konsequent, daß hierbei auch die seelischen Erschütterungen angesichts tragischer Schaustellungen als steuerbare „Lust" betrachtet werden, denn die Väter dieser neuen Steueridee haben mit Scharfsinn erkannt, daß die Tränen, die bei solcher Ergriffenheit den kunstbegeisterten Bürgern ins Auge treten, steuertechnisch betrachtet, Krokodilstränen sind, hinter denen sich doch eine — „geheime Lust" verbirgt.

Ueber das Banausentum von Menschen, die so wenig Respekt vor ihrem eigenen Lebensanspruch auf Lust haben, kein Wort. Und wer von den Beziehungen des Berliner Magistrats zur Kunst reden wollte, redete über etwas, was nicht existiert, nie existiert hat!

Es ist gigantisch, was hier, auf denkbar ungünstigstem Boden, der Arbeitsfleiß der Bürger im Einzelnen geleistet hat. Schandbar, wie dieser Bürger Magistratsvertretung schon zu unserer Großväter Zeiten, nach Art kleinlicher Krämerseelen nur für das nüchtern Praktische bemüht, sich nie zu einer Stadtkultur im höhern Sinne verpflichtet fühlte. Keine moderne Städtebauausstellung, kein Zweckverband kann heute mehr wettmachen, was dieser Berliner Magistrat damit gesündigt hat, daß er das Vergnügen an künstlerisch überwachter Hausarchitektur und die Freude an großzügig durchgeführten Straßenfluchten offenbar stets als „Lust" betrachtete, die nicht entbehrlicher oder gar zu besteuernder Luxus wäre. Was an Museen und Kunstsammlungen diese Stadt ziert, verdankt sie zum Unterschied von allen anderen Großstädten Deutschlands lediglich staatlicher oder fürstlicher Fürsorge. Die Stadt, die von allen Städten des Erdenrunds den saubersten Asphalt, die großartigste Kanalisation, die besten Krankenhäuser und das gesündeste Leitungswasser hat. Niemand wagt, im Zeitalter der Hygiene solcher Verdienste zu spotten. Wer aber behauptet, daß sich allein nach solch praktischen Gesichtspunkten Berlin wirklich zu einem der Hauptmittelpunkte wahren Kulturlebens machen läßt?

Die Verfechter des neuesten Berliner Steuerprojektes wenden ein, daß andere Städte Deutschlands schon längst eine sogenannte Lustbarkeitssteuer haben. Das stimmt. Aber diese Städte bringen in Gestalt von Subventionen für Stadttheater und für die Unterhaltung und Besitzvermehrung der städtischen Kunsthallen so ansehnliche Opfer, daß sie der kommunalen Ehrenpflicht, für ihrer Bürger künstlerische Erhebung und für ihrer Bürger Erholung zu sorgen, auch nach Verrechnung dieser Steuer

Digitized by Google

noch vollauf genügen. Bei dem kunst- und frohsinnsfremden Berliner Magistrat ist aber „Nichtsgeben“ in allen Dingen, die mit Theaterkunst und anständiger Unterhaltung zusammenhängen, von Alters her bis zum heutigen Tage stolze Tradition. Das ist also die kommunale Kunstfürsorge der Haupt- und Weltstadt Berlin! Sie will als einzige Kommune in Deutschland nach wie vor nichts geben, aber dafür doppelt nehmen. Doppelt nehmen, weil selbstverständlich die Berliner Theater- und Konzertunternehmungen wie alle Geschäftsbetriebe längst die üblichen Steuern bezahlen, jetzt aber noch die Extrabesteuerung der „Lust“ hinzukommen soll.

Es ist eine leider nur zu bewiesene Tatsache, daß infolge der wachsenden Rastlosigkeit der Menschen, infolge der Kinos und mancher anderer nicht gerade erfreulicher Zeiterscheinungen die deutsche Theaterkunst eine wirtschaftliche Krisis durchmacht, die für eine gesunde Weiterentwicklung dieses Kunstzweiges das Schlimmste befürchten läßt. Immer wieder hören wir, wie selbst in größeren Städten das einzige Theater am Ort wegen mangelnden Besuches die Vorstellungen ausfallen lassen muß, und Berlin hat als die Stadt, in der sowohl auf künstlerisch hochstehenden Tempeln der dramatischen Kunst wie auf Unterhaltungstheatern ständig der Pleitegeier sitzt, heute fast Weltberühmtheit erworben.

Diesen Zeitpunkt hält der famose Berliner Kommunalfreisinn für günstig, um den Privattheatern vermittels einer Lustbarkeitssteuer, die ohne Rücksicht auf den Etat des Theaters von der Bruttoeinnahme genommen werden soll, den Gnadenstoß zu geben. Die ersten Berliner Theaterleiter, wie Professor Max Reinhardt, wie Meinhard und Bernauer, rechnen es den Stadtweisen an ihren Büchern vor, daß der Reingewinn, den sie in den besten Jahren erzielt, nie groß genug gewesen wäre, um auch nur die Hälfte der geplanten Abgabe zu tragen. Scheinbar umsonst! Ein richtiger Kommunalfreisinniger hat genug der Lebensfreude, wenn er Sonntags seinen Zylinder und seinen Gehrock gratis spazieren führt. Ein richtiger Kommunalfreisinniger hat seine Abendunterhaltung im Parteiblättchen und kann nicht einsehen, daß Leute, die andere Lüste haben, nicht eine Pönale dafür zahlen sollten.

Wenn wirklich, wie Pessimisten prophezeien, dieser krämerhaft kunstfeindliche Unverstand siegt, so bedeutet das für Berlin eine Tat der Unkultur, die ihresgleichen sucht. Schon jetzt haben die Leiter der ersten Berliner Bühnen erklärt, daß sie in diesem Falle sofort in Liquidation eintreten müßten und würden. Weltberühmte Kunststätten wie das Berliner Deutsche Theater als Opfer der Berliner Stadträte! Ob dann der sauberste Asphalt und das gesündeste Leitungswasser wirklich die wirtschaftlichen und kulturellen Verluste wett machen werden, die auf das Konto der glücklich zu Tode besteuerten Lebensfreude kommen werden?

Die Menschwerdung.

Von

Dr. Wilhelm Wachter.

(Schluß.)

Die Kulturgeschichte muß für ewig die Frage offen lassen, welches Ereignis in der geistigen Entwicklung des urzeitlichen Tiermenschen den größten Sprung bedeute: ob das zielbewußte Herstellen und der beabsichtigte Gebrauch von Waffen und Werkzeugen, ob die Bändigung, Bereitung und Nutzanwendung des Feuers, ob die Verwendung tierischer Milch zum Abkürzen des protrahirten Säugegeschäfts der tiermenschlichen Mutter.

Jede einzelne dieser drei Errungenschaften ist eine Etappe auf dem Wege der endgültigen Menschwerdung; und alle zusammengenommen können sie in bezug auf ihre geistfördernde Tendenz heute von uns gar nicht mehr nach Gebühr gewürdigt werden. Man versuche es einmal, sich im Geist den Nutzen und die Erleichterung in der Lebensführung und Lebensfürsorge klar zu vergegenwärtigen, die eine jede dieser epochalen Entdeckungen dem werdenden Menschen damals brachte, und man wird annähernd begreifen können, welche Fülle von geistiger Schulung sie zugleich für ihn involvierten. Denn sobald der erste Lichtblitz wahrer

Digitized by Google

Erkenntnis sich des urzeitmenschlichen Bewußtseins bemächtigt hatte, mußte die unmittelbar darnach sich einstellende Furcht, alles Errungene wieder zu verlieren, das Gehirn zu unablässiger und angestrengtester Tätigkeit anstacheln. Der von da an einsetzende alteriert vermehrte Gebrauch des typisch-menschlichen Denkorgans bildete die physiologische Unterlage zu seiner starken Volumenzunahme sowohl, wie zu seinen charakteristischen Strukturverhältnissen. Dem Wettstreite zwischen der immer höher differenzierten, immer komplizierter gewundenen Substanz des typisch menschlichen Großhirns und der damit im Zusammenhang stehenden unaufhörlich zunehmenden geistigen Potenz desselben waren fortan keine Schranken mehr gesetzt.

Es ist anzunehmen, daß das Sprechvermögen zu den späteren Errungenschaften des auf dem mühsamen geistigen Entwicklungswege sich forttastenden Urzeitmenschen zählte. Jedenfalls hatte eine vollkommene Aufrichtung des Körpers längst schon stattgefunden, da sie notwendig vorausgehen mußte, um den Kehlkopf, den wichtigsten Teil des Sprechapparates, völlig freizulegen. Auch der menschliche Arm und weit mehr noch die typisch menschliche Hand verlangten zu ihrer Ausbildung unbedingt, daß sie von jeder Verpflichtung, den Körper zu stützen, zuvor entbunden wurden.

Die Erwägung: ich will mir eine Waffe herstellen, aus einem ganz bestimmten, hierzu besonders geeigneten Material, mit der ich eine ganz bestimmte, zum Voraus ins Auge gefaßte Wirkung erziele, dürfen wir bei dem noch erst auf der Schwelle zwischen Tier- und Menschtum lebenden Menschenanwärter nicht so ohne weiteres voraussetzen. Sie stellt schon einen fertigen Denkakt dar, der seinem zunächst nur mit der Potenz hierzu ausgerüsteten Gehirn jedenfalls nicht so leicht und schnell entsprang, wie etwa die Pallas Athene dem Haupte des Gottvaters Zeus.

Um zu diesem Denkakte zu gelangen, mußten unzählige einleitende Momente vorausgegangen sein, die erst auf dem langwierigen, mühsamen Umwege der Gewöhnung zustande kamen. Die wenigen noch jetzt lebenden anthropoiden Affen geben uns nach dieser Richtung hin leider so gut wie gar keine Anhaltspunkte. Von keinem glaubwürdigen Beobachter, von keinem zuverlässigen Forscher wurde uns noch je die Kunde, daß ein Gorilla, ein Schimpanse, ein Orang oder ein Hylobates in Fällen der Gefahr auch nur einen Holzprügel vom Wege aufgegriffen und sich damit verteidigt habe. Noch viel weniger aber, daß er einen ganz bestimmt beschaffenen oder gar einen eigens hierfür zurechtgerichteten aufbewahre und mit sich führe, obschon diese elementare Geistesbetätigung qualitiv sicherlich noch tiefer steht als das Zulegen von Holzstücken zu einen Feuer, für dessen wohltuende Wirkung gerade die Anthropoiden sich so sehr empfänglich zeigen.

Wollen wir uns also das Zustandekommen jenes primären Denkaktes, der das zielbewußte Anfertigen einer Waffe inaugurierte, wenigstens einigermaßen plausibel machen, so sind wir gezwungen, die hierfür erforderlichen einleitenden Bedingungen völlig frei zu rekonstruieren, wobei wir uns natürlich immer am meisten davor hüten müssen, daß wir den urzeitlichen Tiermenschen diese erste Staffel zur Menschwerdung nicht allzu schnell erklimmen lassen.

Die spärlichen, fossilen Menschenreste aus den älteren Diluvial- und jüngeren Tertiärschichten genügen immerhin, um rein sachlich wenigstens das eine einwandfrei festzustellen: der ehemalige Tiermensch war unstreitig eine exzessiv wehrlose Kreatur. Schon seine Gestalt hatte durchaus nichts Imponierendes an sich, sein Gebiß war eher zierlich als wehrhaft, wenngleich die Stirnwülste der Augenhöhlen und die Progeathik speziell des Unterkiefers ihm ein wildes, tierisches Aussehen verliehen haben mochten. Leicht möglich, daß ihm auch bereits der schützende Naturpanzer eines hieb- und bißfesten tierischen Haarkleides fehlte. Wir wissen ferner durch die in den gleichen Erdstraten eingebettet liegenden fossilen Tierreste, daß die tierischen Zeitgenossen jenes frühen Menschen nicht nur in bezug auf ihre Wehrhaftigkeit zu den furchtbarsten und am besten ausgerüsteten gehörten, die je die Erde hervorbrachte, sondern daß sie auch ungemein zahlreich waren. Somit liegt nichts näher — die so selten angetroffenen fossilen Menschenreste

Digitized by Google

jener früheren Epoche bestätigen es — als anzunehmen, daß in der weit zurückgelegenen Zeit, die dem Primärstadium der Menschwerdung voranging, der Tiermensch nahe daran war, als eine den damals auf der Erdoberfläche herrschenden Lebensbedingungen nicht mehr oder zu wenig angepaßte Gattung auszusterben. Hier nun setzt das entwicklungsgeschichtlich denkwürdigste, zur Menschwerdung endgültig verhelfende Moment ein. Wie zu einem bestimmten Zeitabschnitte der auf der Erdoberfläche stabil gewordenen Land- und Wasserverteilung der Tierklasse der Seesäuger kein anderer Ausweg blieb, als sich entweder in den Ozean zurückzuziehen oder mit ihren ungeschlachten Leibern auf dem Lande unterzugehen, so stand auch der frühe Mensch einmal vor der Alternative: entweder den Raubtieren vollends zum Opfer zu fallen, oder — Mittel und Wege zu finden, wie die infolge der damals herrschenden natürlichen Bedingungen reduzierte Wehrausrüstung korrigiert werden könnte.

„Die Not macht erfinderisch", ist einer der Sätze, die mit geradezu naturgesetzlicher Strenge und Zuverlässigkeit den Menschen auf Schritt und Tritt begleiten. Warum sollte er nicht auch damals schon sich bewährt haben, als das menschliche Gehirn den ersten Anstoß zu seiner typischen Tätigkeit erhielt? Was die großen Menschenaffen auch heute noch nicht fertig bringen — weil sie es dank ihrer wehrhaften Körperausrüstung nicht nötig haben —, daß sie die Schlagwirkung des Armes mit einem langen, schweren Holzstück hebelartig verstärken, daß sie die Wucht der Faust durch einen schweren Stein vermehren, war von den Urzeitmenschen vielleicht schon unzählige Generationen hindurch als eine durch den Erfolg gerechtfertigte Gewohnheitshandlung geübt und gepflegt worden.

Da müßte es denn einmal geschehen — und zwar gleichfalls auf dem Wege des rohen, empirischen Tastens —, daß es einem zum Entdecken besonders günstig veranlagten Individuum glückte, einen besonders gefürchteten Feind mit einem besonders beschaffenen Prügel auf eine besonders leichte Weise zu vernichten. Die plötzliche Befreiung von einem lange zuvor schon aufliegenden Druck entlastete, zugleich mit dem Gemüt, auch gewissermaßen das Gehirn des frühen Menschen. Das so bei ihm ausgelöste Freudeempfinden, das Behaglichkeits- und Sicherheitsgefühl prädisponierten dieses wichtige Körperorgan zu potenzierten Leistungen und führten so endlich die Geburtsstunde der ersten typisch menschlichen Erkenntnis herbei.

Der eigentliche Geistesfunken, der nunmehr jäh aufglomm, die eigentliche Geistestätigkeit, die nunmehr einsetzte, erzwangen von dem frühen Menschen das, was wir heute Aufmerksamkeit nennen. Er unterwarf das Schlagobjekt, mit dem er kurz zuvor eine so unerwartete und im höchsten Grade befreiende Wirkung erzielt hatte, einer eingehenderen Besichtigung, und er — erkannte, daß ihm diesmal der Zufall ein ganz besonders beschaffenes Holzstück, einen ganz besonders gestalteten Kieselstein in die Hände gespielt hatte. Die Erkenntnis gebar mit Blitzesschnelle das Urteil und dieses hinwiederum den Willen. Mit der Idee gehörte auch bereits das fertige, später mehr und mehr verbesserte Werkzeug oder Waffenstück zum Inventar des Tiermenschen. Mit ihr war der erste und zugleich wichtigste Schritt zur Annäherung an die Menschwerdung zurückgelegt.

Die im rasenden Tempo dem Aussterben entgegeneilende Gattung homo war gerettet. Ja, sie hatte nunmehr in dem zuvor für sie ungleichen Kampf ums Dasein die Oberhand gewonnen, dank der Waffe und dank dem Intellekte, der die letztere ersann und der, rastlos auf dem einmal betretenen Wege weitereilend, an den errungenen Erfolgen zu immer höheren Leistungen emporklomm. Damit war der urzeitliche Tiermensch ein für allemal aus dem eigentlichen Tierstadium herausgetreten; in die typisch menschliche Gestalt war der typisch menschliche Geist eingekehrt. Sie feierten Hochzeit — ihrer innigen Vereinigung entsprang als Produkt der homo sapiens.

Ihm erst dürfen wir jene grandiose Entdeckung zutrauen, die der Menschwerdung einen Vorschub leistete, wie sie ihn, außer dem Sprechvermögen, vielleicht kein zweites Mal mehr erleben durfte: Die Bändigung des Feuers und seine Nutzanwendung im Dienste des Menschen. Was wäre aus der Menschheit geworden, wenn sie in kritischer Zeit nicht das Feuer zum Freund

Digitized by Google

und Helfer gehabt hätte? Es schützte den frühen Menschen des Nachts vor Raubtieren und vor den Geistern, die noch im eigenen unverstandenen Innern hausten und Unheil stifteten. Durch seine Nutzanwendung zur Nahrungsbereitung wirkte es arterhaltend, erzog den Menschen zur Seßhaftigkeit und milderte somit zugleich seine Sitten und Gebräuche. Mit des Feuers Hilfe endlich war es dem Menschen erst möglich, die Grenzen seines klimatisch relativ kleinen Verbreitungsgebietes auf der Erdoberfläche um ein Beträchtliches weiter nach den Polen hin zu verschieben.

Damit allein schon wurde der eigentlichen Menschwerdung ein gar nicht hoch genug anzuschlagender Dienst erwiesen. Um dies recht verstehen zu können, trage man der ungeheuer weit zurückgelegenen Zeit Rechnung und gebe sich vor allem in bezug auf den Charakter, die Gesittung und das von Natur aus impulsive Temperament jenes frühen Menschen keinerlei Täuschung hin, drohte in der Urzeit durch allzu reichlichen Nachwuchs eine Uebervölkerung gewisser bevorzugter Gebietsteile und, damit Hand in Hand gehend, eine starke Abnahme der im Lande in natura vorhandenen Subsistenzmittel — dann gab es für den Urzeitmenschen kein einfacheres und näher liegendes Abwehrmittel als schonungsloseste Exstirpation der Nachkommenschaft.

Wie oft und in wie ausgedehntem Maße der für den Augenblick lebende und im Augenblick handelnde Urzeitmensch von diesem seinem souveränen Naturrechte Gebrauch machte, das hat freilich keine Historie registriert und rubriziert — daß diese typisch urzeitliche Gepflogenheit aber die Menschheit zeitweise fast zum Entgleisen gebracht hat, das bestätigen Sage und Mythos aller Kulturvölker der Erde, das bezeugen auch heute noch sämtliche Naturvölker, bei denen das Kindermorden, allein schon aus Trägheit und Indolenz, etwas so alltägliches ist, daß alle Verbote und Strafbestimmungen der weißen Landesherren demgegenüber bis jetzt fruchtlos blieben.

Indem das Feuer als Wärmespender dem Wohnbereich eine beinahe unbegrenzte Ausdehnung gab, wirkte es als wahrer Menschenfreund. Allein das Feuer zeigte sich auch noch in anderer Weise als arterhaltend und die Menschwerdung fördernd. Der Urzeitmensch war lange Zeit über nur Feuerbewahrer und noch keineswegs Feuererzeuger. Diese typisch menschliche Fertigkeit eignete er sich erst viel später an, da sie an seine geistige Potenz weit höhere Anforderungen stellte als wir bei ihm voraussetzen dürfen. Die vielfachen Bräuche und Gebräuche, die auch heute noch, über den ganzen Erdkreis hin verbreitet, ihre Spuren zurückgelassen, bestätigen die an sich schon naheliegende Annahme, daß der frühe Mensch ungemessene Zeiträume hindurch nur das von der Natur fertig gebotene Feuer benützt und mit ängstlicher Sorgfalt vor dem gänzlichen Erlöschen behütet hat.

Dem noch lange nicht seßhaften, in Wald- und Steppe umherstreifenden und jagenden Menschenhorden war das Weib zu gewissen Zeiten ein Hemmnis, eine Last; nicht minder alle Kinder, Kranken, Schwachen und Alten. Auch hier deuten uns die noch jetzt lebenden primitiven Völker den Weg an, den ehemals die tierartig auf Nahrungssuche ausgehende Menschenhorde einschlug, um sich ihre zu einem gedeihlichen Fortbestehenkönnen erforderliche Beweglichkeit zu sichern. Was nicht mitkam wurde entweder den Gefahren der Wildnis preisgegeben, oder von der eigenen Sippe gewaltsam vom Leben zum Tode befördert.

Da war nun dem Urzeitmenschen inzwischen im Feuer ein Freund erstanden, den er fast so sehr liebte wie sich selbst.

Dieser Freund forderte aber gebieterisch gewisse Opfer: man mußte ihn hüten, pflegen seiner warten, mußte dafür sorgen, daß er immer wieder frische Nahrung zugeschoben erhielt. Hierfür reichten aber auch die Kräfte des Weibes vollkommen aus. Selbst das kreisende Weib konnte ganz gut diese Funktionen noch so nebenher auf sich nehmen. Wo aber das Weib blieb, konnten auch die Kinder, die Kranken, die Gebrechlichen und die Alten sich niederlassen.

Die vom Urzeitweibe für den streitbaren und wehrhaften Urzeitmann behütete und gepflegte Feuerstätte, an welche dieser fortan immer wieder zurückkehrte, wurde zum ständigen Aufenthalt der ganzen Sippe, wurde zum Heim. So unterstützte das Feuer auch von der

Digitized by Google

Seite aus die Menschwerdung in einer Weise, wie wir es gleich zuversichtlich nur noch einer einzigen in jene frühe Zeit fallenden Entdeckung nachsagen können, der Anwendung der tierischen Milch als Ersatz für die Muttermilch.

Zu einer Zeit, da man den Gebrauch des Feuers im Dienste der Nahrungszubereitung noch nicht kannte, zu einer Zeit, da der Mensch, genau wie das Tier, alles Eßbare vollkommen roh vertilgte, war die Aufzucht des Neugeborenen nur dann mit einiger Aussicht auf Erfolg möglich, wenn es die Mutter recht lange mit dem eigenen Körpersaft ernährte. Die noch heute bei so vielen Naturvölkern anzutreffende, uns höchst fremdartig anmutende Geflogenheit, daß halbwüchsige Kinder stehend noch an der Mutterbrust saugen, rührt aus jenen weit zurückgelegenen Zeiten der Menschwerdung her. Das säugende Weib war aber bei den dermaligen Urzeitmenschen noch weit strenger von allen und jeglichen Freuden des Geschlechtslebens ausgeschlossen wie heute noch bei den primitiven Menschen. Mußte es nach der über Gebühr protrahierten Laktationszeit dann noch die schmerzliche Wahrnehmung machen, daß es an Körperreizen merklich eingebüßt hatte und daß infolgedessen andere Geschlechtsgenossinen vom Manne vorgezogen wurden, so lag für die Mutter der Urzeit nichts näher, als jeweils sofort nach der Geburt das Wesen zu vernichten, das sie von dem einzigen und am heftigsten begehrten Genusse, der dem Menschen jener frühen Epoche von der Natur geboten wurde, mit rigoroser Strenge ausschaltete.

Damit sind wir auf einer weiteren, deutlichen, bis in die Urzeit zurückführenden Spur angelangt, die uns über das bei allen primitiven Völkern ebenso skrupel- wie gedankenlos geübte Abtöten der kaum geborenen Kinder genügend Aufschluß gibt. Wieder stand die frühe Menschheit vor einem Abgrund — daß sie nicht hineinstürzte und so die untergegangenen Gattungen um eine weitere vermehrte, verdankte sie abermals der mehr und mehr überhandnehmenden geistigen Regsamkeit ihrer Einzelindividuen. Es war dem Menschen jener frühen Zeit gelungen, durch Darreichen von tierischer Milch die von den Müttern preisgegebenen Neugeborenen dauernd am Leben zu erhalten. Wie er dazu kam, auf welchem Umwege er diese Entdeckung machte, ist heute natürlich nicht mehr festzustellen. Gewiß spielte der Zufall auch hier eine große Rolle. Weitaus das wichtigste daran war jedenfalls die an die Beobachtung unmittelbar angeknüpfte Schlußfolgerung und deren Verwertung durch den praktischen Versuch; ein untrügliches Symptom der im Zunehmen begriffenen Menschwerdung.

Die Laktationszeit der Mutter war mit einem Schlage wesentlich verkürzt worden. Die natürlichen Reize der Mutter blieben länger erhalten, sie brauchte künftighin nicht mehr für so lange, von ihrem urzeitlich tardierten Begriffsvermögen gar nicht zu übersehende Zeit auf alles und jedes geschlechtliche Zusammenleben zu verzichten. Sie durfte Mutter sein und bleiben, ohne darum die Annehmlichkeiten einer begehrten Gattin aufgeben zu müssen. —

Der moderne Vollkulturmensch wird Mühe haben, dem Urzeitmenschen in bezug auf Geistes- und Herzensbetätigung Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. In einer Zeit lebend, wo sein rastlos aufwärts strebendes geistiges Vermögen schon beinahe keine Begrenzung mehr anerkennt, will ihm eine Entdeckung, die einen Stecken und einen Kieselstein zu einer zweckmäßigen Waffe kombiniert, nur als eine banale Handfertigkeit erscheinen, in einer Zeit lebend, wo die Mutterliebe in all den hochkomplizierten Phasen eines durchaus verfeinerten Empfindens als ein ehemals roher, rein tierischer Instinkt kaum mehr zu erkennen ist, muß ihm das gewohnheitsmäßige Vernichten der Nachkommenschaft, ausschließlich um eines tierischen Genusses willen, als eine absolute Unmöglichkeit vorkommen.

Und doch wäre es recht bedauerlich, wenn wir Geist und Seele auf ihrem Entwicklungsgange nicht soweit zurückverfolgen könnten, daß wir die ungeheuren Schwierigkeiten der ersten Menschwerdung nicht wenigstens zu ahnen imstande wären. Tun wir dies aber, zerlegen wir die primitive Geistestätigkeit des Urzeitmenschen in ihre Elemente und beherzigen dabei, daß mittels ihrer die gewaltige Kluft zwischen Tier und Mensch übersprungen wurde, dann drängt sich uns die Ueberzeugung geradezu auf, daß das qualitativ Größte an Geistesarbeit

Digitized by Google

schon damals vom Menschen geleistet worden, daß von da an alle weiteren Entdeckungen nur als Unterschiede des Grades und nicht der Beschaffenheit zu betrachten sind.

Das rein physiologisch niemals zu ergründende Bewußtsein, das typisch menschliche Denken setzt sich erfahrungsgemäß zusammen aus den drei Hauptbestandteilen: Beobachtung — Urteil — Schlußfolgerung. Keines von ihnen können wir der geistigen Potenz des Tieres zutrauen. Diese endet vielmehr mit der bloßen Wahrnehmung, mit dem typisch tierischen Anstarren. Zwischen ihm und dem typisch menschlichen Beobachten gähnt ein Abgrund, der eben durch das Rätsel Menschwerdung ausgefüllt wird. Das Tier kann wohl wahrnehmen, wie der Mensch auch, allein das Tier kann zu keiner Zeit beobachten wie der Mensch.

Der Tiermensch der Urzeit hat unzählige Male das Emporquellen des feuerflüssigen Magmas aus einem Vulkanschlunde oder aus einer klaffenden Erdspalte wahrgenommen, ganz in derselben Weise wie das Tier, und er ist ebenso oft wie dieses vor dem Furcht und Entsetzen einflößenden Phänomen geflohen.

Einmal kam jedoch der Zeitpunkt, wo das typisch menschliche, dieses ursprüngliche, ewig unergründliche, geheimnisvolle Sonderetwas in der zur Menschwerdung bestimmten Gattung sich geltend machte. Das von dem Tiermenschen Generationen hindurch wahrgenommene Naturschauspiel hatte, wohl auf dem langen Umwege der Gewöhnung, allmählich in seiner nachtdunkeln Seele, neben der ursprünglichen Furcht, auch noch ein undefinierbares Imponderabile entstehen lassen, das nunmehr die Furcht in Ehrfurcht umwandelte. Während das Tier nach wie vor, vor Schrecken fast toll geworden, das Naturphänomen floh, riß den Tiermenschen ein urplötzlich in ihm aufgekommenes, überwältigendes Gefühl mit Blitzesschnelle zu Boden. Die im verschwommenen Lichtschimmer des Ahnens in ihm aufdämmernde Erkenntnis sagte ihm, daß das Fliehen vor einer solchen Gewalt zwecklos sei, daß man vielmehr gut daran tue, sich ihr auf Gnade und Ungnade zu ergeben. Von dem Zeitpunkte an war das tierische Anstarren oder Wahrnehmen des Tiermenschen in ein menschliches Beobachten umgeschlagen. Und dieser erste Bestandteil des exklusiv menschlichen Bewußtseins setzte nunmehr unermüdlich die einmal aufgenommene Tätigkeit fort, bis aus dem Beobachten ein Vergleichen und Urteilen wurde, und dieses hinwiederum sich allmählich zur Schlußfolgerung zum fertigen Gedanken entwickelte, in dessen unmittelbarer Gefolgschaft auch alsbald der Wille respektive die Tat als getreue Vasallen sich einstellten.

Der Urzeitmensch hat also fortan alle Feuerphänomen der Natur nicht mehr bloß wahrgenommen, er hat sie beobachtet und infolgedessen zunächst eine Fülle von Einzeltatsachen vergleichend nebeneinander gestellt, das heißt: ein Urteil gefällt. Es ging dies ganz gewiß nicht gleich so ganz mühelos vonstatten. Man darf weit eher annehmen, daß dieses ABC spezifischer Geistesarbeit jenem frühen Menschen überaus sauer wurde. So sauer, daß er, und wohl auch noch seine Enkel und Urenkel, gar manchmal an der Sache verzweifelten und sie am liebsten ganz aufgegeben hätten, wenn nicht — ja, wenn nur nicht diese Beobachtungen da und dort in dem schlummernden Gehirn einzelne grelle Lichtpunkte zurückgelassen hätten, die geradezu schmerzten, die jedenfalls noch weit unerträglicher waren wie der vorausgegangene tierische Stumpfsinn. Die grellen Lichtpunkte gaben in dem Menschengehirn keine Ruhe, bis sie sich zu einem Urteil vereinigt hatten; und dies lautete im vorliegenden Falle: Das Feuer der aus dem Erdinnern hervorquellenden Lava ist dasselbe wie das des brennenden Palmbaumes, an dessen trockenen Bast der zündende Blitzstrahl Nahrung gefunden, ist dasselbe wie das der Glut und Rauch aushauchenden Savanne, deren trockene Grasbüschel durch einen linsenförmig abgeschliffenen Quarzknollen zufällig in Brand geraten waren.

Alle diese Feuer haben die gleichen guten und die gleichen schlimmen Eigenschaften —

Und die Schlußfolgerung? Wenn ich mich soundso diesem Feuer gegenüber verhalte, kann ich seine guten Eigenschaften nützen, ohne daß mir seine schlimmen etwas schaden —

Nach diesem Denkschema hat der Mensch seine ersten Entdeckungen gemacht, nach ihm wird er auch seine letzten machen. Diese mögen

Digitized by Google

dermaleinst Ziele verfolgen, Zwecke erfüllen, von denen wir uns heute noch nicht einmal träumen lassen, sie mögen einen Aufwand an Geist erfordern, der uns Hochachtung vor uns selbst abringt und abnötigt, allein sie werden uns, rein menschheitsgeschichtlich betrachtet, nicht dasselbe tiefgreifende Interesse einflößen wie jene denkwürdigen, bis in die geistige Nacht des Tiermenschtums zurückreichenden drei Entdeckungen, die der Gattung homo erst den richtigen Weg zur eigentlichen Menschwerdung zeigten: Das Herstellen einer Waffe — die Bändigung des Feuers — den Gebrauch der tierischen Milch als Ersatz für die Muttermilch.

Otto Erich Hartleben.

Zu seinem fünfzigsten Geburtstage.

Von

Wilhelm Bolze.

Ueber meinem Schreibtisch hängt das Bild eines Gartens, der in italienischer Frühlingspracht prangt. Eine niedrige Mauer schließt ihn ab, und hinter ihr plätschern die indigoblauen Wogen des Gardasees. Dies Bild ruft in mir Erinnerungen an einen Nachmittag wach, den ich vor einem Jahre in dem Garten erlebt habe, und der mir jetzt beinahe wie ein Märchen vorkommt. Zahllose Rosenbüsche voll der üppigsten Blüten glühen und leuchten in allen Farben und erfüllen die Luft mit berauschenden Düften. Dazwischen schimmert das tiefdunkle Grün von Lebensbäumen und das satte Gelb reifer Zitronen. Jenseits der schmalen Einbuchtung des traumhaft friedlich daliegenden Seespiegels stehen schlanke, düstere, hochragende Zypressen und dahinter die weißen Kreuze des Friedhofs. Und am Abend, wenn das Dunkel den flimmernden Farbenzauber des Gartens ausgelöscht hat, blitzen und funkeln Tausende von Sternen vom nachtschwarzen Himmel hernieder, schwirren und sprühen Myriaden von Leuchtkäfern über Beeten und Wegen, und von irgendwoher klingt die weiche, gedämpfte Altstimme einer Frau, die Lieder zur Gitarre singt.

In diesem Garten und dem darin versteckt liegenden anmutigen Hause, der Villa Halkyone in Salò am Gardasee, hat ein deutscher Dichter, Otto Erich Hartleben, die letzten Jahre seines viel zu kurzen Künstlerdaseins verbracht, und dies Heim ist symbolisch für die letzte Epoche seines Lebens, das er dort vor nun schon bald zehn Jahren beschloß. Unsicher und sorgenvoll sind die Anfänge seiner Dichterlaufbahn gewesen, und verhältnismäßig lange hat er auf einen großen Erfolg, der ihn auch materiell unterstützte, warten müssen. Als er ihn sich endlich erzwungen hatte, als seine Offizierstragödie „Rosenmontag“ ihm 1900 den Grillparzerpreis eingetragen hatte, da zog er an den Gardasee, um sich gleich dem von ihm so sehr verehrten Halkyonier Diogenes ganz der lachenden Lebenskunst zu widmen und ruhevoll das Aufblühen und Ausreifen neuer Früchte seines Schaffens abzuwarten.

Hartleben ist am 3. Juni 1864 in Clausthal am Harz geboren. Seine Gymnasialzeit verbrachte er in Celle und ging dann als Student der Rechtswissenschaft nach Berlin. Hier erlebte er das Aufkeimen seines Dranges zu dichterischen Leistungen; hier geriet er mitten in das Zentrum der großen Literaturrevolution der achtziger Jahre, der größten ästhetischen Metamorphose des vorigen Jahrhunderts, und so war er zuerst ein Mitläufer des Naturalismus. In der Anthologie „Moderne Dichtercharaktere“, die Wilhelm Arent 1884 herausgab, und in der die hervorragendsten jüngstdeutschen Stürmer und Dränger vertreten sind, so die Führer Hermann Conradi und Arno Holz, ferner aber auch das kritische Brüderpaar Heinrich und Julius Hart, der feine Lyriker Karl Henckell u. a., finden wir auch den kaum zwanzigjährigen Hartleben. Aber es waren doch nur wenige äußere Anregungen und technische Finessen, die er von den Naturalisten übernahm, während er innerlich ihren Tendenzen ganz fern stand. Das zeigt sich schon in seiner hohen lyrischen und verskünstlerischen Begabung, seiner Sehnsucht nach abstrakter Schönheit und seiner schwärmerischen Verehrung für Goethe, der wie Schiller den anderen zeitgenössischen Lyrikern verhaßt war.

Digitized by Google

Hartleben debütierte mit einer schlechtweg glänzenden Uebersetzung des „Pierrot Lunaire“ von Giraud. Ein paar Jahre später gab er auch die Lieder des Angelus Silesius heraus. In diesen Werken und seiner eigenen Lyrik, die er 1895 unter dem Titel „Meine Verse“ veröffentlichte, offenbart sich die stärkste, obwohl keineswegs originellste und charakteristischste Seite seiner künstlerischen Begabung. Gedichte wie „Und wenn dein Lächeln unter die Leute fällt“, „Im Zaune klagt die Nachtigall“, „Im Arm der Liebe schliefen wir selig ein“, „Fasching“ u. a. sind den schönsten Proben aus Heines „Buch der Lieder“ ebenbürtig, und seine Balladen „Das Konfirmationskleid“, „Morituri“, „Wieder im Mond!“, „Der Abenteurer“ (zu dem er die Anregung von dem Bilde Böcklins empfing, das noch heute in seinem einstmaligen Wohnzimmer hängt) rufen lebhaft die Erinnerung an die gehämmerte Wucht, die Herbheit und Düsterkeit Hebbels wach.

Aber seinen Hauptruhm verdankt Hartleben doch einer ganz anderen Seite seiner Künstlernatur. Er ist der eigentliche Begründer und bedeutendste Vertreter der humoristischen, bierstudentischen Kneipenpoesie geworden. Er hat die literarische Form der Stammtischerzählung gefunden und so verbreitet, daß heute fast jeder angehende Dichter sich gelegentlich auch einmal in dieser Kunstgattung versucht. Am bezeichnendsten sind seine Geschichten „Vom abgerissenen Knopf“ und „Vom gastfreien Pastor“. Den behandelten Stoffen wohnt keinerlei Eigenart inne, und ihr ganzer, unübertrefflicher Reiz liegt in der Art ihrer Schilderung. Die humoristischen Seiten des Studenten- und Wirtshauslebens sind wohl nie so echt und lebendig wie hier dargestellt; das Verhältnis des Studenten zu seinem „Mädel“ ist mit einer ergötzlichen Anschaulichkeit wiedergegeben, und die Lore, die Heldin der Geschichte „Vom abgerissenen Knopf“, ist überhaupt das klassische Berliner „Mädel“, wie es leibt und lebt. Hartlebens Charakteristik beschränkt sich nur auf wenige Worte, aber es gelingt ihm dennoch, die kleinsten Einzelheiten und feinsten Züge an seiner Lore mit geradezu verblüffender Natürlichkeit und Drastik zu veranschaulichen. In der Geschichte „Vom gastfreien Pastor“ sind es die Menschen der ganz kleinen Stadt — in diesem Falle des Harzstädtchens Stolberg —, die uns mit der gleichen vollkommenen Deutlichkeit vor Augen geführt werden, und wieder ist es die humorvolle Art der Erzählung, in der ihr äußerst wirksamer Hauptreiz liegt. Daß der Dichter überall eigene Erlebnisse in seine Erzählungen verwoben hat, erhöht noch die Natürlichkeit und dadurch auch unser Interesse. In späteren Novellenbüchern hat der Dichter seine Komik verfeinert, aber freilich nicht mehr so lebendige Eindrücke wie in den beiden ersten erzielt. Hartleben hat daneben auch ernste Novellen geschrieben, die gleichfalls echt und fesselnd sind, jedoch keine seiner typischen Züge tragen.

Auch als Dramatiker ist er mit nicht geringem Erfolge hervorgetreten, obwohl er im Wesentlichen nur ein geschickter Bühnenroutinier gewesen ist. Seine Charakteristik ist meist oberflächlich, und sein Dialog besteht vielfach nur aus Redensarten. Wo er freilich seinem köstlichen, frischen, unergründlichen Humor die Zügel schießen läßt, da ist er seiner komischen Wirkung immer sicher, aber wo er ernst werden will, da mangelt es ihm doch an der nötigen Tiefe.

Mit einer geist- und witzsprühenden Ibsenparodie, dem Familiendrama „Der Frosch“ nach Henrik Ipse, trat er schon als Berliner Student hervor, und noch ein Jahr früher war bereits die brillante Komödie „Angele“ erschienen, die Otto Brahm dann in der „Freien Bühne“ zur Aufführung brachte. Dies Werk hat die Grazie und die ganze liebenswürdige Frechheit der Pariser Lustspiele. Im Mittelpunkte steht eine Kokotte, die erst mit einem Referendar, dann mit seinem Vater ein Verhältnis hat und schließlich von beiden auf die Straße gestoßen wird. Auch die Figur dieses Mädchens ist so echt und lebensvoll gezeichnet, daß der Dichter sich in ihr als würdiger Jünger seines Abgotts Goethe erweist. Nach der Sozialistenkomödie „Hanna Jagert“ und einigen belanglosen Theaterstücken, deren Hauptvorzug ihre starke Bühnenwirksamkeit ist, gelangt Hartleben dann in dem Einakter „Die

Digitized by Google

sittliche Forderung" auf den Gipfel seines dramatischen Schaffens. Die Varietesängerin Rita Revera, das Kind ehrsamer, solider Rudolstädter Bürger, eine parodistische Gegenfigur zur Magda in Sudermanns „Heimat", weigert sich, ihrem Rudolstädter Jugendfreunde, der sie endlich unter ihrem Pseudonym gefunden hat, als Gattin zu folgen und dadurch unbehelligt wieder in legitime Lebensverhältnisse mit all ihrer spießbürgerlichen Enge zu gelangen, macht ihm aber statt dessen den Vorschlag, seine Geliebte zu werden. Diese groteske Umkehrung der Durchschnittsmoral bildet in ihrer überzeugenden Selbstverständlichkeit eine köstliche Blüte des Hartlebenschen Humors. Leider hat der Dichter sich dann im „Rosenmontag" einer ganz äußerlichen Theatralik ergeben, um durch einen großen finanziellen Erfolg endlich sein friedloses Leben und Schaffen zur Ruhe kommen lassen zu können. Aber auch hier hat er wieder in Traute Reimann (dem Leutnantsliebchen), eine Frauengestalt von ergreifender Zartheit, Anmut und Hingebung vor uns hingestellt.

Die überlegen lächelnde Lebenskunst sollte Hartlebens Ziel in seinen letzten Lebensjahren sein, und Diogenes war als Held ausersehen. Aber von der Komödie, in deren Mittelpunkt der sonnig heitere griechische Philosoph stehen sollte, ist leider nur noch ein Fragment von fünf Szenen uns überkommen, und es ist gar nicht abzusehen, was für kühne Hoffnungen die deutsche Dichtkunst bei seinem frühen Tode begraben mußte.

Man hat Hartleben gelegentlich einen deutschen Maupassant genannt, aber selten hat ein Vergleich so gehinkt, wie dieser. Hartleben ist fröhlich, Maupassant spöttisch; Hartleben ist übermütig, Maupassant frivol; Hartleben macht sich harmlos lustig, Maupassant ist zynisch und sarkastisch; Hartleben ist urdeutsch, Maupassant ein typischer Franzose. Aber die Kunst, ewig jung zu bleiben, dem Leben stets die heitersten Seiten abzugewinnen (obwohl er selbst lange mit bitteren Entbehrungen zu kämpfen hatte), die unzähligen kleinen Torheiten des Lebens und vor allem der Menschen herzhaft und ansteckend zu belachen, das ist es, was ihn uns so lieb gemacht hat. Und um deswillen werden alle, die sein liebenswürdiger Humor erfreut hat, ihm immer zugeneigt und dankbar bleiben.

Prüfung.*)

Von

Johannes Guthmann.

Adam Volkhard war bei Tische ungewöhnlich aufgeräumt gewesen und hatte seine Frau und ihren jungen Gast mit allerhand harmlosen, zumeist bekannten Geschichten aus seiner Studienzeit und den strapaziösen Wanderjahren seines beginnenden Musikerruhms unterhalten. Er, der oft in ein künstlerisches Besinnen schmerzlich-ernst vertieft tage- und wochenlang gewitternd-unnahbar einhergehen konnte, schien heute abend von einem urtümlichen Behagen erfüllt und ließ sich in seiner breiten, männlichen Art gerad und gerne gehen.

Der Kaffee, von Frau Hannas kleinen Mädchenhänden bereitet und kredenzt, tat wohl, und die Herren griffen nach Tabak und Feuerzeug.

„Eine Zigarette, gnädige Frau — es ist Ihre Marke —" Den galanten Ton des Hofmachens immer noch nicht recht gewohnt, griff Hanna mit einem raschen Erröten in Fritz Geblers dargebotenes Etui und dankte etwas befangen. Seine Augen hatten dabei auf ihren Blick gewartet, gelauert. Sie hatte es wohl gewußt und ihnen ausweichen wollen, aber im Moment hatte sie sich doch vergessen und von dem Glanze seiner lebensfrohen Augen einen kurzen Widerschein im Innern empfunden.

Ihr Blick floh zu ihrem Mann, der sie beobachtet zu haben schien; wenigstens sah er sie an, mit einem unbestimmten Ausdruck, als suche er in ihr zu lesen. Sie fühlte ein Be-

*) Aus dem Buche „Die Pfeile Amors", das im Verlag von Erich Reiß in Berlin erschienen und in dem Artikel „Neue Novellenbücher" im vorigen Heft der „Gegenwart" besprochen ist.

Digitized by Google

dürfnis, sich zu rechtfertigen und hielt die Zigarette ungewiß vor sich hin: „Es ist ja nur eine Ausnahme.“ Sie wurde ganz rot — sie fühlte es — als sie sprach.

„Ach so,“ lachte er zerstreut. „Wie du willst, liebes Kind, wie du willst.“ Adam Volkhards Blicke, wie angerufen, füllten sich mit Leben und gehörten wieder der Gegenwart. Hanna errötete noch tiefer. Ein Zug von Bitterkeit, der in ihr Mädchengesicht nicht passen wöllte, verriet ein Gefühl, das ihrer Brust doch nicht mehr fremd war. Offenbar waren seine Gedanken wieder fernab gewesen, bei seiner Kunst, irgendwo, wo er allein mit sich war, sie nicht brauchte, nicht kannte.

Die Zigarette erlosch unterdessen. Sie legte sie fort.

„Aber Hanna! Herr Gebler hält dir unverdrossen sein Etui hin — und du merkst es gar nicht!“ Adam Volkhards Stimme klang laut und lachend.

Sie erschrak, wie auf der Schwelle ihrer Seele belauscht, und warf einen abweisenden Blick auf den andern: „Danke — nein, ich danke wirklich.“ Er zögerte noch, als reizte gerade ihre Verlegenheit ihn. Ihre Augen mußten fast bitten, daß er sie ließe.

Ihr stummes Gespräch wurde unterbrochen. Adam Volkhard hatte sich umständlich erhoben, machte mit den Armen ein paar ruderartige Bewegungen aus den breiten Schultern heraus, wie um sich Luft zu schaffen, dann knetete er die Hände ineinander, sah Frau Hanna einen Moment schalkhaft an und sagte: „Ich spiele etwas.“ Zwar Geblers überflüssige Anwesenheit behagte ihm nicht recht, wo er bereit war, sich ganz und offen zu geben; aber die Kunst war ihm in diesem Augenblick Bedürfnis. Und das entschied.

Nur als die beiden ihm ins Musikzimmer folgen wollten, wies er sie von der Schwelle kurz zurück: „Bleibt nur. Es ist mir lieber so. Ich will was Neues versuchen.“ Er nickte Hanna, die seinen Frohmut nicht recht mitfühlte, zu und schritt an seinen Flügel.

Fritz Gebler maß die etwas ungelenke, derbe Gestalt des Hausherrn, wie sie sich jetzt schwerfällig am Instrument zu schaffen machte und niederließ, mit kalten, beinahe feindseligen Blicken. Dieser Mann, dessen Aeußeres von der Jugend auch nicht einen Hauch mehr bewahrt hatte, der Gatte Hannas! Ihn widerte der Gedanke! Eine Abneigung, ja ein ihm selbst bis dahin verborgener Groll und Eifersucht auf den selbstsicheren, eigensüchtigen Meister, der da für nichts als das Phantom seiner Kunst leben zu dürfen meinte, erfaßte ihn. Seine Blicke suchten Frau Hanna, die sich im Schattenwinkel des Eßzimmers auf dem Diwan niedergelassen hatte und ihm wie ein Gast aus lichteren Räumen hier nicht heimisch scheinen wollte. Sie rührte ihn. Er fühlte sich mit ihr eins, sich ihr in tieferem Sinne verpflichtet. — Und mit ihr hatte er tändeln zu müssen geglaubt? War er ein Narr gewesen, den Unterschied nicht längst begriffen, empfunden zu haben!

Er unterdrückte mit ein paar raschen Zigarettenzügen die innere Erregung. Er war dicht vor Hanna getreten. Seine Augen verschlangen das reizende Bild dieses jungen Weibes.

Sie sah ihn nicht an; aber sie fühlte seine Blicke und fühlte auch, daß er es merkte. Sie hatte Angst, aber mehr noch davor, seine heimliche Glut, die sie spürte, durch irgendeine abwehrende Wendung zur Flamme zu entfachen, vor deren sengender Kraft ihr grauen könnte. Wenn die Musik doch begänne! —

„Wie lange sind Sie jetzt verheiratet?“ fragte er sie plötzlich mit leiser, etwas gequälter Stimme. „Frau Hanna?“

Ihre Brauen zogen sich zusammen, ihre Gedanken wanderten — eine weite Reise schien es — zurück, bis sie tonlos antwortete: „Es sind jetzt schon Jahre — viele Jahre.“

„Und sind doch noch wie ein ganz, ganz junges Mädchen!“ brach es fast zornig aus ihm hervor, und als sie überrascht ihn fragen zu wollen schien: „Ein Mädchen, das von Sorgen und Gedanken überhaupt noch nichts wissen dürfte!“

Frau Hanna sah ihn betroffen an: Er wagte es, Adam anzuklagen! Ihre Einsamkeit aufzudecken! Das Verborgene, Abgeleugnete, Gefürchtete mit einem Worte wahr und lebendig zu machen! Ihr Blick heftete sich in den seinen und las, was seine Lippe nicht

Digitized by Google

aussprach: ‚Auf Händen solltest du getragen sein — auf Händen durchs Leben getragen!‘ —

Die Musik begann. In die Erregung dieser beiden fielen die Töne wie brennende Tropfen.

Hannas Kopf sank auf ihre Brust hinab; es war ihr, als sollte ihr Herz in Stücke zerrissen werden.

Fritz Gebler stand unentschlossen, die Leidenschaft zuckte durch seine Glieder wie Fieber. Sein Kopf war wirr, die Füße wurden ihm bleiern, sein Herz litt Ueberfluß und Mangel zugleich. Er empfand sich selbst; er wurde sentimental. Mit einer schwülen Willenlosigkeit ließ er sich auf den Diwan fallen; vor seinen Augen, die gegen die Decke stierten, in seinem Blute lebte das Bild der Frau, die hier neben ihm war und litt und sich sehnte — und die er liebte. Im Ueberschwange seiner leicht entzündbaren Gefühle dünkte es ihn plötzlich, als ob erst sie ihm die wahre, die einzig wahre Liebe eingeflößt habe, und als ob alle die Erlebnisse, die er bisher mit Frauen gehabt, zusammengenommen nicht der Kraft solch eines Herzschlages gleichkämen, wie er jetzt Hanna entgegenklopfte. Er wandte den Kopf, der gegen die Kissen des Diwans hintüber lag, und tastete ihre seelenvollen Züge mit Blicken, die sich mehr und mehr berauschten, ab. Die drängende Fülle in seinem Busen — die wortlose Leidenschaft der Musik, die wie in heißen Güssen über seine Seele rann und sie im grenzenlosen Elemente erst völlig aufgehen ließ — diese Trunkenheit, dieses Begehren, dies Mitleid, dies Selbstgefühl: er konnte sich nicht länger meistern, er brannte lichterloh und wollte die Welt ringsum mit in seinen Flammenstrudel reißen: „Hanna!“ lallten mit leiser Zärtlichkeit seine Lippen, indessen die Augen das andre alles bekannten.

Sie atmete tief auf. Sie träumte und bangte vor dem Erwachen, denn das Erwachen konnte einen Entschluß von ihr verlangen. Und was war es denn, was sie wollte? — Nichts, nichts, nur lauschen wollte sie, nur der Musik sich hingeben, sich von ihr tragen lassen und mit ihr gleichsam in immer tiefere Abgründe der eigenen Seele, die vordem unerschlossen geblieben waren, versinken. Es war nicht Adam Volkhards gereifte Kunst, der ihre Sinne angehörten, es war das Namenlose, das Dämonische der Musik, das ahnungsvoll in ihr fortwirkte.

„Hanna!“ klang es ihr wieder ins Herz. Sie zitterte, wie im wachen Schlafe angerufen; das ganze Haus ihrer Seele hallte davon wider. Alle Sehnsüchte, jedes Zärtlichkeitsbedürfnis und Gefühl von Unverstandensein, das ihre unerblühte Jugend schmerzlich durchlebt hatte, horchten dabei auf. Eine sanfte Gelöstheit stimmte sie wehmütig-wohlig. Sie ließ ihm ihre Hand, die er mit quälender Heftigkeit zwischen den seinen preßte. Sie erwiderte den Druck nicht. Aber sie duldete es, daß er ihre Hand mit Küssen bedeckte. Es war so seltsam schön, einen Menschen sich ganz ergeben zu wissen, sich wie ein Krankes hegen und lieben zu lassen und von den Süßigkeiten ihrer Mädchenträume auch einmal zu kosten.

Ein kindliches Lächeln flog über ihr Gesicht.

Er deutete es in seinem Sinn und umschlang mit plötzlicher Gier ihren Nacken und Leib, den Mund zu küssen, der ihm lachte.

Ein Augenblick leidenschaftlichster Verwirrung — — und Erkenntnis! Fernabgewandt saß Fritz Gebler da, mit instinktiver Heftigkeit von ihr zurückgestoßen. — — Ihr Herz war wüst geworden und leer, das Leben lag vor ihr wie der Tod. Nur da draußen redete noch die Musik — aber für wen denn? — Adam Volkhards Musik und Seligkeit. — —

Volkhard hatte sich mehr und mehr in eine heilige Raserei hineingespielt, je glücklicher zu immer neuen Wandlungsmöglichkeiten sich ihm sein Thema erwies, das er vorhin wie zufällig erfunden und sogleich mit einer ganz besonderen Liebe und Wärme in sich aufgenommen hatte. Nun am Flügel darüber improvisierend, rief er es zu immer wechselnden musikalischen Daseinsformen lebendig. Jetzt war er nicht mehr Adam Volkhard, der Erdgeborene; er war ganz Priester seiner Gottheit. Die Welt um ihn her war ausgelöscht. Nur manchmal, wenn das Thema in einer neuen Variation besonders bedeutungsvoll und schön klang, dann zog, in anmutigster Gefühlsverbindung, etwas wie Liebe und Glück durch seine Brust, und

Digitized by Google

in die Fenster seiner Seele fiel — wie von der vorüberwandelnden Erscheinung Hannas — Licht herein.

Der Kreislauf künstlerischer Transformationen war für ihn abgeschlossen. Adam Volkhard stand vom Flügel auf und kam mit seinem schleppenden Gang ins Eßzimmer. „Das war gut," sagte er und rieb sich mit großer Befriedigung die Hände. „Das war sehr gut!" — Er liebte es nicht, über seine Kunst, die er selbst am besten zu beurteilen wußte, Komplimente zu erhalten; er war auch noch zu sehr in dem heiteren Gefühl seines Gelingens befangen, als daß ihn Fritz Geblers ziemlich unvermittelter und schneller Abschied sonderlich hätte berühren können. Im Gegenteil begleitete er den Aufbruch des Gastes mit einer gewissen ehrlichen Sympathie bis an die Haustür, wo er ihn wohlwollend entließ.

Geräuschvoll trat er bei Hanna wieder ein: „So, Kind, nun trinken wir noch eins!" Damit ergriff er die Weinkaraffe und füllte zwei Gläser mit seinem geliebten rubinroten Burgunder bis zum Rande. „Stoß an: wir beide sollen leben!" Uebermütig hielt er ihr das Glas hin; sein Wesen, wie er sich gab, verlangte nach Erwiderung, nach Ergänzung.

Hanna, bis dahin mit gesenktem Kopfe regungslos an die Tischkante gelehnt, begann zu erzittern. Unterdrücktes Schluchzen durchschütterte die ganze Gestalt.

„Hanni!" rief Adam erschrocken aus, stellte das Glas behutsam ab und nahm sein Weib schnell in den Arm.

Sie wehrte seine Hilfe ab. „Du weißt nicht! Du weißt ja nicht!" stöhnte sie leidenschaftlich und schlug dabei anklagend gegen die eigene Brust.

„Hanna —" Seine Stimme war ruhig geworden, seine Blicke beobachteten staunend ihr ungestümes Gebaren; sie fragten nach einer Erklärung. Plötzlich hob er den Kopf und sah sich rund im Raume um: es war, als suchte er ahnungsvoll hier einen Dritten. „Hanna—," sprach er leise, „hast du mich noch lieb?"

Ihre Erregung wuchs zu erschreckender Verzweiflung: „Es ist vorbei!" schrie sie. „Alles vorbei!"

Ein wunderbar stilles Lächeln verklärte, als er sie so gewahrte, seine Züge: es war ihm unmöglich, in so viel Reue, so viel Scham etwas anderes als die Liebe zu erkennen. Er sah hier mit nichten ein Ende; vielmehr reizte ihn ein glücklicher Humor, eins mit dem Teufel zu kämpfen. „Hast du mich lieb, Hanna?" fragte er noch einmal, leise und vertraulich.

Ihr Schluchzen hielt inne, aus überströmten Augen sah sie zu ihm empor.

In einem tiefen Bedürfnis, die Angst und alles Leid von ihr zu küssen, beugte er sich über ihren Mund.

„Nicht! Nicht!" Scheu suchte sie aus seiner Umarmung zu entweichen. Er verstand auch dieses; aber er lachte nur gerade darüber hin. Dann jedoch wieder, als er sah, wie scharf die Flammen der Verzweiflung und Reue ihr immer noch zusetzten, bis ihre Seele rein gebrannt und lauter sein sollte, wurde er stille und ernst. Er hielt sie sanft in seinem Arm und sann vor sich hin und horchte auf eine Stimme, die da in seinem Innern prüfend redete: ‚Und du? — Adam, und du —?' Ihm war es plötzlich, als könnte Hanna seinen Armen entgleiten, so stark sie auch waren, und er des Verlustes zu spät inne werden. Er faßte sie fester, er preßte sie an sich, und zum ersten Male, seit Hanna sein Weib, nicht mehr seine Braut war, kam ihm die Erkenntnis, daß Liebe und Besitzen kein Ausruhen sei, sondern ein unaufhörliches Werben und täglich neues Sich-Geben.

Sein Mund sank auf ihre Lippen und ruhte lange und inbrünstig auf ihnen, und dieser Kuß war ein Gelöbnis. Hanna schlug die Augen auf, die Wärme seiner Umarmung ging langsam in sie über, und in ihre Lippen drang das Leben zurück und kam die Liebe. „Ach, Adam —" flüsterte sie, und mit dem Seufzer schien das Leid ab von ihr zu sinken.

Er hat sich auf einen Stuhl niedergelassen, sein junges Weib vor sich auf den Knien. Seine Hände glätteten ihr Haar und streichelten ihre Wangen wie die eines Kindes und herzten sie und taten ihr lieb. Und sie erschauerte in Seligkeit und wußte es ihm Dank und gab aus eigener Liebe ihm den Kuß zurück, mit dem er sich ihr vorhin neu verbunden hatte.

Digitized by Google

„Und nun, Kind —“ Mit einer energischen Bewegung richtete er die Zärtlich-Weiche auf, griff nach den beiden unberührten Gläsern und lachte Hanna zuversichtlich an: „Wir beide sollen leben!“

Sie stieß herzhaft gegen sein Glas und trank ihm zu.

Der Wein war nicht übel und auch nicht sein Humor. „Und zu morgen Abend, Hanni —“ er schmunzelte verschmitzt, „laden wir Herrn Gebler ein.“

Hanna schreckte empor: was sollten die Gespenster noch jetzt?

„Doch, doch, Kind!“ lachte er überlegen. „Sind wir ihm denn gar keinen Dank schuldig?“

„Er wird schon nicht kommen!“ rief sie rasch, nicht ohne etwas selbstgerechten Stolz.

„Dessen würde sich jeder zu trösten wissen — und wir zwei blieben allein, nicht Hanni?“

Sie sahen einander frei in die Augen und lachten aufs neue. „Dann also noch einmal!“ rief Adam und hob sein Glas hoch in die Höhe: „Wir beide sollen leben! Heute und immer!“

Aus der Reichshauptstadt.

Tollhaus.

Und kaum ist der Jonny — aber Jonny ist nur Flimmer — mit den Schlangen glücklich im Wasser, da geht auch schon die Tür auf und Ferdinand Bonn kommt herein — nicht flimmernd, dreidimensional! — und weil er so ein edler Künstler ist und die Fürstentocher doch liebt, muß er natürlich den Hamletmonolog machen — „sein oder nicht sein“, ganz richtig, nicht Grammophon! (Chartons Marionetten vorher, die sprachen nur Grammophon.) Und dann ist die edle Fürstin Palmenzingen sehr glücklich, weil sich ihr Mann doch nun nicht mehr erschießen muß. Das muß man aber nicht etwa mit dem „fürstlichen Familienglück“ verwechseln, wo die Kaiserin mit sechs weißen Schimmeln vom Braunschweiger Bahnhof abfährt; das war auch nur Flimmer. Aber wenn nun „das Mirakel“ losgeht und richtige Leute, Mönche und Nonnen, in das Bild hineingehen, da wird es etwas schwierig in Bezug auf die Dimensionen. Flimmer sind sie ja wohl nicht? und für Marionetten sind sie zu groß, und wenn sie Menschen wären, würden sie doch mindestens einen Othello-Monolog aufsagen! Am Ende sind sie auch so wie die netten „Fantomo“-Gebilde, die uns doch noch eben ganz, ganz fix die „Kavaleria rustikana“ und die wunderschönen blaubeschienenen Biskuitplastiken vorgemacht haben? Aber nein, sie kommen ja aus dem Zuschauerraum heraus, die Mönche und Nonnen — also doch Menschen? Warum nicht? Der bairische Gebirgskomiker (fabelhaft komisch!) war doch vorhin auch sozusagen ein Mensch! Die Sängerinnen allerdings — die französische war ja wohl fleischern, aber die englische, welche die ausdrucksvolleren Bewegungen hatte, war bloß eine Marionette! Dreidimensionalität also beweist nichts, und Stimme schon gar nichts, und die Formate auch nicht viel — denn auf der königlich bairischen Treibjagd waren die Reiter auch lebensgroß. Was ist also mit diesen Mönchen und Nonnen, die aus dem Parkett kommen und die dann doch im Flimmerbild sind? Die frommen Kirchengesänge erschallen sehr feierlich. Aber es läßt mir doch keine Ruhe — wie machen sie es, aus dem Parkett in den Film zu kommen? Sehr schwer muß es sein, noch schwerer wie das, was die Parterreakrobaten im Anfang gemacht haben. Aber nun spielt die Orgel — und zwar nicht Kakewalk, das war eben bei den Negermarionetten —, sondern einen Choral spielt sie, weil es Mirakel ist. Richtiges katholisches Mirakel vom lieben Gott und von Max Reinhardt, nicht wie das vom Zauberkünstler Jack vorhin im „Fantomo.“ Und wenn dann Hamlet als Gebirgskomiker bei der Taufe des Welfenprinzen sieht, wie die Nonne plastische Filmlieder singt und mit den Schlangen ins Wasser geht — — —

— — — — — — — — —

Tollhaus? Nein, ein Theater, das allabendlich von ca. tausend kulturdurstigen Berlinern besucht wird. — Gott besser's! —

Julius Bab.

Digitized by Google

Randbemerkungen.

Zweite Hypotheken.

Die seit einiger Zeit bestehende schwierige Situation des Hausbesitzes, welche durch das nahezu völlige Stocken des Zuflusses privater Kapitalien auf dem Immobilienmarkt hervorgerufen wurde, hat das allgemeine Interesse erweckt und die Frage der Beschaffung II. Hypotheken steht gegenwärtig in weitesten Kreisen unseres Vaterlandes zur Debatte. Man sucht eifrig nach Mitteln, den bedrängten Hausbesitzern zu helfen und ruft schließlich in Ermangelung eines geeigneteren Vorschlages Staat und Städte zur Hilfeleistung herbei. Ein solcher Appell an Staat und Gemeinde ist auch im Grunde durchaus gerechtfertigt; nur darf er nicht materielle Unterstützung zum Ziele haben, sondern er sollte sich auf die Forderung gründen, einerseits die den Hypothekengläubigern ungünstigen Gesetze zu ändern, und andererseits die Umsatzgebühren für Immobilien wieder auf ein vernünftiges Maß zu beschränken. Sind vor allem diese beiden Fragen befriedigend gelöst, dann dürfte sich auch das Privatkapital wieder dem Hypothekenmarkt zuwenden und demselben in ausreichendem Maße die so dringend nötigen Kapitalien zur Verfügung stellen, zum Wohle des soliden Hausbesitzes, zur Förderung des seit einigen Jahren schwer darniederliegenden Baugewerbes.

Was zuerst die den Hypothekengläubigern ungünstigen Gesetzesbestimmungen anlangt, so ist diesbezüglich vor allem auf die §§ 1123 und 1124 des B. G. B. zu verweisen, nach welcher zum Nachteil der Hypothekengläubiger auf mindestens zwei Quartale die Mieten zugunsten eines beliebigen Gläubigers zediert werden dürfen. Derartige, nur schädigende Gesetzesbestimmungen müssen endgültig verschwinden und es wird deren Abschaffung ja auch von den gesetzgebenden Körperschaften schon ernstlich erwogen. Eine Herabsetzung der Umsatzgebühren ferner ist Grundbedingung für eine leichtere Realisierungsmöglichkeit der verpfändeten Immobilien, woran ein Hypothekengläubiger naturgemäß das größte Interesse hat. Es ist eine altbekannte Tatsache, daß sich das Kapital stets jenen Werten mit Vorliebe zuwendet, welche leicht und unter geringen Opfern wieder zu realisieren sind. Wenn nun aber bei Grundbesitzveränderungen eine Umschreibungsgebühr von 4 Prozent des Kaufwertes — wie sie zurzeit in Kraft ist — entrichtet werden muß, so ist doch klar, daß dadurch ein Immobilienverkehr fast völlig unterbunden wird, zum Nachteil der Grundstückseigentümer, zum Nachteil aber auch des Staates, dessen Eingänge aus Ueberschreibungsgebühren in den letzten Jahren rapid zurückgegangen sind. Dabei kommt dem Staate noch die famose Gesetzesbestimmung zugute, daß bei Subhastationen die gleichen Gebühren anfallen wie bei freihändigem Verkauf, was für den Hypothekengläubiger selbstverständlich wiederum von größter Bedeutung ist.

Die ganzen Schrecken und Gefahren, welchen der II. Hypothek-Gläubiger bei einer eventuellen Subhastation ausgesetzt ist, erhellt am deutlichsten aus einem Subhastationsergebnis, welches in Nr. 35 der Nürnberger Hausbesitzer-Zeitung veröffentlicht wurde.

Der Fall lag wie folgt: Ein großes Anwesen mit Geschäftsräumen gelangte zur Subhastation; die Belastung war:

I. Stelle	Mk.	85 000.—
II. „	„	35 000.—
Schätzungswert	„	140 000.—
Mietertrag p. a.	„	7 500.—

Dem II. Hypothekgläubiger blieb das Anwesen. Dasselbe kam ihm nach der Subhastion zu stehen auf:

I. Hypothek	Mk.	85 000.—
II. „	„	35 000.—
½ Jahr rückständige Zinsen der I. Hypothek	„	1 820.10
½ Jahr rückständige Zinsen der II. Hypothek	„	787.50
Kosten für Zwangsverwaltung .	„	100.—
Notariatskosten und Vollstreckungsklausel	„	7.85
Amtsgerichtskosten	„	6.85
Notariat für Massekosten . .	„	44.15
Kostenrechnung der I. Hypothek .	„	30.80
Löschung der Zwangsverwaltung	„	2.25
Zedierte Mieten für ½ Jahr . .	„	3 750.—
Rückständige Steuern usw. . .	„	705.12
Kaminkehrer	„	47.70

Digitized by Google

Durch das Notariat eingehobene Gerichtskosten	Mk.	363.20
Notariats- und Staatsgebühren (Umschreibung) . . .	„	4553.05
Neuordnung der Zins- und Zahlungsbedingungen . .	„	21.80
Amtsgericht: Umschreibungsgebühr	„	2.75
Amtsgericht: Zinsberichtigungsbestimmung	„	3.60
	Mk.	132 247.02
abzüglich Belastung	„	120 000.—
verbleiben	Mk.	12 207.02

welche der II. Hypothekgläubiger, lediglich um seine Hypothek zu retten, neu in barem Geld aufzuwenden hatte.

Aber auch mit diesen Zahlungen ist noch nicht alles getan. In nicht seltenen Fällen verlangt der Gläubiger der I. Hypothek, falls es ein Bankinstitut ist, noch eine Rückzahlung von 10 000 bis 20 000.— Mark, um — im Einklang mit der Zuschlagssumme — wieder zu einer 50 %igen Belehnung zu gelangen. Etwaige außergewöhnliche Anforderungen für nötige Reparaturen usw. sind ebenfalls noch nicht berücksichtigt.

Aus diesem Beispiel geht hervor, daß jeder Hypothekendarlehensgeber für den Fall einer Subhastation mindestens die Hälfte der bewilligten Hypothek in bar oder in Wertpapieren bereit halten muß, wenn er nicht Gefahr laufen will, das ganze Hypothekkapital zu verlieren. Die Hunderte von Millionen ausgefallener II. Hypotheken zeugen davon, daß nur eine geringe Anzahl Begüterter solchen nachträglichen Leistungen gerecht werden kann, und zahlreiche Geldgeber werden, wie wohl leicht verständlich, bei Erwägung aller oben geschilderten Eventualitäten davon abgeschreckt, Darlehen auf II. Hypothek zu gewähren.

Nach den vorstehenden Ausführungen dürfte sich noch die Frage erübrigen, wie es denn möglich war, daß diese schädlichen Folgeerscheinungen der vorerwähnten steuerlichen Belastungen so spät erkannt wurden und weshalb nicht rechtzeitig gegen dieselben angekämpft wurde. Hierauf ist zu erwidern, daß in unseren gesetzgebenden Körperschaften für den so überaus wichtigen Immobilienverkehr bisher nur wenig Verständnis vorhanden war. Immobilienhandel war für viele bisher gleichbedeutend mit Bodenwucher, und die Mahnrufe wirklich Sachverständiger, welche zahlreich und eindringlich laut wurden, verhallten daher ungehört. Die enormen Verluste, welche in den letzten Jahren das Naturalvermögen durch den Ausfall II. Hypotheken erlitten hatte, dürften jedoch auch die gesetzgebenden Körperschaften davon überzeugen, daß die §§ 1123 und 1124 endgültig beseitigt und auch die Umschreibungsgebühren wieder ermäßigt werden müssen. Die gewünschte Besserung der Verhältnisse wird dann von selbst eintreten, ohne daß materielle Opfer von seiten des Staates oder der Kommunen nötig werden. H. K.

Neue Bücher.

Laurids Bruun, Vom Bosporus bis nach van Zantens Insel. (S. Fischer, Verlag, Berlin 1914.)

Der bekannte dänische Romanschriftsteller gibt in diesem Buche, wie schon aus dem Titel hervorgeht, Schilderungen und Eindrücke von einer Orientreise, die er durch die Levante und Indien bis nach Japan und in die Südsee unternommen hat. Eine scharfe Beobachtungsgabe, eine große Empfänglichkeit für alle äußeren Eindrücke und eine lebhafte Phantasie ermöglichen es ihm, Bilder von seiner Fahrt zu entwerfen, die der Durchschnittsreisende kaum wahrzunehmen vermag. Dadurch erfahren wir manches Interessante über Menschen und Sitten, Landschaften und Kulturzustände, Lebensweise und Nationalcharakter im Orient. Von besonderem Werte ist es, daß der Verfasser auch viele Erlebnisse mitteilt, die den meisten Reisenden verschlossen bleiben, weil er sich die Mühe gemacht hat, beispielsweise Volksgebräuche, rituelle Vorgänge usw. eingehend zu studieren, so daß er uns gleich im Anfange den Tanz der Derwische und eine armenische Totenmesse, später einen chinesischen Friedhof, einen Besuch im Garten des Mikado, eine japanische Agrarierversammlung oder eine Theatervorstellung u. a. schildern kann. Auch das Reisen ist eine Kunst, und von Laurids Bruun kann mancher lernen, wie man aus einem bloßen Globetrotter ein ästhetischer Genießer von Reiseerlebnissen werden kann. W. B.

Herausgeber: Dr. Heinrich Ilgenstein und Dr. Wilhelm Bolze. — Verantwortlich: Dr. Heinrich Ilgenstein, Wilmersdorf, Pfalzburgerstr. 53. — Verlag: Die Gegenwart G. m. b. H., Berlin W. 15, Meinekestr. 25. — Verantwortlich für die Inserate: Franz Rausch, Berlin W. — Druck und Postvertrieb: Paß & Garleb G. m. b. H. Berlin W. 57.

Digitized by Google

Die Gegenwart

Nr. 23 | Berlin, den 6. Juni 1914 | 43. Jahrgang Band 85.

Albanien.

Von
Spiridion Gopčević,
Minister a. D.

Der nicht Albanien und die Albaner aus eigener Anschauung kennt — und zwar gründlich kennt, nicht nur durch oberflächlichen Besuch —, namentlich aber wem die Psyche des albanischen Volkes fremd ist, der vermag sich aus dem widersprechenden Nachrichten-Chaos der letzten Tage unmöglich ein klares Bild zu verschaffen. Alle Berichte, die mir zu Gesicht kamen, waren einseitig abgefaßt und tendenziös gefärbt. Während die durch ihre Verlogenheit berüchtigte „Albanische Korrespondenz" das Sprachrohr der Wünsche des Wiener Kabinetts ist, dessen eifrigstes Bestreben es ist, die von der österreichischen Diplomatie gemachten Dummheiten zu beschönigen und der Welt die Dinge im rosigen Licht zu zeigen, stoßen die italienischen Berichte einstimmig ins Horn der Wünsche des italienischen Kabinetts — aber nicht der offen zutage getragenen, sondern der geheimen, d. h. jener, welche den Endzweck der italienischen Politik bilden. Die reichsdeutschen Blätter lassen sich in ihrer Parteistellung lediglich von Sympathien und Antipathien leiten: jene, welche im Mbret nur einen „Landsmann" oder einen „Standesgenossen" sehen, nehmen für ihn Partei; jene, denen Oesterreich sympathischer ist als Italien, für jenes, solche, die Oesterreich nicht grün sind, für Italien. Und in diesem Wirrwarr soll sich dann der Durchschnittszeitungsleser zurechtfinden!

Wenn ich also in den nachstehenden Zeilen den Versuch mache, mit einer Laterne in die dunkle Sache zu leuchten, so geschieht dies deshalb, weil ich erstens der älteste lebende Albanienkenner bin (der schon 1880 mit der Liga den Versuch machen wollte, dem Lande Unabhängigkeit zu verschaffen), und zweitens, weil meine Voraussagungen über die zukünftige Gestaltung der Dinge in Albanien, so wie ich sie in meinem vor einigen Wochen erschienenen zweiten großen Werk über Albanien*) („Das Fürstentum Albanien, seine Vergangenheit, ethnographischen Verhältnisse, politische Lage und Aussichten für die Zukunft") darlegte, bereits buchstäblich in Erfüllung gegangen sind, trotzdem die offiziösen Zungen mich als „Schwarzseher" hinzustellen suchten, ja sogar die lächerliche Behauptung aufstellten, „ich treibe antiösterreichische Politik"! (Wobei nämlich getan wurde, als sei die gegenwärtige Regierung Oesterreichs mit diesem selbst gleichbedeutend!)

Meine erste Voraussage geschah im Vorwort des erwähnten Buches, wo ich betonte, daß die Lebensunfähigkeit des von Italien und Oesterreich geschaffenen Fürstentums Albanien für jeden wirklichen Kenner von Land und Leuten klar sei, und daß deshalb „die künftigen Beunruhigungen Europas aus diesem Wetterwinkel kommen würden". Die Lebensunfähigkeit begründete ich dann im Werke ausführlich auf Grund der unüberbrückbaren Gegensätze zwischen Gegen und Tosken, zwischen Mohammedanern, Katholiken und Orthodoxen; zwischen Mirediten, Maljisoren, Städtern, Epiroten, Zinzaren, Parteigängern von Griechenland, Serbien, Montenegro, Italien, Oesterreich und der

*) Dasselbe ist bereits vergriffen und eine 2. Auflage im Druck.

Digitized by Google

Türkei; endlich zwischen Grundherren und Pächtern. Ferner auf Grund der Unmöglichkeit, die Albanesen zum Heeresdienst oder Steuerzahlen zu zwingen; auf Grund der fürchterlichen Rückständigkeit des Volkes, das kaum ein Prozent Alphabeten zählt und keinen einzigen wirklich Gebildeten aufzuweisen vermag. (Denn was als solche bezeichnet wird, sind eben nur Einäugige unter Blinden.) Endlich aber auf Grund des vollständigen Mangels eines Nationalgefühls. Die eigentlichen Schkjipetaren, die Tosken, hassen nämlich die Gegen (meist albanisierte Serben) ebensosehr, wie sie von diesen gehaßt werden, und als Beweis dieses Hasses führte ich in meinem Werke außer den geschichtlichen Ereignissen auch Volkslieder an.

Unter diesen Umständen ist es tatsächlich ein Ding der Unmöglichkeit für irgendeinen Menschen, und verbände er auch die Staatskunst eines Bismarck mit dem allumfassenden Wissen eines Humboldt, mit den toleranten Anschauungen eines Friedrichs des Großen und mit der Kriegskunst eines Napoleon, alle diese Gegensätze auszugleichen und die Albaner zu einem einheitlichen Staate zu gestalten. Dies wird nie und nimmer gelingen, und das künstliche Staatsgebilde, welches die schlauen Diplomaten im „Fürstentum Albanien" schufen, könnte nur dann gewaltsam aufrecht erhalten bleiben, wenn ein großes Heer der Mächte das Land besetzt hält und alle jene Albanesen kurzerhand hinrichtet, die sich gegen die ihm aufgenötigten modernen Gesetze auflehnen sollten. Dazu bedürfte es aber eines Heeres von wenigstens 100 000 Mann, und welche Macht sollte sich für ihm fernliegende Interessen opfern und Geld und Blut verschwenden, bloß zu dem Zwecke, ein sonst unmögliches Staatsgebilde gewaltsam aufrechtzuerhalten, nur weil es der Eigensinn einiger Diplomaten so will und andere Diplomaten sich nicht blamiert haben wollen?!

Ich würde es verstehen, wenn man eine gigantische Persönlichkeit gekannt hätte, von der man annehmen konnte, sie werde sich wenigstens annähernd den ungeheuren Schwierigkeiten der Regierung gewachsen zeigen. Aber in Wirklichkeit setzte man einen Fürsten ein, von dem ich schon auf Grund seiner ersten Reden in Potsdam und Neuwied meine Ueberzeugung aussprach, daß er nur eine Puppe am Thron sein werde*). Er hat sich aber tatsächlich noch unfähiger gezeigt, als ich überhaupt angenommen hatte. Denn er versagte in allem: vom Regieren verstand er rein nichts, denn sonst hätte er mit einem gesunden Programm hervortreten und darauf sehen müssen, daß zu arbeiten begonnen werde, ferner zunächst persönlich das ganze Land bereisen und sich durch Augenschein und unmittelbare Berührung mit dem Volk Kenntnis von dessen Lage, Anschauungen, Hoffnungen, Wünschen und Bedürfnissen verschaffen müssen; (in Wirklichkeit schloß er sich in seinen stallartigen „Palast" ein und ließ alle fünf grad sein!). Er zeigte sich aber auch als schlechter Militär, was um so unverständlicher ist, als er es doch (allerdings als mediatisierter Fürst) zum K. Preußischen Generalstabshauptmann gebracht hat. Denn besäße er auch nur einen Funken militärischer Begabung, so hätte er sofort selbst die Organisation der Streitmacht in die Hand genommen und die Operationen geleitet, statt sich auf Holländer und — Essad Pascha zu verlassen! Aber (und das ist das für ihn ärgste!) er hat sich sogar jetzt in den Augen aller Albaner für immer unmöglich gemacht, weil er sich bei den ersten mehrere Kilometer weit von seiner „Hauptstadt" (1500 Einwohner!) gefallenen Schüssen voll Schrecken ins Boot warf und auf den italienischen Dampfer floh, von dem er erst dann zurückkehrte, als ihm die Aufständischen beteuerten, sie seien nur gekommen, um mit ihm zu reden, und als sie ihm ein Ultimatum stellten, dessen Verwerfung zu seiner Thronentsetzung geführt hätte! Der Schkjipetar erwartet von seinen Führern persönliche Tapferkeit, und dazu gehört, daß sich der Führer an die Spitze der Kämpfenden stellt, wie dies Skanderbeg und alle in der Geschichte

*) Man nahm es mir übel, daß ich gesagt hatte, „der Prinz zu Wied passe auf den albanischen Thron wie die Auster aufs Fahrrad". Aber die letzten Ereignisse haben mir recht gegeben!

Digitized by Google

Albaniens berühmten Paschas oder Barjaktas taten. Die Flucht des Mbret beim ersten Schuß wird also von jedem Albanesen als ein Akt persönlicher Feigheit ausgelegt werden, und eine solche ist dem Albanesen jeder Schattierung grenzenlos verächtlich. Wenn jetzt von seiten der Freunde und Parteigenossen des Mbret zur Beschönigung erfunden wird, der Fürst habe nur seine Familie aufs Schiff begleiten wollen, er habe sich sogar in die Mitte der Empörer nach Schijak begeben usw., so sind das tendenziös erfundene Unwahrheiten, welche durch unparteiische, ausführliche Berichte widerlegt sind *). Es wird sich auch niemand in Albanien glauben, und der Köhlerglaube ist diesbezüglich auf offiziöse Redaktionen beschränkt, die den Mbret in den Augen Europas von dem Fluche der Lächerlichkeit befreien sollen, der ihn bereits umgibt.

Ja, wenn Fürst Wilhelm fähig wäre, dann müßte man seine Wahl besonders klug nennen, denn er besitzt verschiedene Eigenschaften, die ihn empfehlenswert machten: als Deutscher wurde Deutschland für ihn interessiert; als Neffe der Königin von Rumänien diese Regierung, und das war besonders deshalb von Wert, weil dadurch Griechenland abgehalten wurde, offen feindselig gegen den Mbret aufzutreten, weil es auf Rumäniens Hilfe gegen Bulgarien zu rechnen hat. Als Protestant konnte er den drei anderen Religionen im Lande gegenüber seine Unbefangenheit bewahren, und weil er weder Italiener noch Oesterreicher war, so konnten die beiden Nebenbuhler in Albanien ihn für neutral ansehen. Die Vorbedingungen zu einem passenden Fürsten waren also gegeben; aber leider übersteigt die Unfähigkeit des Mbret die Grenzen alles Zulässigen. Eine solche Unfähigkeit schadet nichts auf einem deutschen Duodezthrönchen, aber im wilden Lande der ungebärdigen Schkipetaren ist sie ein Verbrechen! Die Folgen sehen wir ja gegenwärtig mit Schauer!

*) Den besten Beweis liefert die Tatsache, daß der Mbret vor seiner Flucht nicht nur die Flagge vom „Palast" niederholen, sondern auch dessen elektrische Beleuchtung völlig außer Betrieb stellen ließ.

In meinem oben erwähnten neuen Werke habe ich ausführlich die Beweise dafür angeführt, daß die Schaffung des „Fürstentums" lediglich im Interesse Italiens lag, dessen Streben nach Festsetzung dort geht und das zu diesem Zwecke ein ähnliches Manöver aufführte, wie Bismarck 1863 — und anscheinend mit demselben Erfolg. So wie damals Bismarck Oesterreich zum Mittler bei der Lösung der schleswig-holsteinischen Frage einlud und dann zur gemeinsamen militärischen Aktion überredete, deren Ende er damals schon voraussah, ebenso haben die Italiener es verstanden, Oesterreich aufs Eis zu locken, indem sie es zu gemeinsamen Vorgehen in Albanien überredeten. Ich habe in meinem Werke ausführlich dargelegt, welche haarsträubenden Dummheiten die früheren österreichischen Regierungen begingen, als sie Italien irgendwelche „Interessen" auf dem Balkan zugestanden, statt es mit Tripoli abzuspeisen, nach dessen Erwerbung Italien doch schon seit 30 Jahren offen gestrebt hat und mit dem es sich sicher begnügt hätte, wenn es gesehen hätte, daß mehr von Oesterreich keinesfalls zugestanden werden würde. Graf Berchtold muß nun allerdings für die Sünden seiner Vorgänger büßen, aber was hindert ihn, die Regierung niederzulegen und dem Kaiser einen Nachfolger zu empfehlen, welcher tatkräftig genug ist, Italien ein „Hands off!" zuzurufen? Wenn ein Minister mit einem Staate einen Vertrag abschließt, durch welchen sein eigenes Land offensichtlich ins Verderben gestürzt wird, so hat sein Nachfolger das Recht, ja, die Pflicht, die Politik gründlich zu ändern. Ich hatte diesbezüglich mit einem hochgestellten österreichischen Diplomaten eine Erörterung, aus welcher ich ersah, daß das Ganze nur auf der Furcht begründet ist, Italien könnte aus dem Dreibund ausscheiden und sich dem Dreiverband anschließen, wenn Oesterreich ihm keinerlei Einmengung in Albanien gestatte. Eine solche Furcht ist aber völlig unbegründet. Wer immer Italien kennt, wird wissen, daß der alte Haß gegen Oesterreich, das es so lange geknechtet hatte, nicht erloschen ist, ja, daß die Mehrzahl der Italiener

Digitized by Google

Irredentisten sind, wenngleich sie dies in der ihnen angeborenen diplomatischen Schlauheit und Verstellungskunst nicht offen sagen. Daher auch die große Heuchelei von Freundschaft seitens der italienischen Regierung. Insgeheim rechnet doch jeder Italiener mit der fernen Möglichkeit, sich Südtirol und womöglich auch Triest beizubiegen. Das Bündnis mit Oesterreich ist also keine Herzenssache, sondern eine Folge zwingender Notwendigkeit. Durch seine afrikanischen Besitzungen ist Italien seinem französischen Nachbarlande ausgeliefert, wenn es nicht von Deutschland und Oesterreich dagegen gesichert wird. Lediglich diese Furcht vor Frankreich ist es, welche also Italien zwingt, unter zwei Uebeln das kleinere zu wählen und mit Oesterreich zu gehen. Weil aber diese Interessen weit größer sind als der Gewinn, den Italien im günstigsten Falle aus Albanien holen könnte, darum hält Italien am Dreibund fest. Sonst aus gar keinem anderen Grunde! Weil dem aber so ist und weil Italien dergestalt gezwungen ist, in seinem eigenen Lebensinteresse beim Dreibund zu verharren, darum befindet sich Oesterreich in der angenehmen Lage, Bedingungen stellen zu können, und diese Bedingung müßte lauten: „Hände weg von Albanien!" Könnte sich die österreichische Regierung zu einem solchen Ultimatum aufschwingen, so würde sie sehen, daß Italien nachgeben würde; natürlich unter Wutgeheul und Geschimpf, aber das geht erstens vorüber und zweitens erschallt es ja eben auch gegenwärtig aus Italien wegen angeblicher österreichischer Ränke in Albanien. Derlei ist nicht ernst zu nehmen. Die Italiener haben eben schon seit langem bemerkt, wie leicht sich österreichische Regierungen durch Zeitungsgeschrei und Straßendemonstrationen ins Bockshorn jagen lassen, und darum arbeiten sie so gerne mit derartigem „Bluff". Aber man sollte nur am Donaustrand nach dem Spruche handeln „Bange machen gilt nicht", und die italienische Regierung selbst würde die erste sein, daheim abzuwiegeln, um den Dreibund nicht zu gefährden, von dem Italien abhängt.

Einen Vorwand oder Anlaß zu einer derartigen Schwenkung der Politik böte die neue Basis der österreichischen Regierung: „Albanien weder für Italien, noch für uns"; denn dann könnte Italien nicht behaupten, daß Oesterreich auf Albanien aspiriere und deshalb Italien nicht eine Mitherrschaft gönne. Wenn Oesterreich also heute die Erklärung abgäbe: „Wir wollen uns nicht in Albanien festsetzen, aber wir dulden auch nicht, daß irgendeine andere Großmacht dort Truppen landet, Kriegsschiffe stationieren läßt oder sich sonst in die Angelegenheiten des Landes mengt, so wie wir selbst uns dessen enthalten werden", so kann gegen ein derartiges Verlangen allgemeinen „Désintéressements" kein anderer Staat einen Einwand erheben. Es würde auch keinem einfallen, weil Albanien für was immer für eine fremde Macht eine allzu harte Nuß wäre. Ich habe in meinem Werke nachgewiesen, daß viele Hunderte von Millionen nicht genügen würden, Albanien auch nur zu einem halbzivilisierten Lande zu machen, daß es also von was immer für einer Macht töricht wäre, das Land sich einzuverleiben. Kein Vorteil, aber ungeheure Lasten! Hat es ja nicht einmal einen einzigen wirklichen Hafen, keine Bahnen, nicht einmal Straßen, keine Schulen, keinen Handel und nur Hausindustrie altertümlicher Art! Nur ein Tor kann daran denken, sich mit einem Lande zu belasten, das die eigenen Staatseinnahmen verschlingt, ohne selbst in einem Jahrhundert etwas einzubringen!

Was soll aber dann mit dem Lande geschehen? . . .

Ich habe schon in meinem erwähnten Werke angedeutet, welche Möglichkeit allein ich sehe, Europa vor Verwicklungen zu bewahren, die um so unverantwortlicher wären, als es sich nur um „ein bißchen Albanien" handelt, das weniger Wert besitzt, als seinerzeit „das bißchen Herzegowina". Die Malisoren und Mirediten waren stets nur dem Namen nach Untertanen der Pforte, der sie weder Tribut zahlten noch Soldaten lieferten — außer freiwillig gegen gute Bezahlung. Sie regieren sich nach ihren eigenen vielhundertjährigen Gesetzen. Man über-

Digitized by Google

lasse sie ihrem Schicksale, und sie sind ungefährlich für Europa. Was den Rest betrifft, so könnten der Epirus und die Küstenebenen bis zum Mat hinauf den Griechen gegeben werden, unter der Bedingung, daß diese Salonik und die Strecken der Bahnen von Salonik nach Veles einerseits, nach Bitolj andererseits den Serben abtreten, welch letztere dafür an Oesterreich einen Teil des Hafens von Salonik abzutreten und außerdem mit Oesterreich einen günstigen Handelsvertrag abzuschließen hätten. Die Ebenen am Schkodra-See nebst Schkodra bis zum Mat könnten dann an Montenegro zurückgegeben werden (dem sie nach dem Rechte der Eroberung im Vorjahr zugefallen waren) unter der Bedingung, daß auch Montenegro mit Oesterreich einen günstigen Vertrag abschließe. Durch einen solchen Ausgleich würden allseitig Vorteile erlangt: Oesterreich bekäme nicht nur einen Teil des Saloniker Hafens als unmittelbares Gebiet, sondern es würde durch die beiden Verträge auf handelspolitischem Gebiete außerordentliche Vorteile für seinen Handel und seine Industrie gewinnen, namentlich aber den großen Vorteil ziehen, daß im nächsten Kriege Serbien und Montenegro neutral blieben, während es unter den gegenwärtigen Verhältnissen leider mit großer Wahrscheinlichkeit anzunehmen ist, daß der nächste Krieg Oesterreichs mit was immer für einem Gegner Serbien und Montenegro auf dessen Seite sehen wird, abgesehen von der Wahrscheinlichkeit einer Erhebung aller Südslaven in Ungarn. Diese Vorteile Oesterreichs sind aber zugleich Vorteile Deutschlands, dem es durchaus nicht gleichgültig sein kann, wenn im nächsten Krieg sein Bundesgenosse eine halbe Million Soldaten an der Südgrenze verwenden muß, die an den anderen bedrohten Punkten empfindlich fehlen müßten!

Für Montenegro wäre der Ausweg schon deshalb ein Vorteil, weil die fruchtbaren (von den faulen Albanesen als Viehweiden benützten!) Ebenen allein schon genügen würden, die halbe Bevölkerung zu ernähren, die gegenwärtig gezwungen ist, aus Hunger massenhaft auszuwandern. Für Serbien wäre die Erwerbung von Salonik eine Lebensfrage. Es erhielte den ersehnten besten Zugang zum Meere (denn der von den Serben angestrebte über Albanien ist ein Unsinn, wie ich in meinem Werke klar darlegte), und obendrein würden die von Serben bewohnten Gebiete mit ihm vereinigt, die man lächerlicherweise zu Griechenland geschlagen hat.

Was Griechenland betrifft, so ist es die einzige Macht, die darauf rechnen kann, mit den Albanesen fertig zu werden, weil es ohnehin bereits ¾ Millionen Albanesen besitzt, die gute Griechen sind, und weil der Aufstand im Epirus zeigt, wie trefflich es die Griechen verstanden haben, die Tosken zu hellenisieren bzw. zu griechischen Parteigängern zu machen. Nachdem das Albanische ohnehin eine ganz rückständige, unmögliche Sprache ist, die (abgesehen von ihrem geringen Verbreitungsgebiete) gar nie eine Kultursprache werden kann, könnte man sich darüber hinaussetzen, wenn die Griechen Albanien ebenso hellenisieren, wie sie dies mit den Albanesen Griechenlands und der seit 1881 erworbenen türkischen Gebiete machten. Die viel höher stehende griechische Kultur könnte dann mit der Zeit auch Albanien zum Kulturland machen. Kosten würde es freilich ungeheuer viel, aber die Griechen haben die Eigentümlichkeit, daß sie alles nehmen, was man ihnen an Ländern anbietet, ohne um die damit verbundenen Kosten zu fragen. (Also ganz so wie die Italiener!) Die Albanesen würden also unter griechischer Herrschaft nicht schlechter fahren, sondern nur besser.

Nun gibt es kindische Leute (daß sie teilweise „Diplomaten" sind, ändert nichts daran), welche behaupten, weder Oesterreich noch Italien könnten dulden, daß sich Griechenland in der Adria festsetze. Das Unsinnige dieser Behauptung liegt auf der Hand. Erstens gibt es keine Gegensätze zwischen Griechenland und den anderen Adria-Staaten, welche Zwistigkeiten gewärtigen lassen, zweitens besitzt Griechenland nicht die Mittel, eine so starke Flotte zu halten, daß diese irgendwie beunruhigen könnte (denn sonst müßte sich z. B.

Digitized by Google

auch Deutschland durch die norwegische Flotte beunruhigt fühlen!), drittens wird Griechenland auf lange Zeit hinaus von der Türkei und Bulgarien in Schach gehalten. Zudem liegt es durchaus nicht im Interesse Griechenlands, sich an eine Großmacht so eng anzuschließen, daß es in einen ihm gleichgültigen Krieg mit einer anderen Großmacht verwickelt werden könnte. Es ist also auch völlig ausgeschlossen, daß die offenen Reeden von Avlona oder Durazzo jemals zu Kriegshäfen ausgebaut würden. Und zudem ließe sich dies ebenso verbieten, wie bei der Uebergabe von Korfu, dessen Nichtbefestigung bedungen wurde.

Aber auch Italien, wenn es ruhig nachdächte, könnte keinen Grund zum Mißvergnügen haben. Der Wunsch, Albanien zu besitzen, ist nämlich ebenso töricht, wie jener Serbiens es war, weil beide Staaten davon nicht nur keinen Gewinn, sondern direkt großen Schaden hätten. Sie müßten nämlich Hunderte von Millionen ins Land stecken und zögen daraus gar keinen Nutzen. Man sollte doch glauben, daß schon die unbesonnenen Besetzungen der Eritrea, Somalia und zuletzt von Libia (die allein bereits 1300 Millionen Lire gekostet und nichts als Prügel eingetragen hat!) als warnendes Beispiel dienen könnten. Aber die Italiener sind in dieser Beziehung ganz unzurechnungsfähig: sie streben nach Gebietserweiterung, gleichviel wo, wenn nur die Großmannssucht und die Eitelkeit befriedigt werden. Sie sollten froh sein, mit Albanien nichts zu tun zu haben. Wollten sie heute Albanien allein erobern, so würden sie noch jämmerlichere Prügel bekommen, als vordem von den Abessyniern, Arabern und Türken. Ein vernünftig denkender Italiener würde somit ebensowenig seinem Vaterlande die Erwerbung von Albanien wünschen, als ich selbst solche Oesterreich oder Serbien wünsche. Dort ist nichts zu holen als Schande, Ungeziefer und Unannehmlichkeiten aller Art, im Tausch gegen Geld und Blut.

Noch könnte also die albanische Gefahr für Europa beschworen werden; aber ich habe wenig Hoffnung. Bismarck sagte einst, daß wohl der klügste Staatsmann irren könne, daß aber nur ein dummer aus falscher Scham oder Eigensinn sich abhalten lasse, seinen Irrtum gutzumachen.

Die Umwertung der Nationalität*).

Von

Samuel Lublinski.

Es wird vielleicht für manche eine Ueberraschung sein, wenn ich einen Satz wage, der unter den gegenwärtigen Verhältnissen fast als ein Widerspruch erscheinen könnte: daß nämlich Nation und Staat Begriffe sind, die nichts miteinander zu tun haben dürfen, und daß es gar nichts Unsinnigeres geben kann als den sogenannten „Nationalstaat". Man könnte mir freilich die Kämpfe und Entwicklungen entgegenhalten, die das ganze neunzehnte Jahrhundert erfüllten, und die zur Begründung des Deutschen Reiches und des Königreiches Italien geführt haben. War es kein Fortschritt, den Jammer der Kleinstaaterei und des Feudalismus zu überwinden, und wurde dieser Fortschritt nicht tatsächlich durch die Kritik des Nationalgedankens bewirkt, der die vielen Schlagbäume und Grenzpfähle nicht mehr vertrug und darum beseitigte? Gewiß, in Deutschland und in Italien hat die nationale Idee eine Kraft entfaltet, die hohes Erstaunen hervorrufen muß, und der Irrtum ist begreiflich, daß auch Einsichtige nach solchen Erfahrungen ein unzerreißbares Band um den modernen Staat und die moderne Nation legen möchten. Aber ein Blick über die österreichische Grenze und nach Osteuropa überhaupt sollte jeden, der nicht voreingenommen ist, sofort eines Besseren belehren. In Oesterreich übt das Nationale genau die entgegengesetzte Wirkung aus wie in Deutschland: es zerstört die Einheit eines großen Reiches und möchte überall in unermeßlicher Fülle immer neue Schlagbäume und Grenz-

*) Aus den „Nachgelassenen Schriften", die bei Georg Müller in München erschienen sind.

Digitized by Google

pfähle errichten. Mit Mühe wehrt sich der moderne Staat gegen diese Zersetzung, und es ist ebenfalls sehr die Frage, ob Oesterreichs Nachbar und gegenwärtiger wirtschaftlicher Feind die Kraft finden wird, sich zu modernisieren. Schon machen sich allerlei verdächtige Anzeichen bemerkbar, daß ein ottomanischer Staat am Nationalitätenhader zugrunde gehen könnte. Auch in Rußland hat die nationale Leidenschaft und der Hader der Volksstämme untereinander der Revolution die Stoßkraft geraubt, und so führt diese Betrachtung zu dem Ergebnis, daß es eigentlich ein geschichtlicher Zufall gewesen ist, wenn der moderne Staat und die nationale Idee in Deutschland und Italien ein fruchtbares Bündnis eingehen konnten.

Eine Verwandtschaft besteht freilich doch, da diese beiden Erscheinungen gleichsam Eigenschaften desselben Grundstoffes sind, oder Söhne aus gleichem Haus, die nur nicht zu lange Zeit zusammenbleiben dürfen, wenn nicht Hader entstehen soll. Der moderne Staat ist dadurch entstanden, daß im gesellschaftlichen und bürgerlichen Leben die mittelalterlich-ständische Gebundenheit beseitigt wurde, und die Nationalitätsidee hat nichts mehr und nichts weniger zu bedeuten, als die Ersetzung der Kirche und der Glaubenszugehörigkeit. Alle jene kulturellen Wirkungen, die einmal von der Kirche ausgeübt wurden, sind in einer freieren und weiteren und geschmeidigeren Anwendung nunmehr Aufgabe der Nationalität geworden. Von der Wiege bis zur Bahre umfängt uns die nationale Kultur, wie sie in Dichtung, Philosophie und Geisteswissenschaften niedergelegt wurde, und wie sie sich schließlich auch im gesellschaftlichen Leben ihre besonderen Abstufungen und Abtönungen schafft. Sogar die jeweilige Opposition gegen die herrschenden Kulturmächte in einer Nation kann sich und will sich dieser Einwirkung nicht entziehen, zumal sie sehr wohl morgen den Gegner verdrängt haben und an der Spitze stehen könnte; — worin, nebenbei gesagt, der unermeßliche Vorzug der Nationalität vor der dogmatisch gebundenen Kirche besteht, die um ihres Daseins willen den Ketzer vernichten mußte. Daß dieser Zusammenhang durchaus nicht auf einer willkürlichen Annahme beruht, könnte durch eine Fülle geschichtlicher Tatsachen leicht bewiesen werden. Es mag der Hinweis genügen, daß der Islam anfangen mußte zu wanken, bevor ein türkisches oder albanesisches oder arabisches oder persisches Nationalgefühl entstand. Und als bei den osteuropäischen Juden die talmudische Konfession in ihren Grundfesten erschüttert wurde, versuchte sich die freigewordene Seelenkraft an der Bildung einer Nationalitätsidee, wodurch der Zionismus entstand. Hundert Jahre früher hatte in Westeuropa der gleiche Zersetzungsprozeß die Juden zu Nationaldeutschen, Nationalfranzosen oder Nationalengländern gemacht. Ueberall, wo die Kirche zurücktrat, kam die Nation empor, und die äußerliche und dogmatische Bindung der Geister wurde durch eine andere und freiere ersetzt, die der Seele des Einzelnen mehr Spielraum zum Atmen ließ.

Ob es schon viele heute in Deutschland und Europa geben mag, die es wirklich vermögen, die Bedeutung dieses unermeßlichen Umschwunges in seiner ganzen Tiefe zu erfassen? Man klagt über die Nüchternheit, über die Abnahme der seelischen Kräfte gegenüber der Verstandeskraft, und von mancher Seite wird der Sehnsuchtsruf nach einer neuen Religion vernehmbar. Aber solche modernen Religionen gibt es ja, es sind die modernen nationalen Kulturideen. Gewisse Alldeutsche wissen gar nicht, wie viel Weisheit in ihrer Torheit liegt, wenn sie das Christentum durch eine „germanische" Religion ersetzen möchten. Sie haben nur darin unrecht, daß sie zum Gott dieser neuen Kirche Wotan erwählen möchten, während er doch Goethe heißt. Es ist nun die Pflicht dieser modernen Religion, die Nationalität heißt, alle kulturellen Aufgaben der früheren Kirche zu erfüllen, ohne ihrer dogmatischen Beschränktheit zu verfallen. So kannte zum Beispiel die katholische Kirche innerhalb ihres Umkreises nur Christen und Katholiken und machte keine Rassenunterschiede zwischen ihren Anhängern. Statt diesem weisem Vorbilde zu folgen, wird von den Chauvinisten und

Digitized by Google

Fälschern der Nationalitätsidee herumgeschnüffelt, ob sie nicht irgendwelche feinen und allerfeinsten Rassenunterschiede herauswittern könnten. Von Rechts wegen sollte es umgekehrt sein, da die Nationalität unendlich mehr Kreise und Persönlichkeiten zu umschließen vermag, als die Kirche, die durch ihren Glaubenssatz gezwungen war und ist, jede Gegnerschaft, jedes Ketzertum, auszurotten oder auszuschließen.

Wie verhält sich nun die Nationalität zum Staat? Genau so und gar nicht anders, wie sich die Kirche zum Staat verhält. Einst lautete der verruchte Grundsatz: cuius regio eius et religio. Jeder lutherische oder kalvinistische Herrscher hatte das Recht, einen katholischen Untertan zum Lande hinauszujagen, und der umgekehrte Fall der Hugenotten und Salzburger kam noch viel häufiger vor. Heute würde in den fortgeschrittenen Staaten ein solcher beinahe ruchloser Unsinn gar nicht mehr möglich sein, und man bedankt sich mit aller Entschiedenheit dafür, daß der Staat sich mit einem einzelnen Bekenntnis eins erklärt und ihm Bütteldienste leistet. Schließlich ist man in Frankreich und in den Vereinigten Staaten auch nicht vor der letzten Schlußfolgerung zurückgeschreckt: Trennung der Kirche vom Staat. Darin haben wir einen Fingerzeig, wie sich das Schicksal der modernen Kirche oder Nation zu entwickeln haben wird: Trennung der Nationalität vom Staat. Es wird eine Zeit kommen, wo es das ethische Gewissen als eine ähnliche Verruchtheit wie die Dragonaden des vierzehnten Ludwigs empfinden dürfte, wenn die herrschende Klasse eines Staates es wagen sollte, anders gearteten Untertanen ihre Nationalität aufzuzwingen. Wenn dieses Ziel erst erreicht ist, muß sich die Trennung von Nationalität und Staat von selbst ergeben. Und dann wird jener Staat der vollkommenste sein, der *viele* Nationalitäten in sich einschließt, während der altväterliche Nationalstaat in seiner groben Undifferenziertheit als Zeitwiderspruch anmuten dürfte. Diese Behauptung erscheint Beobachtern der heutigen Wirklichkeit nur darum verwegen, weil vorläufig noch jedes Splitterchen einer Nation am Boden haftet, an der Provinz, an irgendeinem ehrgeizigen Staatsgedanken. Verlangen heute die Katholiken besondere Provinzen für sich, besondere Kronländer, in die keine Protestanten einbrechen dürfen? Gewiß nicht, sondern es herrscht eine grundsätzliche Freizügigkeit, und die einzelnen Kirchen fühlen sich nicht als Länder, sondern als Verbände, ihre Anhänger wohnen in ihren Vereinigungen, anstatt in Provinzen oder Reichen. So muß es auch dahin gebracht werden, daß es nebensächlich erscheint, ob Prag tschechisch oder deutsch wird oder national geteilt bleibt, während es ein höchstes Interesse zu erwecken hat, ob die deutschen und tschechischen Kulturverbände genügend Fähigkeit enthalten, sich von innen heraus fortwährend zu entwickeln und in einer fruchtbaren Gegnerschaft wechselseitig anzuregen. Ganz so alle ähnlichen nationalen Einheiten in einem großen Reich, die sich nicht mehr Provinzen streitig machen werden, sondern jenen Kranz der Kultur, der nur durch Leistungen geistiger Art errungen wird. Der Staat aber, wenn er sich auch im wesentlichen auf seine politischen und Verwaltungs-Aufgaben beschränken muß, braucht darum in kultureller Hinsicht noch nicht müßig zu gehen. Seine Aufgabe wird vielmehr sein, das Allgemeine und Zusammenfassende aus diesen Besonderheiten und Kulturgegnerschaften herauszulösen und dafür zu sorgen, daß neben dem Nationalen das Europäische und Allmenschliche nicht zu kurz kommt. So würde erst eine wahrhaft fruchtbare Wechselseitigkeit entstehen, die nicht möglich ist, solange Nation und Staat gleichgestellt werden und sich dadurch gegenseitig hemmen. Der Staat verliert in einem solchen Bündnis seinen weiten Blick und seine ordnende Besonnenheit und erfüllt sich mit einer wüsten und kurzsichtigen Leidenschaft, und die Nationalität büßt ihre kulturelle Innerlichkeit und Entwicklungskraft vollständig ein und verfällt einem Glaubenswahn, der hinter dem der Kirche sogar noch zurücksteht, da der Krummstab immerhin eine vornehmere Waffe ist als der Polizeiknüppel oder Schutzmannssäbel.

Für Deutschland würde der Uebergang

Digitized by Google

zum Kulturnationalismus nicht nur einen sittlichen, sondern auch einen politischen Fortschritt bedeuten. Die Zeit ist nämlich vorüber, wo das Bündnis zwischen Nationalität und Staat ein Moment der Kraft vorgestellt hat, und gegenwärtig mindert es nicht unbedenklich die Stellung des Reiches im europäischen Konzert. Es wirkt als eine Ungeheuerlichkeit, daß dieser Großstaat mit der Handvoll Dänen oder Polen an den Grenzen nicht fertig zu werden und diese Bruchteile nicht zu seiner Kultur zu verführen vermag. Trotz schlimmster Gewaltmaßregeln sind Polen und Dänen keine ergebenen Untertanen geworden, während sich die vielgeschmähten Engländer auf die Buren, mit denen sie drei Jahre einen erbitterten Krieg führten, jetzt schon durchaus verlassen können. Wer überdies weiß, wie viel Liebe und Begeisterung die osteuropäische junge Intelligenz einst der deutschen Literatur und Kultur entgegengebracht hat und zum Teil noch entgegenbringt, der mag ermessen, wie viel Einfluß und Zuneigung das Reich bei den Polen und russischen Liberalen erworben haben würde, wenn statt des preußischen Gendarmen und der wildgewordenen Alldeutschen Goethe für uns gestritten hätte. Und was für Erfolge auch rein politischer Art sich mit der Hilfe solcher Zuneigungen und solcher unwägbaren Einflüsse erstreiten lassen, lehrt täglich und stündlich das Beispiel Englands, auf das unsere Alldeutschen kräftig zu schimpfen verstehen, anstatt von ihm zu lernen. Heute hat es Deutschland fertiggebracht, die entgegengesetztesten Kräfte gegen sich zu vereinigen. Der Pole und der Russe und der Türke und der Serbe, die sich sonst nicht gerade die Hände drücken, finden sich sofort auf gemeinsamem Boden zusammen, wenn es den Haß gegen alles Deutsche gilt. Einer der vornehmsten Gründe für diesen unnatürlichen Zustand ist in der Entartung des deutschen Nationalgedankens zu suchen, der sich mit einem überdies noch vielfach rückständigen, weil allzu borussischen Staatswesen völlig eins erklärt und dadurch alle seine Kulturinteressen preisgegeben hat. Scharfe und tiefblickende Geister wie Ibsen durchschauten freilich die stachlichte Hülle und erkannten die fortlebende und fortwirkende Kraft der deutschen Kultur. Aber vom Durchschnitt der Skandinavier darf man eine solche Erkenntnis nicht erwarten, wenn gleichzeitig der berufene Vertreter des Deutschtums, nämlich der preußisch-deutsche Staat, unter dem Jubel der Alldeutschen die Dänen Schleswig-Holsteins peinigt oder vergewaltigt. Um den Gegensatz zum Bewußtsein zu bringen, vergleiche man mit der Abneigung der Italiener gegen alles Deutsche die Neigung, die das gleiche Volk den Franzosen entgegenbringt, obwohl Frankreich Nizza und Savoyen an sich genommen hat! Deutschland vermochte keine Seele zu sich zu verführen, weil es seine Kulturkraft nicht in freier Anmut spielen, sondern sie in einer staatlich-chauvinistischen Glaubensleidenschaft erstarren ließ. Dadurch hat es einen Haß gegen sich großgezogen, der unter Umständen zu europäischen Ausbrüchen führen könnte, wenn nicht alle Verständigen rechtzeitig lauten Widerspruch erheben.

Noch mehr als Deutschland wird aber Osteuropa an einer Umwertung der Nationalität ganz unmittelbarerweise beteiligt sein. Wenn diese Völker und Staaten wirklich zu einem europäischen Kulturzustand gelangen wollen, der die reichen geistigen Kräfte ihrer verwirrten Welten frei werden läßt, dann werden sie sich davor zu hüten haben, den Nationalbegriff zu politisieren und dadurch den nationalen Hader zu verewigen. Sonst könnten für diesen Teil unseres Kontinentes Kämpfe entstehen, die an verheerender Gewalt den Religionskriegen Mittel- und Westeuropas im sechzehnten Jahrhundert gleichkommen würden. Die heutigen unliebsamen Zustände in Oesterreich geben erst einen sehr zahmen Vorgeschmack davon, was für Rußland, den Balkan und Vorderasien zu erwarten wäre. Da heute alles zusammenhängt, so müßte eine solche Umwälzung ihre schlimmen Rückwirkungen natürlich auch auf den ganzen Erdteil geltend machen. Alle diese Gefahren würden nicht nur aufgehoben, sondern in ihr Gegenteil, in Segen, verwandelt werden, wenn noch zu rechter Zeit ein tieferes Verständnis für das wahre Wesen der Natio-

Digitized by Google

nalität entstände. Man muß endlich begreifen, daß das Nationale nichts Politisches ist, sondern etwas Kulturelles, das Kirche und Glaubensbekenntnis abgelöst hat, und daß das letzte Wort der Entwicklung lauten muß und wird: Trennung von Nationalität und Staat.

Universalpersönlichkeit.

Von

Wilhelm Bolze.

Wenn man die kulturelle Entwicklung des letzten Jahrhunderts überschaut, so gewinnt man auf den ersten Blick den Eindruck, als ob wir in diesem Zeitraume gigantische, schier unfaßbare Fortschritte erlebt hätten. Der Unterschied zwischen dem Zeitalter Goethes und dem heutigen der Eisenbahn und des Dampfschiffs, des Telegraphen und Telephons, des lenkbaren Luftschiffs und der Schreibmaschine, der Photographie, des Kinematographen, des Grammophons, des Automobils und des Aeroplans, ist so gewaltig und beinahe unermeßlich, daß wir glauben müssen, zu diesem vogelschnellen Aufstieg des Menschengeistes bis zu schwindelner Höhe nur mit ehrfürchtiger Bewunderung emporblicken zu dürfen. Zweifellos hat wohl noch kein Zeitalter eine so ungeheure Anspannung aller geistigen Kräfte erlebt wie das letzte Jahrhundert, und es mag deshalb leicht scheinen, als ob die menschheitliche Entwicklung eine riesengroße Vervollkommnung erreicht habe und noch immer ungeahnten Gipfeln zustrebe.

Dennoch dürfen wir uns mit einer gewissen Besorgnis der Einsicht nicht verschließen, daß uns im Laufe dieser atemlos schnellen Entwicklung ein unschätzbarer Wert verloren zu gehen droht, der gerade um die Wende des vorigen Jahrhunderts in Blüte stand. Unsre heutige Zeit besitzt nicht mehr so viel Menschentum, wie wir es noch bei Goethe, Kant und Schiller achten, bewundern und lieben. Die Persönlichkeit ist — um mich modern auszudrücken — im Kurse zurückgegangen, und der Charakter des Volkes ist verflacht und einseitig geworden. Der Idealismus, der die großen Epochen des Klassizismus und der Romantik beseelte, ist gegenwärtig fast ganz zu einem diamantharten Materialismus versteinert, und der Durchschnittsmensch wird so gut wie gar nicht mehr als Einzelwesen, sondern nur noch als bedeutungsloses Molekül im Organismus einer Volks- oder Staatsgemeinschaft anerkannt. Die Ueberschätzung der Technik und der Maschine ist ja heute schon so weit gekommen, daß selbst in der Kunst, dieser subjektivsten aller Aeußerungen des menschlichen Geistes vielfach das tote Metall und die Dampfkraft als eigentliche Helden verherrlicht und die Menschen nur als Sklaven der Maschinen geachtet werden. Solange diese Erscheinung vereinzelt bleibt, muß man sie als originelles, vielleicht sogar geniales Produkt einer schöpferischen Phantasie gelten lassen, aber leider enthält sie heute schon ein Symbol für eine weitverbreitete Weltanschauung. Hinzu kommt, daß die vielseitige Empfänglichkeit des menschlichen Geistes immer unfruchtbarer wird, daß wir viel zu ausschließlich in unserm Beruf aufgehen. Dem Geschäftsmanne geht das Interesse für wissenschaftliche und künstlerische Fortschritte immer mehr verloren, der Gelehrte hält sich ängstlich von der Politik fern, und der Diplomat, der Mediziner, der Volkswirtschaftler, der Techniker stehen gleichfalls allen anderen Gebieten geistiger Tätigkeit verständnislos gegenüber. Es herrscht heute schon oft ein energischer Wille zu möglichst großer Spezialisierung und zu rücksichtsloser Vernachlässigung aller nebenan gelegenen Interessengebiete.

In unseren Tagen ist die große Gefahr, die von einer so einseitigen Entwicklung ausgehen muß, noch nicht zu übersehen, aber sicher ist, daß die Richtung notwendig eine Verirrung und eine Entartung zur Folge haben, und daß deshalb eine vielseitigere Geisteskultur unbedingt wieder erstrebt werden muß. Sonst muß unvermeidlich die geistige Gesundheit der nachfolgenden Generationen darunter Schaden leiden. Wir müssen uns systematisch zu einer Erweiterung und Bereicherung unsers Geisteslebens erziehen, müssen mitten im

Digitized by Google

Strudel des allgemeinen öffentlichen Lebens stehen, da nur aus diesem heraus die Persönlichkeiten entstehen können, die zu Führern ihrer Zeitgenossen berufen sind. Wir müssen nach Möglichkeit zu werden suchen, was Goethe, der größte und modernste Deutsche gewesen ist: eine Universalpersönlichkeit. Unter den mannigfachen Faktoren, die zur Erreichung dieses Zieles beitragen können, steht die Zeitschrift mit ihrer Auslese des wertvollsten geistigen Gutes nicht an letzter Stelle.

Eine solche nacheiferungswürdige Universalpersönlichkeit ist z. B. der vor dreieinhalb Jahren verstorbene Samuel Lublinski gewesen, dessen „Nachgelassene Schriften"*) ein anschauliches Bild von seiner Vielseitigkeit und Tiefe geben. Lublinski ist selbst ein Dichter von bedeutenden Fähigkeiten, einem feinen Geschmack und einer sehr straffen künstlerischen Selbstzucht gewesen. Freilich war auch seine Natur, ähnlich der von Otto Ludwig, so stark zum Theoretisieren und Kritisieren geneigt, und freilich stand er selbst so tief im öffentlichen Leben, daß seine Produktivität sich größtenteils auf theoretische und kritische Schriften erstreckt hat. In seinen Essays, die seine Witwe in dem Bande „Nachgelassene Schriften" gesammelt und herausgegeben hat, zeigt er sich von den verschiedensten Seiten seiner geistigen Tätigkeit. So finden wir hier z. B. eine schlechthin glänzende Würdigung der Psychologie Bismarcks, der politischen Tätigkeit Heinrichs von Treitschke oder etwa der wissenschaftlichen und ästhetischen Bedeutung von Theodor Mommsens „Römischer Geschichte". Daneben enthält das wertvolle Buch natürlich auch vorzügliche Aufsätze über Dichtung und dramatische Kunst, so beispielsweise über „Romantik und Stimmung", über den „Kulturwert der großen Kunst", ferner über die griechische Tragödie, über das moderne Drama, über Sophokles, über Kleist. Alle diese Arbeiten beruhen auf einer sehr gründlichen Sachkenntnis und gereiften Urteilsfähigkeit. Hervorragend sind auch Lublinskis Abhandlungen über allerhand kultursoziale und politische Fragen, etwa „Rasse und Nation", „Die Umwertung der Nationalität", „Humanität", „Der Organisationsgedanke der Religion". Der rühmenswerteste Vorzug des sprachlich sehr kunstvollen und fesselnden Buches liegt darin, daß es den Leser unentrinnbar zum Nachdenken zwingt. Möge es recht viel dazu beitragen, unserem Zeitalter den Begriff der Universalpersönlichkeit wieder schätzens- und erstrebenswert erscheinen zu lassen!

*) Dies vorzügliche Buch ist kürzlich in sehr gediegener Ausstattung in dem ungemein rührigen Verlage von Georg Müller in München erschienen

Paul Ernst's Première.

Von

Julius Bab.

Mit großem Recht ist in diesen Blättern erst unlängst Paul Ernst, der Erzähler, gerühmt worden; aber seiner allerinnersten Natur nach muß dieser Mann Dramatiker sein. Denn logische Kräfte sind in ihm mächtig, und überall, wo einen noch in tiefer Schicht logisch veranlagten Menschen letzte Leidenschaft doch zum dichterischen Ausdruck treibt, da bietet sich das Drama an, dessen poetische Form dem dialektischen Verfahren verwandt ist, weil es von Stimme und Gegenstimme, Spruch und Widerspruch lebt. In der Tat ist Paul Ernst, so sehr sein Talent auch nach allen möglichen anderen Gebieten übergreift, in aller erster Linie Dramatiker. Und wenn man selbst die naturalistischen Studien seiner Frühzeit nicht mitzählt, so produziert doch dieser Mann seit mehr als einem Jahrzehnt Jahr für Jahr dramatische Werke, die, wie man sich auch zu ihnen stellen mag, jedenfalls eine der merkwürdigsten Entwicklungen und eine der geistig belangvollsten Aeußerungen darstellen, die unsere Zeit überhaupt in szenischer Form getan hat. Und dieser Mann, der seit 1904 in ununterbrochener Folge zehn dramatische Dichtungen veröffentlicht hat, auf den jene wenigen, deren Kenntnis von dramatischer Literatur nicht auf Theaterpremieren beschränkt ist, auch seit Jahren immer wieder hingewiesen haben — dieser Paul Ernst ist am

Digitized by Google

28. Mai 1914 zum ersten Mal in der deutschen Reichshauptstadt gespielt worden! Am Ende eines Jahrzehnts, das die trüb schwellende Theaterliteratur eines Ernst Hardt preisgekrönt und aus einem Vollmöller einen erfolgreichen Großunternehmer der Bühne gemacht hat! Dies wird man als Dokument von der Schande unserer Zeit festhalten müssen.

Das Werk, das nun zur Aufführung gelangte, war seine „Ariadne auf Naxos". Es ist keineswegs Ernsts letzte dramatische Dichtung; sie ist mehr als zwei Jahre alt und auch in Weimar schon gespielt worden. Aber immerhin kennzeichnet sie das Ziel, zu dem sich seine Dramatik hinentwickelt hat, in voller Reife, so daß auch die Leute, für die ein Dichter erst nach seiner Berliner Premiere existiert, nun eine ungefähr richtige Vorstellung vom Wesen und Wollen dieses Mannes haben können. Ernstens Ziel war immer reinere Ueberwindung der sinnlichen Illusion, Abstoßung aller an Shakespeare gewachsenen Elemente im modernen Drama. Er griff auf die Einheit des Ortes und der Zeit, auf einen nahezu neutralen Schauplatz, auf eine ganz geringe Anzahl von Personen zurück, er entließ den Dialog nie aus dem feierlichen Takt der Jamben, und suchte für den antiken Chor einen Ersatz zu schaffen durch Typengestalten (Mann und Weib, Greis und Jüngling, Priester und Staatsmann oder dergleichen) die mit philosophischem Wechselgesang die Akte einleiten oder beschließen. Dies alles aber sind nur äußere und vielleicht notwendige Folgen seines Grundwillens, die dramatische Wirkung lediglich aus dem geistigen Zusammenstoß zweier notwendigen und notwendig feindlichen Lebensprinzipien zu entwickeln, nicht mehr die Menschen, sondern die von den Menschen getragenen sittlichen Kräfte sollen eigentlich den Dialog miteinander führen, darum sind alle Zwischentöne des Gefühls, ist alles Verworrene, Dunkle, Lyrische aus dem Dialog verbannt, und jede Person spricht mit einem höchsten Grad von Bewußtheit und Klarheit das in ihr wirkende sittliche Prinzip aus. Es scheint, daß eine Form, die vom Mitfühlen sich so sehr auf das Begreifen zurückzieht, sich überhaupt gefährlich den Grenzen nähert, wo die Arbeit des Dichters in die des Denkers übergeht. Aber Ernst glaubt merkwürdigerweise in seiner Art die klassische Form der griechischen Tragödie zu erneuern. Er irrt, denn deren künstlerische Wirkung beruhte auf dem riesigen lyrischen Impetus, der in erster Linie von den Chören getragen wird, den aber auch das eigentliche Drama, die szenische Erneuerung alter Mythen in tief religiösem Gefühl, auslöst. Das dunkle Feuer solcher religiösen Erschütterung, in dem alte Gestalten zu neuen, aber ganz lebendig empfundenen Kampffiguren umgeschmolzen werden, ist aber mit keiner noch so scharfen Lampe des Verstandes zu ersetzen. Im Schein begrifflichen Lichts aber zeichnet Ernst seine Kontrastfiguren. Und deshalb läßt uns seine kahle Bühne auf langen Strecken kalt — bis schließlich die innerste, die eigentlich künstlerische Leidenschaft, die so lange vom falschen Formprinzip begrifflicher Ausdeutung zurückgehalten war, durchbricht. Dann beweist die lyrische Kraft der Worte dem Empfänglichen, daß dies ganze Gebäude doch nicht von einem kühlen Denker, sondern von einem groß Empfindenden gebaut wurde. Freilich ist es eine Empfindung, die sich nie am lebendigen Detail, sondern stets nur an der Idee des Ganzen erwärmt, und deshalb eignet Paul Ernst im Grunde noch mehr als dem Friedrich Hebbel, für den dies Wort geprägt war, die „Phantasie, die unterm Eise brütet."

Das Drama „Ariadne auf Naxos" hat eine doppelte Handlung. Im Vordergrund stehen sich Mann und Frau, Held und Volk gegenüber: Theseus, der auf Naxos ein Reich gründen, ein Werk tun will, bringt die Ariadne mit sich, die ohne, daß er es weiß, um mit ihm fliehen zu können, in Kreta den eigenen Vater getötet hat. Die Schuld wächst zwischen beiden empor und vernichtet sie und ihn, den das gemeine Volk, durch das Gerücht des Vatermordes aufgestachelt, erschlägt. Aber größer wächst hinter dieser Handlung die Gestalt des Gottes auf, des Dionysos, der unter Menschen das Glück des Leidens kennen

Digitized by Google

lernen will, und der den durch Leiden gereinigten Menschen, hoch über Schuld und Sühne dieser Erde, zu sich ruft — als der rechte Gott der Tragödie. — Die gedankliche Schwere, mit der diese Entwicklung vorwärtsschreitet, wurde lange Zeit nur als Anstrengung verspürt, die Deutlichkeit, mit der jede Figur die eigenen Motive und sogar die prinzipiellen Motive dieser Motive vor uns ausbreitet, hemmte unser lebendiges Mitgefühl. Aber schon am zweiten Aktschluß, da sich Ariadne von der Tiefe ihres Leides zur Höhe des Gottes aufschwingt, der die „feige Wage des Gewissens" verachten und nur nach der Größe des Gefühls messen darf, schon da entfachte die Kraft der Worte unmittelbaren Beifall. Und am Schluß fand Ariadnes tiefsinnige Verklärung einen wirklichen großen Erfolg.

Es will viel sagen für die menschliche und künstlerische Kraft, die trotz allem in diesem Dramatiker steckt, daß er so auf das sinnlich verwöhnte, intellektuell blasierte und religiös verarmte Berliner Publikum zu wirken vermochte. Um so mehr, als die an sich so rühmenswerte Aufführung durch Georg Altman im „Kleinen Theater" zwar eine achtbare und ernste Arbeit darstellte, aber doch keineswegs die denkbar stärkste Wiedergabe, die Ernsts Dichtung auf der Szene finden kann. In noch einfacheren und strengeren Linien kann das Bild der Szene gehalten sein, fester und bedeutungsvoller kann die Regie die Gruppen der Darsteller fügen, und kühner und entschiedener noch darf und muß die Rede nach rein rhythmischen Prinzipien geordnet werden. Auch von den Darstellern kam nur Hartau dem absolut Guten wenigstens nahe; er hatte eine große Kraft im Blick, im Ton ein Singen, das wirklich wie ferne, göttliche Klage berühren und zu majestätischer Wucht anschwellen konnte. Nur das Letzte, Unwillkürliche, die Spuren der Arbeit Verwischende, eignet diesem ausgezeichneten Schauspieler nicht. Leonore Ehn, die sich durch echte und schlichte Empfindungstöne als ein erhebliches Talent bewies, war für eine Ariadne Ernstschen Stils zu weich und zart, und der kräftige und temperamentvolle Paul Bildt hat in seinem realistisch harten Ton nicht genug natürliches Pathos, um ohne theatralische Anstrengung einen Theseus zu geben von jenem geistigen allegorischen Heldentum, wie Ernst es verlangt. Trotzdem machte das Ganze der Vorstellung dem Direktor alle Ehre. Und mit der Tatsache allein, daß er als der erste Berliner Bühnenleiter auf die Stimmen gehört hat, die seit so langem die Beachtung dieses ernsten und bedeutenden Dichters fordern, sichert noch kurz vor sommerlichem Toresschluß Georg Altman seinem ersten Berliner Direktionsjahr eine wirkliche Bedeutung.

Randbemerkungen.

William Lossow †

William Lossow ist am vergangenen Sonntag gestorben. Er war ein Architekt, der über den Stein herrschte, und sein Name hat nicht nur in seinem engeren Vaterlande Sachsen einen guten Klang. Die Firma Lossow & Kühne, der er gemeinsam mit seinem Schwiegersohne vorstand, ist auch im Reiche durch ihre Arbeiten vorteilhaft bekannt.

Wenige Monate ist es her, daß ich ihm in seinem Arbeitszimmer im Dresdner Kunstgewerbe-Museum erzählend gegenüber saß, und seine Antworten sprachen für seine vornehme Gesinnung und seine Weltläuftigkeit zugleich. Der Eindruck der Persönlichkeit bekräftigte nur, was Lossows Werk jedem Beschauer sagt: hier war eine noble, mitunter etwas nüchterne Sachlichkeit am Werke, der das Sein über den Schein ging, und die sich niemals zur Täuschung bereit finden ließ. Er hat nie den Ingenieur verleugnet, der er in jungen Jahren gewesen.

Am leichtesten lassen sich Lossows Bauten in Dresden studieren. Dennoch darf man Dresden nicht eine Lossowstadt nennen, wie man etwa Berlin eine Hoffmannstadt nennen könnte, schon deshalb nicht, weil Dresden seit den Tagen Pöppelmanns und Chiaveris das sein eigen nennt, was Berlin erst durch Hoffmann erhalten hat: eine Physiognomie. Aber in das Antlitz des jüngsten Dresden hat Lossow die markantesten Züge eingemeißelt.

Digitized by Google

Darum ist sein Tod trotz Dülfer und dem geschmackbegabten Erlwein ein Verlust für die Stadt.

Der Lossow, der vor fünfundzwanzig Jahren anfing, war noch nicht derselbe, dessen Tod wir heute beklagen. Erst mit den Aufgaben wuchsen die Kräfte. Und doch: wer möchte in dem glänzenden Ladenzuge der Prager Straße das Viktoriahaus als Abschluß missen? Gewiß, es ist kein Eigenbau aus Lossows Weinberg, es ist entlehnt, aber die Kopie hat Eigenleben bekommen und wirkt bodenständig. Dagegen wird der Baumeister sein anderes Frühwerk, die labyrinthische Passage des Zentraltheaters mit der niedrigen Decke, selbst nicht unter seine Meisterwerke rechnen.

Wie ganz anders wirken seine Schöpfungen aus späterer Zeit. Das Gebäude der Dresdener Handelskammer zeigt jene vornehme, unpathetische Sachlichkeit, die fortan seine Bauten auszeichnen sollte. Die Görlitzer Synagoge, in der Fassade weniger glücklich, erbringt den Beweis, daß man auch mit neuzeitlichen Mitteln zur Andacht stimmen kann. Aber erst die letzten, die allerletzten Jahre brachten die großen, die ganz großen Aufgaben. William Lossow hat Leipzig aus seiner Bahnhofsnot befreit und ihm in seinem Zentralbahnhof eine architektonische Sehenswürdigkeit geschenkt, wie man sie bei Zweckbauten bisher kaum kannte. Und in Dresden errichtet er auf dem ungünstigen Grundstück an der Ostra-Allee das neue Heim der dramatischen Kunst. Angesichts der fröhlichen Kurven des Pöppelmannschen Zwingers, erhebt sich hier ein Haus, an dem man demonstrieren könnte, wie heute auch die Höfe bürgerlich sein müssen, wenn sie menschlich sein wollen.

Der sächsische Staat hat gewußt, was er an Lossow hatte und hat seine Wertschätzung in Titeln und Auszeichnungen zu erkennen gegeben. Er fand auch die rechte ehrende Stellung für ihn, als er ihm das Dresdener Kunstgewerbe-Museum mit seinem geschmackvollen Gehäuse an der Eliasstraße anvertraute und ihn zum Direktor der Kunstgewerbeschule machte. Wie vor Lossows Bauten, so fühlt man angesichts der Vitrinen dieses Museums den Pulsschlag dieses Mannes, und man könnte seines Wesens Kern mit den Worten enthüllen, die er an die Stirn seines Dresdener Schauspielhauses geschrieben hat:

Aeltestes bewahrt mit Treue,
Freundlich aufgefaßtes Neue.

Fritz Michaelis.

„Hausbesitzer".

Auch der große Ibsen hatte seine kleine menschliche Schwäche: die Ordensfreude. Es ist bekannt, daß er gerne die Ordensbändchen im Knopfloch trug, und sein Landsmann, der Dichter John Paulsen, erzählt von einem heftigen Auftritt, den Ibsen zu Rom seinen Tischgenossen machte, als er irrtümlich einige Bemerkungen der Herren über das Dekorationsunwesen auf sich bezogen hatte. „Uebrigens begreife ich nicht," rief er dem jungen Paulsen zu, „warum gerade Sie sich so mit der Ordensfrage beschäftigen; Sie werden kaum je in die Versuchung kommen, daß Ihnen ein Orden angeboten wird!" Das Quod licet Jovi gilt gewiß nicht für den kleinen Eitelkeitskram; doch hatte es mit Ibsens Orden eine besondere Bewandtnis. Er machte keinen Bückling vor den Mächtigen der Erde, er gab ihnen keinen Buchstaben seiner Schrift preis — er, der Edelanarchist, der „'nen Torpedo unter die Arche" der Gesellschaft legte. Dem geistigen Souverän sind die weltlichen Souveräne gekommen, seinem Ruhme mußten sie Reverenz erweisen. Man könnte sagen: die äußeren Ehrenzeichen waren Siegestrophäen für den Löwen mit dem zugekniffenen Auge.

Hindern kann man trotzdem keinen Ordensritter, sich mit dem Dichter des „Peer Gynt" auf eine Stufe zu stellen. Das Bedürfnis der Menschen, die Ueberragenden zu sich herab zu ziehen, ist menschlich. Da las ich vor kurzem in den verschollenen „Skizzen" von Garlieb Merkel über Weimar im Jahre 1799: „Besonders fiel es mir auf, immer nur vom Hofrat Wieland, Geheimen Rat Goethe, Vizepräsidenten Herder sprechen zu hören. Man nannte sie gar nicht ohne den Titel. In der ganzen Gesellschaft war wahr-

Digitized by Google

scheinlich, mich ausgenommen, kein einziger Unbetitelter, selbst unter den wenigen Kaufleuten, und so setzte sich dann jeder, wenn er die großen Dichter auch beim Titel nannte, mit ihnen in dieselbe Kategorie." Merkel war sich nur des einen Triebs der Sozietät bewußt. Der andere geht von der absoluten Wertschätzung der gesellschaftlichen Titularwürde aus, die man gemeinhin für reeller hält als die geistigen Würden und Werte. Unsere Hoftheaterintendanten wissen recht gut was sich schickt, wenn sie auf die Theaterzettel Wolfgang „von" Goethe und Friedrich „von" Schiller drucken...

Von Ahnenketten vererbt, mit der Muttermilch eingesogen, von der Schule eingebläut, von der guten Gesellschaft strenge gehütet: ist bei den Deutschen die Ehrfurcht vor der offiziellen Bunze. Noch immer wie zur Zeit der „Deutschen Kleinstädter" könnte einer ein Wohltäter des Vaterlandes oder der Menschheit sein, und er entginge doch bei seiner gesellschaftlichen Präsentation nicht der Kardinalfrage: „Sein Titel?" Wir haben vielleicht keinen Berg-, Bau- und Weg-Inspektors-Substituten und keine Frau Stadt-Akzise-Kassenschreiberin mehr, doch unser Sternenhimmel ist darum nicht ärmer geworden. Auch heute noch wären der Exzellenzherr und der Geheime Schulrat indigniert, wenn man sie frankweg mit dem vernünftigen französischen „Monsieur" anspräche (und wär's auch mit einem deutschen „Mein Herr".) Gebt Gott, was Gottes, und dem Kaiser, was des Kaisers ist — nein, das genügt nicht. Gebt vor allem dem Berg-, Bau- und Weg-Inspektors-Substituten, was des Berg-, Bau und Weg-Inspektors-Substituten ist! Gnade der Himmel der preußischen Frau vom Hause, die die Tischordnung ihres Diners nicht nach der Rangliste zu leimen verstand, und die etwa einen titellosen großen Künstler „höher" setzte, als einen um seiner Unbegabtheit willen abgesägten Oberst! Es kann ihr geschehen, daß die höhere Sprosse der sozialen Eselsleiter knarrt und bricht, daß ein Oberst geht und nimmer wiederkehrt.

Neid, gelber Neid! Ja, im Ernst: einen Titel gibt es, den ich an mir selbst mit einer gewissen Beschämung vermisse. Er ist seltsamer Weise in der preußischen Baumschule der Titelgewächse nicht heimisch. In Oesterreich fehlt er in der Todesanzeige keines Mannes, der so glücklich war, ihn im Leben zu besitzen. (Besitzen — das Wort kommt diesmal von wirklichem Besitz!) Der Norddeutsche lächelt über das Standesprotzentum auf den schwarzgeränderten österreichischen „Partezetteln". Stolz bekennt sich da ein Toter zur Gilde der emeritierten Amtsdiener, dort einer als Fleckputzergehilfe; und auch den Frauen wird in der Todesanzeige ein genau spezifizierter Gattin- oder Witwen-Charakter angehängt. Stirbt eine als ehrsame Jungfrau, so greift die Etikette auf den Stand des Vaters zurück: „Fanny Roßhuber, Lohnkutscherwaise". Ein wesentlicher Unterschied zwischen der Standeszerklüftung der Oesterreicher und der Preußen scheint mir darin zu bestehen, daß es dort hauptsächlich die Toten und hier die Lebendigen sind, die der Kastenordnung frönen; und daß dort vorwiegend die armen Teufel die Ehres ihres — oder des väterlichen Gewerbes mit ins Grab nehmen, während hier die sogenannten Vornehmen, die Exklusiven, Zeit ihres Lebens die Berührung mit dem Volke scheuen. Streng geschieden sind in Berlin die Wirtshäuser und alle öffentlichen Lokale nach den Standeskategorien. Im dritten Kaffeehaus des Wiener Praters jedoch sitzt der k. k. Hofrat mit dem Tischlermeister, der Professor mit dem Hutmacher (lieber noch mit der hübschen Hutmacherin!), der Offizier mit dem Handlungsgehilfen gemütlich an demselben Tisch. Den Verstorbenen kann man das unschädliche Vergnügen lassen, sich standesgemäß abzusondern; auch wenn sie nicht wollten, die engste Exklusivität wäre ihnen ja doch beschieden....

Aber jener Titel, der beneidenswerte Titel? Je mehr Häuser eine österreichische Stadt hat, je häufiger steht er im Blättchen. Er wird nie unterdrückt, wenn ein Hausbesitzer stirbt — der Titel „Hausbesitzer". Und werden spaltenlang die Würden und Aemter des Verblichenen aufgezählt, die Hausbesitzer-Charge darf nicht fehlen. Nicht selten prangt sie ganz einsam unter dem Namen des Dahingeschiedenen, als der Inbegriff von eines Menschen Taten und Verdiensten.

Digitized by Google

Es mag nicht leicht sein, die geschichtliche Entstehung des seltsamen Brauches festzustellen, demzufolge der Hausbesitz in Oesterreich als eine bis in's Grab hinein dauernde Auszeichnung empfunden wird. Wollte damit ursprünglich der solide Besitz des Seßhaften hervorgehoben werden, so wäre es doch wohl schicklicher, den Bürger der Stadt zu ehren — ohne sogar noch im Tode seinen kapitalistischen Vorrang zu betonen. Allerdings wird kein sozialistisches Gemüt gegen einen toten Hausbesitzer eifern, der ja eigentlich ein Hausbesitzer nicht mehr ist. Denn mehr Logik, als die Höflichkeit des „Partezettels", hat der Spruch, der unter dem Giebel eines Hauses im Oetztal steht:

„Bin meines Hauses Gast
Zu kurzer Rast.
Heute mein,
Morgen dein."

Wer Lust hat, der philosophiere, es sei doch immerhin bezeichnend für den Charakter eines Menschen, daß er seine Sach' wohlbestellt und als tüchtiger Hausvater verwaltet habe. Für den eigenen Wohlstand sorgen, ist nicht immer das leichteste, aber noch seltener das edelste. Zugegeben, daß „Hausbesitzer" gerade so gut und gerade so übel ein Ehrentitel sein kann wie mancher andere, der allenthalben gültig ist. Das würde nichts gegen den Hausbesitz im besonderen, aber einiges gegen die Titel im allgemeinen beweisen! Ein ehrlicher Nekrolog müßte alle Titel untersuchen und an dem toten Hausbesitzer feststellen, ob er ein Erber oder ein Erwerber war, wie er sein Haus erworben hat, und etwa auch, wie viele Ziegel seines Daches den Hypotheken gehören.

Trotz alledem: ich stelle es mir recht begehrenswert vor, zu dem, vorläufig nur in Oesterreich aktivierten Stand der Hausbesitzer zu gehören. Beileibe nicht meiner Todesanzeige wegen! Und auch nicht einmal bloß deshalb, weil es nützlicher ist, den Mietzins einzustreichen, als ihn zu bezahlen. O! Ein Hausbesitz kann auch ideale Zinsen tragen! Auf großen Tafeln steht zu lesen: „Hier sind Kultur-Wohnungen zu vermieten." Niemand kann zweifeln, daß demnach der glückliche Besitzer eines dieser Häuser auch Eigentümer der Kultur ist. Erwirb es, um sie zu besitzen!

Hermann Kienzl, Berlin.

Neue Bücher.

Dr. Hans Dünnebier, Gottfried Keller und Ludwig Feuerbach. (Internationaler Verlag für Literatur, Musik und Theater. „Weltensegler" von Franz Ketner, Zürich 1913.)

Sehr interessante und aufschlußreiche Untersuchungen, die bisher wohl kaum jemals zum Gegenstand einer so ausgedehnten Spezialabhandlung gemacht sind, bilden den Inhalt dieses Buches. Der Verfasser gibt keinen populären literaturgeschichtlichen Essay, sondern eine streng wissenschaftliche, auf gründlichem Quellenstudium beruhende und mannigfache Zitate heranziehende Arbeit, und legt auch in besonderen Anmerkungen Rechenschaft über seine Benutzung des Quellenmaterials ab. Das charakteristischste Dokument der Beziehungen Gottfried Kellers zu Ludwig Feuerbach ist natürlich neben den Briefen und Tagebüchern des Dichters sein autobiographischer Roman „Der grüne Heinrich". Dünnebier verfolgt lebendig die Entwicklung Kellers, der in seiner frühsten Jugend durch seine stark religiöse Veranlagung und seine Erziehung ein frommer, kirchengläubiger Christ und echter Romantiker ist, dann zwar begeisterter Anhänger der Straußschen Bibelkritik wird, aber doch zunächst noch auf dem Boden seiner bisherigen religiösen Ueberzeugung stehen bleibt und den Verfasser des „Wesens des Christentums" samt jedem Atheismus leidenschaftlich bekämpft. Erst durch die persönliche Bekanntschaft mit Feuerbach und seinen Heidelberger Vorlesungen über das Wesen der Religion erfährt er eine radikale Bekehrung, und ihre Einflüsse auf sein dichterisches Schaffen werden von Dünnebier eingehend und kritisch verfolgt. Das Buch enthält eine sehr verdienstvolle Bereicherung der Kenntnis von Gottfried Kellers literarischer Persönlichkeit.

W. B.

Steckenpferd-Seife
die beste Lilienmilch-Seife
für zarte weisse Haut
a Stck. 50 ₰

Herausgeber: Dr. Heinrich Ilgenstein und Dr. Wilhelm Bolze. — Verantwortlich: Dr. Wilhelm Bolze, Charlottenburg, Friedbergstr. 18. — Verlag: Die Gegenwart G. m. b. H., Berlin W. 15, Meinekestr. 25. — Verantwortlich für die Inserate: Franz Rauch, Berlin W. — Druck und Postvertrieb: Paß & Garleb G. m. b. H. Berlin W. 57.

Digitized by Google

Die Gegenwart

Nr. 24 | Berlin, den 13. Juni 1914 | 43. Jahrgang Band 85.

Das Bevölkerungsproblem der Großstadt.

Von

C. Z. Klötzel.

Seit einer Reihe von Jahren wird der deutsche Bürger und Steuerzahler durch ein Gespenst geschreckt, das immer wieder aus den Spalten der Presse grinst, und das er doch nicht sehen will, weil es nach den beschwichtigenden Zusicherungen gewisser Kreise gar nicht existiert. Nachdem man sich ein Jahrzehnt darin gefallen hat, „die zu erwartende Uebervölkerung Deutschlands" als Mittel zum Zweck einer Kolonialpolitik zu benutzen, die angeblich den überzähligen Massen deutscher Bürger neues Territorium in fremden Erdteilen sichern sollte, werden jetzt Stimmen laut, die allen Ernstes davon sprechen, daß man in Deutschland Zuständen entgegenstrebe, wie wir sie in Frankreich beobachten. Diese Stimmen behaupten, daß die Zahl der Geburten nicht mehr genüge, um in Deutschland die Bevölkerung auch nur konstant zu halten, und daß das Anwachsen der Einwohnerschaft ausschließlich auf Einwanderung, und nicht auf Zeugung innerhalb Deutschlands zurückzuführen sei. Demgegenüber weist man auf der anderen Seite triumphierend auf den ansehnlichen Geburtenüberschuß hin, d. h. auf den Umstand, daß die Zahl der jährlichen Geburten immer noch um ein Erkleckliches größer sei, als die der Todesfälle; daß sich die Bevölkerung durch diesen Geburtenüberschuß in wünschenswerter Weise vermehre. So weit auseinandergehende Ansichten müssen natürlich in ihrer praktischen Konsequenz zu ganz verschiedenen Forderungen führen. Und so sehen wir, daß man bei uns auf der einen Seite die schnelle und lückenlose Durchführung der Sozialpolitik als die wichtigste Aufgabe der Gegenwart betrachtet, während die andere Partei der gesamten Sozialpolitik am liebsten einen Riegel vorschieben möchte, dagegen aber ein Gesetz wünscht, das die willkürliche Beschränkung der Geburten ähnlich unter Strafe stellt, wie heute das Vergehen gegen das keimende Leben. Eine Bewertung solcher Vorschläge ist vor kurzem in der gesamten deutschen Presse anläßlich einer drohenden Gesetzesvorlage dieser Art erfolgt. Die überwiegende Mehrzahl aller Fachleute war sich einig darin, daß ein solches Gesetz gänzlich ungeeignet sei, den ihm gegebenen Zweck zu erfüllen, dagegen die Ausbreitung der Prostitution, der geschlechtlichen Infektion und des Abortes unbedingt fördern würde.

Angesichts solcher Unklarheit gegenüber Fragen von solcher Wichtigkeit ist eine weitgehende wissenschaftliche Aufklärung der gebildeten Schichten dringend zu wünschen. Diese Aufgabe erfüllt in vorbildlicher Weise eine Schrift des Berliner Arztes Dr. Felix A. Theilhaber, die unter dem Titel: „Das sterile Berlin" im Verlage von Eugen Marquard erschienen ist. Theilhaber unterzieht hier die Bevölkerungsbewegung Berlins, soweit sie durch die Geburten bestimmt, resp. beeinflußt wird, einer kritischen Betrachtung, und gelangt zu Resultaten, die nicht allein für die Reichshauptstadt maßgebend sind. Denn der Umstand, daß in Berlin 6% aller Einwohner Deutschlands leben, und daß seine Entwicklung symptomatisch ist für die Entwicklung in den deutschen Großstädten überhaupt, läßt weitgehende Schlüsse zu über das Fortpflanzungsproblem des ganzen deutschen Volkes.

Digitized by Google

Für die Zeugungsbewegung in Berlin ergeben sich nun bei Theilhaber folgende sehr interessante Zahlen. Auf je 100 Einwohner d. J. 1872 kamen 1912: 254 Einwohner, auf je 100 Geburten von 1872 im selben Jahre nur 123! D. h.: während die Bevölkerung Berlins seit 1872 um 154 % zugenommen hat, stieg die Geburtenziffer um nur 23%. Die Zahl der Geburten betrug 1912 — 43961, bei einer Bevölkerung von 2095000 Einwohnern. Fast genau so groß war die Geburtenziffer d. J. 1875, nämlich 43774, trotzdem Berlin damals knapp 900000 Einwohner hatte. 1876 zählten die Geburten bereits 46000, so daß Theilhaber Recht zu der Behauptung hat, daß heute die Fortpflanzung von 2 Millionen Berlinern geringer ist als die von einer Million vor einem Menschenalter.

Nun ist diese Zahl an und für sich noch nicht ausschlaggebend. Denn wie es grundfalsch ist -- wovon noch gesprochen werden soll -, die Zahl der Geburten mit der der Todesfälle zu vergleichen, so gibt es ein falsches Bild, wenn man die Fortpflanzungsziffer in Beziehung setzt zur absoluten Vermehrungsziffer. Vielmehr kann man die Geburtenziffer immer nur vergleichen mit dem Anwachsen der Zahl der Personen im zeugungs- und gebärkräftigen Alter, also der Menschen im 15. bis 45. Lebensjahre, insbesondere der Frauen in dieser Periode. Nun zählte die Berliner Statistik i. J. 1871 — 227410 gebärfähige Frauen, 1912 gab es deren rund 581000. Die Zahl der zur Mutterschaft Befähigten ist also von 1871 bis 1912 um mehr als 100% gestiegen. Der Bevölkerungszuwachs Berlins rekrutiert sich daher durchaus nicht etwa in der Hauptsache aus Zeugungsunfähigen, sondern es ist zum mindesten ein durchaus normaler Prozentsatz von Jugendstarken in der Einwanderung vorhanden. In Wirklichkeit überwiegt aus leicht erklärlichen Gründen dieser Prozentsatz der Zeugungsfähigen den der noch nicht oder nicht mehr Potenten. Es bleibt also nach wie vor dabei, daß in Berlin heute nicht mehr Geburten da sind, als um die Mitte der 70er Jahre, trotzdem die Zahl auch der Zeugungsfähigen sich um etwa 100% vermehrt hat. Das bedeutet für Berlin die Unterfruchtigkeit.

Sehr lehrreich ist ein Vergleich der ehelichen Geburten in Berlin zu verschiedenen Zeiten und im Hinblick auf andere Gebiete: Im Kriegsjahr 1871 zeugten je 1000 Frauen im Alter von 15—45 Jahren 196 Kinder. Diese Ziffer stieg schnell, bis sie i. J. 1876 einen Höhepunkt mit 240 Promille der zeugungsfähigen Frauen erreichte. Von da an sinkt sie ständig, durchschnittlich um 4,6 Promille im Jahr, bis i. J. 1912 nur noch 80 Geburten auf 1000 zeugungsfähige Frauen kommen! Eine so niedrige eheliche Fruchtbarkeit ist außer in Paris nirgends in Europa mehr zu finden! Selbst die Fruchtbarkeit Frankreichs ist ein und einhalb mal so groß wie die in Berlin!

Weiter: welche durchschnittliche Fruchtbarkeit zeigen die Berliner Ehen? Theilhaber antwortet auf Grund des statistischen Materials: 1911 kamen auf je 100 Erstgeborene 74 Zweitgeborene und 44 Drittgeborene. D. h. von je 100 Ehen bleiben 26, d. i. 25% beim ersten Kinde, 56 Ehen, d. h. ca. 50%, sind beim Zweikindersystem angelangt. Die ganz sterilen Ehen konnten hierbei keine Berücksichtigung finden, da sie nur ungefähr festzustellen waren. T. schätzt sie auf mindestens 20% aller überhaupt geschlossenen Ehen. Eine andere Berechnungsform führt zu einem annähernd gleichen Resultat: 1905 fanden sich unter je 1000 Frauen, die an der Grenze der Fruchtbarkeit angelangt waren, 335 völlig kinderlose, 325 Mütter eines Kindes, 190 Mütter von zwei Kindern, insgesamt 850 Frauen, von denen keine mehr als zwei Kinder geboren hatte. Nehmen wir an, daß eine durchschnittliche Geburtenzahl von 3 Kindern der Normalzustand der Entwicklung ist, so hätten 850 Frauen zusammen 2550 Kinder zeugen müssen, während sie in Wirklichkeit nur 505 gezeugt haben. Eine Differenz, die sicherlich zu denken gibt.

Durchschnittlich kommen heute auf jede Frau in Berlin 2,1 Geburten. Wie man nun auch rechnen mag, wird diese Zahl niemals genügen, um eine Bevölkerung auch nur in der

Digitized by Google

Balance zu halten, geschweige denn, ihre absolute Zahl zu vermehren. Denn nur um sie auf ihrer Höhe zu erhalten, müßte die Kindersterblichkeit auf 5% aller Geborenen herabsinken. Diese Ziffer ist phantastisch, denn selbst bei der englischen Aristokratie herrscht eine Säuglingssterblichkeit von 7%. Trotz verhältnismäßig günstiger Verhältnisse sterben in Berlin 15% aller Geborenen im Kindesalter.

Die Berliner Bevölkerung vermag sich also durch Fortpflanzung nicht in genügendem Maße zu vermehren. Es scheint sicher, daß der Nachwuchs der heutigen Berliner um eine viertel Million geringer sein wird als die Zahl derjenigen, die sie hervorbringen. Berlin stirbt also tatsächlich in einem Teil seiner Bevölkerung aus.

Was das Beispiel Berlins für die übrigen Großstädte Deutschlands bedeutet, sei hier mit Theilhabers eigenen Worten gesagt: „Die Fortpflanzung in einer Reihe von großen deutschen Städten, die zusammen über zehn Millionen Menschen beherbergen, vermag nicht mehr, einen genügenden Nachwuchs zu liefern. Auch alle anderen deutschen Großstädte passen sich diesen Vorbildern an. Es ist für den Statistiker, welcher die großen vorliegenden ziffermäßigen Geburtsausweise studiert, unzweifelhaft, daß in den etwa weitere 10 Millionen beherbergenden Großstädten spätestens in zehn Jahren ganz dieselben, wenn nicht noch schlimmere Verhältnisse aufkommen werden."

Solch trüben Prophezeiungen gegenüber wird von der anderen Seite immer entgegengehalten: „Aber der Geburtenüberschuß! Wir hatten 1909 noch einen Geburtenüberschuß von 840000 Menschen in Deutschland!"

Das ist richtig. Nicht richtig dagegen ist, daß diese Ziffer irgendeinen Anhaltspunkt für die Fortpflanzung gibt. Schon im „Handwörterbuch der Volkswirtschaft" von Hesse kann man lesen: „Die allgemeine Geburtenziffer ist der Ausdruck der objektiven Häufigkeit der Geburten, sie gibt nicht das Maß der Fortpflanzung an." Der Geburtenüberschuß sagt nicht mehr, als daß es mehr Geburten gab als Todesfälle. Die Zahl der Todesfälle aber ist abhängig von äußeren Ereignissen. Die Geburtenbewegung, d. h. das Verhältnis der Gezeugten zu ihren Erzeugern, ergibt sich stets nur aus dem Verhältnis der Geburten zur Zahl der zeugungskräftigen Personen. Es ist daher durchaus möglich, daß bei einem gewaltigen Geburtenüberschuß ein ebenso gewaltiges Geburtsdefizit zu verzeichnen ist. Hält der Tod unter den nicht mehr Zeugungsfähigen nur geringe Ernte, so sinkt die Sterbeziffer und steigt der Geburtenüberschuß, aber gleichzeitig kann starke Unterfrüchtigkeit herrschen, weil die Geborenen nicht ausreichen, die Erzeuger zu ersetzen. Wer also mit dem Geburtenüberschuß operiert, wo es sich um Feststellung der Fortpflanzung handelt, begeht wissentlich oder fahrlässig eine Irreführung. Der Geburtenüberschuß ist kein Anzeichen für eine gesunde Entwicklung, oft täuscht er unwissenschaftlich Denkende über die wahren Verhältnisse.

Wäre die Tatsache ständig sich mehrender Unfruchtbarkeit so bekannt, wie sie es verdiente, so würde man mit mehr Energie die Maßnahmen fordern, welche allein hier Wandel schaffen können. Theilhaber erkennt zwei wesentliche Ursachen der heutigen Zustände: die ökonomische Benachteiligung der Eltern und die sexuelle Not der Jugend. Fällt die ökonomische Behinderung, Kinder zu zeugen, so wird der Geschlechtstrieb, der heute so stark ist wie je, die Menschheit ihre Aufgabe nicht vergessen lassen.

Es kann also nur ein Weg zum Aufstieg führen, der sozialer und hygienischer Hebung des ganzen Volkes. Als ihre wichtigsten Forderungen nennt Theilhaber Bestrebungen, wie sie bereits in Deutschland vielfach angebahnt sind. Mutter- und Kinderschutz, Steuernachlaß für kinderreiche Familien, Stillprämien, Kinderspeisung und Kleidung in der Schule, Wohnungsfürsorge, innere Kolonisation — das alles nicht als private Wohltätigkeit, sondern als soziale Verpflichtung des Staates, vor allem aber Erleichterung der Frühehe —, das ist der Weg, auf dem wir einzig und allein zu einer Gesundung unserer Fortpflanzung ge-

Digitized by Google

langen können. Soziale Geburtenpolitik muß die Losung des Tages werden.

„Niemals" — sagt Schallmeyer — „ist der Volkstod ein Alterstod, stets ist er durch äußere Umstände verursacht, zu denen u. a. auch die Art seiner Kultur gehört." Wir dürfen zur deutschen Kultur das Vertrauen haben, daß sie für ihren Teil stark genug ist, das internationale Problem des Geburtenrückganges so zu lösen, daß sie Deutschland nicht dem Volkstod entgegenführt.

Ein Leben.

Von

Dr. Bertha Badt.

Viele unter uns gibt's, die ihn noch gekannt haben, den jungen Professor Paul von Winterfeld, die seine ungeschlachte Riesengestalt im struppigen Bart noch heute vor sich sehen, wie sie sich stolpernd und schwerfällig in den Korridoren der Berliner Universität vorwärts schob, immer einen Pack dicker Bücher unter dem Arm, einen fernherkommenden, wie verirrten Blick in den Augen. Wir wußten alle, daß der Professor ein ausbündig gelehrter Mann sei, und daß er, obwohl noch jung an Jahren, dicke Bücher geschrieben hatte: eine große Ausgabe der Roswitha von Gandersheim, einen Band der Monumenta Germaniae. Aber erst heute, da sein feinfühliger Freund Hermann Reich uns Winterfelds letztes Werk, die „Deutschen Dichter des lateinischen Mittelalters"*) zugänglich macht und seine Lebensgeschichte erzählt, erfahren wir, daß mit dem frühen Tode dieses Mannes ein Dichter von uns geschieden und ein ganz absonderliches, gewaltiges und trauriges Menschenschicksal zu Ende gegangen ist. Ein Stück Mittelalter, verirrt in unser nüchternes Jahrhundert, in die nüchternste aller Städte: das Leben eines Mönchs, umschlossen von den vier Wänden seiner Zelle, und das Lieben eines Ritters zu einer fernen Frau, deren Antlitz er niemals gesehen und deren Stimme er niemals gehört hat. Und deshalb stehen heute in Deutschland viele Menschen erschüttert vor diesem Buche, als habe eine fremde Wunderblume, die nur einmal in hundert Jahren blüht und lange in unscheinbarer Knospe schlummerte, urplötzlich neben ihnen die Märchenaugen aufgeschlagen.

* * *

In der großen Stadt, der Menschenwüste, die heute wahrhafter Einsamkeit vielleicht mehr birgt als einstmals die Wüste Johannis des Täufers, lebte dieser sonderliche Mensch von allen entfernt, fast wie in einer Höhle. Man mußte dreimal klopfen, wollte man zu ihm, sonst tat der Menschenscheue niemandem auf. Niemals betrat der Fuß einer Frau sein Zimmer. Sein Feldbett stand am Abend ungeordnet, wie er es am Morgen verlassen hatte; seine Nahrung besorgte er sich selbst, immer an einem Tage für die ganze Woche, um nur keinen Augenblick der Zeit seinen geliebten Büchern zu entziehen. Denn Bücher waren der Inhalt, der Schmuck, die Welt dieses kärglichen Gemaches. Sie beherrschten es völlig; sie winkten von den Wänden, sie türmten sich auf den Stühlen, sie lagerten sich auf dem Tisch. Nur mit Mühe gelang es, für den seltenen Besucher ein Plätzchen frei zu machen. Da waren alle Klassen von Büchern und alle Geschlechter; neben schweinsledernen Folianten zierliche Bändchen, neben bestaubtem mittelalterlichem Latein moderne Liebeslyrik. Nun muß man aber wissen, daß es nur ein Märchen ist, wenn man sagt, Bücher wären Papier und Druckerschwärze. Jedes ist ein Mensch, jedes glüht und lebt, jedes bannt uns und lockt uns — wenn einer das Zauberwort weiß. Und Paul von Winterfeld wußte die Zauberformel. Es ist nicht zuviel gesagt: Bücher schufen dieses Leben, und Bücher zerstörten es.

Aus ihnen traten die Menschen hervor, mit denen der Einsiedler lebte. Nicht bloß wie ein treuer Arbeiter mit seinem Handwerkszeug verkehrte er mit ihnen, nein, sie traten herunter von den Wänden in leibhaftiger Gestalt, umdrängten ihn und füllten sein Ohr, bald mit süßem Liede, bald mit ernsthafter Rede.

*) C. H. Becks Verlag, München.

Digitized by Google

Und manches Buch war darunter, das bat, wie eine arme Seele den Zaubermächtigen bittet: Erlöse mich! Ihnen grade galt seine Lebensarbeit, ihnen gilt auch dieses nachgelassene Dichterbuch. Da waren Menschen, die wie stumm geboren waren, weil ihnen die Muttersprache fehlte. Von deutscher Geburt und Art mußten sie in lateinischer Zunge reden und dichten, die deutschen Dichter des lateinischen Mittelalters: der tiefsinnige Notker, der erfindungsreiche Verfasser des Ruodlieb und viele andere Bekannte und Unbekannte. Ihnen allen hat Winterfeld in seinen einsamen Stunden, in den durchwachten Nächten, da die Studierlampe seine Bücherhöhle notdürftig erhellte, die Sprache wiedergegeben. Einen Dichter dichterisch übersetzen ist — das weiß ein jeder, dem das Sirenenlied eines fremdsprachigen Verses einmal verführt hat — die schwerste aller Künste. Es ist nicht genug, Sprachkenner zu sein; und es ist nicht genug, Dichter zu sein, um diese Aufgabe zu erfüllen. Winterfeld aber vereinte beides. Dazu hatte er sich geschult an Wilamowitz' Uebersetzungsideal, das dringender noch als philologische Treue die künstlerische Treue forderte, die Wiedergabe der Grundstimmung des Gedichtes in der Sprache und Versform unserer Zeit. Und so offenbart uns sein schönes Buch in Notker einen geistlichen Lyriker von einer glühenden Innerlichkeit, die an Novalis gemahnt; im Ruodlieb einen fröhlichen Fabulierer, dessen unbekümmerte Erfindungslust manchem Erzähler unserer Tage wohl anstünde; und manches Schalksmärlein nebenbei, das im Bücherstaub vermoderte, fängt frisch und treuherzig zu reden an.

In dem Reigen dieser Schattengestalten, denen Winterfelds Kunst ein neues, frisches Leben verlieh, scheint aber eine vor allen seine Muse, ja fast vorausbedeutend das Symbol seines Lebensschicksals geworden zu sein; das ist Roswitha, die Nonne von Gandersheim, der erste deutsche dramatische Dichter. Winterfeld hat ihr nicht bloß ihren dichterischen Rang angewiesen und das Wesen ihrer frischen, niedersächsischen Heimatskunst erkannt; mit dem hellhörigen Spürsinn, der im Buche den Menschen sucht, strebte er darnach, im Bilde der Dichterin die Frau zu erkennen, die dahinter stand, herb und zart zugleich. Und so ergab sich der Klausner, der Eremit, dessen Schwelle seit dem Tode seiner Mutter kein Frauenfuß überschritten hatte, dem Studium der Frauendichtung im Mittelalter, der er eine schöne Studie geweiht hat. Und darüber hinaus führte ihn sein forschender Blick zu den Dichterinnen unserer Tage. In Annette von Droste-Hülshoff, der scheuen und starken Westfälin, fand er verwandte Züge; verwandt mit der Nonne von Gandersheim, der herben, verschlossenen Jungfrau, die schamhaft „die tiefinnerliche Weichheit ihres Wesens verbarg"; verwandt aber auch mit ihm selbst, dem Asketen mit dem weichen Herzen. Und sicherlich hat die Einsiedlerin von Rüschhaus, die in ihrem dämmerigen Zimmer unter Büchern, Blumen und seltenen Steinen ihr Leben verträumte, dem scheuen Manne gerne die feine Hand gereicht, an welcher der Rubin blitzte, jetzt da ihr Schatten dem seinen auf den Asphodeloswiesen begegnet.

Nun aber gesellt sich zu dieser toten eine lebende Schwester. Ein Buch wird diesem Bücherleben zum Schicksal. Es klingt wie ein altes Märchen. Fern von dem Einsiedler, in der kargen und kühlen Luft Ostpreußens, lebt eine stille Frau, die nichts geschrieben hat als zwei Bändchen Gedichte. Wir kennen heute Agnes Miegels Namen und Ruhm; aber noch wußten nicht viele von ihr, als der Mönch in der Berliner Mietswohnung eines Tages ihr Buch aufschlug und sich ins Herz getroffen fühlte. Es ist, als lebten wir den Tag mit durch, da Winterfeld diese Gedichte zum ersten Male las. Er kommt von der dramatischen Kraft Roswithas her, von der seligen Liebesglut der Heloise und vom „Geierpfiff" der Annette von Droste; und findet zunächst hier Balladen, welche die gleiche Kraft des Geschehens, das gleiche innige Mitleben mit der Natur atmen wie die Gedichte Annettens. Da klagt die schöne Agnete aus dem Wasser herauf in Tönen, die selber rieseln und rauschen und schluchzen wie Wasserquellen, um ihre verlorene Seele:

Digitized by Google

„Liebste Mutter in der Kirche, wo des
Messners Glöcklein klingt,
Liebe Mutter hör', wie draußen Deine
Tochter singt.
Denn ich kann ja nicht zu Dir in die Kirche
hinein,
Denn ich kann ja nicht mehr knien vor
Marias Schrein,
Denn ich hab' ja verloren die ewige
Seligkeit,
Denn ich hab' ja den schlamm-schwarzen
Wassermann gefreit!"

Dann aber blättert er weiter und findet, was Roswitha verhüllte, und was Annette nur ahnen ließ: Gedichte, die von eigenstem bitterm Erleben erzählen, von verratener Liebe und nimmer rastendem Leid. Das eine Gedicht zumal, das wie mit Blut geschrieben scheint:

„Eh' Du nicht stirbst in Elend und Not,
Eh' deine Stirn nicht mit Wahnsinn
geschlagen,
Keine Rose und Nelke rot
Werde ich mehr im Tanze tragen.
Meine kleinen schneeweißen Schuh,
Die ich getragen bei Reigen und Geigen,
Sollen verstauben in ihrer Truh,
Unter welken Lavendelzweigen.
Aber kommt dann endlich der Tag,
Wo sie mir sagen: „Er ist gestorben,
Fluch auf allen seinen Wegen lag,
Unstät und flüchtig ist er verdorben" —
Dann wird lachen mein blasser Mund
Süß und hell wie in alten Tagen,
Seidene Kleider werd' ich zur Stund,
Ringe und Spangen und Ketten tragen;
Werde tanzen drei Nächte lang,
Rosen im Gürtel und Rosen im Haare, —
Während dein Weib verzweifelnd und bang,
Kniend betet an deiner Bahre."

Der Klausner stutzt; die Worte gehen ihm grade durchs Herz. Mit dem Scharfblick der forschenden Seele sieht er die qualvollen Nächte, die zähneknirschende Verzweiflung, das zuckende Herz der Dichterin, die dieses Gedicht geschrieben hat. Und so geht es ihm bei den anderen Gedichten, die alle dasselbe Leid verraten. Die Bilder stehen nicht mehr auf dem Papiere; sie gewinnen ein glühendes Leben; sie verfolgen ihn und lassen ihm keine Ruhe mehr. Seine Bücherseele hat ein Buch bezaubert. Und der scheue Mönch, der Menschenfeind, bringt es über sich und schreibt an jene Dichterin — wie nur der schreiben kann, der sie als sich verwandt und zugehörig erkannt hat und in sich das Recht fühlt, ihrer Seele Gefährte zu sein. Von der Bewunderung spricht er, mit der ihn ihre Verse erfüllt haben, und dann deutet er leise fragend an, daß er das Leid erraten habe, das hinter ihren Worten steht. In diesem Augenblick ist er der größere Dichter von beiden. Denn die Frau, die den Fremdling nie mit Augen gesehen hat, mag in seinen stockenden Worten nicht haben lesen können. Verletzt und erschrocken weicht sie zurück wie vor einem unberufenen Späher: Dies alles sei nur Phantasie, müßiges Spiel ihrer leeren Stunden gewesen. Melusine entschwindet, da er ihr Geheimnis erraten hat. Der einsame Mann aber läßt sich sein Wissen nicht rauben. Die ferne Frau, die er nie gesehen hat, deren zuckendes Herz aber einen Augenblick lang in seiner Hand ruhte, die muß er fortan lieben. An dieser Liebe wird der Gelehrte zum Dichter. Scheue, kunstlose Gedichte richtet er an sie, in denen seine Seele sich der ihren naht. Und als es zum Sterben geht, als dies glühende Herz zu Asche wird, von eigener Flamme verzehrt, da schreibt die zitternde Hand: sein einziges Eigentum, den Inhalt seines Lebens, seine Bücher, solle die junge Dichterin in der fernen Stadt erben.

Wer mag noch dichten, wenn das Leben dichtet?

Rembrandts letztes Gesicht.

Von

Julius Bab.

In der Königlichen Akademie der Künste zu Berlin findet sich zurzeit eine Ausstellung klassischer Gemälde aus Berliner Privatbesitz, die etwa Art und Rang eines guten Provinzmuseums zeigt. Denn viele Meister sind mit schönen und charakteristischen Stücken vertreten, aber Werke ersten

Digitized by Google

Ranges sind doch nur ganz wenige zu finden, da natürlicher- und erfreulicherweise der Privatsammler im großen und ganzen mit den öffentlichen Kunstinstituten doch nicht konkurrieren kann. Nur ein paar von den einzigartigen Wundern der Kunst drängen sich aus dem Gewimmel der vortrefflichen Bilder zweiten Ranges. Da ist jene unbeschreiblich zarte und volle Farbenmusik des Ver Meer in dem Bilde von James Simon, ein gar nicht hübscher, aber ganz ungewöhnlich ausdrucksstarker van Dyck und ein mächtiger tizianischer Doge aus dem Besitz von Leopold Koppel. Vor allem aber sind es die Rembrandts aus der Sammlung Marcus Kappel, die mit auf dieser höchsten Stufe stehen, und von diesen ist es wiederum ein Bild, das als das weitaus kostbarste der Ausstellung erscheint, weil es zu seinen ästhetischen Vorzügen weltgeschichtliche Qualität völlig einziger Art besitzt. Dies ist das letzte Selbstbildnis Rembrandts aus seinem Todesjahr.

Ich sagte weltgeschichtlich, weil wir ja nun einmal diesen Ausdruck für den kleinen, uns doch aber so all umfassenden Ausdruck der ungeheueren Weltgeschichte gebrauchen: für die Menschengeschichte. Wenn diese Menschheitsgeschichte aber etwas anderes als das sinnlose Kompendium zufälliger Anekdoten oder der oberflächlich erregende Bericht abnormer Vorfälle sein soll, wenn die Menschengeschichte das Ziel hat, unser Wissen vom Menschlichen zu bilden, zu vervollständigen, zu vertiefen, so hat sie kaum ein bedeutenderes Kapitel als die Geschichte des Rembrandtschen Gesichts – die Geschichte, deren vorletztes Wort dies Werk aus dem Besitze Marcus Kappels ist.

Denn da Natur weder Kern noch Schale hat, da alles am Menschen von innen nach außen und von außen nach innen zugleich wächst, so gibt doch keine Anekdote, keine Tat und kein Werk einen so wesentlichen Begriff von einem Menschen als sein Gesicht. Und für die Geschichte menschlichen Werdens und Wesens gibt es deshalb kein größeres Dokument als eines, das die Geschichte eines Gesichts festhält. Die Möglichkeit, Menschengesichter mechanisch abzubilden, existiert nun erst seit verhältnismäßig kurzer Zeit, und noch ist keine Biographie eines bedeutenden Menschen bekannt, die aus einer geschlossenen Folge von Photographien abzulesen wäre. Aber selbst wenn man solche immerhin sehr wertvollen Sammlungen haben wird — die mechanische, am äußerlichsten Schein, am zufälligen Moment haftende Darstellung wird den Wert dieser Dokumente unvollkommen machen. Ueberall dagegen, wo im Bildnis die Kunst eines Malers die äußeren Zeichen zu deuten, das Zufällige des Moments auszugleichen verstand, besteht wieder die Gefahr, daß sich im hohen Grade die Individualität des Bildners vor die des Abgebildeten schiebt. So gibt es eigentlich nur eine ideale Möglichkeit, Zeugnis vom Aussehen eines Menschengesichts abzulegen: das Selbstbildnis, in dem die bildende Hand demselben seelisch-körperlichen Komplex angehört, wie das gebildete Gesicht, und also gar keine Möglichkeit hat, den Eindruck im tieferen Sinne zu verfälschen. Denn eine Malerei etwa, die schmeicheln, das heißt, lügen wollte, würde just dadurch, daß sie dem Gesicht den Schein völliger Natur nimmt, im tiefsten Grunde die Wahrheit sagen und eine verspielte, unelementare Person dekoubrieren. Ebenso wie jede Tiefe, die die Leidenschaft des Malers hier in ein Gesicht gräbt, ja in Wahrheit auch hinter der Haut dieses Gesichts stecken muß, weil Natur eben weder Kern noch Schale hat. Nun hat die Geschichte der Malerei aber bisher nur ein einziges Beispiel dafür, daß ein Maler allerersten Ranges sich in beinahe ununterbrochener Folge selber gemalt, und so eine Geschichte seines Gesichts geliefert hat. Das ist der Fall Rembrandt. Und deshalb ist jedes Rembrandtsche Selbstbildnis Teil eines vollkommen einzigartigen und deshalb unersetzlichen weltgeschichtlichen Dokuments.

Mit den jugendlichen Selbstporträts des derb-wüsten Müllerburschen von Leyden fängt es an, mit der tollen Experimentierfreude des jungen Malers, der seinem eigenen Gesicht als dem bequemsten Modell die unglaublichsten Beleuchtungen, Verzerrungen, Kostümierungen zumutet. Dann kommt der jäh berühmt gewordene Amsterdamer Modemaler, der Lieblingsporträtist der eleganten Welt, bald der glückliche Gatte

Digitized by Google

der reichen Saskia, der sich im trumpfenden Champagnerrausch mit der jungen Frau malt. Der nicht müde wird, sich in Samt und Seide, Barett und Feder zu sehen, der als Simson die Philister herausfordert, und der mit jauchzender Unersättlichkeit die tausend Spiele des Lichts in der Kette, im Helm, im Panzer, mit dem er sich schmückt, auffängt. Ueber die manchmal fratzenhafte Derbheit des jungen Müllersohns ist eine fröhliche, aber zuweilen auch fast blasierte Vornehmheit geglitten. Als Saskia gestorben ist, fällt der bunt spielende Schmuck von Rembrandts Selbstbildnis ab, aus der immer noch reichen und würdigen Tracht blickt eine mehr verschlossene, ernst wägende Menschlichkeit, zuweilen wettert um den Mund schon ein Zug von Bitterkeit und Hohn. Dann kurz nach dem Leipziger Selbstbildnis, das das Gesicht halb im Schatten läßt und wieder eine bäurische, aber edle und reife Schwere zeigt, kam der Zusammenbruch seiner äußeren Existenz, der Konkurs seines Vermögens; der einst so Glänzende wandert ins Elend, bald stirbt auch die zweite Frau und der einzige Sohn. Ein Bild aus dem Jahr der Katastrophe zeigt ihn noch einmal in einem patrizierhaft gerafften Mantel und mit einem Hochmut in der Kopfhaltung, der dem großen Mund und der gewaltigen Nase plötzlich eine rätselhafte Aehnlichkeit mit dem alten Goethe gibt. Aber dann, im Elend, wendet sich, wie Rembrandts ganze Malerei, so auch sein Selbstbildnis erst der eigentlichen Höhe zu. Das Kostüm verschwindet, die äußere Haltung fällt hin, aber immer unheimlicher, immer weltverhöhnender leuchtet das bleiche, aufgeschwemmte Gesicht aus dem Dunkel; zuweilen ist es, als male er gar nicht mehr sich selbst, sondern den Dämon, der mit seinem Gesicht der Welt eine Fratze schneidet. Auf jenem schillernden Bilde, das einmal in der Sammlung Carstanjen war, lacht er dem Beschauer wahrhaft höllisch ins Gesicht; aber kurze Zeit vorher hat er noch das merkwürdige Londoner Bildnis gemalt, das einzige, in dem er mit Palette und Malstock dasteht — und obschon hier Mund und Auge nicht einmal das Elend des Alkohols verhehlen, und um den Mund wieder etwas wie herausfordernder Hohn lauert, steht die ganze Gestalt doch mit so viel einfacher Würde und klarer Festigkeit da, daß man an alte Patriarchen denken muß. Dann kommt noch der Wiener Kopf, durch und durch aufgewühlt, wie das Schlachtfeld eines Lebens anzusehen. Und dann erst jenes letzte Bild, das wir jetzt in Berlin sehen können, das nicht einmal mehr durchwühlt, nicht einmal mehr schmerzlich wirkt — nur erloschen. Grausig aufgequollen und weiß, das eine Auge fast zu, am Mund ein Lächeln, das nicht mehr hindurchkommt — verfallenes Fleisch. Und doch ist dies unheimliche Bild nur das vorletzte Wort in dieser aufschlußreichsten Geschichte der Menschen, denn nicht nur in diesem verfallenen, verwesenden Alten ist Rembrandts letztes Gesicht. Da ist aus den späten Jahren der blinde Homer, der von eigenem Lichte leuchtend sinnt und singt, da ist Saul, der über sein Leben weint, und der Vater, der sich blind zum wiedergefundenen Sohn herniederbeugt. In all diesen Gesichtern ist Rembrandt. So ist er vielleicht auch auf dem letzten, unheimlichsten seiner Bilder zu finden, auf dem Familienbild in Braunschweig, von dem niemand weiß, wer die Dargestellten sind, niemand erklären kann, wie der verlumpte und verlorene alte Mann plötzlich noch zu einem so stattlichen Porträtauftrag gekommen sein soll. Aber da jene erschütterndste aller gemalten Frauen, die das unsagbar lächelnde Kind auf dem Schoß hält, plötzlich die Züge Saskias zeigt, so muß man sich fragen, ob der Mann, der in stattlicher Ruhe hinter ihr steht, nicht etwa Rembrandt selber ist. Und ob dies Bild nicht so über alle Grenzen schön wurde, weil hier der Endende, in der ungeheueren Klarheit eines dreiunddreißigjährigen Abstands, mit seinen fast blinden Augen noch einmal die Herrlichkeit der Welt sah, die ihn in jungen Jahren gelockt hatte. Und wenn dies Kappelsche Porträt, das wir jetzt hier sehen dürfen, Rembrandts letztes Gesicht ist — Homer und der Vater des verlorenen Sohnes, und König Saul und der Mann des Familienbildes, das ist mehr als sein letztes, das ist sein zeitloses, sein ewiges Gesicht; es blickt schon von dieser Erde weg in eine andere Welt.

Das Buch, von dem diese Zeilen kaum die Kapitelüberschriften andeuten wollten, das Buch über Rembrandts Gesicht könnte eins der wich-

Digitized by Google

tigsten Bücher der Menschheit sein. Freilich müßte es außer etwa hundert vollkommenen Reproduktionen einen Text enthalten, in dem ein großer Weiser, der zugleich ein Meister des Wortes und ganz nebenbei noch ein zuverlässiger Kunstkenner ist, seine letzten Erfahrungen niederlegt. Mit den Werken der Kunstphilologie, die historisch Richtiges und technisch Interessantes feststellen wollen, hätte dies Buch nichts zu tun, und auch nichts mit jenen harmlosen Kompendien (es gibt, glaube ich, schon dergleichen), die erraten, „wie Rembrandt aussah". — — In dem geistreich bunten, köstliche Reichtümer an anekdotischem Material verstreuenden und durch vielerlei glänzende Zusammenordnungen bestechenden Buche, das Emil Ludwig unlängst herausgegeben hat und das „Der Künstler"*) heißt, findet sich als Schlußteil einer größeren Betrachtung über das Selbstbildnis auf acht Druckseiten etwas wie eine Skizze, wie eine kapriziöse Inhaltsangabe des Buches über Rembrandts Gesicht, das einmal geschrieben werden soll. Ludwig, der vielleicht imstande wäre, die glänzendste Anzeige dieses Buches zu schreiben, wird es selber schwerlich schreiben können, weil sein beweglicher Geist darauf gestellt ist, mit jeder Regung an jedem Material zu herrschen, zu schwelgen, sich durchzusetzen und gefallen zu wollen. Das Buch über Rembrandts Gesicht kann nur aus einer so selbstlos tiefen Hingabe an die Dinge geschrieben werden, wie die es ist, aus der Rembrandts letzte Bildnisse selbst gemalt sind.

Tolstois Briefwechsel mit seiner Tante Alexandrine.

Von

Viktor Wall (Wien).

Am 20. November 1910 beendete Tolstoi auf der kleinen russischen Bahnstation in Astapowo seine für das Geistesleben der Gegenwart so bedeutungsvolle irdische Laufbahn. Hatte sich auch sein Auge für ewig geschlossen, sein Mund blieb nicht verstummt, und noch von jenseits des Grabes dringt seine Stimme aus den nachgelassenen Werken aufs neue zu uns.

Ein großer Teil des dichterischen Nachlasses erschien als Ergänzung der vortrefflichen Gesamtausgabe des Verlages von Eugen Diederichs in Jena dortselbst, und nun liegt als erster Band einer von Ludwig Berndl herausgegebenen Tolstoi-Bibliothek Tolstois Briefwechsel mit der Gräfin Alexandra Andrejewna Tolstoi im Verlage von Georg Müller in München vor uns.

Die Bedeutsamkeit dieser Veröffentlichung ergibt sich aus der langjährigen Freundschaft, die beide Persönlichkeiten miteinander verband, und so erklärt es sich, wenn Tolstoi diesen Briefwechsel aus den Jahren 1857 bis 1902 als seine beste Autobiographie bezeichnete.

Die Gräfin Alexandra Andrejewna (1817 bis 1904), die um ein Jahrzehnt ältere Tante Tolstois, war Hofdame am russischen Kaiserhof. Wenn auch Tolstoi diesen höfischen Kreis mit der nicht näher erklärlichen Bezeichnung „Schornstein" verspottete, so ermangelte er, wie selbst Briefe aus den letzten Jahren bezeugen, nicht, sich der ausgedehnten Beziehungen der Gräfin in unterschiedlichen Angelegenheiten zu bedienen.

„Die reine und einfache Freundschaft", die beide miteinander durch so lange Lebensperioden verband, und die, wie die Gräfin in ihren Erinnerungen einmal sagte, „feierlich die allgemeine falsche Ansicht widerlegte, daß zwischen Mann und Frau keine Freundschaft möglich sei", bezeugt schon allein auch die geistig hervorragende Stellung dieser ungewöhnlichen Frau, zu deren Umkreis Dichter wie Turgenjew und Dostojewski zählten, und die es liebte, sich mit einem Kreis bedeutender Männer zu umgeben.

In diesen dem vorliegenden Briefwechsel vorausgeschickten „Erinnerungen" entwirft die Gräfin ein um so wertvolleres Charakterbild Tolstois, als sie bei aller Bewunderung seiner Person durchaus nicht vor seinen Schrullen und Einseitigkeiten die Augen verschloß.

Ihre Bekanntschaft mit Tolstoi begann erst 1855, unmittelbar nach dessen Rückkehr

*) S. Fischers Verlag, Berlin.

Digitized by Google

als junger Artillerieoffizier aus Sewastopol, und entwickelte sich 1857 in der Schweiz zur Freundschaft, wo die Gräfin zu jener Zeit als Hoffräulein der Großfürstin Maria Nikolajewna weilte. Tolstoi kam damals, verstört über das ihm zum Ekel gewordene Leben in Paris, nach Genf und stürzte sich „Hals über Kopf" zur Gräfin, und zwar, wie er ihr gestand, „überzeugt, daß Sie mich retten werden". Der seither entstandene Briefwechsel setzte sich dann über alle Entwicklungsstufen Tolstois fort.

Tiefe Meinungsverschiedenheiten zwischen ihm und der streng kirchengläubigen Gräfin entspannen sich erst durch die religiöse Wandlung Tolstois, die bekanntlich auch jener ergreifende Brief Turgenjews nicht zu beeinflußen vermochte, den dieser Ende Juni 1883 von seinem Sterbebette aus an Tolstoi richtete: „... Mein Freund, kehren Sie zur literarischen Tätigkeit zurück! ... Großer Schriftsteller der russischen Erde! Erhören Sie meine Bitte."

Unwillig wehrte sich Tolstoi gegen die „Bekehrungsversuche" der Gräfin, die ihn zu ihrer tiefen Betrübnis auf einem von ihr als Irrweg betrachteten Pfade wandeln sah, und die nach ihrem Geständnis „um die Menge junger Leute, Männer und Frauen litt, die sich bemühten, seinen Fußtapfen zu folgen". Verschafften doch erst seine religiösen Lehren den Weltruhm dem nämlichen Tolstoi, der zuvor mit seinen dichterischen Werken über die Grenzen seines Landes kaum zu dringen vermochte. In Rußland selbst war allerdings auch schon zuvor sein dichterischer Einfluß ein ungeheurer, und die Macht seiner Persönlichkeit erfaßte selbst die höchsten Kreise.

Kein Geringerer als Kaiser Alexander III. verehrte Tolstoi und erwies sich gegen alle Angriffe gegen ihn als unzugänglich: „Ich bitte, Lew Tolstoi nicht anzurühren; es liegt nicht in meinem Sinn, einen Märtyrer aus ihm zu machen und den Unwillen von ganz Rußland auf mich zu lenken. Wenn er schuldig ist — um so schlimmer für ihn." Diese kaiserliche Gunst wich erst einer Verstimmung, als die „Kreutzersonate" entgegen der kaiserlichen Druckbewilligung statt in den gesammelten Werken als Einzelbroschüre erschien. Tolstoi selbst blieb allerdings ebenso unter Kaiser Nikolaus bis an sein Lebensende unbehelligt, so sehr man auch seine Anhänger und Jünger drangsalierte.

Sehnte deshalb Tolstoi als Greis geradezu eine Verfolgung seiner Person herbei, so zeigte er sich früher, wie Briefe aus dem Jahre 1872 dartun, über gerichtliche Unannehmlichkeiten, in die er als Gutsherr verwickelt wurde, so aufgebracht, daß er sogar mit seiner Auswanderung nach England drohte. Die bitteren Worte, die er über gerichtliche Verhältnisse seines Vaterlandes fällte, haben allerdings nicht minder auf westeuropäische Rechtsgepflogenheiten Anwendung.

Der Briefwechsel, worin Tolstoi seine geistigen und weltlichen Erlebnisse, seine Freuden und Kümmernisse niederlegte, und der uns Ueberlebenden dadurch einen so fesselnden Einblick in sein Inneres gewährt, wurde allerdings von Tolstoi nicht immer mit der von der Gräfin gewünschten Pünktlichkeit geführt. „Correspondre avec vous," beklagte sie sich einmal humoristisch in einem Briefe vom Juni 1861, „c'est absolument comme si on jouait à la balle en la jettant dans une botte de foin." Allein Tolstoi antwortet mit unbeirrtem Lächeln: „Schreiben, schreiben Sie nur, ich aber werde immer unpünktlich sein."

Nicht minder anziehend wird das Bild, das wir aus ihren eigenen Briefen von der Gräfin gewinnen, der darin durchaus nicht eine Rolle zweiten Ranges zukommt, sondern die vielfach anregend auf Tolstoi einwirkt. als dessen geistvolle, sich nicht etwa subaltern unterordnende Partnerin sie sich zeigt. „Sie sind ein großer Vogel," schreibt sie ihm unterm 23. Februar 1880, „und ich bin eine kleine Mücke — aber auch die Mücke summt ihre eigene Melodie."

Auch sie ist eine ehrlich ringende Persönlichkeit wie Tolstoi, und dies inmitten des äußeren und verwirrenden Glanzes des Hoflebens. In einem ihrer frühesten Briefe (vom 7. Oktober 1857) bekennt sie: „Der Tag vergeht in schwerem Kampf — mit welchem Feind? ich weiß es selber nicht, aber ich fühle, daß ich mich in ein Element ver-

Digitized by Google

wandle, das meinem innern Wesen vollkommen fremd ist. Die Zeit ist in eine Menge Flüchtigkeiten, Nichtigkeiten zersplittert; langweilige, leere Zusammenkünfte; nichts Ganzes, Vernünftiges, Normales ... Noch mehr beklage ich mich über den Ameisenhaufen der Welt, der mich so plötzlich ergriffen hat. In diesem Ameisenhaufen zapple ich mich in unsäglicher Herzensbangigkeit und Müdigkeit ab ... Wenn ich die Summe meines Tages ziehe, frage ich mich mit Schrecken, ob denn dieses unaufhörliche Sich-im-Kreise-drehen ein Leben zu nennen ist; das Leben eines vernünftigen Wesens, das sich auf die Ewigkeit vorbereitet?"

Und Tolstoi antwortet: „Ewige Unruhe, Mühsal, Kampf und Entbehrungen gehören zu den notwendigen Bedingungen unseres Daseins, denen zu entfliehen kein einziger Mensch auch nur auf eine Sekunde hoffen darf. Nur ehrliche Unraſt, Kampf und Mühsal, gegründet auf Liebe, ist das, was man Glück nennt. Was Glück! Dummes Wort! Nicht um Glück handelt es sich, sondern um das Gute. Aber eine unehrliche Unraſt, gegründet auf Liebe zu sich selbst — das ist Unglück ... Um ehrlich zu leben, muß man sich auf alle mögliche Weise anstrengen, muß man sich zu befreien suchen, muß kämpfen, umherirren, fehlen, anfangen, aufhören und ewig kämpfen und unterliegen. Ruhe ist eine seelische Gemeinheit. Darum wünscht auch der schlimme Teil unserer Seele Ruhe, ohne zu ahnen, daß diese Ruhe mit dem Verlust alles dessen verknüpft ist, was in uns Schönes ist und was nicht aus dem Menschen, sondern von dort stammt."

Ein Gedanke, der viele Jahre später, 1886, wiederkehrt: „Wirklich sind ja große und schwere körperliche Leiden und dann der leibliche Tod eine so unerläßliche, ewige und allgemeine Bedingung des Lebens, daß es für einen Menschen, der die Kindheit hinter sich hat, sonderbar ist, dies auch nur auf eine Minute zu vergessen."

Was aber diesem Briefwechsel den größten inneren Wert verleiht, sind die geistreichen religiösen Auseinandersetzungen, in denen an die letzten und tiefsten Dinge gerührt wird.

„Ich lebe wunderschön," schreibt Tolstoi Februar oder März 1888, „und empfehle zu einem Gleichen kühnlich das folgende und einzige Rezept: immer zum Sterben bereit sein. Je mehr ein Mensch bereit ist, zu sterben, desto besser ist es zu leben, desto leichter ist es auch, sich vom Leben zu scheiden und darinnen zu bleiben."

Und in seinem vorletzten Briefe vom 26. Januar 1903 lesen wir: „Ueberhaupt fühle ich in der Annäherung des unvermeidlichen und guten Ausgangs, daß ich, je bestimmter meine Vorstellungen darüber sind, was dort sein wird, desto weniger an sie glaube, und umgekehrt, je unbestimmter, desto stärker und gefestigter wird mein Glaube daran, daß das Leben hier nicht sein Ende findet, sondern ein neues und besseres dort anfängt. So vereinigt sich alles zum Glauben an Gottes Güte; alles, was von Ihm stammt und zu Ihm zurückkehrt, ist das Gute. So, wie ich von Ihm ausgegangen bin, als ich geboren ward, so kehre ich, sterbend, zu Ihm zurück, und dies kann nicht anders sein als gut. „Vater, ich befehle meinen Geist in Deine Hände!""

So sind denn, in anderer Art, jene Worte in Erfüllung gegangen, mit denen, März 1899, der Gräfin Rückerinnerungen schließen: „Ich glaube von ganzem Herzen, und glaube es mit Tränen der Rührung und Dankbarkeit, daß der Heiland, dessen Opfer der Liebe vor den Augen des armen Lew Nikolajewitsch verborgen ist, früh oder spät in seines Herzens Tiefe dringen und es mit seinem Lichte erleuchten wird."

Eine Begegnung mit Herrn Howard Curle.

Von

Arthur Holitscher.*)

Wir sind früh in den Palazzo Pitti gekommen, in den Sälen ist kaum noch ein Mensch. Gleich schiebe ich mir

*) Aus den „Geschichten aus zwei Welten", die soeben bei S. Fischer in Berlin erschienen sind.

Digitized by Google

einen Sessel vor Giorgiones Konzert, mein Reisegefährte schlendert durch die Säle. —

Ich bin noch gar nicht recht ins Schauen hineingeraten, da kommt er schon, ganz rasch, auf Fußspitzen, durch alle Türen zu mir zurück. Er ist weiß wie Linnen, über dem linken Auge hat er einen roten Fleck auf der Stirn — so bleibt er vor mir stehen, etwas hat ihm die Rede verschlagen! Es wird Jahr um Jahr unerquicklicher, mit ihm zu reisen. Jetzt geht er zu seinem Kölnischen Wasser heim und es vergeht ein Tag, es vergehen zwei, eh ich ihn wieder zu Gesicht bekomme.

„Drüben vor dem Kardinal von van Dyck steht ein Mensch... geh und sieh: Ob du es glaubst oder nicht: es ist Oskar Wilde!"

Ich sehe ihn an. Der rote Fleck hat sich ausgebreitet, hat die Schläfe gewonnen. „Oskar Wilde," bemerke ich ruhevoll, „geboren 1850 zu Dublin, liegt seit dem Herbst 1900 in Bagneux begraben, einem kleinen Vorort von Paris... übrigens, da du hier bist gerade, willst du, bitte, den Jüngling mit dem Federhut hier im Bilde in Augenschein nehmen? Dieses leere Gespenst! Erinnere dich an die Jünglinge von Giorgione, den Berliner, den Braunschweiger, den aus Hampton Court: auf Treu und Glauben, dieser hier nie und nimmer!" — „Ich bin, wie du weißt, Wilde wiederholt begegnet, vor seinem Prozeß in Oxford, nachher in Sizilien, in Assisi..." — „Verzeih: aber das Konzert — eine alte Freundschaft, die in die Brüche geht, ist wohl eine wert, die man erneuern möchte? Wenn ihr euch begegnet seid, wird der Mann dort drin dich wohl wieder erkennen. Hat er dich wieder erkannt? — „Selbstverständlich: nein. Ich stand neben ihm und er sah mich. Nichts dergleichen." Sein Gesicht zieht sich vor Leiden zusammen: „Versprich mir, daß du das nicht auf sich beruhen läßt! Denn ich habe ja leider genug für heute! Frage am Abend im Hotel nach mir!" — Schon ist er davon. —

Allmählich gleitet alles aus dem Bereich der Aufmerksamkeit hinweg, der Jüngling, der Ordensbruder, die inbrünstige Mittelfigur, ich rückte den Sessel an die Wand zurück und gehe durch die Säle. Vor van Dycks Kardinal steht ein Mann.

— Ein einziges Mal habe ich Oskar Wilde gesehen, einige Wochen vor seinem Tode, im Pavillon Rodin auf der Pariser Weltausstellung. Er war mit einem jungen Franzosen da und sah ruiniert aus. Ich fühlte Trauer in mir wie einen körperlichen Schmerz, als ich ihn so vor mir stehen sah und erkannte. Aber da blickte er zu den Statuen auf, und mir wurde im Nu frei und warm zu Sinne. Ich habe den wundervoll beschwingten Blick, mit dem der zerstörte Mensch die Geschöpfe der Kunst grüßte, lebendig in mir erhalten wie eine Lehre. Ich sah dem Mann vor dem van Dyck ins Gesicht. Er hatte sogar den Blick. — Am Nachmittag lief der Portier des kleinen Palazzo Sibillini am Arno mit ehrerbietigem Rücken durch den Flur vor mir her, die Treppe hinauf und schellte an der alten Eichenpforte, auf der das Wahrzeichen der ausgestorbenen Familie der Sibillini als Türklopfer zu sehen war: eine geharnischte Frau mit offenem Buch in den erhobenen Händen. Außerdem war ein kleines silbernes Sicherheitsschloß in die Eichentür eingelassen und ein Metallschild mit den Worten: „Mr. Howard Curle".

Mr. Curle saß in einem prächtigen grünen Damastzimmer zwischen alten Boulemöbeln, hinter deren Scheiben man Porzellan, Bronzemünzen und Pergamentbände erblickte. Er ließ mich in einem Lehnstuhl gegen das Licht niedersitzen, die Junisonne vom Arno her floß glorreich und blendend über sein Gesicht, seine Hände, über die ganze weichliche und ein wenig gedunsene Gestalt mir gegenüber. Ich begann gleich mit der Erklärung: ich komme aus Deutschland, in den Zeitungen steht alle drei, vier Monate einmal die Nachricht, Oskar Wilde sei hier und dort gesehen worden; ich selber habe Wilde ein einziges Mal gesehen, in Paris, auch habe ich über Wildes Sterben und Begräbnis glaubwürdige Mitteilungen empfangen durch einen Freund, der zugegen gewesen ist, einen der wenigen, die die tristen Tage vor dem Tode, die beschämend dürftigen Veranstaltungen nach dem Tode Wildes mit erlebt haben.

Herr Howard Curle: „Ihr Freund ist der Maler van 'sGravenhage."

Ich:... „ja, jawohl Sir, Sie scheinen unterrichtet zu sein?"

Digitized by Google

„Ich bin über alles unterrichtet, was sich von Wildes Tode bis zu seiner Beerdigung zugetragen hat."

„Das genügt mir, ich danke Ihnen, Mr. Curle. Denn das heißt soviel, daß Sie nicht Oskar Wilde sind."

„Vorausgesetzt... Nun, ich war ja nicht zugegen und habe auch nur meine ebenfalls recht glaubwürdigen Informationen, die allerdings wo anders herkommen als die Ihren!"

„Wie meinen Sie denn das: vorausgesetzt, Mr. Curle?"

„Ich meine damit: ebensowenig der Vater eines Menschen mit Sicherheit zu bestimmen ist, ebensowenig kann man es mit Sicherheit behaupten, daß ein Mensch gestorben ist und begraben wurde."

„Van 's Gravenhage war dabei, als man den Sarg zugeschlossen und vernietet hat.

„Sie sprechen ein passables Englisch, Sir, Sie sprechen das Londoner Englisch, ich nehme an, Sie haben sich eine Zeitlang in London aufgehalten. Haben Sie sich da nicht in einer müßigen Stunde die sogenannten ‚ägyptischen Mysterien' von Maskelyne und Devant angesehen? Zu meiner Zeit war diese Zauberbühne in der Nähe von Piccadilly. Da konnte man und kann man ohne Zweifel heut noch einen lebenden Menschen in Adamsgröße vor den Augen des Publikums verschwinden, einfach in Nichts sich auflösen und verschwinden sehen! Diese Illusion wird durch eine Kombination von geschickt aufgestellten Spiegeln erreicht. Wollen Sie sich nun einen Sarg auf einer Bahre vorstellen, das heißt: einen ziegelförmigen Holzkasten, der auf einem mit schwarzen Tüchern verhängten, im übrigen vollständig hohlen Brettergerüst ruht?"

„Ja, ja, ich sehe das. Wir haben im Deutschen einen trefflichen Ausdruck für dergleichen: wir nennen es Spiegelfechterei. Das gute englische Wort Humbug sagt aber vielleicht dasselbe."

„Ich kenne die Sitten Deutschlands wenig, Sir, bei uns in England wählt man für den Fall, man hätte jemand Unhöflichkeiten zu sagen, einen neutralen Ort, das Bureau eines Rechtsanwalts, seltener den Klub, niemals die Behausung dessen, den zu beleidigen man vor hat."

„Ferne liegt es mir, Sie für einen Scharlatan erklären zu wollen, Mr. Curle, ich bitte Sie, dies zu glauben. Nach den ersten Minuten unserer Unterhaltung erblicke ich in Ihnen vielmehr einen Mann, der seine Bestimmung unter den Menschen nicht zu finden vermocht hat und sich, begünstigt durch einen außerordentlichen Zufall, mit plötzlichem Entschluß eine, wenn auch beschwerliche, so doch unbedingt lohnende Pose angeeignet hat, die es ihm ermöglicht, nun endlich Einer zu sein, Einen vorzustellen. Wenn dieser Eine auch ganz und gar und deutlich und ausgesprochen ein Anderer ist als er selbst!"

Herr Curle sah mich eine Zeitlang nachdenklich an und darauf: „In dieser Lage befindet sich vielleicht jeder Gestorbene? Ein rechtschaffener Toter ist ja gewiß ein schauderhafter Poseur, aber nicht dies ist's, was ich meine."

Ich nickte: „Ich verstehe Sie vollkommen, Mr. Curle. Jawohl, an eine Art von Totsein habe ich dabei selber gedacht."

„Wollen Sie die Liebenswürdigkeit haben, mir diese Art ein wenig zu verdeutlichen, Sir?"

„Gewiß, ich will's versuchen. Ich meine: wieviel von denen, die in Wahrheit leben, erleben den Augenblick ihres physischen Todes? Wieviele solcher Götterlieblinge gibt's unter denen, die wirklich gelebt haben? Der Tod, den ich meine, tritt den lebenden, das heißt den tätigen Menschen in dem Augenblicke an, in dem er zu sich spricht: ich muß meine Taktik ändern. Es ist der Augenblick, in dem der Sieger reaktionär wird und sich bemüht, den Nachstrebenden die Möglichkeiten, die ihm selber zum Sieg verholfen haben, abzuschneiden. Es ist der Augenblick, in dem der Untergekriegte sich mit seinem Schicksal versöhnt und die Spuren seines Kampfes vernichtet, sozusagen die Namen der Götter, die auf seinem Wege standen, an die er geglaubt, an denen er verzweifelt hat, aus seinem Herzen stößt, zerbläst, wie, wie schlechte Gase... Es ist aber auch der Augenblick, in dem Einer die totale Selbstvernichtung begehen wird, weil in ihm der Glaube lebt: Drüben erst

Digitized by Google

werde er sein menschenwürdiges Los finden. Tod ist's auf alle Fälle... so ungefähr dachte ich mir's. Nur scheint es schwer zu sein, mit Anstand und ohne Aufhebens stille zu liegen. Wie oft, wenn mir die Ohren gellen, sage ich vor mich hin: schreit doch nicht so, was schreit ihr denn, wir wissen ja, daß ihr nur die Stimme überschreien wollt, die in euch spricht: tot, tot, tot!"

„Nachdem Sie mir auf diese Weise die Art meiner Selbstvernichtung verdeutlicht haben, möchten Sie mir nun nicht sagen, wann in Wildes Leben jener Augenblick eingetreten ist?"

„Der Spötter und Weltmann Wilde wird wahrscheinlich, als er im Gefängnis seine hohe und reine Zuchthausballade entstehen fühlte, in die Nähe des Augenblicks geraten sein. Vielleicht hat er ihn früher schon gestreift, zur Zeit, da er jene Abhandlung über den Sozialismus und die Menschenseele niedergeschrieben hat. Er hat den Augenblick, in dem sein Leben sich hätte verklären können, wohl in einer Distanz empfunden, gestreift vielleicht, er wurde nicht berührt von ihm und er ist als ein Lebender gestorben, vermute ich. Denn ich kann mir den Augenblick jenes Todes, von dem wir sprechen, nicht anders vorstellen als einen Blitz, der ein Leben jählings in ein Vorher und ein Nachher auseinanderspaltet. Auf dem Feld stehen Bäume, schwarz, aufrecht, ohne Laub... nein, das ist's nicht, was ich sagen will. Ich drücke mich schlecht aus, verzeihen Sie..."

„Nehmen Sie an, Sir, die Legende wäre Wahrheit und Wildes Körper erfüllte noch heute die vorgeschriebenen Bedingungen der Existenz im Fleische. In diesem Falle würde sich die Umkehr ganz gegen Ihre Annahme in Wilde vollzogen haben und der Augenblick seines angeblichen Todes und Beerdigtwerdens gäbe für Sie und mich das Signal ab dafür, daß der Verschwundene seine Umkehr in die Tat umgesetzt hat. Ist es nicht so? Sie haben indes sicherlich gehört, daß Wilde kurz vor seinem Tode katholisch geworden ist. Die Prozedur war wohl nichts weiter als das Bemühen eines schlauen Komödianten, seinen gut vorbereiteten Abgang von der Bühne möglichst wirkungsvoll einzuleiten?"

„Nein, ich glaube in Wildes Katholizismus den Beweis dafür zu haben, daß er weiterzuleben gedachte. Ich kenne einige Künstler in England und weiß, wie sie unter ihrem Protestantismus seufzen. Vielleicht wollte Wilde nur sein Erdenleben in einer erhobenen, frei gesteigerten Form weiter führen, sich als Phantasiemensch nicht mehr mit den Wahrheiten des kleinen Einmaleins herumschlagen und wurde katholisch aus dem Grunde, aus dem ein aufgeklärter katholischer Priester, den ich in Rom kannte, es ein für allemal ablehnte, über das Dogma der unbefleckten Empfängnis, der Unfehlbarkeit und so weiter zu debattieren — aus Bequemlichkeit, sagte er, in Wahrheit, weil die Flügel an seinen Schultern schon anfingen, etwas lahm zu werden."

„Vielleicht ist Wilde katholisch geworden, ganz einfach um seinen Selbstmord, den die Kirche ja verbietet, zu verheimlichen."

„Oh, Selbstmord, Mr. Curle?!"

„Nun, ebensowenig es sich mit Sicherheit feststellen läßt, ob einer richtig begraben wurde oder nicht, ebensowenig genau kann man nachweisen, ob einer des geruhsamen oder des schlimmen Todes gestorben ist, wenn's der Verstorbene nur einigermaßen geschickt angefaßt hat. Wilde hatte alle Ursache, seinen Selbstmord zu vertuschen. Er hat den Selbstmord als die schmachvollste Art der Kapitulation des einzelnen vor der Gesellschaft verworfen!"

Ich sah Herrn Curle an. Vielleicht wurde ich jetzt erst seiner ganz verblüffenden Aehnlichkeit mit Wilde gewahr.

„Wie, glauben Sie, Mr. Curle, hätte Wilde denn weiter gelebt, wäre er hinter dem Rücken der Menschen von den Toten auferstanden?"

Herr Curle sah mich mit lustigem Zwinkern an, führte eine italienische Handbewegung aus und sprach: „Schwer zu sagen, Sir! Es gibt nur einen Präzedenzfall und den haben die Theologen verpfuscht. Auf jeden Fall ist das Ableben ein Erlebnis schwerwiegender Art, es muß dem, der's aushält, gestattet sein, sich auf die ihm eigenste Weise aus der Affäre zu ziehen.

Digitized by Google

Ich denke, ein höflicher und geistvoller Mann wird nach seinem Tode nicht ruhen, ehe er eine Dankesschuld von sich gewälzt hat, die er bei Lebzeiten nicht abtragen konnte. Ich meine: Wilde wird vor allem beim Lord Queensberry vorgesprochen haben, der seinen Prozeß, die späteren Ereignisse und somit auch Wildes Erlösung von der Mitwelt in die Wege geleitet hat. Es ist aber gar nicht unmöglich, daß er den zu Reading hingerichteten Reiter in der Kgl. Leibgarde, E. T. W., dem die Zuchthausballade gewidmet ist, aufgesucht hat..."

„Man hat Wilde kurz nach seinem Tode in Amerika gesehen!"

„Man hat ihn, soviel ich weiß, in Avignon, in Turin, in Rom, in Tanger gesehen, all dies beweist natürlich nicht das geringste."

„Nein, in der Tat, nicht das geringste. Denn ich habe ihn ja heute im Palazzo Pitti gesehen und sogar besucht."

„Teilen Sie das einer Ihrer deutschen Zeitungen mit, und man wird Sie für einen nicht ernst zu nehmenden Menschen erklären, wahrscheinlich für einen Narren, den man binden sollte."

„Ich kann's auch einer französischen Zeitung mitteilen!"

„Man wird den Verstorbenen für einen sacré farceur erklären und sich weiter nicht aufregen!"

„Teilte ich's einer englischen Zeitung mit —"

„Es würden nur ein paar Tische in Bloomsbury und Pimlico, deren Beruf das Sichdrehen ist, in Bewegung geraten, sonst niemand."

„Uebrigens unterschätzen Sie die mögliche Wirkung auf die Gemüter in Deutschland. Wilde ist nämlich nach seinem Tode in Deutschland populär geworden.

Herr Curle, mit allen Zeichen tiefsten Abscheus: „Er hatte also nicht nur recht, sich beizeiten davonzumachen, er hat auch guten Grund, nicht körperlich aufzuerstehen. Die Popularität — ha! — ich will nicht sagen die Popularität in Deutschland, ich will im allgemeinen sagen: die Popularität! Sir, ich will Ihnen etwas Heiliges aus einem Narrenleben verraten: die Tragik in Wildes Leben ist nicht in den gewiß furchtbaren Begebenheiten während seines Prozesses und in den nachfolgenden zu suchen. Das Tragische in Wildes Leben hat sich während seiner Glanzzeit begeben. Er hat zu viele weltliche Vorteile, zu viel Eitelkeitsnutzen aus seinen Fähigkeiten gezogen. Als er dies einsah, kam das Grauenhafte über ihn: er fing die Welt, in der er lebte, er fing sich und vor allem seine Werke um ihrer Wirkung willen zu verachten an. Er beschloß, diese Welt, die ihm sein eitles Bild entgegenwarf, wie einen Spiegel mit einem Schlag des Spazierstockes zu zertrümmern. Er beschloß, ins Fegefeuer hinabzusteigen, um später geläutert die Werke aus den Träumen seiner Jugend schaffen zu können — aber o weh! Er stieg verbrannt aus dem Feuer und nicht geläutert, starrte in den Spiegel und entsetzte sich, als er sein Bild darin nicht mehr erblickte. Die Sucht zu glänzen, Mittelpunkt und ein Erreger des Neides zu sein, saß zu tief drin im Blut seiner Pulse; um sein Selbstbewußtsein bis zu dem Grade zu erhitzen, bei dem seine Dichterkraft zu quellen, zu brausen anfing, benötigte er Beifall und Staunen um sich herum. So wurde Wilde ein Schönsprecher, Witzbold und Anekdotenborn der Kneipen und Kaffeehäuser, vor Leuten, die sich mit dem Gesicht gegen die Wand setzen, um nicht von sich sagen zu hören: ei, sieh da, ich habe den ja neulich mit Wilde gesehen! Und die Werke, die hellen Werke alle blieben ungeschrieben. Da sagte sich eines Tages dieser gewitzigte Geist: So billig hält Gott eben die Buße nicht feil — das ist es. Für jene, die ihre Person zu weit in den Vordergrund gedrängt haben, bis an den Platz, wo nur das Werk, aber nicht sein Schöpfer stehen darf, für sie gibt's nur eine Sühne, nur ein Zurücktreten: den Tod, das radikale Verschwinden."

„Und dennoch — Howard Curle?"...

„Was würden Sie zu einem sagen, der sich die amüsante und lohnende, immerhin etwas unbehagliche Aufgabe gestellt hätte: den Menschen eine Lehre zu erteilen, indem er sie mystifiziert, weil er weiß, daß das Geheimnisvolle

Digitized by Google

eine ungleich stärkere Suggestion ausübt als die bestgefügten Worte es je könnten?"

„Sie wollen doch nicht sagen, Sir, daß Sie von Gründen der Menschenliebe, von erzieherischen Gründen sich bestimmen ließen, als ein posthumer Oskar Wilde herumzugehen?"

„Wir vergeuden den wunderhellen Junitag, mein Herr, wir vergeuden ihn. Lassen Sie mich kurz sein: die Methode des Lebens, die ich Ihnen da expliziert habe, ist eine Methode, die sich ein ganz phantasiearmer Kopf zurechtgelegt hat und gewiß nicht des Mannes würdig, der von sich sagt:

„ . . . he who lives more lifes than one,
more deaths than one must die."

Dies müssen Sie als untrüglichen Beweis dafür gelten lassen, daß ich der Mann bin, dessen Namen Sie auf dem Schild vor meiner Tür gelesen haben, und niemand anders. Nur werden Sie jetzt vielleicht etwas besser von mir denken als vor einer Viertelstunde, und das also wäre gewonnen. Denn ich habe Ihnen klar gemacht, wie hier einer seine Pose nicht eigentlich um seines eigenen Nimbus willen auf sich genommen hat, sondern um diesen Nimbus einem andern zu verleihen, der nicht mehr fähig ist, ihn sich selber zu erwerben. Dies ist übrigens der einzige, mir bekanntgewordene Fall, in dem aus einem Dandy ein Heiliger geworden ist. Eine Figur, die der arme Oskar hätte verewigen sollen!"

„Sie werden mir aber zugeben, daß Sie gefallen sind, ins Unheilige, sehr Menschliche, Unterdandyhafte, soeben! Da Sie mir gestanden, nicht Wilde zu sein. Wenn es die höchste, unverbrüchliche, einzige Pflicht des Dandys ist, in seiner Rolle zu bleiben, so steigert sich diese Pflicht mit ihm ins Heilige empor. Ich brauche jetzt bloß hinzugehen und einem Freunde, der im Hotel auf mich wartet, mitzuteilen, daß ich dem Wilde aus Avignon, Tunis und Turin persönlich begegnet bin, und daß es niemand anders ist als ein Herr Howard Curle, begabt mit einer erstaunlichen Aehnlichkeit mit Wilde und der es im übrigen selber willig zugibt, Herr Howard Curle zu sein — — die Legende ist weggeblasen, und Sie sind der letzte und infamste entlarvte Snob und ein Spott der Welt!"

„Sie haben unrecht. Sagen Sie es getrost, beweisen Sie es unwiderleglich, daß ich Howard Curle bin und nicht der andere —. die Menschen werden erst recht an die Legende glauben!" Er hatte sich erhoben und geleitete mich zur Tür.

Ich: „Es ist furchtbar, was Sie da von den Menschen sagen."

Herr Curle: „Man muß gestorben sein, um das von den Menschen zu wissen."

Ich: „Und wer das von den Menschen weiß, kann nichts Klügeres tun, als sterben."

Herr Curle: „In der Tat, Sir, jawohl, jawohl. Guten Tag."

Von mehr als 10000 Ärzten empfohlen und von Hunderttausenden von Verbrauchern in langjähriger Benutzung erprobt.
Erhältlich in allen Apotheken und Drogerien. Illustrierte Broschüren auf Abforderung kostenlos durch Bauer & Cie., Berlin SW 48.

Herausgeber: Dr. Heinrich Ilgenstein und Dr. Wilhelm Bolze. — Verantwortlich: Dr. Wilhelm Bolze, Charlottenburg, Friedbergstr. 18. — Verlag: Die Gegenwart G. m. b. H., Berlin W. 15, Meinekestr. 25. — Verantwortlich für die Inserate: Franz Rausch, Berlin W. — Druck und Postvertrieb: Paß & Garleb G. m. b H. Berlin W. 57.

Digitized by Google

Die Gegenwart

Nr. 25 | Berlin, den 20. Juni 1914 | 43. Jahrgang Band 85.

Chauvinismus.

Von

Ingolf Askevold.

Mit Vorliebe gibt der Wehrverein, Flottenverein und ähnliche Organisationen sowohl in den eigenen Organen als auch in den an die Presse versandten Korrespondenzen chauvinistische Stimmen des Auslandes wieder. Der Zweck der Verbreitung solcher „Stimmen des Hasses" -- unter dieser Rubrik sind in einem zufällig vor mir liegenden Blatte, dessen Vorgehen typisch ist, einige Aeußerungen von Russen und Franzosen, die den Mitteilungen des Wehrvereins entnommen sind, wiedergegeben -- ist im günstigsten Falle, vor den uns drohenden Gefahren zu warnen und die Wehrfreudigkeit zu stärken. Aber wo bleibt die Wahrheit und die Gerechtigkeit, wenn immer wieder der Chauvinismus der andern breitgetreten, häufig sogar aufgebauscht wird, während die entgegengesetzten, der Verständigung zugewandten Strömungen des Auslandes und die chauvinistischen Strömungen des Inlandes totgeschwiegen werden, obwohl die letzteren mit denen des Auslandes in ständiger Wechselwirkung stehen und nur im Zusammenhange mit ihnen objektiv gewürdigt werden können? Ueber das Ziel, vor wirklichen Gefahren zu warnen, wird dabei weit hinausgeschossen, und anstatt begründeter nationaler Vorsicht wird unbegründetes Mißtrauen und Haß gezüchtet, also derselbe Chauvinismus künstlich großgezogen, über den man sich beim Nachbarn entrüstet.

Der Chauvinismus sollte vor allem im eigenen Lande bekämpft und an den Pranger gestellt werden. In dem verdienstvollen Buche „Der deutsche Chauvinismus" von Otfrid Nippold (herausgegeben vom Verband für internationale Verständigung 1913) ist dies zum erstenmal in größerem Umfange geschehen; auch die „Friedenswarte" bringt häufig Material zur Charakteristik des chauvinistischen Geistes in Deutschland. Die folgenden Proben sind größtenteils einer dieser beiden Quellen entnommen.

In dem eingangs erwähnten Blatte findet sich u. a. eine Aeußerung des Panslawistenführers Grafen Bobrinski, die in der Behauptung gipfelt, daß Rußland bald mit Deutschland werde „abrechnen" müssen. Aber reden denn unsere Männer vom Alldeutschen Verband nicht dieselbe Sprache? Ihre Aeußerungen sind oft für das Ausland weit beunruhigender als die Bobrinskische uns gegenüber. So berichten die „Berliner Neuesten Nachrichten" vom 25. Oktober 1912 aus einem Vortrag, den Dr. Schmid-Gibichenfels, der Herausgeber der „Politisch-Anthropologischen Revue", im Alldeutschen Verband hielt, folgendes: „ . . . und es erwies sich als über jeden Zweifel erhaben, daß der regelrechte Krieg nicht nur die vom biologischen und wahrhaft kulturellen Standpunkt aus denkbar beste und edelste, sondern auch die für den Bestand des Staates und der Gesellschaft von Zeit zu Zeit unbedingt nötige Form des Kampfes um Dasein und Macht sei. Während jede andere Form des Kampfes um Dasein und Macht . . . . . die Menschen und Völker schließlich zugrunde richten, Staat und Gesellschaft zersetzen und zuletzt völlig auflösen müsse, wirke im Gegenteil die kriegerische Form für Staat und Gesellschaft aufbauend, befestigend, erhaltend. . . . . ." An der sich anschließenden Erörterung beteiligten sich eine Reihe von Militär- und Marineschriftstellern, die die Ausführungen des Redners als „ein Meisterwerk der Ethik des Krieges" kennzeichneten.

Digitized by Google

Ein solches Dokument einer durch und durch kriegerischen Gesinnung, einer grenzenlosen Begeisterung für den Krieg als solchen wiegt allein Hunderte von Aeußerungen nach Art der Bobrinskischen auf.

Besonderer Unfug wird von den Schürern des Mißtrauens in Deutschland mit der „France Militaire" getrieben, die auch in den erwähnten „Stimmen des Hasses" zitiert wird. Sie wird dort „das vom französischen Kriegsministerium lebhaft unterstützte Organ der Armee" genannt; auch sonst wird sie in der deutschen Presse oft als offiziös oder als „das Blatt des Kriegsministers" u. dgl. bezeichnet. Die „France Militaire" ist allerdings ein für militärische Kreise bestimmtes Blatt; aber bei uns im eigenen Lande pflegt man den Kriegshetzereien militärischer Blätter kein sonderliches Gewicht beizumessen, da sie auf die allgemeine öffentliche Meinung wenig Einfluß haben; man gewährt ihnen auch ziemlich allgemein mildernde Umstände, da man die Kriegslust als zum Soldatenhandwerk gehörig betrachtet, ja, man billigt sie in weiten Kreisen geradezu. Bei der „France Militaire" aber nimmt man in Deutschland solche Dinge bitter ernst und mißt ihnen eine hohe politische Bedeutung bei! Generalleutnant Litzmann bedauerte sogar in der „Tägl. Rundschau" vom 9. September 1911, nicht vor 41 Jahren auf dem Felde der Ehre geblieben zu sein, weil man heute als alter deutscher Soldat die Hetzereien der „France Militaire" hinunterschlucken müsse. Und was ist die wahre Bedeutung der „France Militaire"? Professor Ruyssen in Bordeaux schreibt darüber: „... Ich habe mich an zwei Offiziere gewandt, von denen der eine Republikaner, der andere Reaktionär ist. Ihre Antworten stimmen absolut überein. Die politische Autorität der „France Militaire" ist gleich Null. Dies Blatt ist ein Geschäftsunternehmen; es wird von einem großen Verleger militärischer Literatur herausgegeben (Levanzelle in Limoges), der daraus ein Reklameinstrument für seine eigenen Waren macht. Die angesehenen Militärschriftsteller (General Langlois, General de Ronnal usw.) schreiben niemals darin." Daß die „France Militaire" in der Lage ist, offizielle Mitteilungen aus dem Kriegsministerium zu veröffentlichen, beweist nicht das allergeringste, denn in Frankreich erhält jedes Blatt auf Verlangen diese Mitteilungen.

Dem erwähnten Zitat aus der „France Militaire" mag eine Stelle aus dem vor einiger Zeit erschienenen „Jungdeutschlandbuch" gegenübergestellt werden, dessen Herausgeber Major Maximilian Bayer ist, und dessen Vorwort von Generalfeldmarschall Freiherrn v. d. Goltz verfaßt ist. Das Buch schließt mit einem wahren Dithyrambus auf den Krieg, ausklingend in die Worte: „Das sei Jungdeutschlands Himmelreich! So sehne es sich, an unseres Herrgotts Tür zu klopfen!" (nämlich als gefallene Krieger!) „Der Krieg", heißt es da, „ist die hehrste und heiligste Aeußerung menschlichen Handelns. . . . . Auch uns wird einmal die große, frohe Stunde des Kampfes schlagen... Ja, das wird eine frohe, eine große Stunde, die wir uns heimlich wünschen dürfen. . . . . Aber still und tief im deutschen Herzen muß die Freude am Krieg und ein Sehnen nach ihm leben." Er höhnt dann über die alten Weiber in Männerhosen, die „den Krieg und den Tod fürchten und darum jammern, er sei grausig und häßlich" — übrigens eine ebenso lächerliche wie infame, verleumderische Unterstellung, als ob Furcht vor dem Tode das Motiv der Friedensfreunde wäre. Dann fährt der Verfasser fort: „Nein, der Krieg ist schön. Seine hehre Größe hebt das Menschenherz hoch über Irdisches, Alltägliches hinaus." Muß solche Verherrlichung der furchtbarsten aller Katastrophen dem Ausland nicht tausendmal bedrohlicher erscheinen als gelegentliche, aus augenblicklicher politischer Kampfstimmung heraus geborene „Stimmen des Hasses"?

Der Wehrverein, aus dessen Mitteilungen die eingangs erwähnten „Stimmen des Hasses" stammen, braucht jedoch durchaus nicht weit zu suchen, wenn er etwa um der Gerechtigkeit willen auch dem deutschen Chauvinismus zu Leibe gehen will. In seinen eigenen Reihen macht er sich breit, so sehr das auch immer wieder bestritten wird, auch von seinem Hauptbannerträger, dem General Keim, der den Vorwurf des Chauvinismus mit Entrüstung von sich zu weisen pflegt. Wenn bei den verschiedensten Gelegenheiten in Versammlungen

Digitized by Google

des Wehrvereins und in Presseartikeln seiner Führer erklärt wird, Deutschland brauche Neuland für seine Kräfte, und wenn der Frieden das nicht bringe, so bleibe schließlich nur noch der Krieg (so beispielsweise Generalleutnant v. Wrochem laut Bericht der „Danziger Neuesten Nachrichten" vom 6. März 1913), oder: mit der Bescheidenheit komme man nicht weit, es sei manchmal notwendig, die Antwort mit dem Schwerte zu geben (General Keim laut Bericht des „Darmstädter Tageblattes" vom 23. April 1913), oder wenn für Deutschland eine „Art von Gewaltmenschen" reklamiert wird (Keim im „Tag" vom 8. Januar 1913), oder wenn „der ungeheure Wert eines auf das Kriegerische hingeleiteten Volksgeistes" betont wird (Keim im „Tag" vom 26. Oktober 1912), wenn immer wieder der Wille zum Kriege, und zwar zum Angriffskriege unverhohlen gepredigt wird und protestiert wird gegen den Standpunkt, das Heer sei zur Verteidigung da (Keim im „Tag" vom 26. Oktober 1912, 22. Dezember 1912, 5. März 1913, 11. März 1913, 10. Mai 1913), ist das etwa nicht chauvinistischer Geist, der da spricht? Und noch deutlicher wurde der General Keim in einer Hauptversammlung des Wehrvereins, in der er sagte: „Zur Wehrhaftigkeit gehört auch das Empfinden, einmal ordentlich hassen zu können." „Es muß dem deutschen Jungen schon klar gemacht werden, auch dem deutschen Mädel: Du hast ein Recht, die Feinde deines Vaterlandes zu hassen!" Sind das etwa nicht „Stimmen des Hasses"? Mit welchem Recht entrüstet sich der Wehrverein, in dem solcher Geist lebendig ist, über die „Stimmen des Hasses" in anderen Ländern?

Denselben Geist, wie er aus den angeführten Aeußerungen spricht, atmet unter genauerer Präzisierung der Forderungen ein Artikel der „Ostpreußischen Zeitung" vom 21. Dezember 1912, wo kurz und bündig verlangt wird, man solle „rechnen, wieviel Feindesland(!) zur Arrondierung unserer Grenzen nötig sei", und wo es weiter heißt: „Wie würde ein frischer, freier Krieg hier aufräumen!" In der „Täglichen Rundschau" vom 24. Juni 1910 durfte Graf v. Pfeil schreiben: „Noch ein Jahrzehnt Frieden wäre für Deutschland ein Unglück." Die „Rheinisch-Westfälische Zeitung" pries den Krieg als „Heilmittel der Zeitgebrechen", die „Leipziger Neuesten Nachrichten" als „grandioses Mittel des nationalen Fortschritts", die „Grenzboten" forderten ihn, um den zu gut genährten Volkskörper von seinen ungesunden Wucherungen zu befreien. Die „Post" nannte es „ein erfreuliches Zeichen nationaler Gesinnung", als auf einem deutschen Wäschereikongresse der Vorsitzende aus Anlaß einer vom englischen Wäschereiverband ergangenen Einladung zu einem Besuch in England „unter tosendem Beifall der Versammelten" erklärte: „Wir wollen mit Begeisterung nach England gehen — aber uneingeladen und zu einer Stunde, die wir selbst bestimmen."

Den Vogel abgeschossen hat unter unseren Chauvinisten wohl General Bernhardi in seinem berüchtigten Buche „Deutschland und der nächste Krieg", das wesentlich dazu beigetragen hat, den Glauben an deutsche Friedensliebe im Ausland zu zerstören. Es heißt da unter anderem: „Auch englische Annäherungsversuche dürfen uns nicht blenden. Wir mögen sie gebrauchen, den notwendigen, unvermeidlichen Krieg hinzuhalten, bis wir einigermaßen Aussicht auf Erfolg haben." „Das Trachten nach Frieden ist ein Gift im deutschen Volke." „Hier gibt es nur eine Gesundung (gegenüber dem Materialismus und andern Schäden), und die liegt in der Kunst und im Krieg." Unverhüllt fordert Bernhardi den Präventivkrieg. An dem Marokkovertrag — und das kennzeichnet Bernhardis Gesinnung am besten — findet er nur das eine gute, daß er Keime neuer Konflikte in sich trage (aus denen vielleicht doch noch einmal der ersehnte, fröhliche Krieg erblühen könne).

Noch ein kürzlich vorgekommener typischer Fall von Chauvinismus sei hier erwähnt: Ein Oberstleutnant von Baumbach in Trier hielt bei Uebergabe der neuverliehenen Standarte an die Jägerregimenter Nr. 7 u. 8 in Trier in Gegenwart des Divisionskommandeurs eine Ansprache, in der er sagte, er hoffe, daß es ihm und dem Regiment noch vergönnt sein werde, seine Fahne ins Gefecht zu tragen, damit die kommenden Geschlechter an dem Schafte der Fahnen die Zeichen des Sieges fänden. „Wenn uns der Kaiser ruft, dann sind wir bereit. Möge er uns bald rufen!" Mit

Digitized by Google

Recht bemerkt dazu das „Bayrische Vaterland“: „Und da wundert man sich noch, wenn es jenseits der Vogesen in ähnlich kriegerischer Weise herübertönt!“

Doch nun genug der Proben von deutschem Chauvinismus! Es handelt sich bei ihnen nicht um vereinzelte Entgleisungen, sondern um Stichproben, Dokumente einer weit verbreiteten Gesinnung, deren Zahl sich ins Unendliche vermehren ließe. Nun könnte man mir aber entgegenhalten, es sei doch immer nur eine zwar geräuschvolle, aber doch alles in allem einflußlose Minderheit, in der dieser Geist lebt. Nun, das ist es eben, was mit genau demselben Recht zugunsten des französischen Volkes geltend gemacht werden kann. Durch die Art, wie chauvinistische Auslandsstimmen bei uns systematisch verbreitet werden, wird eine ganz falsche Beurteilung der Stimmen des Auslandes erzielt. Denn die Fähigkeit, die Bedeutung solcher Stimmen auf ihr wahres Maß zurückzuführen, fehlt den meisten unserer Volksgenossen, weil sie die politischen Verhältnisse des Auslandes nicht genügend kennen. Daß beispielsweise die französischen Nationalisten, aus deren Kreisen die meisten dieser Stimmen herüberschallen, politisch machtlos sind, daß sie, soweit sie sich überhaupt politisch betätigen, im Lager der Klerikalen, Royalisten und Bonapartisten zu finden sind, die selbst in ihrer Gesamtheit eine politisch einflußlose Minderheit darstellen, wird beim Auftischen solcher Expektorationen in deutschen Blättern in der Regel verschwiegen. Ebenso verschweigt man in einem großen Teil unserer Presse grundsätzlich die Stimmen der Verständigung, die aus den politisch führenden Kreisen der französischen Nation kommen. Zurzeit liegt bekanntlich die Regierungsgewalt Frankreich in den Händen der Radikalen und Sozialisten. Das bedeutet nicht weniger, als daß die Anhänger der internationalen Verständigung dort die Führung haben. Trotzdem findet man unentwegt in unserer Presse die alte Behauptung von der Revancheidee, die das ganze französische Volk beseelen soll. Wie sehr diese Behauptung angesichts der gegenwärtigen politischen Lage den Tatsachen ins Gesicht schlägt, geht einerseits aus der zur Genüge bekannten Stellungnahme der Sozialisten zur internationalen Verständigung hervor, andererseits aus den Beschlüssen des letzten Jahreskongresses der Radikalen in Pau über die deutsch-französische Annäherung. Folgende Resolution wurde dort gefaßt: „Der Kongreß beglückwünscht die französischen und die deutschen Parlamentarier, die an der Berner Konferenz teilgenommen haben; er begrüßt dieses erste Zusammentreten deutscher und französischer Abgeordneter in Anwesenheit der Vertreter von Elsaß-Lothringen als eine glückliche Kundgebung zugunsten der Aufrechterhaltung des allgemeinen Friedens und der so dringend notwendigen Annäherung der beiden großen Völker; und er betont von neuem, daß die Lösung der internationalen Zwistigkeiten in der Entwicklung des Geistes der Versöhnlichkeit und in der Anwendung der Grundsätze des Rechts zu sehen ist.“

Wenn unsere anständige Presse es sich zur Aufgabe machte, solche Stimmen der Verständigung bei uns zu verbreiten und anstatt der französischen Chauvinistenstimmen die Stimmen des Hasses aus unserer eigenen Mitte an den Pranger zu stellen und gebührend zurückzuweisen, dann stände es bald besser um die deutsch-französischen Beziehungen; dann würde es unseren aufrichtigen Freunden in Frankreich ein leichtes sein, auch ihre eigenen Hetzer zu entwaffnen.

Neues vom Himmel und von der Erde.

Von

Prof. Dr. Adolf Marcuse.

Alle Bewegungen und sämtliche Licht- wie Wärmewirkungen in unserem Planetensystem gehen von der Sonne, unserem Zentralkörper, aus, dessen immer tiefere und umfassendere Erforschung daher der Astronomie besonders am Herzen liegen muß. Manche neue Untersuchungen sind in letzter Zeit mit Bezug auf das Zentralgestirn unseres Planetensystems gelungen, von denen hier kurz berichtet werden soll. Nachdem die in etwa elfjähriger Periode sich vollziehende Fleckenbildung auf der Sonne in den beiden

Digitized by Google

letzten Jahren im Minimum fast ganz zum Stillstand gekommen war, fängt nunmehr von neuem die eruptive Tätigkeit auf der Sonne an. Größere Fleckengruppen sind bereits sichtbar geworden, und die jetzt immer mehr zunehmende Bildung jener elektrisch geladenen Wirbelbewegungen auf unserem Zentralgestirn läßt hoffen, daß bei der zum 21. August bevorstehenden totalen Sonnenfinsternis auch die Korona oder die äußerste Sonnenhülle eine besonders eindrucksvolle Entfaltung zeigen wird. Diese Korona, deren Natur noch immer etwas rätselhaft erscheint, kann nur bei Gelegenheit totaler Verfinsterungen der Sonne durch den dazwischen tretenden Mond, also zur Neumondsphase, in bestimmten Zeiten gesehen werden. Alle Bemühungen, die äußerste Hülle der Sonne, die ein bisher noch unbekanntes Element, das Koronium, mit keinem irdischen Stoffe bisher identifiziert, enthält, außer bei totalen Finsternissen auch sonst zu erkennen, sind gescheitert. Die nächste totale Sonnenfinsternis, zu deren Beobachtung zahlreiche astronomische Expeditionen ausgeschickt werden, ist in Norwegen, Schweden, Finnland und Südrußland besonders bequem sichtbar. Die Erscheinung der Totalität wird etwas über zwei Minuten anhalten, und dann erscheint mitten am Tage die ganze Natur in Finsternis gehüllt. Nur in der unmittelbaren Umgebung der Sonne leuchtet es auf; rotglühende Wasserstofferuptionen, die sogenannten Protuberanzen, werden sichtbar, und als eindrucksvollste Naturerscheinung strahlt rings um das verfinsterte Tagesgestirn wie eine silberne Aureole die Korona in mildem Lichte. Von den uns jederzeit sichtbaren und der Untersuchung zur Verfügung stehenden Sonnenflecken, die sich in einer tieferen Sonnenschicht, der Photosphäre oder eigentlichen Leuchthülle, bilden, liegen neue Ergebnisse der Untersuchung vor. Man weiß jetzt, daß diese Fleckengebilde, die in wunderbarer Weise auch alle elektromagnetischen Vorgänge auf der Erde beeinflussen, sowohl auf der uns abgewendeten wie auf der unserer Erde jeweils zugewandten Seite des Zentralgestirns entstehen. Ferner weiß man jetzt, daß die auf der Sonnenoberfläche gemessene magnetische Kraft immer über den Fleckengebilden sich steigert. Während auf der Erde die beiden magnetischen Pole ziemlich weit abliegen von den zugehörigen geographischen Erdpolen, so daß vor Entdeckung des geographischen Nord- und Südpols längst der magnetische Nordpol und auch der magnetische Südpol aufgefunden waren, fallen auf dem Sonnenkörper magnetische und geographische Pole zusammen. Die Sonnenrotation, die sich in etwa 26 irdischen Tagen vollzieht, findet daher um eine Achse statt, die zugleich in den Polen der mechanischen wie der magnetischen Richtkraft jenes Zentralkörpers endigt. Bei unserer Erde dürfte dieses Zusammenfallen der magnetischen und geographischen Pole sicherlich auch einmal, vielleicht vor vielen Jahrmillionen, ehe sich die kühle Panzerdecke auf unserem damals rotglühenden Planeten bildete, stattgefunden haben. Jetzt aber liegen jene beidn Pole der mechanischen und magnetischen Richtkraft auf unserem Planeten um etwa 15 Breitengrade auseinander. Immer mehr vertieft sich unsere Erkenntnis vom Weltall und von den Beziehungen unseres eigenen begrenzten Sonnensystems zum unendlichen Kosmos. Die Sonne ist in jeder Beziehung ein Fixstern, ebenso wie die unzähligen Sterne nichts weiter sind als Sonnen fernster Weltsysteme. Ueber tausend veränderliche Fixsterne, deren Lichtintensität in kürzeren oder längeren Perioden schwankt, hat die astronomische Forschung aufgefunden. Bei den meisten dieser veränderlichen Sterne entsteht die Schwankung der Helligkeit durch einen dunklen, den Hauptstern in kürzerer oder längerer Zeit umlaufenden Begleiter. Nunmehr konnte auch bei der Sonne eine Veränderlichkeit ihrer Strahlungsintensität zur Evidenz erwiesen werden, die sowohl in kürzeren wie in langen Perioden abläuft. Die kürzere Periode zeigt einen etwa siebentägigen Verlauf, während die längere Periode in etwa elf Jahren, entsprechend der wechselnden Häufigkeit der Sonnenflecken, abläuft. Und nun kommt das Interessanteste. Man hätte annehmen sollen, daß zur Epoche der meisten Sonnenflecken, die nachweislich um 2000 Grad kühlere Stellen der Sonne darstellen als die fleckenfreien Flächen unseres Zentralkörpers, auch die Intensität der Sonnenstrahlung am

Digitized by Google

kleinsten wäre. Das Umgekehrte ist der Fall. Grade beim Fleckenmaximum ist auch die Sonnenstrahlung im Höchstbetrage. Dieser Umstand erklärt sich einfach dadurch, daß mit der Bildung der Sonnenflecken ihres elektrischen Zustandes halber auch starke Energien an Licht- und Wärmewirkung auf der Sonne frei werden. Ferner verdient noch die Tatsache hier Beachtung, daß unsere Sonne mitsamt dem ganzen Planetensystem eine nunmehr streng durch spektroskopische Messungen nachgewiesene Vorwärtsbewegung im Weltenraume mit etwa 20 Kilometer Geschwindigkeit in der Sekunde und ungefähr in Richtung des Herkules-Sternbildes hat. Infolge dieser Eigenbewegung der Sonne durch das Weltall werden wir jährlich um etwa 660 Millionen Kilometer nach vorwärts im Weltenraume verschoben, so daß wir bei den uns nicht allzu weit entfernten Fixsterngebilden bereits in wenigen Jahren durch allerfeinste Messungen eine perspektivische Verschiebung wahrnehmen können, allerdings noch längst nicht groß genug, um sie dem bloßen Auge etwa als Verschiebung der Sterne in einem Sternbilde kenntlich zu machen. So ist man neuerdings darauf aufmerksam geworden, daß die Gruppe der Plejaden oder das bekannte Siebengestirn, das rund 200 Lichtjahre oder etwa 1800 Billionen Kilometer von uns absteht, kleine, nur durch feinste Messungen erkennbare Eigenbewegungen zeigt, die sich ungezwungen durch eine perspektivische Verschiebung des Erdbeobachters im Weltenraume erklären lassen. Doch kehren wir zur Sonne zurück, um zu zeigen, daß auch unser Tagesgestirn nichts weiter als ein Fixstern ist. Die Vorwärtsbewegung der Sonne stellt eine Eigenbewegung dar und muß sich als solche auch einem hypothetischen Beobachter aus weiter Weltferne im Fernrohr erweisen. Endlich gestattet auch die moderne spektralanalytische Erforschung der Fixsterne, die aus dem Spektrum des Gestirns auf die Konstitution zu schließen erlaubt, Analogieschlüsse betreffend die Aehnlichkeit der Sonne mit einer bestimmten Klasse von Sternen. Die fortschreitende Ergründung der Fixsternwelten, noch vor wenigen Jahrzehnten ein frommer Traum der Himmelswissenschaft, hat gezeigt, daß es im großen und ganzen vier Typen von Sternen gibt. Die ganz heißen mit Temperaturen von etwa 9000 Grad, die heißen mit 7500, die etwas kühleren mit 5000 und die noch kühleren mit rund 3500 Grad C. Unsere Sonne gehört zum dritten Typus, und das entspricht auch sogar ihrer Eigenbewegung, da die Sterne des heißesten Typus sich am langsamsten (etwa 10 Kilometer in der Sekunde), und die Sterne des kühlsten Typus sich am schnellsten (etwa 30 Kilometer in der Sekunde) bewegen.

So sehen wir denn, daß die erstaunlichen Fortschritte der modernen Wissenschaft sogar vor den weitesten Fernen des Weltalls nicht haltmachen, indem sie nicht nur die Bewegung, sondern auch die Beschaffenheit der Gestirne erschließen und früher ungeahnte Ausblicke in die Geheimnisse des Weltalls dem Menschengeiste offenbaren.

Die Neue Sezession.

Von

Dr. Adolf Behne.

Wie es zur Gründung der Neuen Sezession kam, ist hier bereits erzählt worden. Der Vorgang war durchaus parallel der Bildung der ersten Berliner Sezession von 1899. Wie sich damals die Refüsierten der „Großen Berliner Kunstausstellung" zu einer eigenen Organisation zusammenschlossen, so elf Jahre später die Refüsierten der „Sezession". Diese Tatsache muß festgehalten werden. Denn man hört oft genug die Behauptung, es seien wohl bei der Bildung der Sezession zwingende innere Gründe vorgelegen, aber die Bildung der Neuen Sezession sei nur aus dem Mutwillen der jungen Generation entstanden, die zu hochmütig und zu anmaßend sei, als daß sie sich mit anderen Künstlern vertragen könne. Das ist aber ein Irrtum. Die Bildung der Neuen Sezession geht zurück auf die Kurzsichtigkeit und den Unfehlbarkeitsglauben der Leiter der Sezessionsausstellung von 1910, die Werke von Pechstein, der bis dahin stets am Kurfürstendamm ausgestellt hatte, von

Digitized by Google

Bengen, von Heckel, Klein, Kirchner, Melzer, Müller, Schmidt-Rottluff, Segal, Waske und Tappert, insgesamt 89 Werke von 27 Künstlern, refüsierte. Die Bilder, die hier zurückgewiesen wurden, bildeten den Bestand der ersten Ausstellung der „Neuen Sezession". Die Ausstellung der „Sezession" am Kurfürstendamm war damals jedenfalls energisch von allen Modernisten befreit. In dem Katalog dieser Sezessionsausstellung finden sich übrigens die bekannt gewordenen Worte von Max Liebermann: „daß die Revolutionäre von gestern die Klassiker von heute geworden sind". Er dachte dabei gewiß nur an den heutigen Klassiker Manet, aber nicht an die soeben von ihm refüsierten Revolutionäre!

Die Refüsierten der Sezession von 1910 bilden den Kern der Neuen Sezession noch heute. Einige sind abgesprungen, wie der vielleicht etwas allzuschnell zum Ruhme gekommene Pechstein, wie Heckel, wie Kirchner, einige andere sind hinzugekommen, wie Morgner oder Nolde. Es ist etwas sehr Labiles in dieser Künstlergruppe. Die Mitglieder haben durch die Ausstellungen der Neuen Sezession eine Ausstellungsmöglichkeit mehr, aber eine absolute Notwendigkeit scheint die Neue Sezession nicht mehr zu sein. Man findet jetzt beispielsweise zur gleichen Zeit Bilder von Schmidt-Rottluff in der „Freien Sezession", bei Fritz Gurlitt und in der „Neuen Sezession". Andere Mitglieder sieht man gelegentlich in den Räumen des „Sturm". Hier fand übrigens auch die vorletzte Ausstellung der Neuen Sezession in corpore statt. Die schönste Ausstellung, die wir der Neuen Sezession verdanken, war jene vierte, für die sie sich mit der „Neuen Künstlervereinigung München" zusammengetan hatte.

Bei ihrer Gründung war die Neue Sezession das radikale Element, unter den Berliner Künstlervereinigungen, Heute herrscht in ihr eine merkwürdige Beschaulichkeit. Das organisatorische Geschick scheint nicht sehr groß zu sein. Die Ausstellungen wirken nicht wie Kristallisationspunkte, es strahlt kein Leben von ihnen aus. Es fehlen die starken Persönlichkeiten. Das tritt in dieser Ausstellung in den Räumen der „Neuen Galerie" besonders deutlich hervor, weil diesmal gerade die besten Künstler dieser Gruppe ziemlich matte Arbeiten zeigen. Das gilt von dem ausgezeichneten César Klein, der eigentlich nur durch ein paar Zeichnungen wirklich repräsentiert ist. Und es gilt ebenso von Georg Tappert, der viel frischer ist, als seine letzten Bilder verraten. Man sah von ihm im „Graphischen Kabinett (J. B. Neumann) vor einiger Zeit Lithographien und Radierungen, die temperamentvoller waren. (Ein Teil dieser Blätter ist in der „Neuen Galerie" wieder ausgestellt.)

Ein glückliches Jahr zeigt von den engeren Mitgliedern nur Schmidt-Rottluff, ein Künstler, der in stetem gleichmäßigen Wachsen einer unserer stärksten Koloristen geworden ist. Fritz Gurlitt, der sich mit zäher Energie um die Förderung der jungen Generation bemüht, wobei er, genau wie der Begründer dieses Salons bei seinem Kampfe für Böcklin, Thoma und Feuerbach, von der Berliner Kritik nur Widerspruch findet, Fritz Gurlitt zeigt gleichzeitig von Schmidt-Rottluff eine größere Kollektion hervorragender Bilder. Es hängen da an der Schmalwand des Saales drei Bilder in einer wundervollen Wirkung nebeneinander, wie sie gleich stark heute wohl nur wenige Berliner Maler stellen könnten.

Einen guten Eindruck machen auch die Arbeiten Wilhelm Morgners. Ein gewisser äußerlicher Kokoschka-Einfluß ist allerdings in den Zeichnungen vorhanden, braucht aber bei einem so strengen und mutigen Künstler, wie es Morgner ist, nicht bedenklich zu stimmen. Uebrigens ist das beste von Morgners Bildern, das Aquarell einer Meeresküste von solchem Einfluß durchaus frei. — Zu den Begründern der Neuen Sezession gehört auch Moritz Melzer, dessen Bilder stets wie vergrößerte Farbenholzschnitte wirken, aber unleugbar immer schön und sympathisch sind.

Von den Bildern, die sonst bemerkenswert erscheinen, stammt ein auffallend großer Teil aus Stuttgart und offenbar aus der Schule Hölzels, dieses freiesten und lebendigsten aller Akademieprofessoren. Die farbig ganz prachtvolle Idylle von Josef Eberz, sowie

Digitized by Google

Kinzingers rhythmisch streng aufgebaute „Komposition" weisen deutlich auf Hölzel hin, nicht minder der „Hl. Sebastian" Herrmann Stenners, der freilich einen nicht sehr starken Eindruck macht. — Ein gutes Bild ist schließlich Walter Böttichers „Kind". Man sieht noch eine ganze Reihe weiterer Werke, auch solche von bekannten Künstlern (Bengen, Frieß, Jäckel, Kars, Richter, Kisling, Laurencin), aber die wirklich künstlerische Ausbeute wird durch sie nicht reicher.

Mit Plastiken ist ausschließlich Sophie Wolff vertreten, von deren Werken zum mindesten der eine Negerkopf Qualitäten hat.

In einem Ehrenraum hat die Neue Sezession zum ersten Male Werke von dem vor zwei Jahren verstorbenen Karl Junker ausgestellt. Junker, der 1850 in Lemgo als Sohn eines Schmiedes geboren ist, kam zunächst in die Lehre eines Tischlers, dann mit 21 Jahren nach München, wo er Malerei und Architektur studierte, ohne von dem Unterricht befriedigt zu werden, ging auf zehn Jahre nach Italien und ließ sich schließlich in der Heimat dauernd nieder, ein einsiedlerhaftes Sonderleben führend. Den Versuch, die Allgemeinheit für sein Schaffen durch Ausstellungen zu interessieren, gab er sehr bald endgültig auf. Aus den Sammlungen Arndt und v. Garwens ist nun hier zum ersten Male ein Teil seines Werkes ausgestellt.

Der Gedanke, der gerade die Neue Sezession veranlaßt, für den Nachruhm Junkers einzutreten, ist natürlich der, daß sie in den Arbeiten dieses Vergessenen Vorläufer ihrer eigenen erblickt, ähnlich wie die Delaunay und Matisse in dem Douanier Rousseau ihren Ahnen sehen und verehren. Nun glaube ich, daß man Karl Junker doch nicht ohne weiteres neben einen Rousseau stellen darf, aber daß in diesem Manne eine Ahnung neuer Kunstmöglichkeiten lebendig gewesen ist, das ist sicher. Man sieht von ihm zunächst einige impressionistische Naturstudien, die gewiß auch dem Zweifelsüchtigen das außergewöhnliche Können Junkers sicher stellen. Man sieht dann eine große Reihe von Porträts, von Figurenkompositionen und religiösen Bildern, die sich um eine farbige und zeichnerische Reinheit und Innerlichkeit bemühen. Man hat den Eindruck, daß Junker kaum in einem Bilde seine Absichten ganz hat zum Ausdruck bringen können, es liegt das Ziel überall wie unter einem grauen Schleier. Die Deckenbilder mit den Liebespaaren lassen darauf schließen, daß Junker sich vielleicht die letzte Klarheit noch erobert hätte. Aber am deutlichsten für das Künstlertum Junkers sprechen die kleinen miniaturhaften Zeichnungen, die man leider sehr ungünstig in einem Wandschrank des Korridors ausgestellt hat, Köpfe von Männern und Knaben und auch phantastische Kompositionen, die einen wirklichen Gestalter erkennen lassen. Unter den Gemälden sind es besonders ein wunderschöner „Engel", eine „Geburt Christi" und ein paar Mädchenbildnisse, die eine liebevolle Betrachtung reich belohnen. Man muß diese Bilder aus großer Nähe ansehen, um die ganz persönliche Art der Malerei, die für die Wirkung recht wesentlich ist, nicht zu übersehen. Junker hat auch Schnitzereien hinterlassen, u. a. einige Truhen. Auf einer dieser Truhen ist ein küssendes Paar, das außerordentlich schön komponiert ist.

Alles in allem hat die 6. Ausstellung der Neuen Sezession etwas Wahlloses und Zusammengewürfeltes, aber sie enthält doch einige ausgezeichnete Arbeiten, für deren Vorführung man dankbar ist. Es wird in dem Unorganischen der Ausstellung wiederum erkennbar, daß die „Neue Sezession" heute keine wirkliche Notwendigkeit mehr ist. Sie unterscheidet sich in keinen wesentlichen Punkten mehr von dem Programm der „Freien Sezession" oder etwa des Salons Gurlitt und selbst des Salons Cassirer. Sie ist heute nicht mehr der Sammelplatz der radikalen Künstler. Diese Aufgabe hat im Laufe der letzten zwei Jahre mehr und mehr der „Sturm" übernommen, der, wie er uns fast alle die führenden Persönlichkeiten der neuen Kunst zum ersten Male vorgeführt hat, zurzeit eine Kollektion des Marc Chagall zeigt, die unerhört kühn und von einer seltenen farbigen Großartigkeit ist.

Digitized by Google

Sommerlust.

Von

Julius Bab.

Die Berliner Theaterdirektoren sind wieder bei der Arbeit, um von der widerspenstigen Sommerszeit doch noch einiges für ihr Geschäft zu retten. Der Wettergott, der unseren Sommer zu Wasser zu machen scheint, ist ihnen günstig, aber auch sonst muß man sagen, daß es schon Jahre gegeben hat, in denen sie in der Wahl der uns auferlegten Sommervergnügungen grausamer verfahren sind. Nicht einmal auf das „Flügelkleid" des Backfisches möchte ich schelten, das unsere Seele jetzt am Schiffbauerdamm angezogen bekommt, vermöge des „fröhlichen Spiels" der Herren Kehm und Frehsee. Gewiß, es gibt nichts einfacheres auf der Welt, als ein Mädchenpensionat neben einem Korps anzusiedeln, ein Loch in die Gartenmauer zu machen und dann ein Lustspiel zu schreiben. Auch der guten Institutsvorsteherin mit einem Laken als Gespenst zu kommen, ist nicht gerade der neueste aller Witze; Köchinnen waren schon immer so komisch, Studenten immer so flott und Backfische immer so lieb und dumm. Und wenn es ernst wird, so ist es erst recht Alt-Heidelberg und Töchteralbum. Aber schließlich und endlich, warum soll nicht auch wieder einmal ein Stück für die Backfische geschrieben werden. Sie sind im Grunde ein mindestens so legitimes Theaterpublikum, wie jene Leute, die im Residenz- oder Trianontheater allabendlich den Abhub der Pariser Boulevardschwänke zu sich nehmen. Und übrigens war die Aufführung in ihrer Art wirklich gut. Herrn Brügmann als Regisseur und Frau Gerlich als komische Kraft von origineller Erfindungsgabe wird man sich merken müssen.

Für wesentlich erwachsenere Leute ist das „Märchen vom Wolf" gedacht, das sie jetzt im Lessingtheater spielen, und dessen Verfasser Franz Molnár, der witzigste aller Budapester Feuilletonisten ist. Es ist die Geschichte vom Wolf, der kommt, wenn man zuviel von ihm spricht. Und der Ehemann dieses Stückes, ein guter, aber naiv egoistischer Kerl, redet so viel von dem eventuellen Verführer seiner Frau, daß er schließlich wirklich beinahe käme — wenn die nicht ein so gescheites und vernünftiges Wesen wäre, alles im Traume zu erledigen. Der Mann hat nämlich zum Gegenstand seiner letzten Aufregung den Brief eines glatt abgewiesenen Liebhabers aus der Backfischzeit seiner Frau gemacht, in dem es im Provinztheaterstil heißt: sie solle auf ihn warten - er würde wiederkommen - - als großer Staatsmann — als Held — als Künstler — oder auch nur als armer Diener — immer aber die treue Liebe im Herzen. Die junge Frau träumt nun wirklich mit grotesk theatralischer Großartigkeit, wie der Verschmähte so in vielerlei Gestalt zurückkehrt, und ihr Herz viermal knickt. Als sie aber aufwacht, ist das Original in Gestalt eines sehr tapsigen und sehr langweiligen Advokaturaspiranten zur Stelle, den sie bald auf energische und gute Manier abschüttelt. - - Der Traum hat Ansätze zu einer sehr lustigen Sudermannparodie in seiner romanhaften Gespreiztheit, aber leider zerstört des Autors selbstgefälliger Witz das Traumspiel und macht alles viel zu breit. Auch die Aufführung hätte hier an phantastischen und parodistischen Zügen wohl mehr tun können. So kam das Vergnügen vom Schluß (in dem Molnár freilich die schlichte Sachlichkeit der Frau etwas theatralisch unterstreicht), und vor allen Dingen vom ersten Akt, in dem Molnars halb dichterisches Plaudertalent lediglich durch die Charakterisierung dieses herzensguten, aber unausstehlichen, sich und die Frau plagenden Ehemanns wirkte. Und hier war auch die Darstellung mit der liebenswürdigen Frau Galafrés und dem in aller komischen Nervosität rührend menschlichen Max Landa so ausgezeichnet, daß man seine ehrliche Freude haben konnte — eine durchaus winterfähige, nicht nur eine so bescheidene Sommerfreude.

Für die ganz schrecklich Erwachsenen ist dann der Wedekindzyklus. Das Programmheft der Kammerspiele verrät unvorsichtigerweise, daß allein die Reinhardtbühnen diesen Dichter während der letzten zwölf Jahre an nahezu siebenhundert Abenden gespielt haben. Da er aber außerdem an verschiedenen anderen Stellen noch, namentlich von der Direktion Barnowsky, mehrfach gespielt worden

Digitized by Google

ist, so wird an der Zahl Tausend nicht viel fehlen. Das heißt: er ist trotz Gerhart Hauptmann und Blumenthal einer der am meisten gespielten deutschen Autoren. Auch veranstaltet man Sonderzyklen seiner Werke, gibt ihm Festbanketts und veröffentlicht Sammelbücher mit Ruhmesworten aller deutschen Geister zu seinen Ehren. Auch sammelt man Nationalgaben für ihn. Er aber, Frank Wedekind, mimt unentwegt und voll und ganz die Rolle des verkannten, unterdrückten und verfolgten Genies. Er hat sich privatim und theatralisch auf diese Rolle so eingespielt, daß er nicht mehr heraus kann. Sie liegt ihm halt. Und es fällt heute schon einigermaßen schwer, sich zu erinnern, daß jene Problematik, aus der Wedekind heute ein kokettes und außerordentlich gut gehendes Theatergeschäft gemacht hat, ursprünglich wirklich ein interessantes, menschlich belangvolles Erlebnis war. Besonders schwer fällt das, wenn man ein so nüchtern konfuses und mühseliges Gericht vorgesetzt kriegt, wie den „Stein der Weisen", der die Novität in diesem Zyklus bildete. In höchst schloddrig sitzendem Faustkostüm wird da wieder das lebende Bild gestellt: Frank Wedekind, das Opfer seines Genies. Denn natürlich ist er der mächtige Zauberer, dem die Bannbulle der Ketzerrichter zwar nichts anhaben kann, der aber an seinen eigenen Gestalten der Jugend, der Liebe, der Laune, die er beschwor, zugrunde geht; die eigenen Geister wenden sich wider ihn und rauben ihm den Stein der Weisen und das Leben. — Dies ist mit jener merkwürdigen Mischung von trockenster Begrifflichkeit und tiefster Konfusion allegorisiert, die für die Produktion des neueren Wedekind leider charakteristisch sind. Nichts paßt zusammen, nichts folgt aufeinander, nichts lebt. Wenn nicht in einen Monolog des Zauberers ziemlich gewaltsam ein paar von den alten, starken erotischen Liedern Wedekinds eingeflochten wären, die er selber in seiner nüchtern und stark zustoßenden Art ausgezeichnet vorträgt, man wäre vor langer Weile ausgewachsen und hätte sich fast von dieser angespannten, verzweifelt zotenden Sinnlosigkeit nach dem grundharmlosen Unsinn des Flügelkleides zurückgesehnt. Es war, weiß Gott, keine Sommerlust. Aber die Gemeinde derer, die, wenn es Mode ist, auch knallblaue Haare tragen und ein falsch aufgesagtes Einmaleins als neue Philosophie bewundern, saß auf den Kammerspielsesseln und klatschte. Beklatschte den Verfall desselben Dichters, den sie verhöhnt hatte, als er aus seiner kulturwidrigen Sinnlichkeit noch wirklich geniale Werke mit naiver Kraft emporschleuderte.

Blumenmärchen.*)

Aus dem Chinesischen.

Zur Zeit der Dynastie Tang lebte ein Gelehrter namens Tse Nüan-We. Er liebte das Tao, heiratete nicht und wohnte einsam in der Gegend von Lo-Tung. Garten und Hof seines Hauses waren groß und luftig und standen voll von Blumen, Bäumen und allerlei Pflanzen; inmitten des Blumenwaldes hatte er sich ein kleines Häuschen erbauen lassen und hauste allein darin. Selbst die Dienerschaft mußte außerhalb des Gartens wohnen und durfte diesen ohne triftigen Grund nicht betreten. So flossen an dreißig Jahre dahin, ohne daß Nüan-We jemals die Schwelle des Gartentors überschritten hätte.

Es war an einem Frühlingstag, die Blumen und Bäume des Gartens standen in vollkommenster Blüte und Nüan-We wandelte tags und abends unter ihnen hin und her. Der Wind war so klar und der Mond so hell, es litt ihn nicht, seine Blumen zu verlassen und schlafen zu gehen. So ging er denn im schönen Mondlicht einsam durch die Blumen. Mit einem Male sah er ein Mädchen langsam durch den Mondschatten daherwandeln. Er wunderte sich und dachte, wie seltsam es sei, daß noch zu so später Stunde ein Mädchen durch den Garten gehe. „Es muß ein Zauber sein," sprach er zu sich selber und wollte sehen, wohin das Mädchen sich begebe. Aber dieses ging weder nach Osten noch nach Westen, sondern trat ge-

*) Wir drucken diese reizvolle, eigenartige Erzählung mit freundlicher Zustimmung des Verlages Erich Reiß in Berlin aus dem Buche „Chinesische Abende" ab, dessen Uebertragung Leo Greiner und Tsou Ping Shou besorgt haben.

Digitized by Google

radewegs Nüan-We unter die Augen. Dann machte sie einen tiefen Bückling und sagte: „Zehntausendmal Heil und Glück!" Nüan-We gab ihr den Gruß zurück: „Jungfräulein", fragte er dann, „wem gehört Ihr an? Warum kommt Ihr hierher in tiefer Nacht?" Das Mädchen öffnete die roten Lippen, so daß zwei Reihen kleiner Edelsteine hervorblitzten und antantwortete: „Mein Haus ist nicht weit von dem Euren entfernt. Nun habe ich mich mit einigen Freundinnen verabredet, wir wollten gern eine Base besuchen, hier in Eurem Garten zusammentreffen und uns ein wenig ruhen. Doch weiß ich nicht, ob Ihr es gestatten wollt." Da Nüan-We sich über die Erscheinung des Mädchens gar nicht genug verwundern konnte, sagte er sogleich zu. Das Mädchen dankte ihm und wandelte wieder den Weg zurück, den es gekommen war. Eine Stunde war noch nicht vergangen, da teilten sich Blumen und Zweige auseinander, und eine Schar Mädchen, von jener ersten geführt, tauchten daraus hervor und begrüßten Nüan-We eine nach der andern. Nüan-We, unterm Mondlicht, betrachtete sie genau, da war jede gleich lieblich von Antlitz und leicht an Gestalt, nur die Gewänder, die sie trugen, waren mannigfaltig, dieses einfarbig und jenes bunt. Auch die Dienerinnen waren hübsch und gefällig, er wußte aber nicht, wo sie hergekommen waren. Nachdem sie einander begrüßt hatten, lud Nüan-We sie ein, ins Haus zu treten, und alle setzten sich fein nach dem Gebrauch als Gäste und Hauswirt. Dann fragte er, wie jede hieße und welche Verwandte sie besuchen wollten, daß dieser Garten die Ehre ihrer Gegenwart genießen dürfe? „Ich heiße Birke," antwortete eine im grünen Kleid, dann wies sie auf eine andere im weißen Kleid und sagte: „Die da heißt Pflaume," dann wieder auf eine buntgewandete, die hieß Chrysantheme. So wies sie auf eine nach der andern und sagte ihren Namen an, bis sie zuletzt an die jüngste kam, die ein rotes Kleid trug: „Die heißt Granatapfel," sagte sie. „Wenn wir auch verschiedene Namen haben, so sind wir doch Gespielinnen gleich Schwestern. Weil eine Base von uns, aus dem Hause Wind, uns jüngst gerne besucht hätte, aber noch nicht gekommen ist, so wollte ich mit meinen Schwestern diese schöne Mondnacht nützen, um zu ihr zu gehen und ihre Heimkunft zu erwarten. Doch auch, weil Ihr uns immer so geehrt und geliebt habt, sind wir gekommen, um Euch Dank zu sagen." Ehe nun aber Nüan-We antworten konnten, meldete schon eine Magd, die Base aus dem Hause Wind sei eben angekommen.

Mit lauter Fröhlichkeit wurde die Kunde aufgenommen. Die Mädchen begaben sich sogleich hinaus, die Base zu empfangen, während Nüan-We sich vorläufig abseits hielt. Nachdem die Base und die Mädchen einander begrüßt hatten, sagte eine von diesen: „Wir wollten dich gerade heimsuchen, Base, als der Hauswirt hier uns aufhielt, wir glaubten gar nicht, daß du hierher kommen würdest. So sehen wir nun, daß wir uns in dem gleichen Gedanken begegnet sind." Damit näherten sie sich der Base Wind, um die Begrüßungsgebräuche zu vollziehen, da sagte die Base: „Schon oft wollte ich kommen, euch zu besuchen, doch hielt mich mancherlei Beschäftigung zurück. Endlich denn fand sich heute Gelegenheit, hierher zu kommen." „Wie schön ist diese Nacht," sprachen nun die anderen Mädchen, „bitte, wollet hier mit uns sitzen, wir möchten einen Becher Weins auf Euer ehrwürdiges Leben leeren," und hießen die Mägde sogleich Wein herbringen. „Kann man hier im Hause Platz nehmen?" fragte die Base, und Jungfer Birke antwortete sogleich: „Der Hauswirt ist sehr gastfreundlich, auch ist der Garten wunderschön." „Wo ist nun der Hauswirt?" erkundigte sich die Base. Nüan-We ging nun schnell hinaus, um sie willkommen zu heißen. Ihr Körper, sah er, war immerfort in Bewegung, ihre Rede wie ein plätscherndes Wasser, der Ausdruck ihres Gesichts glich dem eines Einsiedlers. Eine Kälte rührte in ihrer Nähe die Haut an und machte Haar und Gebein leise erzittern. Als man in das Eßzimmer trat, hatten die Mägde schon die Sitze hergerichtet; den ersten Platz wies man der Base an, dann folgten die Mädchen in Reihe, Nüan-We selbst saß am Ende des Tisches, um den Pflichten des Hauswirts zu genügen. Dann brachten die Mägde zu essen und zu trinken, die herrlichsten Speisen und die seltsamsten Früchte bedeckten die Tafel, und der

Digitized by Google

Wein schmeckte süß wie Süßigkeiten, so daß alles, was es gab, seinesgleichen auf der Welt nicht haben mochte. Nun war der Mondschein noch klarer als zuvor und leuchtete wie am hellen Tage. An der ganzen Tafel verbreitete sich ein Wohlgeruch, es schien, als wolle der Duft bis unter die Haut und in die Körper dringen. Gäste und Wirt aßen und tranken, und Pokale und Becher bewegten sich rasch über die Tafel hin.

Als man schon reichlich von dem Weine genossen hatte, erhob sich ein Mädchen in rötlichem Kleid, schenkte einen Becher voll, brachte ihn der Base und sprach: „Ich habe ein Lied für dich und will es dir vorsingen." Das Lied aber lautete:

Gelbrotes Kleid, vom Nachttau perlenfeucht,
wie Hauch von Schminke zart, wie Blumen leicht,
so steh ich, trauernd um mein Angesicht,
daß seine Röte welkt und dauert nicht.
Doch haß' ich darum nicht den Frühlingswind in meiner Seele,
und sagte nicht: daß ihm die Liebe fehle.

Die Töne des Gesanges waren klar und schwingend, alle Zuhörer versanken in Traurigkeit. Da brachte auch Eine im weißen Kleide der Base Wein dar, sprach: „Base, auch ich habe ein Lied für dich," und sang:

Ich bin aus Glanz, wie weißer Schnee so licht
und weiß das edelsteinerne Gesicht,
so steh ich einsam, klagend und verfrüht,
zur Nacht im schönen Mondenlicht erblüht.
Den Ostwind wag' ich nicht zu hassen um meine Schönheit,
und weiß doch wohl: sie wird mich bald verlassen.

Dieses Liedes Töne waren noch trauervoller. Die Base, leicht erregbar von Wesen und dem Weine zugetan, hatte nun kaum ein wenig mehr getrunken, als sie bereits in eine streitsüchtige Stimmung geriet. Sobald die beiden Lieder verklungen waren, hielt es sie nicht länger: „An einem so schönen Tage," rief sie, „und angesichts des Mahles, da Gäste und Wirt in allgemeiner Fröhlichkeit um die Tafel sitzen, wozu mag es da wohl dienen, derlei kummervolle Worte vorzubringen? Und was soll der verborgene Haß, der in den Liedern wider mich zum Vorschein kam? Heißt dies gastlich gehandelt? Trinke jede von euch beiden einen großen Becher Weins zur Strafe und singe sogleich ein anderes Lied!" Damit schenkte sie einen Becher voll und wollte ihn der einen von den Sängerinnen hinreichen. Aber da sie dem Weine schon scharf zugesprochen hatte, vermochte sie ihn nicht festzuhalten: sie hob ihn eben auf, bemerkte aber nicht, daß sich das Eßstäbchen dabei am Aermel verhängte, und so lag, kaum erhoben, auch schon der ganze Becherinhalt verschüttet da. Vielleicht hätte ein anderes Kleid dies vertragen mögen, aber der Wein ergoß sich just über Granatapfels Kleid, die, jung an Jahren und lieblich von Gesicht, ganz ungewöhnlich eitel war. Da sie nun zufällig ein Kleid aus rotgeblümtem Stoffe anhatte, dessen rote Farbe sehr empfindlich war gegen den Wein und sich von dem kleinsten Tröpfchen veränderte, so läßt sich denken, was geschah, als nun der ganze Becher darüber verschüttet war. Als sie sah (denn auch sie war schon ein wenig vom Weine verwirrt), daß man ihr das Kleid beschmutzt hatte, verfärbte sie sich: „Wenn ihr mir was wollt, Schwestern," rief sie, „denkt nicht, daß ich Angst vor euch habe," stand auf und verließ sogleich das Zimmer.

Nun aber wurde auch die Base wütend: „Aus dieser kleinen Magd," sagte sie, „redet der Wein, wird sie es wagen, auch gegen mich etwas zu unternehmen?" Sie nahm ihr Kleid auf und erhob sich, die andern wollten sie festhalten, aber sie hörte nicht darauf. So sagten sie ihr denn allerlei tröstliche Worte, baten, sie möge es sich nicht zu Herzen nehmen, Granatapfel sei noch jung und des Trinkens ungewohnt, so daß sie darüber ihrer Anstandspflichten vergessen, und versprachen, sie am nächsten Tage herzubringen, damit sie um Entschuldigung bitte. Unter solchen Reden begleiteten sie die Base bis an die Treppenschwelle, und Frau Wind entfernte sich, immer noch kochend vor Wut. Dann verabschiedeten sich auch die übrigen Mädchen von Yüan-We und zerstreuten sich in dem Blumenwald. Yüan-We wollte sehen, wohin sie gingen, und eilte ihnen schnell nach. Aber er lief zu rasch und der

Digitized by Google

Moosboden war glatt, so daß er ausglitt und zur Erde fiel. Als er sich wieder erhoben hatte, waren alle Mädchen verschwunden. „War ich im Traum?" dachte er, doch hatte er ja weder gelegen noch geschlafen, „waren es Geister?", aber er hatte doch ihre Gewänder gesehen und ihre Sprache vernommen. Wären es aber Menschen gewesen, warum waren sie so plötzlich dahin mitsamt ihrem Schatten? In Verwunderung und Zweifel kehrte Yüan-We in das Eßzimmer zurück, da standen noch der Tisch und die Stühle, aber was an Tellern, Bechern und anderem Tafelgedeck dagewesen, war nirgends mehr zu sehen, nur der Wohlgeruch, der von ihnen übrig geblieben, erfüllte das Zimmer. So hoffte er denn, es werde kein Unheil daraus folgen, und fürchtete sich nicht.

Am nächsten Abend, als er sich hinausbegab, um wieder unter den Blumen zu wandeln, sah er, daß die Mädchen schon da waren und eben der kleinen Jungfer Granatapfel zusetzten, sie möge zur Base gehen und sie um Entschuldigung bitten. Granatapfel aber wurde ärgerlich: „Was brauchen wir denn noch die alte Bettel zu bitten?" sagte sie. „Wenn wir etwas nötig haben, so bitten wir den Herrn Wirt, er wird uns schon geben, was wir verlangen." Die anderen Mädchen freuten sich: „Unsrer Schwester Rat ist gut," riefen sie, dann wandten sie sich alle zu Yüan-We und sagten: „Wir Schwestern wohnen allesamt in eurem Garten, doch jedes Jahr kam der böse Sturm und fügte uns Schaden zu und wir vermochten nicht ruhig zu leben. So mußten wir stets die Base bitten, uns zu schützen. Doch nun hat Granatapfel sie unwissentlich gekränkt und wir werden fürder keinerlei Hilfe mehr von ihr bekommen. So schützt denn Ihr uns und wir werden Euch danken mit allerlei kleinen Dingen." „Welche Macht besäße ich, Euch zu schützen?" fragte Yüan-We, da entgegnete Granatapfel: „Wir bitten Euch nur, alljährlich am Neujahrstage eine rote Fahne zu nehmen, Sonne, Mond und die verschiedenen Sterne darauf zu malen, und die Fahne im Osten des Gartens aufzustellen. Dann wird der Sturm das Banner sehen, auf welches die Sonnen-, Mond- und Sternenzeichen unserer kleinen Blumenwelt gemalt sind, wird denken: „Dies ist fremdes Land!" und wird vorüberziehen, so daß wir des Unheils verschont bleiben. Diesmal freilich ist die Frist schon vorüber, so nehmt, bitte, die Fahne am einundzwanzigsten Tage des Monats und stellt sie dort auf, wenn des Morgens der leise Ostwind geht. So werden wir die Gefahr jenes Tages vermeiden." „Dies ist leicht," erwiderte Yüan-We, „gerne nehme ich Euern Befehl entgegen." Da dankten ihm die Mädchen: „Was Ihr uns versprochen habt," sagten sie, „wollen wir Euch nie vergessen". Dann nahmen sie Abschied und gingen so schnell, man hätte sie nimmer einholen mögen, plötzlich erhub sich ein duftender Wind, und alle waren verschwunden.

Yüan-We wollte das Wunder gern mit Händen greifen und machte gleich am nächsten Tage eine rote Fahne zurecht, wie sie ihn gebeten hatten. Am einundzwanzigsten Tage des Monats früh ging wirklich ganz leise der Ostwind, da stellte er rasch die Fahne im Osten des Gartens auf. Kurz darnach brachte der Sturm die Erde zum Rollen und tobte so heftig, daß Sand flog und Steine durch die Lüfte prasselten. In der Gegend von Lo Tung wurden ganze Wälder vernichtet und Bäume zerknickt. Nur in Yüan-We's Garten standen die Blumen und Bäume still wie zuvor, so daß er erkannte, jene Mädchen seien Blumengeister und die Base eine Windgöttin gewesen.

Am nächsten Abend erschienen die Mädchen wieder vor Yüan-We, brachten jede einige Scheffel Früchte, dankten und sprachen: „Daß Ihr das schreckliche Unheil von uns abgewendet habt, dafür haben wir nichts Euch zum Danke zu geben. Nehmt hier die Früchte, in ihnen leben die Seelen der Blumen, und wenn Ihr sie eßt, werdet Ihr nicht altern und leben über Eure Zeit. Denn wenn Ihr uns schützt, können auch wir zu hohem Alter gelangen." Yüan-We aß von den Früchten, wie ihm die Mädchen geraten, und wirklich verjüngte sich sein Gesicht allmählich, daß es schien, er sei nicht mehr als dreißig Jahre alt. Später aber ging er in das Tao ein und erhob sich unter die Gottmenschen.

Digitized by Google

Randbemerkungen.

Holbergs „Jeppe vom Berge".

Am Schlusse dieses literaturgeschichtlichen Experimentes, das im Laufe des Abends nur für kurze Minuten durch das ostentative Hinausgehen von ein paar Enttäuschten gestört wurde, die wohl hinter Ludwig Holberg einen Possenschreiber modernen Theaterstils vermutet hatten, gab es so etwas wie eine Ovation.

Aber das Deutsche Künstlertheater (Sozietät) wird sich klar darüber sein, daß diese weniger dem Versuch galt, den „dänischen Molière" nach langer Pause wieder für die Bühne zu erobern, als dem Verdienst, dem ausgezeichneten Komiker Jakob Tiedtke zu einer Glanzrolle verholfen zu haben. Gewiß, diese Komödie von dem armen Jeppe vom Berge, diesem gutmütig-liederlichen, ewig trinkfrohen Bäuerlein, das von allen seinen Mitmenschen, einschließlich seiner Ehehälfte, geprügelt, betrogen und, von seinem geliebten Alkohol umfangen, von den Hochgeborenen zu allerhand Schabernack gemißbraucht wird, hat auch heute noch seine Meriten. Starke Erfindungsgabe ist zwar — das gilt für Holbergs Gesamtproduktion — nicht dieses Dänen Stärke gewesen. Aber können wir uns auf der einen Seite in die literaturgeschichtlich gewiß nicht uninteressante Primitivität, mit der Holberg die abenteuerlichen Geschehnisse seines stets im Nebel der Berauschtheit sich zeigenden Helden aneinanderreiht, nicht mehr so recht hineinfinden, so werden wir auf der anderen Seite durch Momente entschädigt, in denen, fast blitzartig, möchte man sagen, eine Künstlerschaft aufleuchtet, die heute nach mehr als zweihundert Jahren noch nichts von ihrer Lebenskraft eingebüßt hat und lebendig bleiben wird, solange es überhaupt eine Bühnenkunst gibt.

Es ist nicht zu sagen, wie sehr dieser Holberg das Antlitz eines nur das Aeußerliche erfassenden Karikaturenzeichners, und einige Szenen darauf, wenn auch nur vorübergehend, wieder das Antlitz eines auch seelisch gestaltenden Dichters hat. Die Eingangsszene, in der Nelle, das böse Eheweib, ihren Riesen von Mann, der wie ein Schuljunge stillhält, einfach mit der stets ad hoc bereit hängenden Peitsche verdrischt, ist sicher schon zu des seligen Holbergs Zeiten eine halb fröhlich, halb peinlich wirkende Unmöglichkeit gewesen. Aber wenn dann Jeppe, von seiner Xantippe zwecks Einkaufs von grüner Seife mit Geld versehen, trotz der eben empfangenen Prügel, vor des Schusters Hause, der das Dörflein mit Branntwein versorgt, vergebens gegen seinen ewigen Durst ankämpft und die Schillinge in seinen tiefen Hosentaschen immer lauter und in eindringlicher Versuchung klimpern und er seinen niederträchtigen, eigensinnigen Füßen umsonst das Weitergehen befiehlt, bis er, ein Opfer des ewigen Widerstreits zwischen Kehle und Kopf, auf dem Misthaufen einschläft — das ist auch im Sinne unserer heutigen Ansprüche ebenso wirklich gesehen und erlebt wie das Wiedererwachen in dem märchenhaften Prunkbett des Herrn Baron.

Unzweifelhaft: die feine Schloßgesellschaft, die sich über das tragikomische Augenblicksglück des armen Teufels zwei Akte lang krank lacht, besteht aus Schemen, an die kaum ein Hauch äußerer Mühe verschwendet scheint. Und wenn sie dann den armen Jeppe, nachdem er inzwischen von seiner Nelle nochmals eine reinigende Tracht Prügel erhalten, ins Schloß zurückholen, um ihn dort für seinen „Einbruch" nur zum „Spaß" rite zum Tode zu verurteilen, so wirkt das Spiel beinahe als plumpe Clownerie. Aber dann kommt wieder ein Moment, der mit allem versöhnt. Es ist die Szene, in der Jeppe, der Vorsicht halber „unter den Armen" aufgehängt, am Galgen schwebt und, vor seiner noch immer beweglichen und noch immer durstigen Körperlichkeit erschreckend, sich für sein eigenes fürchterliches Gespenst hält ...

Schade, daß die Regie die Wirkung dieser besten und innerlich humorvollsten Szene dadurch abschwächte, daß sie auf dem heute ganz unmöglichen Schluß bestand, der die schon ohnehin oberflächlich gezeichnete Baronsgestalt vor den Vorhang treten läßt, um den „lieben Kindern", worunter man in diesem Falle das Berliner Premierenpublikum von heute verstand, die tiefgründige „Moral" zu verkünden, daß der Reichtum nichts für die Armen sei!

Digitized by Google

Wie der Dichter, so hatte auch die Regie alles Können auf die Rolle des Jeppe konzentriert. Tiedtke sang, rülpste, starb und erwachte, daß Holberg gewiß seine Freude daran gehabt hätte. Daneben ist noch Senta Söneland als vielleicht zu brutal sich gebendes Eheweib mit der Peitsche zu nennen. Neben ihnen verdient besondere Anerkennung Rochus Gliese, der ein Dorfidyll von geradezu anheimelnder Echtheit auf die Bühne gestellt hat. Heinrich Ilgenstein.

Neue Bücher.

Chinesische Abende. Novellen und Geschichten. In Gemeinschaft mit Tsou Ping Shou aus der chinesischen Ursprache übertragen von Leo Greiner. Erich Reiß Verlag, Berlin.

In ein ganz eigenartiges, seinem innersten Wesen nach uns ziemlich fremdes und doch höchst reizvolles Literaturgebiet führt uns dies Buch. Leo Greiner hat sich schon früher durch seine kunstreiche, feinsinnige Wiederbelebung der altdeutschen Novellistik rühmliche Verdienste erworben und bringt uns hier die Welt der chinesischen Prosadichtung nahe. Vom Charakter der auch bei uns allgemein bekannten orientalischen Erzählerkunst, wie er vor allem in den Märchen von „Tausend und eine Nacht" zum Ausdrucke kommt, ist dies Buch wesentlich verschieden, wie ja überhaupt die Natur der Araber, Perser und Inder ganz anders geartet ist als die der Chinesen. Dort herrscht Ueppigkeit und Farbenpracht, Sinnenfreude und Leidenschaft, Glut und Rausch, hier dagegen Einfachheit und Schlichtheit, und der weiche, süße Duft und die zarte, stille Schwermütigkeit, die auch der chinesischen Landschaft eigen sind. Leo Greiner hat mit sicherem Geschmack die schönsten und fesselndsten Proben der chinesischen Erzählerkunst ausgewählt und mit Unterstützung von Tsou Ping Shou in ein lebendiges, dem Originalcharakter nach Möglichkeit entsprechendes Deutsch übertragen, und der Verlag hat durch eine hübsche Ausstattung das Seine dazu beigetragen, die Lektüre dieses Buches zu einem aparten Genusse zu machen. W. B.

Waldemar Müller-Eberhart. „Eines Königs Tragödie." (W. Borngräber, Verlag Neues Leben.)

Waldemar Müller-Eberhart hat uns in seiner neuesten Dichtung „Eines Königs Tragödie" ein Werk geschenkt, das mehr als beiläufige Beachtung verdient. Es ist wieder einmal ein Buch, über das wir uns herzlich freuen können. Inhalt, Sprache und Form berechtigen in gleicher Weise zu diesem Urteil. Ein modernes Werk mit moderner Tendenz, trotz mittelalterlichen Gewandes. Im Vordergrunde steht der junge, tatkräftige König mit trefflichen Gaben und bestem Wollen, der doch stets im Dunkeln tappt und mit jeder neuen Handlung sich immer von seinen Zielen entfernt. Das „Drosten- und Drohnentum" bildet, wie noch heute, einen undurchdringlichen Wall, täuscht ihn über den wahren Volkscharakter hinweg, über die Strömungen der Zeit, die ihrem Strebertum vielleicht ein zu frühes Grab bereiten können. Die einzig ehrliche Natur, den alten Kanzler Ullrich, der schon des Königs Vater und Großvater gedient, wissen die Hofschranzen ihm völlig zu entfremden, und stumm gehorchend zieht sich der treueste seiner Diener zurück nach dem alten „Kronenborn" (der Dichter hätte hier ruhig „Friedrichsruh" sagen können, ohne die Deutlichkeit wesentlich zu erhöhen!). Erst zu spät erfährt der König, welch aufrichtigen Freund er an ihm hatte, als Ullrich bereits zum Todesopfer der Pfaffenränke geworden war. Mit dem Erwachen des Königs, der nun erst seine Umgebung, seinen Kerker erkennt, ist die eigentliche dichterische Aufgabe gelöst, und wenige Schläge führen uns zum tragischen Ende. Gibt uns so schon der Stoff gar manches zu denken, daß wir das Buch mit seiner wundervollen Sprache in jedermanns Hand wissen möchten, so bedarf es doch noch eines besonderen Hinweises auf die Form. Man hat leider das Wort Lesedrama bereits früher geprägt, und damit die nicht auf die Bühne gehörigen resp. passenden, lediglich zum Lesen bestimmten Dramen belegt, die aber sonst das übliche Gewand tragen. Schade, daß dieses Wort verbraucht ist. Ich hätte sonst gern die Müller-Eberhartsche Form so betitelt. Ohne Personenverzeichnis, ohne Szeneneinteilung, ohne szenische Bemerkungen, deutet äußerlich nichts auf ein Drama hin. Wie im Roman schildert ein trefflicher Erzähler Ort und Zeit, und kaum, daß wir es merken, beginnen Personen zu sprechen und zu handeln. Nun könnte man hier leicht zur Vermutung kommen, es handle sich bei dieser Form um einen Bastard, einen Kompromiß zwischen Drama und Roman, eine neue, wenig erwünschte Gattung. Das keineswegs! Wir haben ein Drama von echtem Schrot und Korn, nur das äußere Gewand ist verändert. Das einzige Bedenken, das auftauchen könnte, ist, ob wir denn diese neue Form irgendwie benötigen? Wenn ein Werk das Glück hat, auf die Bühne zu kommen, so sieht es ja ein gut

Digitized by Google

Teil Menschen im Theater. Wenn aber nicht? Wer liest denn heutzutage Dramen? Man sehe sich nur die Vermittlungsämter unserer Lektüre an, die trefflichen Leihbibliotheken! Hunderte von Romanen werden verliehen, ehe ein Drama. Die Müller-Eberhartsche Form läßt uns oft des Dramas vergessen, selbst, wenn wir wissen, daß wir es damit zu tun haben. — Mag sich jeder seine eigene Meinung bilden, mit anderen Worten, mag es jeder selbst lesen. Das wünsche ich diesem Buche.

Rudolf Feige.

Julius Ferdinand Wollf, Theater. Aus zehn Dresdner Schauspieljahren. (Erich Reiß Verlag, Berlin.)

Aus der Hochflut überflüssiger und belangloser dramaturgischer Veröffentlichungen, die in den letzten Jahren auf den Büchermarkt gelangt sind, ragt das Buch des Dresdener Theaterkritikers Wollf als ein geradezu monumentales Werk von einem Geistesverwandten Lessings hervor. Der Verfasser hat seine Rezensionen der wichtigsten Dresdener Schauspielaufführungen aus einem ganzen Jahrzehnt gesammelt und offenbart in seinen Urteilen über Stücke und Darstellungen eine selten große Ausgereiftheit und Abgeklärtheit von dramaturgischem und bühnenkünstlerischem Verständnis, und eine reiche Fülle von literaturgeschichtlichem Wissen und ästhetischer Urteilsfähigkeit. Freilich handelt es sich auch nicht um ein beliebiges Provinztheater, sondern um das Dresdener Königliche Schauspielhaus, das in seinem Repertoire und der Mustergültigkeit seiner künstlerischen Leistungen ehrenvoll jeden Wettkampf mit Berlin bestehen kann. Nur unbelehrbare Fanatiker können nach der Lektüre dieses Buches noch von einer theatralischen Alleinherrschaft Berlins sprechen. Werke wie Maeterlincks „Pelleas und Melisande", Max Halbes „Haus Rosenhagen" und „Walpurgistag", Schmidtbonns „Mutter Landstraße", Wieds „Zweimal zwei ist fünf", Strindbergs „Wetterleuchten", Eulenbergs „Belinde" erlebten in Dresden ihre deutsche Uraufführung; Dichter wie Sternheim, Shaw, Harlan, Apel, Hardung wurden hier überhaupt erst für Deutschland entdeckt, Ibsen und Hauptmann waren im Spielplan mit über 25 Werken vertreten, und die Pflege der Klassiker gipfelte in den Zyklen von Shakespeares sämtlichen Königsdramen (elf Jahre vor Reinhardts Shakespeare-Zyklus) und von Hebbels „Judith", „Genoveva", „Maria Magdalene", „Herodes und Mariamne", „Agnes Bernauer", „Gyges und sein Ring" und der „Nibelungen"-Trilogie. Ueberall zeigt sich der Verfasser in gleicher Weise seiner kritischen Aufgabe gewachsen, ob er nun den „Hamlet" oder den „Wallenstein", die „Hermannsschlacht" oder die „Torgauer Heide" charakterisiert, ob er nun die künstlerische Eigenart Wedekinds oder Eulenbergs, Shaws oder Paul Ernsts, Wildes oder Frederik van Eedens kennzeichnet. Auch über Inszenierung, Regie und Darstellung macht Wollf sehr treffende Bemerkungen, deren Wert durch die beigefügten Szenenbilder nach Dresdener Aufführungen noch bedeutend erhöht wird. Zweifellos kann man sich durchaus nicht immer mit dem stark persönlich gefärbten Urteil des Verfassers einverstanden erklären, aber seine ehrliche Theaterleidenschaft verleiht allen seinen Ausführungen ungemein viel Reiz. Als letzten und sehr hoch zu schätzenden Vorzug will ich noch hervorheben, daß das überaus interessant geschriebene Buch gerade für Laien eine wahre Fundgrube der gehaltvollsten Anregungen bietet. W. B.

Herausgeber: Dr. Heinrich Ilgenstein und Dr. Wilhelm Bolze. — Verantwortlich: Dr. Wilhelm Bolze, Charlottenburg, Friedbergstr. 18. — Verlag: Die Gegenwart G. m. b. H., Berlin W. 15, Meinekestr. 25. — Verantwortlich für die Inserate: Franz Rausch, Berlin W. — Druck und Postvertrieb: Paß & Garleb G. m. b. H. Berlin W. 57.

Die Gegenwart

Nr. 26 | Berlin, den 27. Juni 1914 | 43. Jahrgang Band 85.

Fanatismus.

Von

Dr. Max Adler.

Es gibt zwei völlig verschiedene Arten von Idealen: solche, die im Blut, und solche, die bloß in der Gehirnrinde sitzen. Jene machen das Individuum zum Glied einer Kulturkette, so daß es automatisch ausführt, was der latente Kulturwille ihm befiehlt; diese bedürfen, um wirksam zu werden, des äußeren Anstoßes. Wie aber der Ursprung entfesselter Völkerideale ein sehr verschiedenartiger sein kann, so auch die spezifische Form ihrer Aktivität: sie kann sich als ideale Begeisterung oder als Fanatismus äußern, als unterirdisch flutende kosmische Kraftquelle oder als die kalte, grausame Wut der innerlich Indifferenten. Völker mit geschlossenem Kulturhorizont, wie beispielsweise die Chinesen und in gewissem Sinne auch die Türken, sind darum sehr vorsichtig zu beurteilen. Den unglücklichen Boxeraufstand und die langsam und weit ausholende mohammedanische Revolution wird man ihrer historischen Bedeutung nach nur als Ausbrüche einer echten patriotischen Begeisterung richtig werten können. Dagegen ist in dem leicht aufflackernden und ebenso leicht wieder verlöschenden Kriegsfuror der christlichen Balkanvölker das Moment der gewaltsamen Idealsuggestion unverkennbar.

Es handelt sich hier der Hauptsache nach um höchst nüchterne, aufs rein Praktische gerichtete Nationen, deren aggressive rabies mehr Sache eines künstlich geschürten Augenblicksfanatismus als unwiderstehlicher Drang eines anhaltend lodernden nationalen Feuers ist.

Niemand nämlich läßt sich mit größerer Leichtigkeit von der erstbesten Idee fanatisieren als der Ideallose: der Geschäftsmann und Geldmensch sans phrase; darin liegt die eigentliche große Gefahr des Krämerfanatismus und Schubjaksenthusiasmus, wie jeder andern vorwiegend utilitaristischen Gesinnung, nicht so sehr in der unentwegten Nützlichkeitsmaxime an sich. Ein zu früh Vergessener — Dichter und Seelenkundiger —, der Oesterreicher Fercher von Steinwand, hat den lieben Flackerherzen diese Verse auf den höchst fleischlichen Leib geschrieben:

„Menschen, realistisch-grobe,
Ob in Kittel, ob in Robe,
Meinst, sie wären stetig kühl? . . .
Merke: niemand wird so schnell
Vom gemeinsten Fiedelbogen
Angezogen,
Niemand wird so grell
Von der falschen Träne betrogen! . . ."

Auf die verräterischen melodramatischen Obertöne im Pathos dieser leicht Endzündlichen hätte demnach der Geschichtsforscher, der nicht immer wieder mit dem Irrwisch ebenso unfaßbarer wie ephemerer „Volksleidenschaften" zu kämpfen haben will, stets schärfer hinzuhorchen als auf die brüchigen Realmotivierungen, womit die Pachulkenmoral ihr fanatisches Tun seit jeher verschleiert hat.

Der fanatische und der idealkräftige Typus haben so gut wie nichts miteinander gemein. Jener ist schnell fertig mit Zunge und Schwert — dieser anscheinend schwerfällig und nur durch einen großen Impuls von der Stelle zu bewegen: Dann aber unaufhaltsam und zäh bis zur Selbstaufopferung. Sein Element ist die Beharrlichkeit. Er gleicht darin dem leidenschaftlichen chinesischen Spieler, der sich lieber die Hand abhacken läßt, bevor er zugäbe, daß er nichts mehr aufs Spiel zu setzen hat. In der rauhen, anhaltenden Inbrunst früherer Kämpfe trat dies Sieghaft-Unerschütterliche eines

Digitized by Google

tiefaufgewühlten nationalen Wollens furchtbar zutage. Die ekstatischen Wiederholungen fruchtloser Kreuzfahrerstürme lediglich auf die Rivalität zwischen der römischen und griechischen Kirche oder gar auf die Handelskonkurrenz zwischen Venedig und Byzanz zurückführen zu wollen, kann nur Sache einer Geschichtsbetrachtung sein, die den wichtigsten Bezirk ihres gesamten Forschungsbereichs — das menschliche Gemüt — völlig außer Betracht läßt. Diese eisengepanzerten Pilger nach dem heiligen Grab stritten für ein Kulturideal, und gerade deshalb war es so schwer, das gesamte Abendland für ihren Kampf und Sieg zu vereinigen. Die europäischen Umwälzungen an der Wende des achtzehnten zum neunzehnten Jahrhundert waren die letzten schwelenden Flammen großer nationalkultureller Eruptionen. Die Volksfragmente, die einander seither gegenüberstanden, hatten nur in den seltensten Fällen eine geschlossene Kultur hinter sich: hier galt es bereits — was bedeutend leichter ist! — Ideale zu züchten.

Die materiellen Hintergründe begeisterter Massenaktionen — den agierenden Massen selbst kaum bewußt — beginnen nun deutlicher durchzuschimmern: in der Legitimitätskomödie der heiligen Allianz, in der Etablierung der orleanistischen Aktienkompagnie, deren leitendes Oberhaupt Louis Philipp hieß, im Goldrausch der Gründerepoche, im Popen- und Spitzeltrug des russischen Revolutionsdramas. Ja, sie können sich schon Jahrhunderte vorher der synthetischen Geschichtsbetrachtung nicht verleugnen. Am Zukunftshimmel des Puritanerfanatismus leuchtete den Cromwell'schen „Eisenseiten" verlockend das handelspolitische Gestirn der Navigationsakte, die allgemeinen Wohlstand und Meeresherrschaft verhieß. Wenige Jahre später brach die englische Republik zusammen — aber das englische Handelsimperium dauerte fort. Als die Schweden im 30jährigen Kriege ihre siegreichen Waffen bis nach Süddeutschland trugen, handelten sie nicht bloß unter dem Einfluß eines religiös-politischen Ideals, sondern vielmehr noch — einer überaus günstigen heimischen Eisenkonjunktur, die Gustav Adolfs Opposition gegen die kaiserlichen Seemachtsbestrebungen aufs wirksamste unterstützte.

Je höher aber der Aufstieg in der Völkergeschichte, desto durchsichtiger wird die Maske des idealisch drapierten Fanatismus. Daß kürzlich das bulgarische Heer nach Ueberwindung schier unbesieglicher Widerstände fast bis an die Tore Konstantinopels vordringen durfte, verdanken seine Führer nicht so sehr dem stark verblaßten und unzeitgemäßen Kreuzfahrermotiv, als vielmehr den geschickten Finanzoperationen der Dreibundgegner und der wirtschaftspolitischen Suggestion, die vom Handelshafen Saloniki und der nahen Levante ausging. Es war nicht schwer, diese Massen zu fanatisieren, — denn sie hatten keine Ideale und bestanden im Wesentlichen aus sehr praktischen Geschäftsleuten. (Rumänien, noch gewitzter, entwickelte sein glorreiches Händlertalent bereits auf Friedensfuß!) Eher noch durfte man den um ihren Heimatboden kämpfenden Türken ideale Motive zusprechen; das Schwierige war nur, sie beim ersten Zusammenprall schon aus diesen verarmten und versklavten Landleuten herauszuholen. Der nationalistische Rüstungstaumel dagegen, der heute in allen Ländern die Kriegslieferanten und deren bezahlte Agenten erfaßt hat, gehört offensichtlich derselben Symptomreihe an, wie jener balkanische „Befreiungs"-Fanatismus.

Dem Balkanchristen trug der Pope das Kreuz voran. Und predigte ihm mit Erfolg, es ginge gegen den „Erbfeind": Macht der Schlagworte, Symbole und Embleme! Verstaubte Musealfahnen, geschwungen in einer kargen Zeit, die nach ungewohnten Emotionen lechzt und mitunter sogar, in ihrer gefühlsanämischen Rauschlüsternheit, nach Blut. Kein gräßlicheres Bild der Nerven- und Gedankenwirrnis dieser Epoche wird der Chronist des Balkangemetzels kommenden Geschlechtern zu überliefern haben, als die Zeichnung jener nüchternen Türken- und Albanesenschlachtungen, zu denen die kleinen Händler und Landwirte aus Sofia und Belgrad, aus Schumla und Nisch auf das Geheiß ihrer Offiziere und Seelenhirten sich verpflichtet glaubten. Diese kaltgenossenen Blutorgien sind so ziemlich das

Digitized by Google

Teuflischste, was erhitzte Ideallosigkeit seit der Carolina zu ersinnen vermochte.

Heute gehen der bulgarische und der türkische Geistliche Hand in Hand: Der „Erbfeind" sitzt jetzt plötzlich in Athen und Belgrad. Aber dem jäh entflammten Fanatismus der Massen wird es auch diesmal nicht an passenden Begeisterungsmotiven fehlen; denn, wie gesagt: niemand verfällt leichter der Idealsuggestion als der Ideallose, derjenige, dessen Begeisterung von der Hand in den Mund lebt. Ein Fetzen auf einer Flaggenstange, eine neueingelegte Walze im patriotischen Leierkasten, der beamteter Demagogie — und das Blut des plumpsten Burschen gerät in Wallung.

Eines vielleicht könnten die wahrhaft Idealkräftigen von jener südöstlichen Schule des Völkerfanatismus lernen: Kühnheit des Temperaments.

Die Bugra.

Von

Bibliothekar Dr. Willy Pieth-Charlottenburg.

Leipzig 1813, Leipzig 1914 — die Stätte des größten Völkerringens auf blutiger Walstatt, die Stätte des friedlichen Wetteifers auf dem wichtigsten Gebiete der Kultur. Um ein Jahrhundert zurück eilen die Gedanken, wenn der krönende Abschluß der Bugra, das massige Völkerschlachtdenkmal sich vor den Augen des Ausstellungsbesuchers erhebt als starkes Wahrzeichen einer Zeit des unmittelbarsten völkischen Freiheitsgedankens, der in der Völkerschlacht der Oktobertage vor hundert Jahren seinen höchsten Ausdruck fand. Keinen schöneren Platz hätte man für den friedlichen Wettkampf dieses Jahres finden können als den zu Füßen dieses Denkmals.

Leipzig, die wichtigste Stadt für das Buchgewerbe, braucht keine Legitimation für die Veranstaltung einer „Internationalen Ausstellung für Buchgewerbe und Graphik"; sein Ruf als Metropole des deutschen Buchhandels und des Buchdrucks, der Buchbinderei und des Papierhandels sicherte dem Unternehmen, dessen ganze Bedeutung und Ausdehnung bei den vorbereitenden Arbeiten noch kaum ermessen werden konnten, einen vollen Erfolg. Den äußeren Anlaß gab die 150jährige Jubelfeier der Königlichen Akademie für graphische Künste und Buchgewerbe her, und die Leitung dieser Kulturausstellung übernahm der deutsche Buchgewerbeverein.

Eine Kulturausstellung im besten Sinne ist diese Veranstaltung; dieser Charakter hebt sie weit über die gewöhnlichen Industrieausstellungen hinaus. In welcher Epoche unseres geistigen Lebens spielte nicht das Schrift- und Buchwesen eine hervorragende Rolle! Können wir doch nicht besser als an ihm die Kulturentwicklung verfolgen. Würde schon eine buchgewerbliche Kulturschau Deutschlands ein höchst verdienstliches Unternehmen darstellen, so steigt die Bedeutung einer solchen Ausstellung noch bedeutend im Werte dadurch, daß sie mit der Beteiligung fast aller Kulturvölker zu einer Weltkulturschau wird.

In den Mittelpunkt des Interesses tritt damit das bedeutendste Gebäude einer der beiden Prachtstraßen der Ausstellung, die Halle der Kultur. Sie ist die Stätte der historischen Ausstellung im eigentlichsten Sinne. Ueber 600 Gelehrte aller Völker haben sich unter der Führung Lamprechts zusammengefunden, um in dieser Halle ein geschlossenes Bild von der Entwicklung des Buchgewerbes und der Graphik aller Zeiten zu entwerfen. Eine geschickte Gliederung macht den überreichen Stoff, den diese Halle dem Beschauer bietet, nach Möglichkeit übersichtlich; eine Grundausstellung bezweckt zunächst, das geschichtliche Verständnis für die Kulturen der Völker und für die vielfachen Materien vorzubereiten, ihr Mittel ist die bildende Kunst, die den Ueberblick über das geistige Leben der Völker, ihr Wollen und Streben am klarsten widerspiegelt. Aufs geschickteste finden wir hier die Entwicklungsstufen der einzelnen Völker so gruppiert, daß sie sich leicht mit den entsprechenden der anderen Nationen vergleichen lassen. Schon hier tritt ein Zug dieser Ausstellung zutage, den wir in dem ganzen Unternehmen wiederfinden, und der seinen

Digitized by Google

Wert ganz bedeutend erhöht, die Lebendigkeit. Von der grauen Vorgeschichte, deren Darstellung in dem Prunkstück der vorgeschichtlichen Abteilung der Halle der Kultur, der Decke der Höhle von Altamira mit ihrem Reichtum an spätdiluvialen Zeichnungen und Malereien, gipfelt, bis in unsere unmittelbare Gegenwart, die Zeit der größten Leistungsfähigkeit in der Uebertragung des Gedankens auf Millionen von Menschen, die ihren krassesten Ausdruck im amerikanischen Zeitungswesen findet und unwillkürlich die Frage entstehen läßt, wie die Weiterentwickelung sich darüber hinaus noch gestalten wird — gestalten kann, führt uns der Reichtum dieser Halle, den in Einzelheiten auch nur anzudeuten, den Raum eines Buches erforden würde. Als vortrefflichen Abschluß des in dieser Halle Gebotenen betrachtete ich die Abteilung Wissenschaftliche Graphik. Eine lebendige Uebersicht über drei Jahrtausende Graphik im Dienste der Wissenschaft (bis zum Ende des 15. Jahrhunderts) übermittelt das Gesamtergebnis des schauenden, denkenden und wiedergestaltenden Menschengeistes im Dienste der Wissenschaft.

Das Entgegenkommen der wissenschaftlichen Institute, der Bibliotheken und Museen, die eine große Reihe von Originalen für diese Halle zur Verfügung gestellt und ihren Wert als bisher weitaus größte Kulturausstellung aller Zeiten erst geschaffen haben, ist im Hinblick auf die Gefahren, welche die Brüsseler Ausstellung in furchtbarer Deutlichkeit gezeigt hat, nicht hoch genug anzusetzen.

Mit Recht betont die Ausstellungsleitung, daß, was die deutsche graphische Industrie groß gemacht habe, das verständige Zusammenarbeiten aller Berufskreise, d. h. des Fachmannes mit dem Gelehrten und dem Künstler sei. Naturgemäß wird der graphischen Kunst, d. h. in dieser Verbindung: dem künstlerischen Schaffen für eine Darstellung seiner neuzeitlichen Entwicklung, ein weiter Platz eingeräumt. Drei große Hallen sind diesem Zwecke gewidmet. Auch hier haben sich unter der Führung deutscher Verbände, die hier zum ersten Male geschlossen auftreten, graphische Hauptwerke aller Völker vereint. Die künstlerische wie die technische Seite werden gleichermaßen betont, der Holzschnitt, der Kupferstich, die Radierung, die Steinzeichnung, die Schabkunst, bis zu den neuesten Verfahren der graphischen Kunst. Die angewandte Graphik, d. h. die kunstgewerblichen Verfahren, die der Ausstattung des Buches, der Buchschrift, dem Einbande, dem Buchschnitte uff. dienen, und die Buchillustration vervollständigen diese Abteilung zu einer geschlossenen graphischen Kunstausstellung. Die Photographen haben in Anlehnung an sie dargetan, bis zu welcher künstlerischen Höhe die moderne Photographie bereits gelangt ist. Die wissenschaftliche Seite dieser Spezialabteilung betont eine Uebersicht über die Erfolge und Anwendungsmöglichkeiten der Photographie auf den Gebieten der Technik und der Wissenschaften.

Neben diesen historischen Abteilungen bietet die Bugra eine Reihe internationaler Abteilungen technisch belehrender und industrieller Art. Was ich schon bei der Halle der Kultur betonte, gilt hier noch ungleich mehr: es ist keine tote Anhäufung von Ausstellungsgegenständen, es ist unmittelbares Leben, was hier zu uns spricht. Nicht tote Maschinen sollen hier den Blick ermüden, der Besucher soll die Herstellung miterleben. Eine mittelalterliche Papiermühle, wie sie zwei Jahrhunderte lang in Haynsburg bei Leipzig im Betrieb war, erzeugt vor unseren Augen in alter Manier handgeschöpftes Papier; eine alte graphische Werkstätte sorgt nach Gutenbergs Art für die Bedruckung des Büttenpapiers, ganz nach dem primitivsten Verfahren sehen wir die Entstehung der Lettern, die Handhabung der Handpresse. In unmittelbarstem, schroffstem Gegensatze dazu zeigt eine moderne Papiermaschine die Wunder neuzeitlicher Technik. Das Druckereigebäude führt in drei gewaltigen Rotationsmaschinen — zwei für Zeitungs- und eine für Tiefdruck — die Leistungen modernster Massendruckverfahren vor. Die „Tagespresse" erzählt in geschichtlicher Darstellung von altem und neuem Zeitungs- und Nachrichtenwesen, von der Thurn- und Taxisschen Post bis zur Fernphotographie und drahtlosen Telegraphie. Die illustrierten Zeitungen und die Fachpresse vervollständigen die Darstellung der technischen

Digitized by Google

Machtmittel und der Geschichte dieser jungen Großmacht.

Als Gegenstück zur Verfertigung Gutenbergscher Lettern und dem primitiven Druckverfahren zeigt die große Industriehalle die moderne Erzeugung der Druckschrift: den Entwurf durch den Künstler, die Formenverfertigung durch den Graveur, die Herstellung durch die Schriftgießerei, den Satz, die Stereotypie, die Korrektur, den Druck, bei dem neben dem Hoch- und Flachdruck der Tiefdruck (Kupferdruck) besonders betont sei. — Auch hier kommen die Reproduktionen und die Photographie als Techniken gebührend zu Wort.

Die Heranbildung für die verschiedensten Disziplinen des Buchgewerbes führt eine besondere Halle, die des Buchgewerblichen Unterrichts vor Augen. Eine in vielen Stücken ausgezeichnete Ausstellung von Schülerarbeiten deutscher Fachschulen und die Sonderausstellung der Königlichen Akademie für graphische Künste und Buchgewerbe in Leipzig bestreiten dieses Gebiet.

Der Werdegang des Buches vom bedruckten Bogen bis zum fertigen Bande wird anschaulich im Betriebe einer modernen Buchbinderei dargestellt. Die Ausstellung für Bibliophilen, die sich an die Buchbinderei-Abteilung anschließt, weist eine Reihe prachtvoller Stücke auf.

Damit sind wir schon auf dem Gebiete des Buchverlages und des Buchhandels angelangt, dem naturgemäß ein besonders schönes Heim auf dieser Ausstellung zugewiesen worden ist. Neben den stimmungsvollen Sonderausstellungen der einzelnen großen Firmen ist eine Sammelausstellung der größten Verlagsfirmen veranstaltet. Interessant wäre eine Darstellung der Ausdehnung des Verlagshandels der einzelnen Städte gewesen, er hätte zu dem für viele überraschenden Ergebnis geführt, daß charakteristischerweise Berlin als Buchhandelsstadt in mehrfacher Hinsicht Leipzig mehr und mehr überflügelt, wenngleich Leipzig seiner zentralen Lage wegen als Umsatzplatz seine überragende Bedeutung weiter behalten wird. Was Leipzig als buchgewerbliche Stadt vermag, hat es mit bestem Erfolge auf dieser Ausstellung bewiesen. Eine ähnliche Kraftprobe hat es mit der Errichtung der im Modell ausgestellten Deutschen Bücherei geleistet, die eine Präsenzbibliothek aller in deutscher Sprache vom Jahre 1914 ab erschienenen Werke darstellen wird. Diese Bibliothek des Börsenvereins, die den großen Staatsbibliotheken, vor allem der Berliner Königlichen Bibliothek, natürlich nie den Rang wird ablaufen können, stellt eigentlich mehr ein Bücherarchiv dar, freilich nur ein Torsoarchiv.

Wie sich die Bibliotheken durch die Jahrtausende entwickelt haben, ihre Arbeitsmethoden und ihre Interessensonderung von der stillen Gelehrtenbibliothek alten Stiles bis zur modernen europäischen und amerikanischen Bücher- und Lesehalle zeigt eine Bibliotheksonderausstellung in ganzen ausgestellten Bibliotheksräumen, Modellen, Katalogen, Bildern und graphischen Darstellungen.

Eine Reihe dieser Abteilungen — dazu gehören besonders Buchhandel und Bibliothekswesen — findet ihre Ergänzung in den Sonderausstellungen der fremden Nationen, deren Gebäude eine besondere Prachtstraße, die „Straße der Nationen" bilden. Ueber alles Erwarten hinaus ist das Ausland auf dieser Ausstellung vertreten. Mit Ausnahme der industriellen und graphischen Ausstellungsgegenstände, die in den internationalen gemeinsamen Räumen untergebracht sind, bringt jede beteiligte Nation in ihrer Sonderausstellung, zum großen Teil im eigenen Gebäude, eine Uebersicht der Entwicklung ihres Buchgewerbes. Aus ihrer stattlichen Reihe ragen der österreichische Pavillon mit seiner ausgezeichneten Auswahl überraschend reichen Materials, und der englische Staatspalast im Stil eines Tudorhauses, der u. a. eine verdienstliche Ausstellung der Shakespeare-Ausgaben bringt, hervor, während der französische Pavillon um so mehr enttäuscht, als sein gediegenes Aeußeres unwillkürlich auf den Inhalt Schlüsse ziehen läßt.

Neben diese umfassenden Ausstellungen internationaler und nationaler Art treten noch eine Anzahl von Sonderausstellungen, die zum Teil aufs engste mit dem eigentlichen Motiv der gesamten Ausstellung verknüpft sind, wie die ausgezeichneten Abteilungen „Schule und

Digitized by Google

Buchgewerbe", „die Frau und das Buchgewerbe", die „Stenographie", die „Graphik in den deutschen Kolonien", zum Teil aber nur recht lose Beziehungen zum eigentlichen Motiv aufweisen, wie die Sonderausstellung „Der Kaufmann" und einzelne Teile des übrigens sehr gediegenen „Hauses der Frau", oder ihrem Inhalt nach gar nicht auf diese Ausstellung gehören, wie die Gebäudegruppe „Der Student"; in richtiger Einordnung hat man diese letzte deshalb auch wohl auf den Platz des Vergnügungsparkes gelegt, der sich, nebenbei bemerkt, von den gröbsten Auswüchsen der internationalen Rummelplätze glücklich frei gehalten hat, wenn auch einzelne dieser Vergügungsgelegenheiten, wie z. B. das unvermeidliche Talmi-Oberbayern, und „Gebirgs"-bahnen zu den Erholungsstätten einer „Kulturausstellung" nicht gehören sollten.

Intendant Dingelstedt.

Zum hundertsten Geburtstage am 30. Juni.

Von

Dr. Hans Landsberg.

Die Leistung eines Theaterleiters unterliegt in besonderem Maße dem Wandel des Zeitgeschmackes. Wenn sich Goethe als weimarischer Theaterdirektor stark an die Antike anlehnte und seinen Stil beim Erfurter Fürstenkongreß durch das Spiel Talmas bestätigt fand, so sind wir heute meilenfern von der Auffassung, die Goethe ein Menschenalter hindurch gegenüber der praktischen Führung des Theaterwesens einnehmen sollte. Sehr nahe berührt uns dagegen die Theaterkunst eines Heinrich Laube und Franz Dingelstedt, die beide aus dem Literatentum hervorgegangen sind und ihre theatralische Tätigkeit ziemlich in der gleichen Zeit, von den fünfziger bis in die achtziger Jahre, ausgeübt haben.

Laube war 1850 zum artistischen Leiter der Wiener Hofburg ernannt worden. Er führt dann seit 1869 zwei knappe Jahre hindurch das Leipziger Stadttheater und kehrt nach Wien zurück, um hier das neue Stadttheater zu begründen. Laubes Nachfolger in Wien ist seit 1871 der Hesse Franz Dingelstedt, der bereits in den vierziger Jahren als Stuttgarter Dramaturg praktische Theatererfahrungen gesammelt hatte, das Jahrzehnt hernach die Münchener Hofbühne durch Aufnahme eines großzügigen Programms aus ihrer bisherigen Ohnmacht und Versandung errettete, dann zehn Jahre hindurch, bis 1867, in Weimar wirkte, wiederum in erster Reihe um die wahren Größen der Literatur, von Shakespeare bis Hebbel bemüht, um schließlich sein ästhetisches Programm an das Burgtheater zu verpflanzen, zu dem er von der Hofoper herüberkam.

Seine wirklichen Theaterleistungen sind reich genug, um der Nachwelt gegenüber ein günstiges Urteil zu erfahren, und gleichwohl hat Dingelstedt, der einstige Kasseler Gymnasiallehrer, der weder als Schriftsteller noch als Bühnenleiter eine klar herausgearbeitete Physiognomie besaß, immer wieder unter der Geringschätzung seiner Zeitgenossen und Nachfahren zu leiden. Dem „langen Franz", dem Verfasser der berühmten vormärzlichen „Lieder eines kosmopolitischen Nachtwächters" von 1842, verargte man es im demokratischen Lager sehr ernstlich, daß er sich noch im gleichen Jahre in den Dienst des Königs von Württemberg begeben hat. „Du bist Hofrat geworden", schreibt ihm jetzt Freiligrath; „ich will zeitlebens Freiligrath bleiben." Die beiden einstigen Freunde sollten sich freilich später wieder aussöhnen, und Freiligrath hat Dingelstedt einen sehr herzlich empfundenen Nachruf geschrieben. Heine, der den hessischen Dichter als Pariser Korrespondenten der „Allgemeinen Zeitung" kennen lernte, faßt den Fall Dingelstedt vorurteilsloser und richtiger auf:

„Sie machen jetzt ein großes Geschrei,
Von wegen deiner Verhofräterei,
Vom Seinestrande bis an die Elbe
Hört' ich seit Monden immer dasselbe:

Die Fortschrittsbeine hätten sich
In Rückschrittsbeine verwandelt. — O sprich,

Digitized by Google

Reiteſt du wirklich auf ſchwäbiſchen Krebſen?
Aeugelſt du wirklich mit fürſtlichen Kebſen?"

Mit der fürſtlichen Kebſe iſt die berühmte Schauſpielerin Amalie Stubenrauch gemeint, die ſeit Ende der zwanziger Jahre die eigentliche Leiterin der Stuttgarter Hofbühne war, an der gegenwärtig auch Jenny Lutzer, die ſpätere Gattin Dingelſtedts, wirkte. Gerade als Dingelſtedt mit der Stuttgarter Bühne in Berührung kam, hatte die Stubenrauch ihren Abſchied genommen. Man hätte es damals lieber geſehen, wenn Dingelſtedt als freier Schriftſteller durchgehalten hätte. Das lag aber durchaus nicht in ſeiner Perſönlichkeit, die immer etwas vom Hofmann und Diplomaten gehabt hat und nicht geſonnen war, demokratiſche Ideale bis auf den letzten Blutstropfen zu verteidigen. Dingelſtedt war der geborene Theatermann und Schauſpieler, der die Weltdinge in ſeiner ewig veränderlichen ſkeptiſchen Laune recht als Komödie behandelte und der letzte war, das Theater ſelbſt ernſt zu nehmen, das für ihn nur die Auswirkung ſeiner beſten Fähigkeiten bedeutete. Ein Mann wie Hebbel hat ſehr Günſtiges über die Poeſien ſeines Duzfreundes Dingelſtedt ausgeſagt; etwa, daß er eine wahre Midas-Tat vollbracht habe, indem er in ſeinem „Nachtwächter" die „dürre Proſa der einſt ſo ſtark graſſierenden politiſchen Liederdichterei in das reine Gold echter Poeſie verwandelte." Er hat es ihm nie vergeſſen, daß er im ſchroffen Gegenſatz zu Laube in München und Weimar ſich mit aller Entſchiedenheit für ſeine Dramatik einſetzte, noch zuletzt durch die weimariſche Aufführung von Hebbels „Nibelungen". Umgekehrt hat Dingelſtedt ſeine Beziehungen zu Hebbel in einer Art Verteidigungsſchrift „Friedrich Hebbel, frei nach Emil Kuh, Valdek & Co." fixiert. Wenn zwei ſo gegenſätzliche Geiſter wie der ſpröde Hebbel und der geſchmeidige Konzeſſionsmenſch Dingelſtedt ſich verſtehen konnten, ſo müſſen auch wir den Heſſen als einen liebenswürdigen, zuweilen hinreißend gewinnenden Charakter begreifen, der freilich in tauſend Farben ſchillerte. „Er hatte Begabung und Weſen für alles," ſchreibt Feodor Wehl, „er verſtand den Gelehrten und den Dichter ebenſo gut zu ſpielen wie das loſe Weltkind, das auf deren Natur und Träume mit mitleidigem Achſelzucken niederblickt; den alle Schranken niederreißenden Demokraten und Revolutionär ebenſo gut wie den eingefleiſchten Ariſtokraten. Den letzteren ſpielte er meiſterhaft. Ich ſehe ihn noch am Geburtstage der Großherzogin von Weimar in deren Gefolge dieſelbe durchſchreiten; hochgewachſen und ſchlank, in ſtattlicher Hofuniform, den Degen an der Seite, den Federhut unter dem Arm, Hals und Bruſt mit Orden bedeckt, trat er ſo vornehm und ſelbſtbewußt daher, als wäre er von jeher in Palaſten zu Hauſe geweſen. Und er entſtammte doch einer ſehr kleinbürgerlichen und in ziemlich beſchränkten Verhältniſſen lebenden Familie. Allein der Adel und das Hofgetriebe waren von jeher ſein ganzer Ehrgeiz und das brennende Verlangen ſeines Herzens geweſen."

Feodor Löwe, der Stuttgarter Dichter und Hofſchauſpieler, erzählte, wie ſein Freund Dingelſtedt nachts beim Nachhauſegehen höchſt angreifbare politiſche Lieder ſang, die ſpäteren „Nachtwächterlieder". Man kam vor das königliche Schloß, das in hellem Lichterglanz erſtrahlte. Dingelſtedt bleibt plötzlich ſtehen, greift Löwe beim Arm und ruft aus: „Eigentlich gehöre ich doch dort hinauf!"

Eine durchaus weltmänniſche Natur, eitel und ehrgeizig, hat Dingelſtedt zweifelsohne ein ſehr ſtarkes künſtleriſches Temperament beſeſſen, das ſeiner Theaterführung zugute kam, ſelbſt wenn man die etwas preziöſen Münchener Geſamtgaſtſpiele von 1854, jene Parade des Virtuoſentums, nicht allzu hoch einſchätzt. Dingelſtedt hat neben der klaſſiſchen Literatur die Zeitgenoſſen, vor allem Laube, in hohem Maße berückſichtigt; er hat Grillparzers „Weh' dem, der lügt", der Vergeſſenheit entriſſen, und jene Werke, die der Dichter mißmutig in ſeinem Pult gelaſſen hatte, den „Bruderzwiſt in Habsburg", die „Jüdin von Toledo", „Libuſſa" am Burgtheater zur erſten Aufführung gebracht. Darüber hinaus war er, der ſich ſelbſt als einen Vorläufer der Meininger bezeichnet hat, ein

Digitized by Google

künstlerisch fühlender Regisseur, der dem modernen Impressionismus nahe stand, das Drama und das Theaterstück vom Bühnenbilde aus auffaßte, ohne dabei am Aeußerlichen haften zu bleiben. Im Gegensatz zu Laube, dem theatralischen Puritaner, dem aller Ausstattungsluxus ein Greuel war, der bei jeder Aufführung möglichst reine und scharfe Konturen anstrebt, ist Dingelstedt der Mann des Theaterkolorits. Er zielt auf Stimmung, auf natürliche Leichtigkeit des Spiels, auf ein absichtliches Verwischen und Ineinandergehen der Töne und Farben.

Wie wir heute wissen, hat sich Dingelstedt trotz großer äußerer Erfolge in Wien keineswegs heimisch gefühlt. Mitte der siebziger Jahre noch, ein Lustrum vor seinem Tode, hat er mit der Frankfurter Theaterdirektion unterhandelt, und er war nahe daran, den Kontrakt zu unterschreiben, als ihn seine Frau, die Prager Sängerin Jenny Lutzer, dringend beschwor, in Wien zu bleiben. Dingelstedt steht vor uns als das Gegenbild eines Heinrich Laube, der seine Nachfolge in Otto Brahm gefunden hat, wie Dingelstedt in Max Reinhardt.

Reinhardt und Shakespeare.

Von

Julius Bab.

Wenn man nun die außerordentlich lebhafte und vielgestaltete Theatersaison 1913/14 zurückdenkt, so muß endlich einmal ausführlich von Reinhardts Shakespearezyklus gesprochen werden. Nichts scheint mir so wichtig für die lebendige Wirkung der Schaubühne, als die Beantwortung der Frage, wie Shakespeare, der größte und reinste Bühnendichter aller Zeiten, auf ihr gedeiht. Und wie man ihn auch sonst bewerten mag, Reinhardts Versuch an Shakespeare ist schon seines ungewöhnlichen äußeren Erfolges und seiner Wirkung wegen zweifellos der wichtigste, der jüngst und seit langem gemacht worden ist.

Bei einem Mann von Reinhardts Gaben und Verdienst ist es billig, mit dem Positiven anzufangen. Sein Zyklus, der nicht ganz hielt was er versprach, insofern er nur die Repetition von zehn der zwölf bisher von Reinhardt einstudierten Stücke brachte, und den neuversprochenen „Sturm" schuldig blieb, bot unbedingt Erfreuliches und Schönes in den drei Komödien: „Sommernachtstraum". „Viel Lärm um Nichts", „Was ihr wollt". Man kann sich die Besetzung einzelner Rollen, absolut und selbst an den Reinhardtschen Uraufführungen gemessen, besser denken, aber ich glaube nicht, daß die ganze bunte, strömende Heiterkeit dieser Spiele vollkommener zu geben, einfallsreicher auszugestalten ist, als Max Reinhardt das gelingt. Schon Oberons moosgrünes Gewand, auf dem die weißen Schleier Titanias liegen wie Mondlicht auf allen Stämmen, ist ein Geniestreich. Die ironisierende Heiterkeit, mit der Shakespeares Dialog auch den aufgeregtesten Liebesszenen seines Lustspiels jedes Pathos nimmt, wird unübertrefflich herausgebracht; aus einem Abstürzen des Liebespaares, das den Zurückbleibenden ein paar Worte konventioneller Herzlichkeit ganz ausdruckslos hinschleudert, dichtet der Regisseur Reinhardt eine ebenso komische und berechtigte Wirkung heraus, wie aus dem prosaischen, höchst körperlichen Erwachen der vier Liebesleute nach dem Zauberschlaf. Und in der Behandlung der theaterspielenden Rüpel ist Reinhardt vollends unerschöpflich. Was er aus den im eigentlich papierenen Wortsinn riesig verkörperten „Rollen" und ihrer Verteilung macht, das ist kaum zu beschreiben. Und welch entzückender Einfall, im Stile dieser panisch lustigen Waldkomödie die zankenden Liebhaber wie erboste Böckchen mit dem Kopf stoßend gegeneinander zu stellen. Und wie genial es ist in der Komödie „Viel Lärm um Nichts", dem nur scheinbar ernsthaften Teil sein Pathos zu rauben, indem man den übertückischen Intriganten als den galligen Narren, den donnernden Vater als den polternden Philister spielt, die sie in Wahrheit sind, das habe ich vor den Lesern der „Gegenwart" schon früher einmal entwickelt. Künstler wie Moissi, der nie entzückender ist, als wenn er ironisierende Sentimentalität zu

Digitized by Google

geben hat, Bassermann mit seiner pointierenden Laune, Else Heims mit ihrer lieblich leichten Vornehmheit, Diegelmann mit seiner riesigen, nie ganz überwundenen Körperlichkeit, Biensfeld mit seiner grotesken Knochenlosigkeit und Wasman und Arnold, die Unerschöpflichen, die nie dem Menschlichen untreuen großen Komiker der Reinhardtbühne, sie geben den fein abgetönten Verschlingungen dieser Lustspiele so viel menschlicher Fond, daß man auch einige Uebertreibungen des Körperlichen, ein paar zu behagliche Ausnutzungen allerdings gebotener Clownseffekte gern verzeiht. Noch dem „Kaufmann von Venedig", durch dessen heitere Buntheit jetzt Bassermanns hagerer Shylok gespenstert, wird Reinhardts Ingenium gerecht — wenn auch die selige Musik der Verse im letzten Akt nie recht klingen will.

In den beiden Abenden von Heinrich IV. beginnt das Problematische der Reinhardtschen Shakespearedarstellung. Noch ist das Ensemble der lustigen Szenen, auch das stimmungshaft wilde einiger kriegerischen von Reinhardt völlig getroffen, Arnolds schwabbelnder Friedensrichter ist eine unvergeßliche Leistung, und Bassermanns prächtige Laune bringt alle lustigen Momente in Percys polterndem Heldentum zu großer Geltung. Aber Diegelmanns feistes Selbstbehagen ist doch für Falstaff schon nicht mehr ganz ausreichend, weil aus all diesem Fett die geistige Kraft, die Genialität dieses großen Lumpen stärker hervorleuchten müßte. Und der Held nun, der geborene Königssohn, der unerschütterliche und unverwirrbare, dessen stählerne Elastizität zu erproben, zu beweisen, zu verklären, all diese halben Helden und ganzen Narren da sind, der Prinz Heinz wird in Moissis unelastischer Darstellung ein weicher, blasierter, gar nicht königlicher Knabe — und der Sinn des Spiels stürzt hin.

So aber geschieht es nun mit allen Shakespearischen Tragödien: sie alle leben davon, daß eine gewaltige Persönlichkeit, ein heldischer Mensch, durch das Uebermaß seiner Kräfte den gleichgewichtigen Grund der Welt erschüttert und so zugrunde geht. Aus all diesen Wesen werden bei Reinhardt irgendwie angekränkelte Alltagsgeschöpfe, die an ihrer Schwäche verbluten: Moissis Hamlet ist kein Mann, der an der Grenzenlosigkeit seines Bewußtseins Schiffbruch leidet, sondern ein blutarmer, müder, gequälter armer Knabe. Sein Romeo ist nicht der Edelmann, den unzügelbare Leidenschaft notwendig an irgendeinem Punkte zur Katastrephe reißen muß; er ist wiederum ein etwas dekadenter, nur jäh aufflackernder, lebensschwacher Schwärmer. Wenn Bassermann König Lear ist, so haben wir einen uralten, kaum noch lebensfähigen, von Anbeginn durch Hilflosigkeit rührenden Greis; wenn es Schildkraut ist, einen cholerischen, schwer gekränkten Hausvater, in keinem Fall einen König, der noch im greisen Leibe die Unbändigkeit des herrschgewohnten Blutes zeigt, an dem er mit seinem ganzen Geschlecht zugrunde gehen muß. Und vollends Bassermanns Othello ist ein unendlich liebenswürdiger, armer alter Nigger, der sich müde radebrechend über die Schlechtigkeit der Weißen zu beklagen hat, und nie, niemals ist er irgendwie verwandt mit jenem Königlichen Mohren Shakespears, dem edlen Feldherrn, dem reinen Helden, der an Makellosigkeit seines Ehrbegriffs, an seiner Unfähigkeit, die Lüge auch nur zu denken, zugrunde geht. — Was nützen solchen fundamentalen Mängeln gegenüber die prachtvollsten Einzelheiten der Regie?, was die barbarische Größe der ersten Ensembleszenen im „Lear"?, was das phantastische Furioso des Nachtaktes im „Othello"?, was das unvergleichlich stark bewegte Straßenleben in Verona ohne Romeo und ohne Julia? Reinhardts erlesene Regiekunst schafft hier das Milieu, die Stimmung, den Rahmen, aber nicht das Bild, die Idee, den Leib des shakespeareschen Heldendramas. Und das liegt nicht etwa an einem Zufall, der dem Regisseur Reinhardt nun gerade Schauspieler zugeführt hat, die genial in der Darstellung alltäglicher und schwacher Menschlichkeit, aber unzureichend gegenüber shakespeareschen Helden sind. Es gibt keinen Zufall, und nicht nur der Direktor Reinhardt, der Kayßler und Wegener, unsere zurzeit aussichtsvollsten Shakespearespieler, gehen läßt, während er Moissi und Schild-

Digitized by Google

kraut nicht entbehren mag — auch der Regisseur beweist, daß er dem geistigen Kern der shakespeareschen Tragödie fern steht. Der Schluß des Lear wird in vollkommen sinnlosen Strichen heruntergehaspelt, im Hamlet bleibt das entscheidende Kontrastmotiv des Fortinbras ganz unbetont, in Romeo und Julia fehlen wichtige Verbindungsmomente. Ueberall zeigt sich, daß alles, was an Shakespeare als spielende Romantik, als überschäumende Phantasie ergötzt, daß das von Reinhardt in höchster Vollkommenheit gemeistert wird. Daß er aber unsicher, ratlos oder uninteressant wird, sobald es sich um den geistigen Kern, um das tragisch heroische Grundgefühl handelt, das Shakespeare im Spiele dieser bunten Welt auszudrücken strebt. Darum gelingen ihm die Komödien, in denen Shakespeare nur an kleinen Menschen die Buntheit seiner reichen Welt zeigt, fast restlos; den großen Werken aber, die erst da beginnen, wo die Lustspiele aufhören, bleibt er mehr als die Hälfte schuldig. Die Durcharbeitung Shakespeares durch die unvergleichlich regsame, alles in Bewegung und sinnliches Leben auflösende Phantasie dieses Regisseurs wird gewiß ihren dauernden Wert behalten, in hundert Einzelheiten werden die Nachfolger auf ihn zurückgreifen müssen, und seine Lustspielinszenierungen werden sie überhaupt kaum übertreffen. Für die szenische Verkörperung des ganzen, des großen Shakespeare aber wird ein Geschlecht von Bühnenkünstlern, das den Zauber heldischen Menschentums, das den Rausch milieuüberwindender Kraft wieder zu fühlen und zu verkörpern vermag, nicht mehr als eine verdienstliche Vorarbeit finden in Reinhardts Shakespearezyklus.

Gluckfeier.

Von

Wilhelm Bolze.

Das „Deutsche Opernhaus“ in Charlottenburg hat zur Vorfeier von Glucks zweihundertstem Geburtstage, der auf den 2. Juli dieses Jahres fällt, seine lyrische Tragödie „Iphigenia in Aulis“ zur Darstellung gebracht. Die Aufführung war zwar nicht restlos vollendet, machte jedoch den Veranstaltern Ehre. Das Orchester unter Eduard Mörike hätte, so schön es im ganzen auch geklungen hat, bisweilen etwas mehr abgedämpft werden müssen, damit die Solostimmen nicht gedeckt wurden. Wunderschön klangen die Chöre, und um so schwerer empfand man — wie auch vielfach bei den Solisten — den Mangel, daß in dem Riesenbau des „Deutschen Opernhauses“ der Wortlaut des Textes gar zu undeutlich zu verstehen ist. Unter den Sängern zeichneten sich besonders Werner Engel als Agamemnon und Melanie Kurt als Klytämnestra durch gesanglich und darstellerisch großartige, von dramatischer Leidenschaft beseelte Leistungen aus. Die Inszenierung bot einen stilisierten, fast dekorationslosen Schauplatz, der hinten entweder durch den neuerdings beliebten gelbroten Vorhang abgeschlossen war oder einen Ausblick auf die Meeresbucht eröffnete, und der mir etwas zu dürftig und auch dem Charakter dieser Oper nicht entsprechend schien.

Die größte Ehrung, die man dem Gedächtnisse dieses Tondichters hätte darbringen können, hat man ihm mit dieser Aufführung nicht erwiesen. Die musikalische Fachkritik hält „Orpheus und Eurydike“ und „Alceste“ für charakteristischer für die Gluckschen Opernreform, und „Iphigenie in Tauris“ für musikalisch wertvoller. Ueberdies hatte man der Aufführung leider nicht die Originalpartitur zugrunde gelegt, sondern die Bearbeitung von Richard Wagner, trotzdem die Gluck-Gemeinde noch im vorigen Herbst in einem Sendschreiben, das sie von Dresden aus an die Bühnen versandt hatte, die bedeutenden Vorzüge der Originalfassungen vor allen Bearbeitungen ausführlich begründet hatte. Andererseits freilich ist die Verquickung der beiden sehr verschiedenen Stilrichtungen von Gluck und Wagner höchst interessant und aufschlußreich zur Beurteilung der Verdienste und Grenzen der Gluckschen Opernreform.

Mit großem Rechte hat David Friedrich Strauß in seinem Sonett auf das Münchener Gluck-Denkmal den Tondichter den „Lessing

Digitized by Google

der Oper" genannt. Er ist der Schöpfer der modernen Oper, ohne den weder Mozart noch Wagner möglich gewesen wäre; der Gott, der der Opernmusik erst die Seele eingehaucht hat. Bühnenhandlungen mit gesungenem Dialoge gab es freilich auch früher schon, aber sie waren auf bloße sinnliche Ergötzung gerichtet. Die Italiener, die die sinnlichste Gesangskunst pflegen, beherrschten mit ihrem Geschmack und ihrer Technik die Opernkomposition. Auf Text und Handlung wurde gar kein Gewicht gelegt, jeder Gefühlsgehalt fehlte, und der Gesang war ausschließlich bestimmt, die Stimmittel der Sänger und Sängerinnen zu möglichst glänzender Entfaltung gelangen zu lassen. Deshalb waren auch die Komponisten ganz abhängig von den Götterlieblingslaunen der großen „Stars" geworden, und es ist bekannt, wie unendlich viel selbst Händel darunter zu leiden gehabt hat. Die italienischen Sänger erfreuten sich in allen Ländern Europas der größten Beliebtheit, und eine nationale Opernkunst im Gegensatze zur italienischen war damals unmöglich, ebenso wie der haute tragédie lange nicht die Vormachtstellung als klassisches Musterdrama bestritten werden konnte.

Hier setzte nun Glucks große reformatorische Tat ein. Er verschaffte sich vor allem einigermaßen interessante und wirksame Textbücher und suchte seine Musik nach Möglichkeit ihrem geistigen und seelischen Gehalte anzupassen. Seine Oper besteht nicht mehr aus willkürlich und sinnlos aneinandergereihten Bravourarien, sondern stellt eine fortlaufende, dramatisch motivierte, von innen heraus entstandene und innerlich empfundene Musik dar. Gluck mußte notwendig diese Entwicklung erleben, weil er eine musikalisch sehr produktiv veranlagte und sehr dramatisch empfindende Natur war, und sein siegreicher Kampf gegen seinen italienischen Nebenbuhler Piccini erläutert gewissermaßen auch symbolisch den gewaltigen Fortschritt seiner Kunst. Daß er freilich keinen kongenialen Textdichter gefunden hat, ist sein Verhängnis gewesen. Das geht — wie ich schon sagte — auch aus seiner „Iphigenia in Aulis" hervor.

Das Textbuch dieser Oper ist von du Roullet nach dem Trauerspielfragment von Racine bearbeitet, zeigt also ganz den Charakter der heroischen Tragödie. Glucks Musik entspricht im wesentlichen diesem Charakter und stellt die Vorgänge in starker dramatischer Steigerung bis zu dem prachtvollen Finale dar, da die Göttin Artemis in den Wolken erscheint und die todbereite Iphigenia zu sich nimmt. Dazwischen finden sich aber Konzessionen an den Zeitgeschmack, z. B. in der Einlage des Menuetts im ersten Akte, die die Stileinheit stören. Ganz anders ist es, wenn etwa Richard Strauß seine „Ariadne auf Naxos" von vornherein auf den Charakter eines Rokokosingspiels stimmt. Trotzdem übrigens wünsche ich das Menuett aus „Iphigenia in Aulis" ob seiner lyrischen Schönheiten keineswegs ungeschrieben.

Richard Wagner hat die Schwäche wohl erkannt und im Sinne seiner späteren musikdramatischen Reformation zu beheben gesucht. Was ihm freilich an einem ihm wesensfremden Werke wie einer Gluckschen Oper nicht möglich gewesen ist, hat er später in glänzender, für alle Zeiten vorbildlicher Weise in seinen eigenen Textdichtungen durchgeführt. Diese Errungenschaft ist das wertvollste Verdienst seines neuen Musikdramas. Gleichzeitig offenbart jedoch auch schon die Bearbeitung der „Iphigenia in Aulis" seinen fundamentalen ästhetischen Irrtum, dem er unterlegen ist, als er die Musik zu einem bloßen technischen Steigerungsmittel der dramatischen Wirkung erniedrigen und den „Sprechgesang" einführen wollte, diesen Begriff, der eine contradictio in adiecto enthält und also Nonsens ist. Der „Parsifal" ist ja auch der schlagendste konkrete Beweis für Wagners Irrtum geworden, die Musik der Idee des musikdramatischen Gesamtkunstwerks, die ihm vorschwebte, unterzuordnen. Gerade die Gluckschen Opernreform ist sich doch bewußt, im wesentlichen musikalischen Interessen zu dienen. Wer also heute die ideale endgültige Opernreform durchführen will, muß eine Persönlichkeit von der musikalischen Empfindungskraft eines Gluck und Mozart sein und sich die Errungenschaften des Wagnerschen Musikdramas zunutze zu machen wissen.

Digitized by Google

Randbemerkungen.

Abbitte an die sechs Gymnasialdirektoren.

(Zugleich ein offener Brief an das „Berliner Tageblatt".)

Scheußlich! Also mir ist etwas ganz Scheußliches passiert! Am 23. Mai habe ich in dieser Zeitschrift sechs Berliner Gymnasialdirektoren wegen ungewöhnlich verworrenen grammatischen Denkens verhöhnt, und nun erhielt ich nachstehenden Brief:

Berlin NW 6, den 7. Juni 1914.
Albrechtstraße 26.

Sehr geehrter Herr!

In Ihrem Aufsatze „Das Deutsch der Gymnasialdirektoren" -- Gegenwart 1914, Nr. 21 - , der mir nach Rückkehr von meiner Reise eben vor Augen kommt, unterziehen Sie auch meine angebliche „Antwort auf eine Rundfrage des Berliner Tageblattes" einer Besprechung. Ich stelle hiermit fest, daß ich der genannten Zeitung niemals eine schriftliche Antwort auf eine Rundfrage gegeben habe. Was dort als meine „Antwort" auf die „Umfrage" über den Extemporale-Erlaß zu lesen ist, gehört der Form und dem Inhalt nach einem Mitarbeiter der Zeitung an, mit dem ich mich in meinem Amtszimmer über jenen Erlaß auf seinen Wunsch unterhalten habe, ohne daß er während der Unterhaltung auch nur ein Wort sich aufschrieb. Ich lehne die Verantwortung ab, nicht bloß für die Form, sondern auch für den Inhalt seines Elaborats. Auch dieser entspricht in wesentlichen Punkten nicht meinen Ausführungen.

Sie entnehmen aus dieser Feststellung selbst, auf welcher Grundlage Sie das Gebäude Ihrer Schlußfolgerungen aufgeführt haben, und ich darf von Ihrer Loyalität erwarten, daß Sie hiervon der Redaktion und den Lesern der Gegenwart bei der ersten sich bietenden Gelegenheit Kenntnis geben werden.

Hochachtungsvoll
GRR. Dr. Trendelenburg.
Direktor des Friedrichs-Gymnasiums.

Nach Lesung dieses Briefes holte ich meinen „Gegenwart"-Aufsatz noch einmal aus der Mappe, in die er schon versunken war. Gerade von dem Verfasser dieses Briefes hatte ich folgendes geschrieben: „Im übrigen möchte ich im Deutschen dem Geheimrat Trendelenburg unter diesen sechs Herren noch die verhältnismäßig beste Zensur geben: Mangelhaft, teilweise genügend. Er ist sachlich bei weitem der Frischeste, das gibt auch ganz von selbst ein leichter fließendes, etwas schöneres Deutsch." Und der jetzt eingegangene Brief, der ja nun ohne Zweifel echt ist, ist schlechthin ohne Tadel! Sogar der Nebensatz: „mit dem ich mich in meinem Amtszimmer über jenen Erlaß auf seinen Wunsch unterhalten habe", für einen Brief ist auch diese kleine Präpositionensammlung durchaus schön genug. Freilich, freilich: dieser ganze Brief kann ja gewiß nicht etwa als der stilistisch normale Brief eines Gymnasialdirektors gelten, sondern es ist ein Brief an einen offenbaren Nörgler geschrieben. Und für den Druck. In dieser Angelegenheit! Also ist es ein Brief, der ganz gewiß die Arbeit eines stilistischen Goldschmieds leisten wollte. Immerhin muß ich zugeben und erkläre ich hiermit: Es ist ein Brief ohne Tadel und steht stilistisch sehr hoch über den sechs Umfrage-Antworten, die mich neulich in den ganz ungewohnten satirischen Harnisch brachten.

Als ich die eben angeführte kleine Präpositionensammlung abschrieb, raunte an meinem linken Ohr ein ungewöhnlich infamer Teufel: „Was wirst du diesen Geheimräten Abbitte leisten! Hast du das nötig?!? Hat nicht z. B. Trendelenburg ein Buch geschrieben: „Die Anfangsstrecke der Heiligen Straße in Delphi"? Das läßt du dir einfach aus der Königlichen Bibliothek kommen, und nach einer Arbeit von zwei Stunden stellst du ihm einen Strauß von sechshundert ganz sicher echten Stilblüten in sein Studierzimmer. Gymnasialdirektoren schreiben immer Stilblüten!" Aber ich habe das volle Tintenfaß meiner Entrüstung nach diesem Teufel geworfen: Wer Abbitte zu leisten hat, soll sich um diese Bitternis nicht drücken!

Also los!

Nur erst, dies ist mein gutes Verbrecherrecht, erst will ich noch versuchen, das Ausmaß meiner Schuld nach Kräften einzuschränken.

Wie schade, daß wohl einige meiner Leser die Abendausgabe des Berliner Tageblatts vom 28. März nicht mehr zur Hand haben! Aber ich werde nicht lügen, erstens um der sittlichen Weltordnung willen, dann aber auch, weil ja die nun anzugreifende Redaktion ganz sicher noch ein Exemplar hat.

Digitized by Google

Und nun kommt mein offener Brief an das Berliner Tageblatt:

Sehr geehrte Herren!

Sie haben diese sechs Antworten wörtlich angeführt, (unter uns Grammatikern gesprochen:) in der direkten Rede! Und hierdurch haben Sie unter allen Umständen den Schein erweckt, als ob Sie diese Antworten auch wörtlich besäßen, schriftlich oder vielleicht in Stenographie. Ich jedenfalls schwöre hiermit, daß ich beim Lesen nur an ein schriftlich vorgegangenes Rundschreiben gedacht habe. Auch waren die sechs Antworten eingerückt und in kleinerer Schrift gesetzt, so daß auch durch die Druckanordnung der vollkommene Anschein wörtlicher Zitate entstand.

Aber ich will auch sagen, was für Sie spricht. Es ist ein einziges kleines „e". Bei der Einführung des ersten Antwortgebers sagen Sie:

„Geheimer Studienrat Esternaux, Direktor des Königlichen Französischen Gymnasiums, führte aus:"

Und hier nun sitzt meine Schuld! Ich habe das „e" in dem Wort „führte" nicht beachtet. Das Imperfektum! Hätten schriftliche Ausführungen vorgelegen, so würde es hier sprachüblicher Weise geheißen haben „führt aus".

Dennoch sage ich auf die Gefahr einer Beleidigungsklage: In einem Artikel, der fast eine halbe Seite des B. T. einnimmt und weder in der Einleitung noch sonstwo die doch wahrlich wichtige Tatsache ausspricht, daß hier ein Interview und also eine Wertlosigkeit vorliegt, ist dieses einzige kleine „e" nur Hintertürchen. Ich sage aus inniger Ueberzeugung: Der Elaborator hatte den dolus eventualis, daß es ja eventuell nichts schaden könnte, wenn man diese sechs hochgestellten Opfer seiner Besuche für ganz eigentliche Mitarbeiter des Tageblatts hielte.

Bei mir wenigstens — ich schwöre — hat dieser dolus seine sündhafte Eventualabsicht glatt und vollkommen erreicht. Ingleichen bei einem mir befreundeten, gleichfalls gebildeten, Menschen, mit dem ich heute über die Sache sprach.

Und:

Hätte denn dieser Herr Elaborator nicht allermindestens z. B. sagen müssen: führte etwa folgendes aus? Freilich, dann hätte ich z. B. augenblicklich diese Lektüre abgebrochen, aber ehrlich, und also brav und wacker und schön, wären die Worte „etwa folgendes" hier doch eben gewesen!

Zu meiner weiteren Entschuldigung: Es gibt wirklich Gymnasialdirektoren, die verwachsenes Deutsch schreiben. Das meines im übrigen verehrten Erziehers und beinahe zweiten Vaters Hermann Peter auf St. Afra in Meißen war entsetzlich! Und ich könnte noch andere Beispiele von tüchtigen, aber für ihre Muttersprache fast organlosen Altphilologen nennen! Doch ich versichere nur und bitte um Glauben: Ich für meine Person habe an der Echtheit dieser scheußlichen Antworten nicht einen Augenblick gezweifelt.

Und nur hierauf kommt es ja heute an. Ich will abbitten, also das Ausmaß meiner Schuld muß vorher festgestellt sein.

Auch gehört es gewiß zur Sache, daß ich zuerst dem Berliner Tageblatt selbst mein Pasquill eingereicht habe, und ich erhielt es zurück ohne Aufklärung meines Irrtums. Die Redaktion kann auch nicht sagen: ‚Das Geschreib eines Skribifaxes wie Sie ist eben überhaupt nicht gelesen worden' — denn die gereimte harmlose Naturschilderung „Nach dem Gewitter", die ich im selben Umschlag Ihnen einreichte, haben Sie angenommen, mit sehr gütigen Worten.

Hier ist mein offener Brief zu Ende.

Und nur noch eins schicke ich meiner Abbitte voraus: Am Schlusse seines Briefes schreibt Geheimrat Trendelenburg: „Sie entnehmen aus dieser Feststellung selbst, auf welcher Grundlage Sie das Gebäude Ihrer Schlußfolgerungen aufgeführt haben" . . . (Ich will hierzu etwas Sachliches sagen, doch als ich eben diese paar Worte hinschrieb, war mir's, als wollte meine Feder nicht. Das „selbst" wollte sich durchaus gleich hinter „entnehmen" stellen. Und wie? „entnehmen"? Präsens? Mußte der Absender zum Empfänger nicht im

Digitized by Google

Futurum sprechen? „Sie selbst werden aus dieser Feststellung entnehmen"? Es ist — lateinischer Briefstil! Der Schreibende kriecht in die Zeitempfindung des Lesenden. Aus einer wohl gänzlich wertlosen Höflichkeit. Das ist undeutsch, auch in der Tiefe. — Doch nun das Sachliche:) Auf der „Grundlage" dieser sechs Antworten soll ich „das Gebäude meiner Schlußfolgerungen aufgerichtet" haben? Die einzig wichtige meiner „Schlußfolgerungen" war diese: Des Humanismus seliger Frühling ist seit dreihundert Jahren vorbei, er hat seine Mitarbeit an der Aufzucht des Menschengeschlechts im wesentlichen getan, und also ist es im Wettkampfe der Völker ein ernstes, schweres Unglück für das unsere, wenn unablässig viel Hunderttausende von Jungen, und zwar die geistige Blüte unseres Nachwuchses, jeder mehr als 7000 unersetzliche Jugendstunden an das Phantom vergeudet, ein halber, jammervoller Altphilolog zu werden. Für diese Tausend-Zentner-Schlußfolgerung aber habe ich das schlechte Deutsch dieser sechs Antworten doch nicht etwa als die einzige „Grundlage" angeführt, sondern ich habe trotz aller Eile meines kleinen Gelegenheitsaufsatzes doch auch z. B. daran erinnert, daß die wichtigen antiken Schriftsteller wohl nun sämtlich entdeckt, erläutert und übersetzt sind, ferner daran, daß Geistesfreiheit, Erkenntnis, vollendete Künste, kurz alle hundert Hochbilder des Menschenwollens vor uns leuchten, keins hinter uns, und wer die Nr. 21 der „Gegenwart" etwa noch hat, den bitte ich, sich doch einmal selbst zu überzeugen, ob meine Schlußfolgerungen auch nur im entferntesten so klingen, als ob ich nur auf Grundlage dieser sechs Antworten das Gebäude dieser Schlußfolgerungen in aller Eile aufgeführt hätte. Dieser Zeitungsartikel war eben nicht „Grundlage" (in diesem Worte sitzt die Advokaterei, sitzt das Gespenst des Cicero), sondern Anlaß. Höchst äußerlicher Tagesanlaß. Bei dem eine zehn- oder zwölfjährige schwere Sorge für unser Volk mal wieder laut wurde.

Trotzalledem:

Ich erkläre hiermit, daß diese sechs Gymnasialdirektoren für das Deutsch dieses „Elaborats" nicht haften, und ihnen persönlich bitte ich demnach all meine unangebrachten Späße und mein ganzes würdeloses, respektloses und abscheuliches Geschreib hiermit öffentlich ab, in Reue und in Zerknirschung.

Dr. Walter Harlau.

Wohnungskunst.

Die neue deutsche Wohnungskunst, die, durch englische, belgische und japanische Vorbilder angeregt und vielfach gefördert, im Laufe der letzten Jahrzehnte immer entschiedener zu einer nationalen Angelegenheit geworden ist, bedeutet zunächst und zuletzt einen Sieg der Wahrheit. Die moderne kunstgewerbliche Bewegung hat einen durchaus protestantischen Zug. Sie hat mit den protzenhaften Kulissenkünsten der Gründerzeit aufgeräumt und ganz neue Schönheitsideale aufgestellt. Der kalten Pracht der Renaissance, der pathetischen Prunksucht des Barock und den koketten Tändeleien des Rokoko den Krieg erklärend, haben die Vorkämpfer des „neuen Stils", van de Velde, Pankok, Obrist, Olbrich, Riemerschmid und andere, mit heiligem Eifer dahin gestrebt, daß die Wohnungsausstattung unmittelbar aus den positiven Bedürfnissen hervorwachse und sich den natürlichen Bedingungen des zur Verwendung gelangenden Materials unterordne.

Was im Anfang überrascht und fast revolutionär gewirkt hat, beginnt heute schon Gemeingut und Gemeinplatz zu werden. Die heutige Möbelfabrikation geht durchweg von der Forderung aus, daß jeder Teil des Hausrats aus echtem Material hergestellt sei und unverhohlen seinem Gebrauchszweck diene. „Neckische" Verschleierungen und Täuschungsversuche gelten als geschmacklos. Klar und unumwunden sage uns der Eichenschrank: Ich bin ein Eichenschrank! und sage uns das Tintenfaß: Ich bin ein Tintenfaß!

Laut ertönt der Kampfruf: „Los vom Ornament!" Weg mit den üblen Palastreminiszenzen und all dem „stilvollen" Ausstattungsunfug! „Supraporten", vergoldete Stuckverzierungen, Muschelaufsätze, Portieren mit nägelstarrenden Streitkolbenköpfen, Makartbuketts, Majolikakrüge, Vasensäulen, bronzierte Gipsplastiken, alles, was irgendwie dreht und deutelt und sich schlängelt, anstatt offen und pünktlich seiner praktischen Bestimmung

Digitized by Google

zu entsprechen, oder als „Staubfänger“ sozusagen nur Maulaffen feilhält, ist heute verpönt. Wir sind Diener der Wahrheit, Liebhaber der zweckvollen Einfachheit und der vornehmen Solidität!

„Erlöse uns von dem Ornament; denn es ist das Uebel.“ So flehen heute Besteller und Handwerker den entwerfenden Künstler an. Und zwar möchten sie von dem Ornament utriusque formae erlöst sein; von dem schweren „altdeutschen“ Schmuck so gut wie von den albernen Schlangenlinien des „Jugendstils“ und dem preziösen Zierat der „Sezession“. Denn beides ist eine Bevormundung, ein störendes Geräusch, und schiebt sich als eine Scheidewand gleichsam zwischen die Wohnung und ihren Besitzer.

Freilich, der anfangs mit einseitiger Erbitterung geführte Kampf gegen das Ornament nimmt neuerdings mildere Formen an. In kahlen Wänden, von mathematisch regelrechten Möbeln umgeben, fühlt der Mensch sich nicht wohl. Die ihm eingeborene Schmuckfreude läßt sich nicht völlig unterdrücken. Sie lehnt sich auf gegen den ornamentlosen, den schrecklichen Stil und hat Sehnsucht nach reizenden Linien und heiteren Farben. Aber der grundsätzliche Gewinn der kriegerischen Bewegung ist und bleibt der, daß man sich heute bei der Innendekoration einer gewissen Vorsicht befleißigt und dem „ewigen Gesetz der vernunftgemäßen Schönheit“ gehorcht.

Das Problem der Wohnungskunst ist viel zu verwickelt, als daß es im Rahmen eines einzigen Aufsatzes erschöpfend behandelt werden könnte. Nicht nur ästhetische, auch soziale und wirtschaftliche Fragen von erheblicher Tragweite kommen dabei in Betracht. (Man denke an die Dresdner Kunstgewerbe-Ausstellung 1906, an den im folgenden Jahre gegründeten Deutschen Werkbund, an die zahlreichen kunstgewerblichen Schriften und Vorträge von Fachleuten, Dichtern und Politikern!) Noch steht es dahin, ob unsre Raumkunst ein völlig eigenes Antlitz gewinnen und etwa einmal europäische Bedeutung erlangen wird. Noch ist es zweifelhaft, ob wir, nachdem wir eine eigene Literatur, eine eigene Wissenschaft, eine eigene Politik, eine eigene Metallindustrie geschaffen haben, auch eine eigene Gewerbekunst hervorbringen werden. Wer weiß, was in der Zeiten Hintergrunde schlummert?

Zunächst interessiert uns die Gegenwart. Die aktuellen Wünsche müssen befriedigt, die vorliegenden Zustände geprüft und — gebessert werden. Denn es läßt sich nicht leugnen, daß wir trotz all der schönen Zimmerentwürfe von Peter Behrens und Kolo Moser noch weit von dem Ziel entfernt sind. Viele begreifen noch immer nicht recht, worauf es bei der Einrichtung und Ausstattung einer Wohnung eigentlich ankommt. Sie vermeiden pflichtschuldigst das Renaissancekraftmeiertum und verschreiben sich der Sezession als der eben herrschenden Mode. Früher hat man sich „altdeutsch“ eingerichtet, jetzt richtet man sich „neudeutsch“ ein, sagt der Möbelhändler, und der Mann muß es doch wissen! Also! Das Wesentlichste ist aber, daß die Wohnung jeweils Ausdruck und Spiegel einer kultivierten Persönlichkeit sei. (Der Philister bleibt in seiner sezessionistischen Wohnung doch, was er ist; der Kostümwechsel allein macht es nicht!) Man soll nicht einfach mitlaufen und nachbeten, sondern nach eigenem Geschmack wägen und wählen. Man soll auch die historischen Stile nicht blindlings verdammen. In der Biedermeierei, an die unsere Wohnungskünstler ja gern anknüpfen, steckt beispielsweise viel anheimelnde Poesie. Geblümte Tapeten, ein Rokoko-Schreibtisch oder exzentrisch geschweifte Chippendale-Stühle können sich in einem Damenzimmer entzückend ausnehmen. Freilich, das persönliche Wesen des Bewohners muß hier stets den Ausschlag geben. Frauen, die äußerlich und innerlich an Dürers und Thomas Bildnisse gemahnen, werden nur in einer „gemütlichen“ Häuslichkeit gedeihen können. Der Arbeiter wird naturgemäß anders wohnen als der Großkaufmann, der Bauer anders als der Literat. Soziale Stellung und seelische Beschaffenheit, das sind die beiden entscheidenden Faktoren. Jeder mag in seiner Behausung nach seiner Fasson selig werden. Aber wir möchten, daß er tatsächlich irgendwie selig werde. Darum fordern wir, daß ein jeder, so gut er es vermag, zur Ausrottung der beiden schlimmsten Kulturfeinde, der Trägheit und des Snobismus, beitrage. Der Träge und der Snob, das sind recht eigentlich die Verbreiter des Trübsinns und der Dunkelheit auf dieser Erde!

Es lassen sich allerhand nützliche Ratschläge für die Ausstattung der Mietwohnung geben.

Digitized by Google

(Ich erinnere z. B. an das Reclam-Bändchen von Jos. Aug. Lux: „Die Kunst im eigenen Heim".) Aber diese Ratschläge deuten nur die Richtung an. Die Hauptsache bleibt dem Urteil und der Wahl des einzelnen Menschen überlassen. Er möge sich, nachdem er sich über den allgemeinen Stand der Dinge Klarheit verschafft hat, mit Bedacht das ihm Gemäße aussuchen, möge sich nötigenfalls seine Möbel nach eigenen Entwürfen von einem Kunsthandwerker bauen lassen. Seine Wohnung sei nicht von vornherein „fertig", bestehe nicht aus lauter vom Fabrikanten gelieferten „Musterzimmern", sondern sei ein langsam gewachsenes, rhythmisch bewegtes, organisches Gefüge. Auf „Stilreinheit" und ähnliche dogmatische Forderungen kommt dabei fast gar nichts an. Die Wirkung entscheidet; der Zusammenklang, das auf dem Walten der souveränen Persönlichkeit beruhende Wunder der Harmonie!

Es können keine Gebote aufgestellt werden: Du sollst dieses tun und jenes unterlassen . . . Wir wollen ja kein starres System, kein Schema F!

Die Bautätigkeit der Großstadt ist noch immer einem banausischen Unternehmertum fast schutzlos preisgegeben, und auf irgendwie künstlerisch wirkende Miethäuser und Straßen haben wir beinahe schon verzichtet. Keine Sentimentalität! Draußen herrsche kunstlose Kahlheit und — wohl oder übel — das barbarische Reklamewesen, aber im Innern unserer Häuser wohne der Friede, winke Erholung und erlabe uns reines Menschentum! Unsere Wohnung sei unsere Zuflucht und unser Trost. Sie sei durch tausend Fäden mit den Geheimnissen unseres Herzens verbunden, sei gleichsam unser sichtbar gemachtes, Objekt gewordenes Ich. Darum schließen wir sie durch dicke Mauern gegen die brutale Außenwelt ab und behüten sie als unser eigentlichstes und wertvollstes Eigentum. Leider gelangen unsere Wohnräume — in der betrübenden Mehrheit der Fälle — nur durch Mietvertrag und auf unbestimmte Dauer in unseren Besitz. Um so leidenschaftlicher klammern wir uns, arme Kinder einer ruhelosen Zeit, an das gefährdete Glück!

Hans Harbeck.

Neue Bücher.

Hanns Heinz Ewers, „Mit meinen Augen". Fahrten durch die lateinische Welt. (München und Berlin bei Georg Müller.)

Das vorliegende Buch ist zum ersten Male bereits vor fünf Jahren erschienen. Heute liegt eine prachtvolle neue Ausgabe vor, die vom Verleger hervorragend ausgestattet ist und schon äußerlich durch die famose Titelzeichnung von Ilna Ewers-Wunderwald und durch die 46 wertvollen Bildbeigaben nach Originalaufnahmen des Malers Albert Hubert besticht. Der Verfasser ist ein echter Weltmann und dadurch als Genießer und Schilderer von Reiseerlebnissen ganz besonders befähigt. Er versteht es, selbst in dieser anscheinend nur objektiv zu behandelnden Materie, seine Persönlichkeit in den Vordergrund zu stellen. Gerade dadurch ist sein Buch besonders reizvoll, daß er keine trockenen Berichte, kein nüchternes Tatsachenmaterial gibt, sondern die subjektiv gefärbten, sehr lebendigen Eindrücke, die er mit seinen Augen — daher der Titel — wahrnimmt. Dazu kommt, daß gerade die von ihm durchreisten Länder — Spanien, der Golf von Neapel, Haiti, Mexiko, Westindien und ganz Südamerika — eine besonders reiche Fülle des Sehenswerten und Fesselnden bieten, und speziell die eingehenden Schilderungen von Mexiko müssen heute dem stärksten Interesse begegnen. Ewers hat ein sehr feines Organ für die Eigenarten und Reize fremder Länder und Völker, und seine anschauliche, geistreiche und stimmungsvolle Darstellung, die sich gelegentlich sogar auch in schönen Sonetten Ausdruck schafft, machen sein Buch zu einem wichtigen Kulturdokument. W. B.

Herausgeber: Dr. Heinrich Ilgenstein und Dr. Wilhelm Bolze. — Verantwortlich: Dr. Wilhelm Bolze, Charlottenburg, Friedbergstr. 18. — Verlag: Die Gegenwart G. m. b. H., Berlin W. 15, Meinekestr. 25. — Verantwortlich für die Inserate: Franz Rausch, Berlin W. — Druck und Postvertrieb: Paß & Garleb G. m. b. H. Berlin W. 57.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google